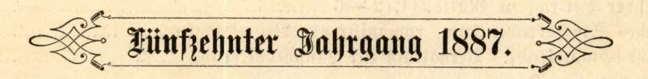


Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.



St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1887.

Inhalts-Verzeichniß.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. Januar 1887. Nro. 1.

Vorrede.

Matth. 13, 52.

Es ist diese Vorrede bereits die fünfzehnte, die zur Theologischen Zeitschrift unserer Synode geschrieben werden muß, und ist insofern gewiß nichts Neues mehr. Ebenso wenig sind die Ziele und Grundlagen der Zeitschrift andere geworden, oder derartig wechselnde, daß es nöthig wäre die Leser derselben jedesmal an Neujahr darüber zu orientiren, ob und in wie weit die alten Grundlagen verlassen werden sollten, und welche neuen und besonderen Ziele im bevorstehenden Jahre verfolgt werden müßten.

Nun ist aber jenes Verlangen, welches in der Apostelgeschichte als hervorragende Eigenschaft der Athener bezeichnet wird, nämlich immer wieder Neues hören zu wollen, heutzutage ganz allgemein geworden, so daß eine „Zeitschrift," die nicht immer wieder Neues brächte, bald ihres Namens unwürdig erklärt würde. Man will heutzutage nicht blos immer wieder etwas neues, sondern immerwährend das neueste haben. Niemand wird leugnen wollen, daß ein solches Begehren Zeichen eines ungesunden Zustandes ist; wenn man aber meinen wollte, man handle dieser Zeitströmung gegenüber nur dann richtig, wenn man nur für Wiederherstellung von Dingen arbeite, deren Grundlagen durch die Stürme und Ströme der Zeitereignisse unterwühlt, ja zerstört worden sind, so wäre das gewiß nicht richtig, auch wenn es mit noch so großem Schein der Weisheit geschähe.

Ebenso wenig wäre es richtig, alles Alte, das nicht im Widerspruch mit der Gegenwart steht, festhalten zu wollen, und alles Neue anzunehmen, was der Zeitgeist fordert und die Zeitströmung herführt. Das ist zwar auch Weisheit, aber es ist die Weisheit dieser Welt und vor allem der Obersten dieser Welt. Gerade deßwegen stehen sie oben und kommen sie oben an, weil sie es verstehen den Forderungen des Augenblicks Rechnung zu tragen und die Mittel des Augenblicks zu benützen. Rom hat das in jüngster Zeit meisterlich verstanden, und scheint in Beziehung auf seine zeitlichen Interessen sehr gut dabei gefahren zu sein. Indeß werden wir es nicht darum beneiden. Der Apostel charakterisirt diese Weisheit und ihre Träger mit dem einen Wort: „sie vergehen." Thorheit wäre es diese Art Weisheit zum höchsten Ziel unseres Strebens zu machen. Was wir auch von solcher Weisheit aufbieten könnten und manchmal wie der Apostel 2. Kor. 11 aufbieten müssen, bleibt, weil es nur zeitlichen und vorübergehenden Zwecken dient, werthlos.

Sollte aber das Richtige vielleicht jene kühl zuwartende Gamaliels-Weisheit sein, die allem Neuen gegenüber nichts hat als das Wort: Ist das Werk von Menschen, so wird es von sich selbst untergehen, ist es aber von Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen. Es stünde uns schlecht an über diese Weisheit zu spotten, denn auch der Prophet Jeremias hat sie dem falschen Prophetenthum seiner Zeit auch entgegen gehalten mit den Worten: „Wenn ein Prophet vom Frieden weissagt, den wird man kennen, ob ihn der Herr wahrhaftig gesandt hat, wenn sein Wort erfüllet wird." Diese Weisheit macht wenigstens klug und bedachtsam, so daß man das Alte nicht schon deßwegen, weil es alt ist, als veraltet ansieht, und das Neue nicht schon deßwegen, weil es neu ist, als verfehlt betrachtet. Sie ist nicht ferne vom Reiche Gottes, indem sie wenigstens davor bewahren kann, wieder aufzubauen, was man schon einmal selbst niedergerissen hat, Gal. 2, 18, und ebenso davor, daß man nicht leichtsinnig oder nachgiebig das Alte auflöst, anstatt auf seine Erfüllung hinzuarbeiten.

Gleichwohl reicht für die Arbeit eines evangelischen Theologen — und ein rechter Theologe, oder wie der Herr sagt: ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt, soll ja jeder evangelische Pastor, ja jeder evangelische Christ sein — diese, im guten Sinne philosophische, Weisheit nicht aus. Er bedarf vielmehr einer Weisheit, die nur von Christo kommt, vermöge der er aber sowohl beim Alten wie beim Neuen das Unhaltbare vom Unauflöslichen, das Vergängliche vom Unvergänglichen, das Irdische vom Ewigen zu unterscheiden vermag und sich darum auch trennen kann von Allem, was dem Tode verfallen ist, gemäß dem Worte des Herrn: Laß die Todten ihre Todten begraben; gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes. Durch diese Erkenntniß wird der Christ vor der Versuchung bewahrt, das Alte, dessen Zeit vergangen ist, durch Flickwerk, das aus der Zerstücklung des Neuen gewonnen wird, erhalten zu wollen, oder das Neue durch Einfassen in die Form des Alten als Altes einzuführen und den Menschen annehmbar zu machen.

Denn überall, wo Leben vorhanden ist, da ist auch Altes und Neues, aber nicht zerstückelt und an einander geflickt, sondern derart, daß das Alte die Grundlage des Neuen bildet und das Neue als die Frucht des Alten sich darstellt. Gleichwohl ist es eine und dieselbe Lebenskraft, die in beidem wirksam ist. Das Samenkorn, das nicht lebendig wird, es sterbe denn, trägt in sich die lebendige Kraft, welche aus sich selbst heraus das Neue zum Aufgehen, Wachsen und Fruchttragen bringt. Der lebendige Same bleibt ewig, er ist das Alte, der sich immer wieder erneuert. Das Reich Gottes ist das Aelteste; es ist bereitet seit Grundlegung der Welt, aber auch das Neueste, denn es kommt erst dann völlig zur Erscheinung, wenn das Wort erfüllt ist: Siehe, ich mache Alles neu. Dieser Eigenschaft des Reiches Gottes entspricht auch diejenige Schriftgelehrsamkeit, von welcher der Herr an unserer Stelle redet und der auch unsere Zeitschrift dienen soll. So wie das Himmelreich Altes und Neues in sich faßt, so auch der Schatz der Erkenntniß dessen, der zum Himmelreich gelehrt ist. Es kommt nur darauf an, welcher Art sowohl das

Alte wie das Neue angehört. Das Alte, das der Herr als der größte aller Schriftgelehrten zum Himmelreich gelehrt, hervorgebracht hat, war eben das, was trotz seines Alters noch nicht veraltet war und nicht veraltet, bis daß Himmel und Erde vergehe. Es sind die von Gott selbst gelegten Lebensgrundlagen in der von Gott geschaffenen Kreatur und dem von Gott gegebenen Gesetz.

Gegenüber einer zügellosen Lust und unbeugsamen Herzenshärtigkeit, die sich für ihr Thun noch auf den Buchstaben des Gesetzes berief, weist der Herr auf das allerälteste, auf den Anfang der Kreatur hin. Gegenüber aller heidnischen Weltsorge zeigt der Herr, daß keine menschliche Kunst der göttlichen Kraft und keine menschliche Vorsorge der göttlichen Vorsehung gleichkomme, indem er auf die Lilien des Feldes und die Vögel des Himmels hinweist, die vor dem Menschen schon da waren.

Wir haben aber auch als Christen und christliche Theologen heute noch die Gelegenheit und die Verpflichtung, den Menschen, die aus Lust an der Sünde die natürlichen Ordnungen und Verhältnisse ins widernatürliche verkehren, oder aus Genußsucht und Eitelkeit ins unnatürliche verfeinern, die natürliche von Gott geschaffene Ordnung der Dinge vor Augen zu stellen; ebenso denen, welche da meinen es sei alles erlaubt, wozu man die Macht und die Mittel, die Wege und den Willen habe, das alte göttliche Gebot gegenüber zu halten, damit sie daran erinnert werden, daß Gott die von ihm gegebene Lebensordnung so wenig ungestraft überschreiten läßt, als die von ihm geschaffene Naturordnung.

So wie aber der Herr mit seiner Verheißung des Himmelreichs für solche, die man in der Welt nicht mehr dulden wollte, mit seiner Versicherung der Sündenvergebung, für solche, welche die Welt verurtheilt hatte, mit seinem Evangelium für die Armen etwas Neues hervortrug, so hat auch jeder, der als Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt wirken will, stets Neues aus dem Schatze seiner Erkenntniß hervorzubringen. So wie die Sonne jeden Tag neues Licht spendet, so wie die lebendige Quelle immer frisches Wasser giebt, so gilt es auch immer wieder, das Wort der Schrift als das rechte Oel einzugießen in die Lampe der christlichen Erkenntniß, damit es wirklich ein Licht auf unserem Lebenswege werde und immer wieder um den göttlichen Geist zu bitten, daß er sich immer wieder neu erweise als der Strom des Lebenswassers, der von denen ausgeht, die an den Herrn glauben.

Gerade durch diese tägliche Erneuerung sollen wir auch allen den Veränderungen und Umwandlungen in der Welt gegenüber geübte Sinne bekommen zur Unterscheidung des Guten und Bösen, damit wir weder in der Finsterniß dieser Welt blind, noch von ihrem trügerischen Scheine geblendet werden. Nur in diesem Falle können wir uns davor hüten, daß wir einerseits die Unschuldigen nicht verdammen (Matth. 12, 7), andererseits uns aber auch nicht blindlings von Blinden leiten lassen, die da haben einen Schein der Weisheit (Col. 2, 23).

Es fehlt heutzutage weder im weltlichen noch im kirchlichen Leben an ge-

waltigen Erscheinungen, die nicht bloße Wiederholungen des schon einmal dagewesenen, sondern in vieler Beziehung neu sind. Diesen gegenüber muß sich die theologische Erkenntniß als die rechte auch dadurch erweisen, daß sie einerseits sich die Wahrheit nicht entreißen läßt, weil sie eben alt ist, andererseits sie aber auch nicht mißkennt oder gar verwirft und bekämpft, da wo sie in neuer Form und frischem Gewande erscheint, oder sie gar ausrotten will, weil ihre Frucht noch nicht gereift ist. Das Reich Gottes kommt zwar nicht ohne unsere Arbeit, aber auch nicht durch dieselbe, sondern durch die Kraft des göttlichen Lebens. Da geht auch manches Samenkorn auf und wächst, daß wir nicht wissen noch verstehen, wie es geschehen ist, auch nicht wahrnehmen, wann es geschieht. Das, was sich zeigt in dem Acker der Welt, ist auch nicht gleich der volle Weizen, sondern es ist das Gras, der Halm und die Aehre; Dinge, die nur kurze Zeit als Vorstufen des bleibenden ihre Bedeutung haben, aber eben deßwegen auch wieder abgethan werden müssen. Da gilt es nicht voreilig zu sein das unreife auszuraufen, aber auch nicht lässig zu sein, die Ernte einzusammeln. Da findet sich Altes und Neues in einander; die Frucht ist neu und doch ist es nur der alte Same, der zur neuen Frucht gereift ist. Beides sollen wir haben, den alten unvergänglichen Samen des göttlichen Wortes und die in stetiger Erneuerung des Sinnes gereiften Früchte des Geistes, beides sollen wir nicht blos spärlich, sondern reichlich haben, so daß wir stets hervorbringen können Altes und Neues als Schriftgelehrte, die zum Himmelreich gelehrt sind.

Pastorale Fragen.

Eingesandt von P. Fr. Pfeiffer.

I. Des Pastors Ideal.

Wir sprechen hier zu Pastoren, und reden mit ihnen gerade in Beziehung auf das Amt eines Pastors, nicht das eines Predigers. Die beiden Aemter sind ja in der Wirklichkeit selten, wenn überhaupt einmal getrennt. Wir dürfen jedoch in unsern Gedanken darüber und im Reden davon sie auseinander halten. Wir wollen das Predigtamt durchaus nicht herabsetzen, wenn wir in einzelnen Artikeln das pastorale Amt besonders hervorheben und besprechen. Indem wir dieses thun, können wir zuversichtlich uns der Hoffnung hingeben, daß jeder Diener am Worte Gottes ein besserer Prediger wird, der durch unsern Einfluß in irgend einem Grade ein besserer, tüchtigerer Pastor wird.

Eines Menschen Ideal ist eine große Macht, beständig in der Arbeit der Ausbildung des Charakters begriffen zur endlichen Bestimmung der Laufbahn. Das ist der Fall, selbst dann, wenn das Ideal nur in schwachen Umrissen, fast unbewußt, vor dem Geistesblick des Menschen steht. Viel mehr aber ist das da der Fall, wo das Ideal dem Gemüthe stets gegenwärtig ist, wenn in ausgeprägter Gestalt es unserm Geiste vorschwebt, wenn es dem Nathan gleich, unser Gewissen zum Richter über uns erweckt, oder dem Paulus gleich, unsern Willen zum ernsten Streben ins Feld ruft.

Jedes Menschen Ideal ist in steter Entwicklung und Umbildung begriffen. entweder nach oben hin und damit höher, oder nach unten und damit niedriger, denn wir bleiben nicht dieselben, nicht einmal von einem Tag zu dem andern. Wir werden verklärt von einer Herrlichkeit zur andern in wachsthümlicher Assimilation mit unserm Ideal, vorausgesetzt, daß dasselbe ein höheres, erhabenes ist. Du erfährst ebenso unausbleiblich die gegentheilige, abwärts gehende Umbildung, wenn dein Ideal der Art ist.

Wie unsere eigene Entwicklung gewaltig beeinflußt wird von dem Ideal, nach dem wir uns bilden, so wird umgekehrt auch unser Ideal beeinflußt von unserm Leben. Je edler du bist, desto edler wird auch das Ideal sein, an dem du deine Augen mit Entzücken weidest. Ein gemeiner Mensch kann unmöglich auf die Dauer ein herrliches Ideal anschauen, ohne dasselbe zu beflecken. Selbst sein übelriechender Athem wird das ätherische Bild verdunkeln. Anderseits wird jedes Wachsthum deiner selbst in Reinheit und Gottgemäßheit dich fähiger machen, klarer und völliger die Lineamente eines reinen und erhabenen Ideals zu erkennen. Die Wechselwirkung des Einflusses ist eine vollkommene, der Einfluß des Ideals auf dich und dein Einfluß auf dein Ideal. Beide, du und dein Ideal, erheben sich und fallen gleichzeitig.

Woher nimmst du dein Ideal? Hast du es von dir selbst? Das heißt, bist du dein eigener Erlöser? Hast du es von deinem Mitmenschen? Das heißt. kann einer deiner Nebenmenschen irgendwie dich erlösen? Es giebt für uns nur eine zuverlässige Bezugsquelle eines Ideals. Dein Modell muß dir gezeigt werden — vom Himmel.

„Er ist umhergezogen und hat wohlgethan.“ Das ist die kurze, alles in sich fassende Beschreibung von Christi pastoralem Dienst auf Erden. Könntest du etwa eine bessere Bezeichnung finden für dein pastorales Amt? Die Sphäre deines Umherziehens ist begrenzt durch die Grenzmarken deiner Gemeinde. Diese Gemeinde hat aber in gewissem Sinne auch elastische Grenzen, die dehnen sich manchmal bis an die Enden der Erde aus. „Wer ist mein Nächster?“ fragte ein Schriftgelehrter den Herrn Jesum! Die gegebene Antwort stellte die Wahrheit ins hellste Licht, daß jeder Mensch, den wir mit unserer Hülfe erreichen können, unser Nächster ist. So umschließt in gewissem Sinne unsere Gemeinde alle, denen wir mit Gutesthun dienen können, Im engeren Sinne jedoch umschließt sie alle die Seelen, die zu unserer sonntäglichen Gemeinde sich halten. Für diese Seelen bist du in ganz besonderem Sinne Pastor. Diese bilden den Kreis, innerhalb dessen du umherzugehen hast, um wohlzuthun.

Die Idee der Bewegung liegt nothwendig eingeschlossen in der Bezeichnung „Er ist umhergezogen,“ mit der Jesu pastorales Wirken beschrieben wird. Er hatte ja nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Mit dir steht es anders. Du hast ein Heim. Deine pastorale Thätigkeit kann vorsichgehen, auch wenn du vom Ausgehen in deinem Heim ruhst. Du kannst häufig Gutes thun, und zwar als Pastor, ohne umherzugehen. Immerhin darf die Idee der Bewegung von der normalen Arbeit eines christlichen Pastors nicht abge-

trennt werden. Du darfst kein Fixstern sein für deine Leute, um den herum sie sich zu bewegen haben. Du mußt dich vom Dreifuß losreißen und umhergehen, das gehört mit zum Beruf eines Pastors, eines Hirten der Schafe.

Wie viel sollst du umhergehen? Eine absolute Antwort kann darauf nicht gegeben werden. Alles richtet sich hier nach den obwaltenden Verhältnissen. Du sollst soviel umhergehen, als nothwendig ist, um das dir mögliche Gute zu thun. Keiner deiner Mitbrüder kann ja über das „Wieviel" dieser ganz besonders pastoralen Thätigkeit dein Berather und dein Richter sein. Du mußt ganz allein die Verantwortlichkeit richtiger Beurtheilung deiner Thätigkeit auf dich nehmen. Die dabei zu beobachtenden Punkte sind: 1. Den richtigen Maßstab, das ist das rechte Ideal zu haben, daran du dich missest, und 2. im Messen deines eigenen Charakters an deinem Ideal unerbittlich streng und gerecht gegen dich selbst zu sein.

Es ist möglich, daß du als Pastor über das Maß dich anstrengst. Die allgemein gültige Regel für allen Verbrauch persönlicher Kraft lautet: Gieb jeden Tag nicht mehr aus, als du einnimmst. Diese Regel läßt sich allgemein auf alle Menschen, und auf die meisten Verhältnisse anwenden. Ausnahmen kommen ja immer vor, die hier aber nicht in Betracht zu ziehen sind. Es ist möglich, daß du deine Kraft für pastorale Arbeit reducirst durch übermäßige Anwendung nach andern Richtungen. Schauen wir der Wahrheit offen ins Auge. Frage dich: Bin ich gegenwärtig übereifrig im Umhergehen, um Gutes zu thun? Antworte gewissenhaft und handle in Uebereinstimmung mit der Antwort. Die Wahrscheinlichkeit wird sich herausstellen, daß du dir selbst gestehen mußt: „Ich könnte mehr umher gehen; immerhin könnte ich umher gehen mit mehr Verlangen, wohl zu thun!"

Gedenke, daß am Tage des Gerichts die Pastoren nicht gefragt werden: Hast du so viel pastorale Arbeit verrichtet, als deine Gemeinde von dir erwartete? auch nicht: Hast du so viel pastorale Arbeit vollbracht wie andere Pastoren? — sondern die Frage wird dir vorgelegt werden: Hast du so viel pastorale Arbeit gethan, als du im Einklang mit deinen andern Pflichten thun konntest?!

Der Pastor, der dein Ideal sein muß, sagte zu seinem Vater: „Ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte!"

II. Das eigentliche Ziel des Pastors.

Es ist für den Pastor, wie für den Prediger von der größten Wichtigkeit, daß er ein bestimmtes Ziel im Auge habe. Ziellose pastorale Arbeit ist überhaupt keine pastorale Arbeit. Ein bloses Umhergehen, um seine Leute zu sehen und nach ihrem Ergehen zu fragen, entspricht dem Namen eines „pastoralen Besuches" durchaus nicht. Umhergehen, um wohl zu thun, füllt den pastoralen Besuch auch noch nicht aus. Das Gute, das gethan werden soll, muß klar und bestimmt von der Erkenntniß und dem Willen des Pastors erfaßt sein.

Aber, lautet eine ganz natürliche Frage, ist die Arbeit des Pastors nicht

eine vielfache? Jawohl, sehr verschieden in der Form, gerade so verschieden als der Form nach auch die Bedürfnisse der Menschen verschieden sind. Es gibt aber kein menschliches Bedürfniß, das nicht schließlich reduzirt werden könnte auf die eine Hauptsache, Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes. Wir meinen damit, daß wenn die Menschen überall und zu aller Zeit ihren Charakter und ihr Betragen in völligen Einklang mit dem Willen Gottes brächten, würde es ihnen überall und zu jeder Zeit an keinem wahren Gute fehlen, das ihr Bedürfniß erheischt. Erfasse diesen Grundgedanken mit ganzem Herzen, bewege ihn immer wieder neu in deinem Gemüthe, laß ihn dir jeden Morgen neu werden, mache ihn zur treibenden und leitenden Kraft in deinem Leben, — und ein heilsamer Einfluß wird deine ganze pastorale Arbeit fruchtbarer machen, als du dir je vorstellen kannst.

Denn du wirst dann sofort zu dir selbst sagen: „Wenn das wirklich so ist, wenn das dringendste Bedürfniß für Menschen ihre Einigung mit Gott in Wesen und Wille ist, dann hat meine Arbeit als Pastor ein sehr einfaches Ziel. Dann ist meine Aufgabe, so viel als mir möglich ist, die Seelen meiner Gemeinde zur Einigung mit Gottes Willen zu führen. Alles, was ich unternehme und thue, muß darauf hinstreben, daß ich auf alle mir mögliche Weise wohlthätig wirke, ist ja selbstverständlich ein Theil jener universalen menschlichen Einigung mit Gottes Willen, die herbei führen zu helfen, der einzige selige Zweck meines Lebens ist. Wie beglückend und entzückend, wohlthätig zu sein! Dieser hohe und heilige Gedanke sei meine stete Begleitung und Begeisterung.

Außer diesem täglichen Ergötzen, mit dem deine ganze pastorale Arbeit durchwürzt wird, wirst du auch die unbeschreiblich stärkende und veredelnde Einwirkung eines bestimmten und erhabenen Zieles erfahren. Auch der geringste Dienst von deiner Seite an Andern wird verklärt durch das lebhafte Bewußtsein, das sich beständig erneut: „Auch dies ist nothwendig zur Vervollständigung des einen großen herrlichen Gotteswerkes, der Erfüllung des vollkommenen Gotteswillens."

Aber außer dieser Konformität mit Gottes Willen, die du durch deine wohlthuende Wirksamkeit als Pastor erlangst, sollte deine Wohlthätigkeit so eingerichtet werden, daß sie das bestimmte Ziel im Herzen und Leben deiner Pfarrkinder nicht verfehlt, sondern erreicht — Einigung mit Gottes Willen. Niemals entgehe dieses eigentliche Ziel deines pastoralen Amtes deinem Bewußtsein. Immer stehe es vor deinen Augen, daß alles, was Gutes du auch an deinen Mitmenschen thust, einen hoch über sich hinausgehenden Zweck hat. Darin ahme deinem Meister, deinem Vorbild, Christo nach!

Ganz besonders bemerkenswerth in Christo Erdenleben voll Wohlthuns ist das sich Selbstvergessen und von sich Absehen, seinen Blick vollständig auf eine andere Welt gerichtet. Wenn er die Kranken heilte, der Tauben Ohren öffnete, der Blinden Augen aufthat, die Hungrigen speiste, so that er alle diese Wunderwerke der Liebe und des Erbarmens als etwas Beiläufiges und Selbstverständliches, nicht sowohl um dieser Wohlthaten willen an sich, als vielmehr

um des ungleich erhabenern Zieles seines Erdenlebens willen, zu thun den Willen deß, der ihn gesandt hatte.

So sollst auch du, seinen Fußstapfen nachfolgend, in allerlei Werken der Liebe und des Wohlthuns an deinen Mitmenschen immer reicher dich finden lassen, aber in solchem Geiste und solcher Weise, daß die Menschen nicht dich preisen, sondern deinen Vater in dem Himmel. Wenn deines Lebens Ziel wirklich das ist, sowie es Christi war, dann werden die Menschen das auch erkennen, und mächtiglich nicht zu dir, wohl aber durch Jesum zu Gott gezogen werden.

Wir meinen also durchaus nicht, daß der Pastor seine Thätigkeit darauf beschränken soll, in geistlicher Weise seinen Mitmenschen ein Wohlthäter zu werden. Wir sind weit davon entfernt. Im Gegentheil sagen wir, daß es keine Art irdischer Hülfe und leiblichen Wohlthuns giebt, die dem Nebenmenschen zu leisten dem Pastor nicht sehr wohl ansteht. Aber bei Allem werde das Ziel nicht aus den Augen gelassen, darauf all sein Wirken hinstreben muß, die Herzen der Menschen mehr und völliger dem Willen Gottes unterthan zu machen.

Wiederum soll hier keine Methode gezeichnet sein, das zu thun, was empfohlen ist. Methode ist eine ganz verschiedene Sache. Oft mag das eigentliche Ziel unseres Wirkens verhüllt bleiben. Niemals sollte es in aufdringlicher Weise unseren Mitmenschen zum Bewußtsein gebracht werden — und doch — wenn auch Andern oft verborgen, soll es bewußt immer dem Pastor vorschweben.

Dieses Hauptziel all unserer Arbeit ist und bleibt, unsere Mitmenschen dahin zu bringen, daß sie Christum als ihren Heiland annehmen, und von ihm geheilt im Gehorsam gegen sein Wort leben. Welcher Pastor, der den Herrn Jesum lieb hat, könnte ein anderes, schöneres Ziel seiner Wirksamkeit sich stecken?! Wer mit Gott versöhnet ist durch Christi Leben und Tod, dessen Herz ist voll liebender Theilnahme für seine Mitmenschen erfüllt, und ihr verlangt darnach, sie ins Werk umsetzen zu können. Paulus brennt vor Begierde, die Menschen Christo zuzuführen und Thränen sind lautredende Zeugen, wie ihn darnach verlangt, daß sie selig werden. So sei auch deines Lebens und Wirkens Ziel die Vollbringung des großen Werkes, für das Jesus auf Erden lebte und starb!

Ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus es auch war!

Magna Mater.

Ein Blatt aus dem religiös-kirchlichen Leben Süditaliens.

(Abdruck aus der A. E. L. Kztg.)

Den Kultus der Kybele, der magna mater, finden wir ursprünglich in Kleinasien, namentlich in Phrygien und Galatien. Heilig waren dieser gepriesenen Gottheit die Höhlen und Schluchten einsamer Waldgebirge, und an ihrem Feste durchhallte solche Stätten wildes Geschrei, rauschende Musik; dumpf dröhnte die Handtrommel, wild gellten Trompeten, Pfeifen und Hör-

ner, wenn die Diener der magna mater, die Korybanten und Kureten, unter orgischen Tänzen das Bild der Göttin im Triumphzuge der Raserei durch die Waldschluchten der Berge führten. Mit ihren Heiligthümern und ihrem Kultus ward die magna mater schon in den Jahren des Hannibal nach Italien gebracht. Früher schon war der Kybele-Kultus nach Griechenland gekommen und hatte sich dort nicht nur mit dem der Rhea, der Göttermutter, sondern auch mit dem des Dionysus (Bakchus) vermischt. Durch die griechischen Kolonien verbreitete sich dieser Kultus auch in Italien, wo er nebst dem Kybele-Dienst bis in die späteste Zeit der Kaiser die größte Popularität behauptete. Wer jemals die Museen in Rom, Florenz, Neapel durchwanderte, dem muß es aufgefallen sein, wie überaus häufig daselbst Darstellungen aus dem Bakchuskreise dem Beschauer entgegentreten. Daß unter dem Himmel Kampaniens das Gewächs des Bakchuskultus ebenso freudig gedieh wie die Rebe, welche hier alles mit ihren Guirlanden zu einem riesigen Tanzplatz gestaltet, läßt sich von vornherein erwarten. Unter den Wandbildern, welche wir aus Pompeji besitzen, sind entschieden von größter Vollendung diejenigen, welche uns Gestalten des Bakchuskreises bringen. Je mehr zur römischen Kaiserzeit die Religion in Verfall gerieth, desto mehr florirten die Feste der Götter; unter allen Kulten aber hielt sich am längsten der des Bakchus wie der ihm nahe verwandte und mit ihm sich mischende Kultus der Kybele, welcher auch dann noch unter dem niederen Volke unzählbare Anhänger hatte, als schon mancher Tempel einer olympischen Gottheit den Einsturz drohte, und Tausende von Götterbildern verschwanden. Die Tempel stürzten, aber die Handtrommel der Kybele und des Bakchus rauschte weiter ihren dumpf-dämonischen Ton, der Freudentaumel bakchantischer Tänze, die Raserei der Korybanten und Mänaden durchtoste weiter Schluchten und Höhlen der Berge, zu Ehren der großen Mutter, zum Preise des sorgenlösenden Weingottes.

Gehört der Taumelkultus der Kybele der Vergangenheit an? Wir haben ihn mit eigenen Augen geschaut, in seinen Grundzügen und seinen Einzelheiten, haben mit eigenen Augen jene unheimlich dämonische Macht des Bakchus-Kybele-Dienstes beobachtet, als wir alljährlich Zeugen eines Festes waren, dessen Hauptscenen unter der Erde spielen. Als wir zum ersten mal demselben beiwohnten, war uns das Geschaute ein Unbegreifliches, ein Geisterhaftes; erst der Vergleich mit dem griechisch-römischen Kultus erschloß uns das Verständniß.

Nicht weit vom Eingang der Posilip-Grotte bei Neapel, etwas tiefer als diese, darum Piede di grotta (Fuß der Grotte) genannt, befindet sich eine an der Stelle eines Tempels des Priapus, bekanntlich Gott der Fruchtbarkeit, schon sehr früh erbaute, dann oft erneuerte Madonnenkirche, in welcher ein dunkles, im byzantinischen Stil gehaltenes, wunderthätiges Marienbild verehrt wird. Dieses Bild, oder diese Madonna, bezeichnet das Volk als Madonna di Piedigrotta, bis heute das Palladium für Hunderttausende in Stadt und Land, zur Zeit des süditalienischen Königthums das Palladium des ganzen Reiches. Die Madonna selbst erschien, so erzählt das Volk bis

zur Stunde, einem Priester, einer Nonne und einem Eremiten, denen sie Auftrag ertheilte, ihr dort einen Tempel zu errichten. Als man zu dem Ende den Boden durchgrub, fand man das jetzt noch vorhandene Bild derselben, welches man allgemein als La gran Madre di Dio bezeichnen hört. Das Bild ist also eine Art Himmelsgabe, deshalb mit Himmelskraft versehen. Der Kultus dieser speciellen Madonna läßt sich in seiner allmählichen Steigerung durch mehrere Jahrhunderte verfolgen. Schon zur Zeit der spanischen Herrschaft war sie eine Art Nationalgottheit wie die Athene im Parthenon; schon damals ward sie von jedem vorüberfahrenden Schiff begrüßt; schon damals brachte der Hof als solcher ihr am 8. September, dem Tage Mariä Geburt, d. h. an der Vigilie dieses Tages, seine Verehrung dar. Eine Steigerung wurde dem Kultus unter Karl III., dem ersten Bourbonen, zutheil, welcher ihr einen Sieg zu verdanken wähnte. Von da an trat die Madonna di Piedigrotta als Schutzpatronin an die Spitze des Heeres, ward Schutzgottheit der Staatsmacht, ihr Geburtstag ward Staatsfest, und die feierlichste Staatsaktion bestand darin, daß sich der König alljährlich mit seiner Kriegsmacht jener Madonna gleichsam zur Heerschau stellte. So blieb es unter der bourbonischen Regierung. Am Nachmittag des 7. September erfolgte jedesmal die Paradeaufstellung von etwa 40,000 Mann Soldaten vom Schloß bis zu der genannten Kirche, dann die Auffahrt des Hofstaates, an dem alles, was im Reiche Glanz und Stellung hatte, theilnahm; die königliche Familie betrat mit Gefolge die Kirche, beugte das Knie vor dem wunderthätigen Bilde, brachte der Madonna ein Goldopfer und zog sich unter Kanonendonner wieder in die Königsburg zurück. Die Unterthanen, welche kein größeres Fest kannten als dieses, kamen dann in Scharen aus der Nähe und weitesten Ferne gepilgert, verweilten hier tagelang, das Hoftheater ward für einen Abend den niederen Ständen geöffnet, königliche Gärten desgleichen, Saturnalien wurden in und bei der Grotte gefeiert, schrankenlose Freiheit herrschte, und bis auf viele Meilen um die Hauptstadt blieb es bis 1860 Sitte, daß bei Eheschließungen von seiten der Frau das Versprechen dem Ehemann abverlangt wurde, sie wenigstens einmal im Leben nach diesem Erdenfestparadies gelangen zu lassen. Der königliche Glanz ist verschwunden, der volksthümliche Festkultus dieser Madonna geblieben.

Mannichfache Vorbereitungen nehmen lange Zeit in Anspruch, vor allem die Ausschmückung der Kirche, sowie der in der Nähe befindlichen Straßen und Plätze. Am 7. September ist dieselbe von dichten Menschenmassen, welche kommen und gehen, erfüllt. Das Hochamt wird unter sehr weltlichen Musikaufführungen gehalten; Gaben werden dargebracht; die Beichtstühle stehen nie leer. Sehr gewöhnlich ist es, daß man das Hauptschiff der Kirche durchkriecht und bis zum Hochaltar den Boden mit der Zunge leckt. Als im Jahre 1857 die Cholera in Neapel herrschte, brachte die damalige Stadtverwaltung in feierlichem Aufzug der Madonna di Piedigrotta das Gelübde dar, ihr alljährlich am Festtag für alle Zukunft zwölf Dukaten opfern zu wollen. Seit 1860 hörte dies indeß auf. Bei dem Feste von 1882 geschah Folgendes:

Ein alter Mann, Angehöriger einer der ältesten Adelsfamilien der Stadt, ließ sich in die Kirche tragen und erfüllte jene unterlassene Pflichtübung, indem er zwölf alte Goldmünzen der Madonna darbrachte, ein Beispiel, welches unter seiner zahlreichen hochangesehenen Begleitung sofort Nachahmung erweckte. Diese Thatsache erregte das höchste Aufsehen; ein klerikales Blatt berichtete dieselbe bis in die kleinsten Einzelheiten und sagte: „Sie legten das Geld zu Füßen des wunderthätigen Bildes" (Taumaturga imagine). Am Nachmittag und gegen Abend des 7. September füllen sich die Umgebung der Kirche, die benachbarten langgestreckten Straßen und breiten Plätze mit unabsehbaren, lärmenden Volksmassen und das bunteste Markttreiben beginnt. Die Theilnehmer an diesem heiteren Volkstreiben mit höchst originellen Einzelheiten gehören den niederen Ständen an; die besseren Stände betheiligen sich an demselben nicht. Scharen ziehen mit Musik auf den Festplatz, dessen Hauptstraße mit einer langen Reihe von Triumphbogen geschmückt ist, von denen mit anbrechender Dunkelheit Tausende von bunten Lämpchen ein Meer von Licht verbreiten. Um diese Zeit stürmt die wilde Bande der Straßenjungen herbei, deren Neapel viele hunderte zählt, fast alle mehr oder minder herrenlos, in Lumpen gekleidet, und vielfach Rekruten des Verbrechens. Nicht wenige unter ihnen gehören der bestens organisirten, in Rang und Stufen geordneter Verbrechergemeinschaft der Camorra an. Wie eine Schar entsprungener wilder Thieee stürmen diese Banden am Abend des Festtages herbei, jeder dieser Knaben mit einem Instrument von infernalischer Natur versehen, und kaum sind sie angelangt, so stimmen nicht nur die übrigen Kinder, sondern auch die meisten Erwachsenen mit ähnlichen Instrumenten in diese Höllenmusik zu Ehren der magna mater ein. Wir haben uns bei Festgenossen nach diesem Brauch erkundigt und nie eine andere Antwort erhalten als: Quest e uso antichissimo, dies ist uralter Brauch.

Etwa um 10 Uhr Nachts beginnen die Züge der Festgenossen, welche sich der Posilip-Grotte zuwenden und diese nach und nach mit tosenden Menschenmassen anfüllen. Der Tunnel, welcher schon zur Zeit des Augustus existirte, und den das Mittelalter für ein Werk des Zauberers Virgil erklärte, zeigt in seiner Mitte eine Seitenhöhle, welche zur Kaiserzeit dem Kultus des persischen Mithras diente und heutzutage eine vielbesuchte Madonnenkapelle abgibt. In dieser Kapelle standen wir in der Festnacht und sahen die Verehrer der magna mater vorbeiziehen. In das wilde Geschrei, in die schrillen Töne infernalischer Instrumente klingt der dämonisch dumpf rauschende Ton der mit Schellen behangenen Handpauke, des Instruments für den Kybele-Kultus und den Bakchusdienst. Die einzelnen wilden Züge füllen die Breite der Grotte aus; hüpfend, tanzend nach dem Tone der von Weibern hochgeschwungenen Handpauken stürmen sie daher. Jene Weiber mit fliegendem Haar rufen die Mänaden des Bakchus, die wir auf pompejanischen Bildern oder auf uralten Marmorreliefs griechischer Kunst erblicken, ins Gedächtniß. Fackeln werden geschwungen, Jünglinge führen hier und da Reigentänze in wildem Wirbel auf, einzelne Lieder ertönen, deren Sinn wir leider verstehen,

weil uns der Volksdialekt nicht unbekannt ist. Verschweigen wir den Sinn. So wogen diese Massen in der Grotte hin und her. Um Mitternacht erscheinen Maskenzüge, theils zu Fuß, theils zu Pferde; jedes der zwölf Stadtquartiere Neapels liefert dazu sein Kontingent. Satyren, Faune, andere Mißgestalten glaubt man zu sehen; zügelloser, wilder wird das Gebahren; wir erleben eine der wildesten Scenen aus den Dionysien Athens. Bald nach Mitternacht erleidet die Festnacht der magna mater eine Unterbrechung; es wird in der Grotte das neue Piedigrotta-Lied von einem Chor kunstgeübter, ambulanter Sänger und Musikanten zur Aufführung gebracht. Es ist dies eine Art musikalischen Wettkampfes; denn mehrere Komponisten bringen an dieser Stelle und in dieser Stunde ihre neuen Kompositionen vor den Volksmassen zu Gehör und ringen um den Beifall. Der Text ist meist fade; an Pindar und seine Hymnen haben wir nicht zu denken, an Volkslieder, wie sie der Deutsche kennt und liebt, ebenso wenig.

Der griechisch-römische Kultus kannte kein Fest ohne Festschmaus. Wie nun das süditalienische Volk bis jetzt nur religiös-kirchliche Feste besitzt, so ist ihm ebenfalls ein Fest ohne den durch die Religion selbst geheiligten Festschmaus undenkbar. Die Festhekatomben finden die Festtheilnehmer in der Stadt Fuorigrotta, am andern Ausgang des Tunnels. Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie sich diese Stadt in jener Nacht sozusagen in einen einzigen Festhekatombenplatz verwandelt, ja, wie die Tische und Bänke fast die ganze Straße einnehmen, welche von da dem Meere zuführt. Die Zahl der an solchem „Opferschmaus" Theilnehmenden soll in jener Nacht wenigstens 50,000 betragen; selbst der Aermste opfert diesem Genuß das letzte Kupferstück seines Besitzes. Feuerwerk, Musik und Tanz begleiten dies nächtliche Gelage, das sich bis etwa drei Uhr morgens hinzieht. Es folgt der entsetzliche Schlußakt zu Ehren der magna mater, der Akt zügellos dämonischer Raserei. Es mag sein, daß viele weintrunken sind; im ganzen aber sind es diese Massen nicht; der Festrausch hat sich ihrer bemächtigt. Bakchus, der Lärmende, hat die Sinne umnachtet. Wir sahen diese wilden Angesichter, diese funkelnden Augen, hörten hier das bellende Gelächter, dort eine Art Gebrüll, ein Zähneknirschen. Die Massen tosen durch die Grotte zurück, und von fern klingt es wie das dumpfrauschende Geheul eines den Wald durchrasenden Orkanes oder einer in Segeln und Tauen des Schiffes durchbrausenden Windsbraut. Die Grotte füllt sich mit den vom Taumel der Festlust und des Weines ergriffenen Scharen; man rennt vorwärts, dann wieder zurück; Haufen mischen sich, Knäuel bilden und lösen sich, man schwingt Fackeln, Hüte, blitzende Messer; man brüllt, grunzt, pfeift, schreit und läßt jenem Thier im Menschen, zügellose Lust genannt, seinen Willen. Die Töne, oder richtiger die zu einem einzigen Ton zusammenklingenden Töne treten aus dem Gebiet des Menschlichen heraus. Diese vom Wahnsinnstaumel gezerrten, in wilder Orgie tosenden Haufen brechen gegen vier Uhr morgens aus der Höhle hervor; Haufen stürzen sich auf Haufen, Männer, Jünglinge, Weiber, Mädchen; man tanzt, springt, wälzt sich auf dem Boden, bis endlich vor der Helle des

Tages der Hexensabbat dieses Bakchus-Kybele-Festes verschwindet. Die „Kirche“ setzt keinen Finger an, um diesem dämonisch unheimlichen Stück Heidenthum zu wehren; die weltliche Macht bietet Scharen von Carabinieri auf, welche keineswegs regelmäßige Unthaten hindern können; die klerikale Tagespresse weiß nichts anderes zu thun als die altbewährte, wieder gezeigte Devotion des Volkes gegen die Madonna, die magna mater zu rühmen!

Judas, Petrus und Paulus.

Wenn irgend zwei Persönlichkeiten verschieden gewesen sind, so waren es gewiß Judas und Paulus. Dennoch scheint ihre beiderseitige Naturanlage, wenigstens in der Beziehung etwas Gemeinsames gehabt zu haben, daß man sich das Außerordentliche ihrer Charaktere und Thaten kaum anders denken kann als aufgebaut auf einer Naturgrundlage, die groß und innerlich kräftig angelegt war. Zwischen beiden steht Petrus, der sich von den Uebrigen der Apostel nicht sowohl durch seine Eigenart oder gar Absonderlichkeit unterscheidet, als gerade dadurch, daß in ihm das geistige Leben des Jüngerkreises am ersten zur Erscheinung und Ausgestaltung kommt, und zwar sowohl in seiner Stärke wie in seiner Schwäche, sowohl in seiner Erhebung wie in seiner Ermattung. Er ist der erste, welcher dem Herrn nachfolgt (Marc. 1, 16. Luc. 5, 11. Matth. 4, 18. 19.), der erste, in welchem sich der Glaube an den Herrn zum bestimmten und klaren Bekenntniß gestaltet (Matth. 16, 16. Marc. 8, 29), der erste der Apostel, welcher den Auferstandenen geschaut hat (1 Kor. 15, 5. Luc. 24, 34), der erste der Zwölfe, welcher zu den Nichtisraeliten mit dem Evangelium hingeht. (Apostg. 10, 25. Gal. 2, 12). Er ist aber auch auf der andern Seite derjenige, welcher die noch im Jüngerkreise liegende Erwartung eines irdischen Messias gegenüber der Leidensverkündigung Christi zum Ausdruck bringt (Matth. 5, 23. Marc. 9, 32), derjenige, welcher die Frage ausspricht: Was wird uns dafür, derjenige, in welchem das Irrewerden am Herrn in seiner Leidensnacht sich in der Verleugnung ausspricht, derjenige, welcher den Gesetzeseiferern gegenüber mehr Werth auf den Schein der Gesetzesbeobachtung als auf das Bekenntniß des Glaubens an Christum allein legt. (Gal. 2, 11—14).

Gerade aber in dieser Ausgestaltung seines Charakters, in der er den geschichtlichen Gang der Kirche abspiegelt, ist Petrus derjenige Apostel geworden, dessen Name in der geschichtlichen Ueberlieferung und in der Sage, mit dem äußeren Aufbau der Kirche und ihrer zeitlichen Regierung verbunden worden ist, dessen Persönlichkeit die katholische Kirche vor allem hervorgehoben und zum ersten Träger ihrer hierarchischen Würden gestempelt hat.

An Paulus dagegen hat man sich noch immer gewendet, wenn es sich entweder um die allgemeine Frage nach dem Wesen des Christenthums oder um die Frage des Einzelnen: Was muß ich thun, daß ich selig werde, handelt. An den Namen des Paulus schließen sich mehr oder weniger bewußt fast alle bedeutenden Lebensregungen innerhalb des Christenthums an, die nicht bloße Maßregeln kirchlicher Organisation, oder neue Stufen hierarchischer

Bestrebungen, sondern Regungen und Früchte des in der wahren Gemeinde Christi waltenden, zwar oft verkannten und bestrittenen, aber nie überwundenen Lebensgeistes sind, der immer wieder neues Leben mittelst des Lebenwortes aus sich erzeugt.

Dagegen ist der „Mann von Karioth" (אִישׁ קְרִיּוֹת)*) vielleicht mit nur zu viel Bereitwilligkeit derjenigen Spekulation überlassen worden, die vom Baum der Erkenntniß Gutes und Böses zu essen versuchte, d. h. sich mit der Frage nach dem Bösen und seinem letzten Ursprung und seiner höchsten Steigerung und namentlich seinem Verhältniß zum Guten beschäftigt hat. So haben unter den ophitischen Gnostikern die Kainiten den Judas als den Ihrigen erklärt, weil er die „wahre Erkenntniß gehabt habe, daß durch den Kreuzestod Jesu das Reich des Jaldabaoth (des Sohnes des Chaos) gestürzt werden würde." Ebenso hat eine etwas bescheidenere Spekulation auf Grund von Apostg. 1, 25 dem Judas einen besonderen Platz in der Hölle angewiesen; während dagegen Daub in dem geschichtlichen Auftreten dieser Persönlichkeit die Tiefen des Satans zu ergründen suchte, der in Judas Ischarioth, dem Gegenbilde Christi, sogar in Menschengestalt, „als das mit seinem Werkzeuge identifizirte Böse" erschienen sei.

Dergleichen Spekulationen weiter nachzugehen, wäre indeß ebenso überflüssig wie vorwitzig. Dagegen ist es nicht blos interessant, sondern auch praktisch fruchtbar, darnach zu fragen, auf welchem Wege und durch welchen Stufengang aus einem Apostel ein Verräther wurde. Es sind allerdings nur einige, aber um so klarere und bestimmtere Linien, mit denen der innere Weg des Mannes von Karioth gezeichnet ist, aber sie reichen vollkommen aus, um zu erkennen, daß er weder zum Apostel gewählt wurde, damit er Verräther werden könnte, noch daß er zum Verräther wurde, weil ihm der Plan, den Herrn zu nöthigen sich als politischen Messias zu erklären, mißglückte.

Man kann sich dafür, daß der Herr ihn als Verräther erwählt habe, d. h. daß seine spätere That zugleich mit seiner Wahl zum Apostel als unvermeidliches Verhängniß über ihm geschwebt habe, nicht auf Joh. 6, 70 berufen, denn der Ausdruck ist dort parallel mit dem Wort Matth. 16, 23 und Marc. 9, 33, wo der Herr den Petrus in demselben Sinne „Satan" nennt. Das Verhalten des Petrus, der es unternimmt, dem Herrn die Leidensverkündigung zu wehren und natürlich auch nicht will, daß er leide, sondern vielmehr sein Reich in Macht und Herrlichkeit einnehme, ist gerade so wie der Verrath des Judas ein bewußter Widerstand gegen die Erfüllung des Berufes Christi, der vom Herrn entweder gebrochen oder überwunden werden muß. Jedenfalls hat Judas vor seinem Verrathe nicht die letzte Stelle im Kreise der Zwölfe eingenommen, wenn auch auf der andern Seite eine Bevorzugung des Judas, indem ihm die gemeinsame Kasse anvertraut war, nicht zu erblicken ist. Ebenso sicher war er nicht ohne bedeutende Kräfte des Verstandes und Willens, sonst wäre er zu einer solchen That gar nicht fähig gewesen.

In der Erzählung des Evangelisten ist von Judas zum ersten Mal ein

*) Josua 15, 25.

Wort berichtet aus Anlaß der Salbung in Bethanien. Er ist zwar nicht der einzige, der über die vermeintliche Verschwendung murrt, wohl auch nicht der einzige, der den Geldwerth des verbrauchten Nardenwassers zu bestimmen im Stande ist–, wohl aber derjenige, an welchem die Worte des Herrn, daß Maria die Salbung seines Leibes zum Begräbniß vorweg genommen habe, nicht ohne Wirkung bleiben; und zwar derart, daß sich nur das vollendet, was nach Joh. 6, 60—71 in der Synagoge zu Kapernaum angefangen zu haben scheint. Dort geht einer Anzahl der Jünger Christi ein Licht darüber auf, daß Jesus nicht derjenige sei, der ihren eigenen Anforderungen und Erwartungen entsprechen werde, oder wolle. Lieber aber als sie diese fahren lassen, wenden sie sich im Gefühl einer getäuschten Erwartung von ihm ab. — Auch an die Zwölfe ergeht die Frage: Wollt ihr auch weggehen? Sie standen vor derselben oder einer ähnlichen Entscheidung wie jene, aber sie entscheiden sich für den Herrn, seine Worte stehen ihnen höher als ihre zeitlichen Erwartungen von ihm. Judas dagegen scheint aus andern Beweggründen bei dem Herrn geblieben zu sein. Welche es waren, läßt sich aus jener Stelle nicht bestimmen, wohl aber aus seiner spätern Handlungsweise vermuthen. Er mochte vielleicht erwartet haben, daß Jesus schließlich doch als ein solcher Messias auftreten müsse, wie er ihn erwartete, wenn er überhaupt Anerkennung im Volke finden wolle; er mochte vielleicht erwarten, daß die Macht des jüdischen Volksgeistes, das Gewicht der fleischlichen Messiashoffnungen bedeutend genug sein werde, um den Herrn von dem Wege, den er ging, abzubringen. Das war eben das satanische, daß er seine innere Geschiedenheit von dem Herrn, der er sich bewußt ist, unter äußerer Anhänglichkeit verbirgt, daß er weder sich dem Herrn hingeben, noch sich von ihm trennen will, sondern vielmehr im Interesse seiner eigenen, dem Willen des Herrn entgegengesetzten Erwartungen und Pläne, bei dem Herrn bleibt.

In diesem Zusammenhang liegt nun die Frage nahe: Lag es nicht in der Macht des Herrn, der den Judas durchschaute, die Entwicklung seiner Unlauterkeit und ihre Ausreifung zum Verrathe zu hindern? Dieselbe ist in der That auch schon öfter aufgeworfen worden. Eine richtige Antwort auf diese Frage kann es aber schon deßwegen nicht geben, weil die Frage in sich selbst falsch ist. Nicht Machtwirkungen sind es, die der Herr auf seine Jünger ausübt, sondern Erweisungen seiner Liebe und Offenbarung seiner Wahrheit. Diesem Wirken des Herrn gegenüber mußte die Selbstsucht und Unlauterkeit ausreifen, und zwar um so völliger, als eben die Weisheit des Herrn es nicht zum Bruche kommen ließ, so lange noch eine Möglichkeit der Umkehr vorhanden war und die Lauterkeit des Herrn den Absichten des Judas keinen Angriffspunkt darbot. Gerade von beidem scheint Judas bei der Salbung in Bethanien überzeugt worden zu sein. Einerseits ist nämlich die Zurechtweisung des Judas, der gerne die 300 Denare für sich, und der Jünger, die sie gerne für ihre Kasse gehabt hätten, eine solche, die zeigt, daß der Herr sie durchschaut, aber dennoch sie nicht blosstellt, sondern ihnen Veranlassung giebt, in sich zu gehen. Sie waren nicht so arm, wie sie sich hinstellten, die von Judas ver-

waltete Kasse war weder leer noch verschuldet, sondern reichte noch etwas weiter als die augenblicklichen Bedürfnisse. (Ev. Joh. 13, 29). Andererseits zeigte die Beziehung zu seinem Begräbniß, in die der Herr die Salbung setzt, die Bereitwilligkeit und Bereitschaft an, in den Tod zu gehen. Dieser stand dem Herrn aber nur dann in Aussicht, wenn er seine Wirksamkeit in der bisherigen Weise fortzusetzen gesonnen war. Dann wurde er allein gelassen. Die Masse des Volkes erwartete und wünschte einen andern Messias; die pharisäischen, religiös-politischen Eiferer würden ihn verwerfen, und die sadducäischen, um das gute Einvernehmen mit Rom und ihre Macht besorgten Politiker würden ihn zu beseitigen suchen und selbst im Kreise der Jünger würde auf unbedingte Treue nicht zu rechnen sein. Das wußte Judas wohl.

Einen solchen Messias wie Jesus sein wollte, wollte Judas nicht haben. Damit man aber eines andern warten könnte, mußte dieser beseitigt werden, dadurch daß man den im Jüngerkreise als Bekenntniß und im Volke als Vermuthung ausgesprochenen Glauben an Jesum als den Messias von Grund aus zu zerstören suchte.

Ganz auf dasselbe Ziel arbeiteten die pharisäischen und sadducäischen Feinde des Herrn hin. Das war der Zweck gewesen, den die verfänglichen Fragen im Tempel gehabt, aber nicht erreicht hatten, und selbst das Mittel, zu dem man im äußersten Fall entschlossen war, ließ sich nicht gebrauchen, da Jesus nur am Tage im Tempel lehrte, die Nächte aber außerhalb Jerusalems zubrachte und daher ein Angriff auf ihn bei Tage gerade den Tumult erregen konnte, den man vermeiden wollte. Bei ihrer Macht sind die Feinde Jesu rathlos (Joh. 11, 47. 48; 12, 19) und das tritt nach dem letzten vergeblichen Versuch, ihm beizukommen, wohl auch für Judas klar zu Tage. Unbelästigt setzt sich der Herr nach seinen letzten Reden am Gotteskasten nieder, unbelästigt verläßt er den Tempel und die Stadt Jerusalem. So rathlos diese sind, so machtlos ist Judas. Im Kreise der Jünger kann er nichts gegen Jesum unternehmen, die Jünger lassen sich, so lange Jesus in ihrer Mitte ist, im Glauben an ihn nicht irre machen. Da wird ihm der satanische Gedanke ins Herz geworfen, äußerlich in der Stellung des Jüngers zu bleiben, aber den Feinden seines Meisters sich zum Dienste anzubieten. Damit ist er im Innern zum Verräther geworden, und es reift der in ihn gelegte Satanssame außerordentlich rasch zur teuflischen That und zur höllischen Verzweiflung. Da dann Judas bei den Hohenpriestern sofort eine unmißverständliche Antwort auf die Frage bekommt: Was wird mir dafür, so ist er nicht mehr geneigt sich diesen sicheren Gewinn entgehen zu lassen und trachtet nun seinen Plan zur Ausführung zu bringen; wahrscheinlich im Einklang mit der Absicht des Synedriums, „ja nicht auf das Fest.“ Gerade dieses letztere scheint aber die Absicht des Judas wie des Synedriums durchkreuzen zu wollen, sie haben sich dem Verrath und Mord dienstbar gemacht und finden sich im Dienste einer Macht, von welcher sie sich entweder gänzlich frei machen oder unaufhaltsam vorwärts treiben lassen müssen. Denn die Unmöglichkeit der Umkehr, die zwar mit jedem Schritt schwieriger wird, tritt für Judas erst mit vollendeter That ein,

darum trägt auch der Herr ihn mit großer Geduld, stellt ihm unter die Augen, daß er ihn und seine Absichten kennt, daß ihm aber auch jetzt noch die Wahl zwischen verschiedenen Dingen offen stehe. Der Herr treibt ihn mit den Worten: „Was du thust, das thue bald," nicht zum Verrathe, sondern zur Besinnung und Entscheidung. Er will den Verlorenen nicht richten, sondern retten, wenn er sich retten lassen will. Darum behandelt er ihn mit einer für uns fast unbegreiflichen Schonung. Nur für den Jünger, der an der Brust Jesu liegt, wird der Verräther, aber ohne Nennung seines Namens, gekennzeichnet, und für keinen außer Judas ist das Wort verständlich: „Was du thust, das thue bald." Aber Judas wendet sich nun völlig von dem Herrn, der ihn durchschaut hat, ab und nun ist er in der Gewalt des Fürsten der Finsterniß und wird einem Ende entgegengetrieben, das er weder vermuthet noch gewollt hat. Denn als er sieht, daß der Herr zum Tode verdammt ist, reut es ihn. Soweit sollte die Sache nicht kommen. Den Verrath wollte er wohl begehen, am Morde wollte er keinen Theil haben. Hatte die Vereinigung mit den Feinden Christi die Sünde des Verrathes zur Ausführung gebracht, so vollendet seine Entzweiung mit denselben sein Verderben. Die Antwort: Da siehe du zu, zeigt ihm, daß er zum Mörder werden muß, nachdem er einmal zum Verräther werden wollte. Worauf hatte denn Judas gerechnet, wenn ihm die Verurtheilung Jesu zum Tode zeigte, daß er sich verrechnet hatte? Hatte er überhaupt gerechnet, d. h. die verschiedenen möglichen Folgen seines Verrathes in Betracht gezogen? Schwerlich. Geblendet von dem, was er für sich durch den Verrath zu erlangen hoffte, hatte er die Folgen seines Verrathes für den verrathenen Meister nicht erwogen, die Pläne des Kaiphas weder erfragt noch vermuthet und erst da es zu spät ist, sagt ihm sein erwachtes Gewissen: „Was hast du gethan?" Kaiphas und seine Anhänger sind allerdings nicht von Gewissensbissen geplagt. Sie haben sich schon vorher die Sache allseitig überlegt und waren unter dem Vorgeben einer für das Volkswohl nöthigen Maßregel auch zum Morde entschlossen gewesen. Darum scheint es ihnen auch gleichgültig zu sein, ob sie unschuldig Blut vergießen oder nicht, und in ihrer Antwort: „Was geht uns das an; da siehe du zu," thut sich für Judas der Abgrund des Verderbens auf, von dem er rettungslos verschlungen wird.

Indeß zeugt die kurze, grobe Antwort, womit sie den Mann von Karioth, über dessen Erscheinen in ihrer Mitte sie ein paar Tage vorher so erfreut waren, sich vom Leibe zu halten suchen, davon, daß sie zwar ihr Gewissen schon zum Voraus für alle Fälle zum Schweigen gebracht haben, aber dennoch mit dem Erreichten nicht zufrieden sind. Auch ihr sonstiges Benehmen zeigt nicht die selbstbewußte Befriedigung von Leuten, deren Ziel erreicht ist, sondern die geheime Angst von solchen, die wohl etwas zu Stande gebracht, denen aber noch nicht alles gelungen ist. Dieses war aber die Zerstörung des Glaubens an Jesum, als den Messias. Der Tod Jesu war nur das Mittel dazu, nachdem alles andere fehlgeschlagen hatte, und auch dieses hatte zunächst wenigstens bei dem Herrn selbst seinen Zweck verfehlt. Er antwortet — obwohl damit in den Augen des Synedriums sein Todesurtheil so gut wie gesprochen ist — auf

die Frage: Bist du Christus, der Sohn Gottes, mit Ja, und weist überdies das Synedrium darauf hin, daß er von nun an in einer Machtfülle wirken und in einer Herrlichkeit sein werde, die von ihrer Macht nicht angegriffen und von ihrem Ansehen nicht verdunkelt werden kann.

Es wäre dem Kaiphas wohl lieber gewesen, auf seine Frage ein „Nein" aus dem Munde Jesu zu hören. Denn daß man das „Ja" gefürchtet hatte, zeigt sich darin, daß Kaiphas die Frage erst dann an den Herrn richtet, als alle andern Mittel erschöpft sind. Und doch mochte man auch ein „Nein" nicht für unmöglich gehalten haben. Hatte doch vor nicht allzulanger Zeit ein Mann, der die Festigkeit und Unbeugsamkeit selbst war, und ebenfalls von Manchen als der Messias angesehen wurde, den Abgesandten des Synedriums geantwortet: Ich bin nicht Christus. (Ev. Joh. 1, 19. 20). Daß Johannes ohne alle Nebenrücksichten nur auf Grund der Wahrheit so geantwortet haben könne, war den Leuten, denen die Wahrheit nur als Mittel für ihre Zwecke werthvoll war, unglaublich. Wenn sie auch gerade keine Furcht bei ihm voraussetzten, so doch die dem Synedrium gebührende Achtung, die ihm nicht gestattet habe, einen Schein zu behaupten, den er im Volke hervorzurufen keinen Anstand genommen. So mochten die Synedristen urtheilen, ähnliches mochte Judas erwartet haben. Jene sehen in der Antwort des Herrn den äußersten Widerstand gegen ihre Pläne, das entflammt ihren Haß zur Wuth und verhärtet ihren Unglauben zur Verstockung; Judas erkennt die Unerschütterlichkeit des Willens des Herrn und seine Treue bis zum Tode, das bringt ihn zur Verzweiflung. So reift die Weltliebe im Apostel aus, der Verräther wird. (Fortsetzung folgt.)

Katechese über die 94. Frage und Antwort in unserm evang. Katechismus.

V o r b e m e r k u n g. Wenn die Entwickelung und Feststellung eines religiösen Begriffs auf katechetischem Wege nur mittelst vieler Fragen und Antworten geschehen könnte, so wäre das nicht nur Zeitverlust, sondern es würde auch dadurch der Eindruck der religiösen Wahrheit auf's kindliche Gemüth verflacht. In solchem Falle ist zu empfehlen, die Definition den Schülern in einem möglichst kurzen und verständlichen Satze vorzusagen, denselben wiederholen zu lassen und durch ein vorangehendes oder nachfolgendes Beispiel zu erläutern.

Welches ist nach Antwort 91 das dritte Stück der Heilsordnung? Die Buße. — Lies den ersten Bibelvers unter Antwort 94: Matth. 9, 13. Ich bin gekommen 2c. Wer spricht also: Ich bin 2c.? Unser Herr Jesus Christus. — Wozu ruft der Herr Jesus? Er ruft zur B u ß e. — W e n ruft er zur Buße? Er ruft d i e S ü n d e r zur Buße.

Alle Menschen haben Gottes Gebote vielfach übertreten und haben damit gesündiget. Was sind darum alle Menschen? Alle Menschen sind S ü n d e r. — Was bist auch du? Ich bin ein S ü n d e r.

Wenn ein Mensch in der Sünde bleibt und in der Sünde stirbt, so wird er nicht selig, sondern er wird verdammt und ist ewig verloren. Nun aber sagt der Herr Jesus in einem Bibelspruche: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.“ — Wen meint der Herr Jesus mit dem, das verloren ist? Er meint damit die Menschen oder die Sünder. — Wie will der Herr Jesus die Sünder machen? Er will die Sünder selig machen. — Wozu ruft er darum die Sünder? Er ruft die Sünder zur Buße.

Er ruft auch uns zur Buße, er ruft auch dich zur Buße. Was mußt du also thun, wenn du willst selig werden? Ich muß Buße thun. — Wir fragen deshalb: Was heißt: Buße thun? Das Wort Buße bedeutet: Sinnesänderung.

Wenn ein Kind, das stets die Wahrheit sagte, anfängt zu lügen, so hat das Kind seinen Sinn geändert. Das ist aber eine Sinnesänderung von der Wahrheit zur Lüge oder vom Guten zum Bösen. — Was für eine Sinnesänderung ist das? Eine Sinnesänderung vom Guten zum Bösen. — Eine solche Sinnesänderung ist mit Buße nicht gemeint.

Wenn Zachäus, der als Zolleinnehmer vielfach betrogen hatte, zum Herrn Jesus sagt: Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder, so sehen wir, daß mit Zachäus eine Sinnesänderung vorgegangen ist. Das war aber keine Sinnesänderung vom Guten zum Bösen, sondern — Was für eine Sinnesänderung war es? Eine Sinnesänderung vom Bösen zum Guten. — Eine solche Sinnesänderung nennt man Buße. Was ist also mit dem Worte Buße gemeint? Eine Sinnesändernng vom Bösen zum Guten. — Alles Böse hat Gott verboten, und alles Gute hat Gott geboten. — Was hat Gott verboten? Alles Böse. — Was hat Gott geboten? Alles Gute. — Wovon sollen wir uns darum wegwenden? Wir sollen uns von allem Bösen wegwenden. — Und wozu sollen wir uns hinwenden? Wir sollen uns zu allem Guten hinwenden.

Wenn wir uns von allem Bösen wegwenden, und uns allem Guten zuwenden, so thun wir Buße. Was heißt demnach: Buße thun? Buße thun heißt: Uns von allem Bösen wegwenden und uns allem Guten zuwenden. — Man kann auch sagen: Buße thun heißt: Sich von der Sünde zu Gott bekehren. — Lies den zweiten Bibelvers unter der 94. Antwort: Jer. 3, 12. 13. Kehre wieder ꝛc. — Lies den ersten Satz dieses Verses. Kehre wieder — verstellen.

Das Volk Israel hatte den Herrn, seinen Gott, verlassen und diente den Götzen und der Sünde; wie wird darum das Volk Israel hier genannt? Du abtrünnige Israel. — Wie ruft Gott dem abtrünnigen Israel zu? Kehre wieder, du abtrünnige Israel! — Wozu ruft Gott, der Herr, mit diesen Worten das Volk Israel? Er ruft das Volk Israel zur Buße.

Wir wollen nun in Kürze wiederholen, was wir bisher gelernt haben. — Was müssen wir thun, wenn wir selig werden wollen? Wir müssen Buße

thun.— Was bedeutet das Wort Buße? Das Wort Buße bedeutet Sinnesänderung. — Was für eine Sinnesänderung ist mit Buße gemeint? Eine Sinnesänderung vom Bösen zum Guten. — Was heißt: Buße thun? Buße thun heißt: Uns von allem Bösen wegwenden und uns allem Guten zuwenden. — Wie kann man das auch mit andern Worten sagen? Buße thun heißt: Sich von der Sünde zu Gott bekehren. — Mit welchen Worten ruft Gott, der Herr, das abtrünnige Volk Israel zur Buße? Kehre wieder, du — verstellen.

Lies nun die 94. Frage und Antwort. — Was ist Buße? Wahre Buße besteht in folgenden Stücken: Erkenntniß und Bekenntniß der Sünde ꝛc. — In wieviel Stücken besteht wahre Buße? Wahre Buße besteht in fünf Stücken. — Welches ist das erste Stück? Erkenntniß der Sünde. — Welches ist das zweite? Bekenntniß der Sünde. — Das dritte? Reue über die Sünde. — Das vierte? Lossagen von der Sünde. — Das fünfte? Verlangen nach Gnade.

Nenne noch einmal das erste Stück wahrer Buße. Erkenntniß der Sünde. — Was sollen wir also thun in Beziehung auf unsere Sünden? Wir sollen unsere Sünden erkennen.

Jeder Mensch hat in sich eine Gottesstimme, die ihn zum Guten mahnt und ihn vor dem Bösen oder vor der Sünde warnt. — Wie nennt man diese innere Gottesstimme? Diese innere Gottesstimme nennt man das Gewissen.

Jede Sünde, die der Mensch thut, steht in seinem Gewissen angeschrieben. Bei vielen Menschen schläft das Gewissen, und darum sehen sie ihre Sünden nicht. Wenn aber das Gewissen eines Menschen aufwacht, dann zeigt es ihm seine Sünden, dann sieht er seine Sünden recht, und ihm wird bange vor Gott, vor dem Tode und vor der Ewigkeit. Kurzgesagt: Wenn das Gewissen aufwacht, so sieht der Mensch seine Sünden recht und erschrickt darüber, oder anders gesagt: Er erkennt seine Sünden. Unsere Sünden erkennen heißt demnach: Im Gewissen unsere Sünden recht sehen und darüber erschrecken.— Was heißt: Unsere Sünden erkennen? Unsere Sünden erkennen heißt: Im Gewissen unsere Sünden recht sehen und darüber erschrecken. — Lies den letzten Satz aus dem Bibelverse: Jer. 3,12. 13. Allein erkenne — gesündiget hast. — Was fordert Gott also von dir, damit er dir deine Sünden vergeben kann? Ich soll erkennen, daß ich wider den Herrn, meinen Gott, gesündiget habe.

Welches ist das zweite Stück wahrer Buße? Das Bekenntniß der Sünde. — Was sollen wir also ferner thun in Beziehung auf unsere Sünden? Wir sollen unsere Sünden bekennen.— Wenn wir im Gewissen unsere Sünden recht sehen und darüber erschrecken, so sollen wir in die Stille gehen und im Gebete von Herzen Gott unsere Sünden sagen. — Was sollen wir im Gebete thun? Wir sollen im Gebete von Herzen Gott unsere Sünden sagen. — Und das heißt: Unsere Sünden bekennen. Was heißt demnach: Unsere Sünden bekennen? Im Gebete von Herzen Gott unsere Sünden sagen.— Vor wem sollst du also deine Sünden bekennen? Vor Gott soll ich meine Sünden bekennen. —

Lies einen Bibelvers unter der 94. Antwort, in welchem geschrieben stehet, daß Gott uns unsere Sünden vergeben will, wenn wir sie bekennen. 1 Joh.

1, 8. 9. So wir sagen 2c. — Lies einen andern Bibelvers, in dem gesagt ist, daß Gott uns die Sünde nicht vergiebt, wenn wir sie nicht bekennen oder leugnen. Sprüchw. 28, 13. Wer seine Missethat leugnet 2c. — Lies den Bibelvers: Jac. 5, 16. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden. — Vor wem sollen wir, wie in diesem Verse steht, unsere Sünden auch bekennen? Wir sollen unsere Sünden vor Andern bekennen. — Was meint das, vollständiger gesagt: Vor Andern? Vor andern Menschen.

Wenn du z. B. deine Eltern belogen hast, so sollst du diese Lüge nicht nur vor Gott bekennen, sondern vor wem sollst du diese Lüge auch bekennen? Ich soll diese Lüge auch vor meinen Eltern bekennen. — Wenn wir einem andern Menschen Unrecht gethan haben, so sollen wir dieses Unrecht nicht nur vor Gott bekennen, sondern vor wem sollen wir dieses Unrecht auch bekennen? Vor dem Menschen, dem wir das Unrecht gethan haben.

Welches ist das dritte Stück wahrer Buße? Reue über die Sünde. — Was sollen wir also thun in Beziehung auf unsere Sünden? Wir sollen unsere Sünden bereuen.

Es giebt Menschen, die sich freuen über das Böse, das sie gethan haben. Wer aber im Gewissen seine Sünden erkennt und vor Gott bekennt, der freut sich nicht über seine Sünden, sondern — Wie ist er von Herzen über seine Sünden? Er ist von Herzen betrübt über seine Sünden. — Und das heißt: Die Sünde bereuen. — Was heißt: Unsere Sünden bereuen? Es heißt: Von Herzen betrübt sein über unsere Sünden.

Wenn ein Kind wegen seines Ungehorsams von den Eltern bestraft wird, und nun weint und betrübt ist, aber bald nachher wieder fortfährt, ungehorsam zu sein, so sehen wir daraus, daß das Kind nicht darüber weinte und betrübt war, daß es wider die Eltern gesündigt hatte, d. i. die Eltern erzürnt und beleidigt hatte, sondern — Worüber ist das Kind nur betrübt gewesen? Ueber die Strafe der Sünde. — Nur über die Strafe der Sünde betrübt sein, das ist keine Reue. Die rechte Reue besteht darin, daß wir von Herzen darüber betrübt sind, daß wir wider Gott gesündigt haben. — Was heißt demnach: Unsere Sünden bereuen? Es heißt: Von Herzen darüber betrübt sein, daß wir wider Gott gesündigt haben.

Lies jetzt: 2 Kor. 17, 10. Die göttliche Traurigkeit 2c. — Welche Traurigkeit ist es, wenn wir von Herzen darüber betrübt sind, daß wir wider Gott gesündigt haben? Es ist die göttliche Traurigkeit. — Welche Traurigkeit ist es, wenn wir nur über die Strafe der Sünde betrübt sind? Es ist die Traurigkeit der Welt. — Wozu führt die göttliche Traurigkeit? Die göttliche Traurigkeit führet zur Seligkeit. — Wozu führt die Traurigkeit der Welt? Die Traurigkeit der Welt führet zum Tode. — Das meint: Zum ewigen Tode, zur Verdammniß.

Lies noch einen Bibelvers, in dem gesagt ist, daß die göttliche Traurigkeit zur Seligkeit führt. — Matth. 5, 4. Selig sind, die da 2c. — Selig sind, die da Leid tragen; worüber Leid tragen? Ueber die Sünde. — Die sollen getröstet werden; wer will sie trösten? Gott will sie trösten. — Mit welchen Worten

tröstete der Herr Jesus die große Sünderin, die in des Pharisäers Hause weinend zu seinen Füßen saß? Mit den Worten: Dir sind deine Sünden vergeben.

Welches ist das vierte Stück wahrer Buße? Lossagen von der Sünde. — Was sollen wir also thun in Beziehung auf unsere Sünden? Wir sollen uns von unseren Sünden lossagen. — Der unbußfertige Mensch (der nicht Buße thun will) liebt die Sünde. Der Bußfertige aber, der seine Sünde erkennt, bekennt und bereut, liebt die Sünde nicht mehr, sondern — Was thut er in Beziehung auf die Sünde? Er hasset die Sünde.— Lies Röm. 12, 9. Hasset das Arge, hanget 2c. — Mit welchen Worten wird in diesem Bibelverse gesagt, daß wir die Sünde hassen sollen? Hasset das Arge.— Lies Jes. 55, 17: Der Gottlose lasse von 2c. — Was sollst du also thun in Beziehung auf die Sünde, wenn du dich zu Gott bekehren und Vergebung bei Ihm finden willst? Ich soll meine Sünde lassen. — Wenn wir unsere Sünden hassen und lassen, so sagen wir uns los von unsern Sünden. — Was heißt demnach: Uns lossagen von unseren Sünden? Es heißt: Unsere Sünden hassen und lassen.

Lies Luc. 19, 8.: Zachäus aber trat dar 2c. — Wenn Zachäus sagt: „So ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder," so will er das Unrecht, was er andern Menschen gethan hat, wieder gut machen. — Was will er wieder gut machen? Das Unrecht, das er andern Menschen gethan hat. — Und das gehört mit zur wahren Buße. Wenn wir unserm Nächsten Unrecht gethan haben, was muß dann von uns geschehen, so wir Buße thun wollen? Wir müssen das Unrecht wieder gut machen. — Wie kann z. B. derjenige, welcher gestohlen hat, dieses Unrecht wieder gut machen? Wenn er das, was er gestohlen hat, wieder zurückgiebt.

Welches ist das fünfte Stück wahrer Buße? Verlangen nach Gnade. — Lies unter Antwort 94 einen kurzen Bibelvers, in welchem das Verlangen nach Gnade ausgesprochen ist.— Luc. 18, 13. Gott, sei mir Sünder gnädig. — Was thut Gott in Beziehung auf deine Sünden, wenn Er dir gnädig ist? Gott vergiebt mir meine Sünden. — Wonach verlangt dich also, wenn du nach Gnade verlangst? Mich verlangt nach Vergebung meiner Sünden.— Was ist also mit dem Verlangen nach Gnade gemeint? Das Verlangen nach Vergebung unserer Sünden. — Lies Ps. 119, 81. 82.: Meine Seele verlanget 2c. — Was ist in dem Satze „Meine Seele verlanget nach deinem Heil" mit deinem Heil gemeint? Die Vergebung unserer Sünden. — „Ich hoffe auf dein Wort" heißt es weiter; wo hat Gott dem bußfertigen Sünder die Vergebung seiner Sünden verheißen? In seinem Worte. — Wie heißt es weiter in diesem Bibelverse? Meine Augen — tröstest du mich? — Mit welchen Worten tröstete der Herr Jesus die bußfertige Sünderin, die weinend zu seinen Füßen saß? Mit den Worten: Dir sind deine Sünden vergeben.

Lies Matth. 5, 6: Selig sind, die da hungert 2c. — Wenn du von Herzen darnach verlangst, daß Gott dir deine Sünden vergeben wolle und dir helfen wolle, daß du gerecht und fromm vor Ihm wandeln könnest, dann hungerst und dürstest du nach der Gerechtigkeit; wie sollst du dann werden? Ich soll satt werden. — Das heißt: Dann vergiebt dir Gott alle deine Sünden,

und hilft dir, daß du gerecht und fromm vor Ihm wandeln kannst; und — Wie bist du dann, wie im Bibelverse steht? Dann bin ich selig.

Wollen nun kurz wiederholen, was wir bisher gelernt haben. — Nenne die fünf Stücke wahrer Buße. Erkenntniß der Sünde, Bekenntniß der Sünde, Reue über die Sünde, Lossagen von der Sünde und Verlangen nach Gnade.— Was heißt: Unsere Sünden erkennen? Im Gewissen unsere Sünden recht sehen und darüber erschrecken. — Was heißt: Unsere Sünden bekennen? Im Gebete von Herzen Gott unsere Sünden sagen.— Was heißt: Unsere Sünden bereuen? Von Herzen darüber betrübt sein, daß wir wider Gott gesündigt haben. — Was heißt: Uns lossagen von unseren Sünden? Unsere Sünden hassen und lassen. — Was ist mit dem Verlangen nach Gnade gemeint? Das Verlangen nach Vergebung unserer Sünden.

Vergessen wir's nicht: Wollen wir selig werden, so müssen wir Buße thun. Und weil wir täglich fehlen und sündigen, so sollen wir täglich Buße thun und uns täglich von unseren Sünden zu Gott bekehren. Gott allein aber kann und will solche Buße in uns wirken, wenn wir Ihn darum bitten. Eine solche Bitte enthält der erste und dritte Vers des Liedes 266 in unserem Gesangbuche.

Ich will von meiner Missethat mich zu dem Herrn bekehren;
Du wollest selbst mir Hülf' und Rath hiezu, o Gott, bescheren,
Und deines guten Geistes Kraft, der neue Herzen in uns schafft,
Aus Gnaden mir gewähren.

Herr, klopf' in Gnaden bei mir an, und führ' mir wohl zu Sinnen,
Was Böses ich vor dir gethan! Du kannst mein Herz gewinnen,
Daß ich aus Kummer und Beschwer laß über meine Wangen her
Viel heiße Thränen rinnen.

Collegialische Freundschaft.

Referat von Lehrer Obenhaus.

Liebe Collegen und anwesende Freunde! Ueber das erwähnte Thema, wenn auch wenig belehrend, möchte ich ein Wort an Sie richten. Da unser lieber evangelischer Lehrerverein in St. Louis durch eine kritische Periode gekommen, jetzt aber Alles wieder in guter Ordnung zu sein scheint, erlaube ich mir durch eine bescheidene und freundliche Mahnung uns Alle zu erwecken, daß wir, unseres wichtigen Berufes eingedenk, mit vereintem, herzlichem und brüderlichem Sinne in Christo Jesu einander beistehen und stärken mögen in dem schweren und sehr mühsamen Amte, worin wir für das zeitliche Wohl und das ewige Heil der uns anvertrauten Jugend wirken. Meine Gedanken hierüber will ich durch Beantwortung folgender drei Fragen kurz darlegen:

I. Was ist collegialische Freundschaft?
II. Worin besteht ihr Werth?
III. Wie üben wir dieselbe zum Besten der Schule und des Vereins?

1. Collegen oder auch Amtsbrüder sind Männer, die denselben Beruf haben; vereinzelt oder vereint dasselbe Ziel verfolgen. Wegen dieser Gleich-

heit ihrer Neigungen und Bestrebungen ist es nicht nur natürlich, sondern auch sehr angenehm und vortheilhaft, daß sie sich unwillkürlich zu einander hingezogen fühlen.

Jeder strebsame College möchte des Andern Kenntnisse, Erfahrungen und Geschicklichkeiten zum Besten seines Faches und zur Erleichterung seines Berufs verwerthen. Solche Verbindungen oder Vereine sind fast in allen Berufsständen; daraus kann man schließen, daß dieselben sich als nützlich erwiesen und auch erprobt haben.

Das Alleinsein oder Alleinstehen ist ein drückendes Gefühl; vereintes Wirken und Streben gibt ohne Zweifel mehr Aussicht auf Erfolg. Das Ziel, welches Amtsgenossen verfolgen, ist bei allen dasselbe; aber die Mittel und Wege, welche zur Erreichung desselben in Anwendung gebracht werden, sind oft sehr verschieden und mannichfaltig, weil sie den Verhältnissen und Umständen angepaßt werden müssen.

Nicht Jeder kann dieselben Wege gehen und dieselben Resultate erzielen. Vieles hängt von Fähigkeiten, Gaben, Kräften, Uebungen und Umständen ab. Wer nun in collegialische Verbindungen tritt, der erwartet von Collegen ein wohlwollendes Entgegenkommen, ein freundliches Einverständniß und ein achtungsvolles und liebevolles Begegnen. Er erwartet ferner guten Rath, Nachsicht und auch Theilnahme; in bedrängten Verhältnissen Trost und Hülfe. Und was er selber von Collegen erwartet und begehrt, zu demselben verpflichtet er sich stillschweigend auch ihnen gegenüber, so viel in seiner Macht steht. Ansprüche und Pflichten sind gegenseitig. Solch ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Amtsgenossen ist collegialische Freundschaft.

Welch ein lieblich holder Name ist Freundschaft! Ohne Freundschaft ist eine collegialische Verbindung eine leere Schale. Unter allen Tugenden ist die der Freundschaft die höchste, besonders wenn dieselbe aus christlicher Liebe hervorgeht. Wenn dieselbe an allen Orten stets recht erkannt und geübt würde, dann wäre es gut auf Erden, dann bildete die menschliche Gesellschaft ein Friedensreich! Doch wie selten finden wir die wahre Freundschaft, wie oft wird ihr edler Name geschändet und mißbraucht! Wie Wenige giebt es überhaupt, die einer wahren Freundschaft fähig sind! Wie Viele sind derer, die kein Herz dafür haben, die keinen Gemeinsinn kennen, weil sie sich in schnöder Selbstsucht gleichsam selbst verzehren! Wahre Freundschaft und Nächstenliebe lassen sich freilich durch kein Gesetz erzeugen; sie sind vielmehr das Product eines reinen, geheiligten Herzens, in welchem der Glaube an unsern Gott und Heiland und die Liebe zu Ihm wohnt. Wo das nicht ist, da wird auch keine Freundschaft von wahrer Dauer sein. Wahre Freundschaft ist reine, hingebende Liebe, ist innige Harmonie der Seelen und gründet sich auf wirkliche Vorzüge des Herzens, auf christliche Liebe und gegenseitige Achtung.

Der schlechte Mensch kann keines Menschen Freund sein, weil er stets neidisch, selbstsüchtig, unedel, treulos, unbeugsam und eigensinnig ist. Seine Freundschaft dauert nur so lange, als sein Vortheil oder gar schlimme Absichten es erheischen. Nur der edeldenkende Mensch ist einer wahren Freund-

schaft fähig; er liebt den Nächsten, nicht wegen seiner äußeren Vorzüge, als Stand, Macht, Reichthum, oder wegen des Nutzens, den er von ihm genießt, sondern seiner besseren Eigenschaften, seiner geistigen Fähigkeiten und seiner Herzensgüte wegen. Gleichheit der Gesinnungen, Neigungen, Bestrebungen sind meistens die Anziehungspunkte; aber wahre Nächstenliebe macht dieselben werthvoll, stark und ausdauernd. Auch die collegialische Freundschaft hat dann nur einen Werth, wenn sie auf solchen Fundamenten ruht.

Wenn wir nun Alle, die wir diesem evangelischen Lehrerverein angehören, wünschen möchten und wünschen müssen, daß auch unter uns echte, wahre Freundschaft immer mehr aufkommen und zum Besten des Vereins und der Schule bestehen möge — dann müssen wir uns Alle recht klar bewußt werden, welch hohes Ziel wir gemeinsam erstreben, welch hohe Pflichten wir zu erfüllen haben und wie sehr nothwendig uns dazu der brüderliche Sinn, der Beistand und die Liebe und Freundschaft unserer Amtsgenossen sind. Hieraus ergiebt sich

2. Der Werth collegialischer Freundschaft. Reiser sagt in seinem Buche „Erziehung und Unterricht": „Der Mensch ist zur Geselligkeit geschaffen; er hat den Trieb, mit Andern gemüthlich umzugehen, sich ihnen mitzutheilen, sich mit ihnen zu freuen, von ihnen zu hören und zu lernen, mit ins Leben gebracht. Ausnahmen hievon machen nur intriguante Gemüther, die stets besondere, eigennützige Zwecke verfolgen, welche Andern möglichst verborgen bleiben sollen."

Wer möchte in der Welt ohne einen Freund stehen! Es gibt im Schulleben manche bittere Stunde, so manches herbe Leid, welches das Herz eines braven Lehrers niederbeugt; es gibt so manche trübe Verhältnisse, wo man sich nicht zu fassen, nicht zu rathen und zu helfen weiß. Wie ist es da so tröstlich, wenn man seine Klage, seine Verlegenheit und seine Noth dem mitfühlenden, treuen Herzen seines Freundes und Kollegen anvertrauen darf. Wie fühlt man sich dann erleichtert, beruhigt und getröstet! Wie weiß der treue Freund mit freundlichen Worten aufzurichten und oft mit geringer Mühe zu helfen! Auch der Glückliche fühlt nicht weniger das Bedürfniß, sein Glück, seine Freude, seine Hoffnungen Andern mitzutheilen. Ja, getheilte Freude ist doppelte Freude, und getheilter Schmerz ist halber Schmerz. Edeldenkende Freunde wandeln stets Hand in Hand, arbeiten mit vereinten Kräften an ihrer Vervollkommnung zum Besten ihrer Mitmenschen. Einer ermuntert den Andern, Einer wacht über den Andern wie über seinen Bruder, warnt ihn vor Gefahren und Fehltritten, führt ihn von Irrwegen liebend zurück, erinnert ihn an seine Pflicht, und strauchelt der Eine, so richtet ihn der Andere liebend auf. Einer freut sich über des Andern Vorzüge, Glück und Wohlergehen wie über sein eigenes. Nie kommt scheeler Neid in ihre Seele. Und je edler und besser die Freunde sind, desto edler und werthvoller ist auch die Freundschaft.

O daß wir alle uns ernstlich bemühen möchten, rechte, wahre, vertraute Freunde zu werden. Wir sollen wohl bedenken, welch hohen, wichtigen und

schweren Beruf wir haben. Wir haben das Amt gewählt, deutsche Bildung, deutsche Sitten, deutsche Rechtlichkeit und Biederkeit unter der Jugend zu verbreiten, sie religiös und sittlich zu erziehen — in diesem Lande, wo die Geisteskultur, die Sitten und das christliche Leben noch so sehr der Pflege bedürfen. Hindernisse mancherlei Art, namentlich des Volkes Unwissenheit stehen im Wege. Es ist der Lehrer heilige Pflicht, vereinzelt wie auch vereint mit allen Kräften und Mitteln gegenseitiger Belehrung, sowie durch einen gründlichtn Unterricht und eine weise Schulzucht die Jugend zu veredeln, damit dieselbe der Macht des Unglaubens und Aberglaubens, der Sittenlosigkeit, des Materialismus durch den rechten Gebrauch ihrer Vernunft, durch festen, unerschütterlichen Glauben an Gott, durch die wahre Freiheit der Kinder Gottes, entgegentreten könne. Durch vereintes Wirken und vereinte Anstrengung könnten wir unsere Schulen auf den Standpunkt bringen, wo sie nicht nur das volle Vertrauen der Gemeinden, sondern auch das des Publikums im allgemeinen erlangten, welches Vertrauen vielen Schulen, theilweise durch die Lehrer selbst abhanden gekommen ist. Es ist ja keine leichte Aufgabe für einen treuen, strebsamen Lehrer, die meist ungezogene, halbverwilderte und rohe amerikanische Jugend zu ordentlichen, verständigen und gesitteten Menschen zu erziehen, und sie dahin zu bringen, daß sie das Wahre, das Gute und Schöne um seiner selbst willen lieben, das Laster und die Sünde — ohne Furcht vor Strafe und Verderben — verabscheuen lernen. Vorurtheil, Unverstand, die prunkende Freischule! besonders aber die unverzeihliche Nachsicht vieler Eltern gegen ihre Kinder u. dgl. m. treten uns von allen Seiten hemmend entgegen, und der Lehrer hat oft keinen Schutz, keinen Beistand; er muß sich ganz auf seine eigene Kraft verlassen. Wie groß ist auch die Ignoranz, die Thorheit mancher Eltern! Wie wenig wissen sie oft die Treue, den Fleiß des fähigsten und besten Lehrers zu schätzen. Wie oft muß er sich bei den besten Leistungen verkannt und oft mit Undank belohnt sehen. Wie Mancher möchte dann oft aus Unmuth und Verzweiflung sein Amt niederlegen. Wenn nun ein Lehrer in allen diesen Widerwärtigkeiten dennoch festen Muth, Kraft und Ausdauer behalten soll, so ist ihm wahrlich oft von anderer Seite her freundlicher Zuspruch, Aufmunterung, Rath und Beistand von Nöthen. Und wo anders und besser findest du das Alles, lieber Lehrer, als bei deines Gleichen? Nur sie verstehen dich recht, nur sie fühlen mit dir, nur bei ihnen findest du ein williges Gehör. Darum liebe und achte ich den treuen Collegen im Amte, darum suche ich die Gemeinschaft treuer Seelen und vertraue ihnen meines Herzens tiefste Angelegenheiten.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

In der Congregationalistenkirche ist ein Lehrstreit ausgebrochen, der bereits über das Stadium des Zeitungskrieges hinausgekommen ist und gegenwärtig in Gestalt einer Anklage und Untersuchung gegen fünf Professoren des Theologischen Seminars in Andover bei Boston geführt wird. Man hatte freilich alle möglichen äußeren Schutzmaßregeln gegen jede Lehrabweichung getroffen. Die dortigen Professoren müssen

nicht nur bei der Uebernahme ihrer Aemter eidlich versichern, daß sie nur die orthodoxe Lehre ihrer Kirche vortragen wollen, sondern dieses eidliche Gelöbniß muß auch alle fünf Jahre wiederholt werden. So wenig aber seinerzeit in Europa diese äußeren Gesetzesmaßregeln das Aufkommen und Eindringen des Rationalismus gehindert haben, so wenig sind sie auch in Andover dazu im Stande gewesen. Diese sogenannte „progressive Orthodoxie" hatte zwar schon manche Aufregung in den Kreisen der Congregationalisten hervorgerufen; praktische Resultate hatten sich aber im Laufe des letzten Sommers darin gezeigt, daß die Leiter des Heidenmissionswerks sich weigerten einige Pastoren in den Missionsdienst zu nehmen, weil sie Anhänger der Lehre von der „second probation" waren, d. h. der Lehre, daß für Heiden, die ohne Kenntniß des Evangeliums sterben, in der Ewigkeit auch eine Gelegenheit zur Buße und zum Glauben vorhanden sei. In seiner Versammlung in Des Moines, Iowa, hatte der American Board für äußere Mission die oben erwähnte Entscheidung der Missions-Direktoren aufrecht erhalten, obwohl es an Geltendmachung der gegentheiligen Ansicht nicht gefehlt hatte. Darauf hin wurde von vier Graduirten des Seminars, darunter Dr. Dexter, Redakteur des „Congregationalist," Klage gegen fünf Professoren bei dem „Board of Visitors" des Seminars zu Andover erhoben. Zwei Glieder dieses Collegiums sollen dieser Theologie so wie so abgeneigt sein, während die Stellung des Dritten (des Vorsitzenden) noch unbekannt oder unentschieden sein soll.

Die Anklage umfaßt sechszehn Punkte, von welchen zwölf in den vorliegenden Berichten mitgetheilt sind. Die Angeklagten werden beschuldigt gelehrt zu haben:

1. Daß die Bibel nicht die einzige vollkommene Richtschnur des Glaubens und Lebens sei, sondern fehlbar und unglaubwürdig selbst in einigen Punkten ihrer Glaubenslehre.

2. Daß Christus in den Tagen seiner Erniedrigung ein endliches Wesen war, beschränkt in allen seinen Eigenschaften, Fähigkeiten und Kenntnissen.

4. Daß die Menschen, mit Ausnahme derer, die in der Kenntniß des historischen Christus unterwiesen sind, keine Sünder seien, oder daß sie, wenn Sünder, doch nicht so sündhaft seien, um in der Gefahr der Verdammniß zu stehen.

5. Daß Keiner von Denen, die nichts von Christo gehört haben, verloren gehen könne.

6. Daß das Versöhnungswerk Christi hauptsächlich und wesentlich darin bestehe, daß er durch seine Fleischwerdung dem Menschengeschlecht gleich wurde, damit er durch seine Vereinigung mit den Menschen diesen die Kraft verleihe, Buße zu thun und ihnen so in den Augen Gottes einen erhöhten Werth gebe, und auf solche Weise Gott mit den Menschen und die Menschen mit Gott versöhne.

7. Daß der Ausdruck „Dreieinigkeit" bildlich und nicht persönlich zu verstehen sei.

9. Daß die Menschen, die nichts vom historischen Christus wissen, die Strafe des Gesetzes nicht verdienen, daß deshalb deren Erlösung nicht geschehe „allein aus Gnaden."

10. Daß der Glaube mehr wissenschaftlich und naturgemäß sein solle, als schriftgemäß.

11. Daß es für alle Menschen, welche in diesem Leben keine Kunde vom historischen Christus hatten, eine Probezeit nach dem Tode gebe und geben werde.

12. Daß diese aufgestellte Lehre von einer Probezeit nach dem Tode in der Theologie und der Glaubenslehre in den Vordergrund gestellt und zu einem Hauptlehrsatz gemacht werde.

13. Daß das christliche Missionswerk nicht **deshalb** unterstützt und getrieben werde, weil Menschen, welche Christum nicht kennen, in Gefahr stünden, ewig verloren zu sein, sofern sie nicht noch in diesem Leben gerettet würden.

Einer der Angeklagten, Prof. Smyth, hat bestritten, daß er das lehre, dessen er angeklagt wird.

Nicht gerade wegen Irrlehre, sondern wegen seiner politischen Thätigkeit ist der römische Priester McGlynn in New York nach Rom citirt worden, um sich wegen der politischen Unterstützung des Socialisten Henry George zu verantworten. Die Vor-

ladung wurde vom Kardinal Simeoni telegraphisch an Bischof Ryan gesandt, der sie dem Pater McGlynn zustellte. Schon im Monat September erhielt Erzbischof Corrigan ein Schreiben der Propaganda, in welchem man sich über die Richtung beschwerte, welche Pater McGlynn eingeschlagen hatte. Diesem Brief folgte bald ein anderer und schließlich kam ein im direkten Auftrag des Papstes verfaßtes Schreiben an, in welchem erklärt wurde, daß die Ansichten, welche der genannte Pater durch seine Unterstützung des socialistischen Mayors-Kandidaten Henry George vertrete, mit den Lehren der Kirche im Widerspruch ständen. Der Erzbischof setzte sich darauf sowohl mit Pater McGlynn, als auch mit Henry George in Verbindung und verbot schließlich dem Ersteren, einen weiteren thätigen Antheil an der Wahlagitation im Interesse von Henry George zu nehmen. Trotzdem beharrte Pater McGlynn auf dem von ihm eingeschlagenen Wege und hielt in der im Interesse Henry Georges am 1. Oktober abgehaltenen Massenversammlung eine einstündige Rede, in welcher er Henry George den größten Mann des Landes nannte und erklärte, daß derselbe nicht nur fähig sei, das Amt eines Mayors, sondern auch dasjenige eines Präsidenten der Ver. Staaten zu bekleiden. Pater McGlynn verblieb während des ganzen Wahlfeldzuges bei dem von ihm eingenommenen Standpunkte, und am Wahltage fuhr er in einer offenen Kutsche mit George, Powderly und Pastor J. H. Kramer von einem Stimmplatz zum andern. Nun ist aber der katholischen Geistlichkeit in New York jede Theilnahme an politischer Agitation schon seit dem Jahre 1855 verboten, zu welcher Zeit ein diesbezüglicher Hirtenbrief von Erzbischof Hughes erlassen worden war. Pater McGlynn soll indeß bis jetzt noch keine Anstalten gemacht haben, der Vorladung nach Rom Folge zu leisten.

Die Diasporaconferenz, die für uns von besonderem Interesse schon deßwegen ist, weil sie mit unserer Synode ein gemeinsames Ziel hat und gemeinsam mit ihr arbeitet, hat ihre Versammlung am 4. und 5. Oktober in Magdeburg gehalten. Der Vorsitzende, Generalsuperintendent Dr. Trautvetter, erinnerte in seiner Eröffnungsansprache an die Millionen Deutsche, die in allen Weltgegenden zerstreut sind und empfahl die Bestrebungen der Eisenacher Kirchenconferenz für Unterstützung und Pflege der Diasporagemeinden. Dr. Wangemann schilderte das Leben der deutschen lutherischen Gemeinden in Südafrika. Pastor Dr. Borchard führte zunächst nach Brasilien und von da über die Anden nach Chile. Am Fuße des Vulkans Osorno haben die ersten Deutschen sich niedergelassen. Auf Anregung des dortigen Professors der Naturwissenschaft, Dr. Philippi, hat sich eine deutsche evangelische Gemeinde gebildet. Die ersten Geistlichen hat der evangelische Oberkirchenrath dorthin ausgesandt. Jetzt werden auch im nördlichen Chile gegenüber dem nordamerikanischen Methodismus und in Santiago und Valdivia deutsche evangelische Gemeinden gebildet. „Herzliche Grüße und eingehende Berichte — so heißt es weiter — sind aus Nord- und Südamerika, Südafrika, Australien, Transkaukasien an die Versammlung ergangen. So ein Schreiben des Vorsitzenden der Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika, des Vorsitzenden der Deutschen lutherischen Synode von Victoria (Australien) u. s. w. Superintendent Lüttke berichtete über die Deutsche Evangelische Presse im Auslande, besonders in den Vereinigten Staaten."

Außerdem wird noch berichtet, daß — was wir hier im Seminar allerdings schon längst wissen — dieses Jahr die Diasporaconferenz unserer evang. Synode vier junge Männer an die evangelische Synode von Nordamerika ausgesandt hat.

Die Bewegung, welche durch den Antrag Hammerstein in der preußischen Landeskirche hervorgerufen ist, hat, wenn auch noch keine Früchte getragen, so doch wenigstens Blätter getrieben und verschiedenartige Blüthen angesetzt, so daß die an den Antrag sich anhängenden Bestrebungen und Wünsche aus dem Halbdunkel der sehr allgemein gehaltenen Zustimmungen heraustreten.

Am klarsten ist die Dotationsfrage. Das haben die Ausführungen des Pfr. Venter auf der am 20. Oktober in Barmen gehaltenen Versammlung unwiderleglich dargethan. Will einmal der preußische Staat beide Kirchen gleich behandeln, so ist es doch nur eine Forderung der Gerechtigkeit, daß die evangelische Kirche mindestens nicht schlechter gestellt sei als die römische, (vgl. Theol. Ztsch. 1886 Nov. Seite 349 unten), die gegen

diesen protestantischen Staat offen oder versteckt arbeitet. Es wird ganz gewiß Niemand es dem betreffenden Referenten übel nehmen können, wenn er diese Frage als die wichtigste bezeichnete, insofern als sie klar und spruchreif sei, als ihr die ungetheilten Sympathien aller Freunde der evangelischen Kirche entgegenkämen, und jede weitere Verschleppung ein materieller Verlust sei, der auf die Entfaltung und Ausbreitung der evangelischen Kirche hemmend einwirke. Nicht minder klar und berechtigt erscheint die Forderung der Einrichtung des Pfarrvicariats, das ja in Süddeutschland schon lange besteht und sich bewährt hat. Diese Frage geht allerdings den preußischen Staat nur insofern an, als die durch Kabinetsordre vom Jahre 1847 für die Einrichtung von Vicariaten in Aussicht gestellten 80,000 Thaler noch nie gewährt worden sind, aber gewährt werden sollten.

Weniger Einigkeit herrscht in dem, was unter der Bezeichnung größere Freiheit und Selbständigkeit zusammengefaßt wird. Es ist das auch ganz natürlich, denn bei allen Freiheitsbestrebungen, seien es politische oder kirchliche, mischt sich mehr oder weniger von der „Freiheit, die i ch meine" hinein. Der Hauptreferent der Barmener Versammlung erklärte: „Jedenfalls entspricht das Verlangen unserer Synoden auf Mitwirkung bei der Besetzung der kirchenregimentlichen Aemter — und mehr fordern wir auch nicht — dem Geiste der Synodalverfassung. Kirche und Staat sind beide von Gott gesetzt, aber ganz verschieden in ihrem Beruf und ob auch die Kirche äußerlich von den Anordnungen des Staates abhängig ist, innerlich muß sie für ihre eigenen Angelegenheiten selbständig sein. Die protestantische Kirche betrachtet sich nicht dem Staate entgegengesetzt, sie hält fest an der Ehrfurcht vor dem Regenten und dem bürgerlichen Gesetz, aber sie hat den unveräußerlichen Anspruch an den Staat, daß er die Grenzen ihres Gebietes so zieht, daß sie vor Menschenknechtschaft geschützt ist. Eine freie evangelische Kirche bestreitet dem Staate nicht das Aufsichtsrecht und verwehrt ihm nicht ein Veto, soweit der Staatszweck beides erforderlich macht; sie ist dankbar, wenn der Landesherr ihr Schutzherr sein will und betet für ihn um Heil und Segen, aber sie will unter ihrem einzigen Könige Jesu Christo leben, der ihr ein unantastbares Gesetz in der heiligen Schrift gegeben hat. So war die Kirche, wie Rheinland-Westfalen sie gehabt und die es wieder zu gewinnen sucht. Der Staat kann und soll uns nicht unmittelbar helfen. Auch würde staatlicher Zwang nichts ausrichten. Wider einen Geist kann man nicht mit dem Schwerte hauen, sagt Luther. Der Staat befreie die evangelische Kirche von den Fesseln, die sie einengen. Siegeskraft gegen Rom hat allein das Evangelium. Der preußische Staat, der der katholischen Kirche Freiheit in ausgedehntem Masse gewährt, wollte der evangelischen Kirche ihr bescheidenes Theil weigern?

Weiter und zwar zum Theil in etwas anderer Richtung geht die Forderung von Bischöfen, denen die frühere bischöfliche, aber jetzt von den Consistorien geübte Jurisdiction zu persönlicher Verwaltung zurückgegeben werden soll. Freilich wird auch andererseits darauf hingewiesen, daß es auf den Bischofstitel nicht ankomme und es doch eigentlich ein Widerspruch in sich selbst sei, vom Staate Bischöfe zu erbitten, da ohnehin das Neue Testament keine Bischöfe kenne, die ein Oberaufsichtsrecht gehabt hätten. „Tragen wir nur Sorge"— so schließt das betr. Votum — „daß w i r als rechte Bischöfe Acht haben auf uns selbst und auf die ganze Heerde."

Ebenso wies Generalsuperintendent Pötter in Cammin darauf hin, daß in den Kreissynoden und selbst in den Gemeinden diese Fragen noch weiter zu erörtern seien, denn darauf komme es vor allem an, daß auch die Laien mit Bewußtsein und Eifer zu dieser Sache stehen. „Dann aber bitte ich Sie" — sagt er weiter — „diesen Angelegenheiten doch auch nicht mehr Wichtigkeit beizumessen, als sie verdienen. Handelt es sich doch hier im Wesentlichen mehr um Formen als den Inhalt! Man kommt zu leicht dazu, über solchen, zum Theil doch mehr äußerlichen Sachen das gering zu schätzen, was doch immer die Hauptsache bleibt im Reiche Gottes. Denken Sie: Gottes Wort ist frei! Die Verwaltung der Sakramente ist frei. Damit haben wir die Hauptsache; wir können ja ungestört predigen von den Dächern. Lassen wir uns doch diese Gnade über alles wichtig erscheinen und hüten wir uns, daß wir nicht zu sehr in Dinge verwickelt werden,

die zu sehr nach der Peripherie hin liegen. Denken Sie: was uns die Reformatoren erkämpft haben, wir haben es noch: Gottes Wort ist frei!"

Gerade diesem Gesichtspunkt gegenüber werden dann wieder Argumente gebraucht, die beinahe römisch oder wenigstens anglikanisch hochkirchlich klingen, um „die zunächst durch innerkirchliches Bedürfniß geforderte Einrichtung der kirchlichen Behörde mit bischöflicher Spitze und kirchlichem Schwerpunkt" zu empfehlen. So wird u. A. gesagt:

„Die Zeichen der Zeit sind ernst; immer drohender erhebt die atheistische Socialdemokratie ihr Haupt und treibt die irregeleiteten Massen der Revolution entgegen. Mit den politischen Machtmitteln des Staates allein ist die endliche Katastraphe nicht aufzuhalten, wenn nicht der sittlich-ethische Einfluß des Christenthums zur erhöhten Geltung gebracht wird. Hier beginnt die große Aufgabe der Kirche; soll sie derselben vollständiger als bisher gerecht werden, so müssen ihre Kräfte zugleich gestärkt und entfaltet werden. Das ist das Ziel, welches der Antrag Hammerstein-Kleist-Retzow erstrebt."

Wem fiele da nicht Luthers berühmtes Wort ein, daß er dem Kurfürsten besseren Schutz zu verschaffen vermöge, als der Kurfürst ihm selbst angedeihen lassen könne, ebenso wie die oft gehörte Versicherung der römischen Kirche, daß sie den drohenden Umsturz aufhalten könne und wolle, wenn man ihr nur die verlangte Freiheit gäbe. (Vgl. Theol. Ztsch. 1886 Seite 90 unten.) Es ist nur ein kleiner Unterschied dabei. Luther brauchte weder irgend welche Rechte und Freiheiten um dann erst seine kurfürstlichen Gnaden schützen zu können, sondern gerade umgekehrt. Erst bewies er durch sein Auftreten wider die Schwarmgeister, daß es ihm möglich sei die angefangene Bewegung zu leiten und zu zügeln und das schaffte ihm diejenige Freiheit des Handelns, der er zu seinem Werke bedurfte. Dazu wird noch geredet als ob es die kirchlichen Aemter an sich und nicht vielmehr die von Christi Geist erfüllten Persönlichkeiten gewesen seien, welche die Kirche Chrtsti durch alle ihre Bedrängniß hindurch geführt hätten. Es heißt da u. A.: „Wird die Gemeinde in den schweren Zeiten, welche den Pol, der das Ende heißt, umlagern, und durch welche die Gemeinde hindurch muß, Männer haben, die wirklich voranschreiten? Gott wird sie, wenn die berufenen Diener dazu nicht taugen, aus den Steinen erwecken! Aber unsere Sache ist es für diese Zeiten die Gaben zu erwecken, die in uns sind, und die Aemter, die schon in den ersten Jahrhunderten das Volk Gottes hindurch durch die ganze sich wider sie erhebende Welt führten, wieder herzustellen."

Welche Aussichten auf Erfolg hat aber die ganze Bewegung? Das ist nun die schwerwiegendste Frage namentlich auch deßwegen, weil man dabei auf die Unterstützung der Centrumsmänner angewiesen ist, bei denen es indeß auch heißt: „Er ist ein Egoist und thut nicht leicht um Gottes willen, was einem Andern nützlich ist." Daher hat auch Herr von Kleist-Retzow schon von vornherein in seinem Gesetzesentwurf die römische Kirche mitbedacht. Es sollen der evangelischen Kirche in Preußen jährlich 2,820,000 Mark und der römisch-katholischen 1,940,000 Mark aus Staatsmitteln gewährt werden. Damit sind aber die Centrumsleute keineswegs zufrieden. Für die größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Landeskirche wollen sie nach der Erklärung des „Westfälischen Merkur" gerne einstehen. „In Bezug auf die Dotationsfrage"— so heißt es dort weiter — „wird sich hoffentlich eine Verständigung erzielen lassen. Sache der Katholiken ist es, dafür zu sorgen, daß die katholische Kirche in diesem Punkte nicht benachtheiligt werde." Das heißt mit anderen Worten, man will von Seiten des Centrums die Stimmen für diesen Gesetzesentwurf möglichst theuer verkaufen. Denn entweder sind die Centrumsmänner gute römische Katholiken, wie sie wenigstens vorgeben, oder sie sind es nicht. Sind sie das erstere, dann sehen sie in der größeren Freiheit der evangelischen Kirche entweder keinen Vortheil für dieselbe, oder der gute Zweck der Erlangung von Geld für die römische Kirche heiligt auch das Mittel der zeitweiligen Unterstützung und Förderung einer ketzerischen Kirche, auf deren Untergang man hofft und sonst mit allen Mitteln hinarbeitet. Traurig ist es, daß man evangelischerseits auf diese Unterstützung des Centrums angewiesen ist, oder zu sein glaubt, ja daß man sich um dieselbe bewirbt.

In Württemberg hat es sich deutlich gezeigt, wie man römischerseits es versteht „nicht zu kurz zu kommen.“ Zu dem, was schon in der Theol. Zeitschr. 1886 Nro. 2, Seite 63 berichtet ist, geben neuere Berichte noch eine Vergleichung der kirchlichen Versorgung der Evangelischen und römisch-katholischen Bevölkerung sowie eine confessionelle Criminalstatistik. Aus diesen Angaben erhellt, daß Württemberg besser mit katholischen Priestern versorgt ist, als irgend ein europäisches Land nördlich von den Alpen. (Belgien ausgenommen.) Es kommt auf 572 Katholiken ein Priester und auf 1280 Evangelische ein Pfarrer. Geradezu luxuriös ist es aber, wenn, wie weiter berichtet wird, eine Stadt mit 507 Katholiken zwei katholische Pfarrstellen hat und ein sieben Minuten davon entferntes Dorf von 300 Seelen auch eine solche. Dabei werden noch weitere Verwilligungen von Staatsmitteln zur Vermehrung des katholischen Klerus verlangt.

Man sollte nun aber doch billig erwarten können, daß die katholischen Priester die ihnen anvertraute Seelen so viel erfolgreicher überwachen könnten, daß dieselben wenigstens nicht mit den Strafgesetzen in Conflikt kommen. Nun ist aber nachgewiesen worden, daß in den Jahren 1884—1886 auf 100,000 katholische Einwohner 778—834 Verbrecher kamen, auf 100,000 protantische 672—689. Dabei beschränkt sich das Vorwiegen der Zahl katholischer Verbrecher keineswegs nur auf eine oder die andere Art von Verbrechen, sondern es findet sich in sämmtlichen vier Rubriken, die angeführt werden, und zwar derart, daß schon in fünf Jahren neun Monaten die katholischen Zahlen den protestantischen um 304,932 Fälle d. h. um einen ganzen Jahrgang voraus sind.

Die württembergischen Conservativen haben sich allerdings diesem ultramontanen Treiben gegenüber mit einer Klarheit ausgesprochen, die denen zu wünschen wäre, welche meinen ihre Klugheit reiche sogar so weit, daß sie die Macht Roms zum Besten der evangelischen Kirche benützen könnten. In der betr. Erklärung wird nämlich gesagt: „Angesichts der Thatsache, daß trotz des großen Entgegenkommens der deutschen Regierungen und namentlich der preußischen Regierung bei allen berechtigten Forderungen der katholischen Kirche die Führer des Centrums von einer versöhnlichen Haltung ihrerseits weit entfernt sind, vielmehr den offenen und verborgenen Kampf gegen die Reichsregierung fortsetzen; insbesondere angesichts der Thatsache, daß neuerdings von denselben sowohl in öffentlichen Versammlungen als in ihrer Presse die Zulassung der Jesuiten gefordert wird, desjenigen Ordens, der bei seinen Gliedern grundsätzlich jede nationale Gesinnung ausschließt, und sich die Wiederherstellung und Ausbreitung des Papstthums, sowie die Bekämpfung und Ausrottung des Protestantismus zur Hauptaufgabe gestellt hat, erklärt die Versammlung von Vertrauensmännern des conservativen Vereins in Württemberg es für eine Gewissens- und Bürgerpflicht aller evangelischen Männer, sich gleichfalls eng zusammenzuschließen zur gemeinsamen Bekämpfung der Uebergriffe der Ultramontanen.“

Wie sehr die römische Hierarchie an Götzendienst streift ist bei den Empfangsfeierlichkeiten römischer Bischöfe zu Tage getreten. Eine Düsseldorfer Zeitung brachte dem Erzbischof Krementz den Gruß entgegen: „Hochgelobt sei der da kommt im Namen des Herrn.“ Ein Dechant sagte: „Ich habe Ew. Erzbischöflichen Gnaden zu melden wie Petrus dem Herrn meldete: Alle suchen dich“ und beim Austritt aus dem Bahnhof stand der Erzbischof der Inschrift gegenüber: „Sei willkommen Oberpriester nach der Ordnung Melchisedeks“ und damit ja auch etwas von den Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit da sein möchte, erwartete der nichtkatholische Regierungspräsident an der Spitze der Civilbehörden den Erzbischof am Bahnhofe.

Daß England bald römisch-katholisch sein wird, ist allerdings nicht sehr glaubwürdig; aber richtig ist, daß die englische Hochkirche einerseits fruchtbar an Convertiten aus den höheren Ständen ist, während andererseits ihre Wurzeln im Volksleben immer mehr zernagt werden. Was den ersten Punkt betrifft, so führt ein 1884 veröffentlichtes Verzeichniß von englischen Convertiten sieben Mitglieder des Geheimen Rathes als solche auf, 33 Mitglieder des Oberhauses und 82 Mitglieder des Unterhauses, 1051 angesehene Convertiten gehören dem Adel und vornehmen Familien an, 142

der Armee, darunter ein Feldmarschall und sechs Generäle, 29 der Flotte, darunter sieben Admirale. Ferner nennt das Verzeichniß 48 Aerzte, 72 Gerichtsbeamte und Advokaten, 12 Beamte des Kriegsministeriums und 337 Geistliche.

Auf der andern Seite sind es nicht nur die Forderungen der Liberation Society, die auf Trennung von Staat und Kirche hinarbeitet, welche den Bestand der englischen Staatskirche angreifen, sondern auch in den untern Schichten des Volkes spielen sich Vorgänge ab, welche keineswegs dazu angethan sind, das Ansehen der Staatskirche zu heben oder ihre Stellung zu befestigen. So die Zehntenverweigerung in Wales, die allerdings zunächst localer Natur ist. Eine Majorität der Farmer der Pfarrei von Llarnarmon weigerte sich grundsätzlich, den Zehnten an den dortigen Vicar der englischen Hochkirche zu zahlen. Einerseits mag es die drückende Lage der Landwirthschaft sein, welche diesen Entschluß verursacht hat, andererseits jedenfalls auch der Umstand, daß die dortigen Einwohner zu fünf Sechsteln nicht der Hochkirche, sondern den Dissenters angehören. Das Schicksal Einzelner, denen in Folge der Zehntverweigerung ihr Eigenthum, Vieh, Geschirr, Hauseinrichtung u. s. w. abgepfändet worden ist, hat nur dazu gedient, die Massen zu erregen und die Bewegung weiter bis nach Süd-Wales auszubreiten, wo eine Menge Bergleute und Steinbruchsarbeiter sich der Bewegung angeschlossen haben sollen. Ebenso in der Parochie Llanrhaide 250 von 800 Farmern.

Dabei sind — wie aus den Ausführungen von Dr. Ryle, Bischof von Liverpool auf dem Kirchencongreß in Wakefield hervorgeht — gerade die Landgemeinden der schwächste Punkt der englischen Staatskirche. Wirkliche geistliche Belehrung sucht die Landbevölkerung bei den Dissenters. Als Grund dieser Erscheinung wird die Unwissenheit der Landbevölkerung bezeichnet. Aber gerade die Nachlässigkeit und Untauglichkeit des englischen Staatsklerus hat diese Unwissenheit erzeugt und Mißbräuche wie die, daß der Pfründeinhaber sein Kirchspiel durch einen Vikar nothdürftig verwalten ließ, während er selbst die Einkünfte desselben und vielleicht noch die einiger anderer dazu anderswo verzehrte, oder die Woche über der beste Sportsman war und am Sonntage seine Gemeinde mit einer von London bezogenen Predigt abspeiste, haben die Landbevölkerung der Staatskirche entfremdet.

Allerdings sind die ärgsten Mißbräuche die der Anhäufung der Pfründen auf eine Persönlichkeit und der Nicht-Residenz, d. h. der Verwaltung der Gemeinden durch Vicare abgeschafft; auch die fuchsjagenden und wettenden englischen Landpfarrer sind so ziemlich ausgestorben, aber immer noch werden die Pfründen als eine gute Versorgung für die jüngeren Söhne des Landadels betrachtet oder von reichgewordenen Kaufleuten für ihre Söhne gekauft. Nicht minder wird das ritualistische Ceremonienthum, welches der hochkirchliche Eifer als das Heilmittel für die Schäden der Kirche anwendet, als ein Mißstand bezeichnet. Eifrige junge Geistliche, die vielleicht einige Zeit in einer größern Stadt gearbeitet haben, suchen auf dem Lande ihren Gemeinden ohne Weiteres ein neues Ritual, Psalmengesang, Prozessionen, tägliche Gottesdienste, reichgeschmückte Altäre u. s. w. aufzudrängen. Die Landbevölkerung hat aber einen Abscheu vor diesem Ceremonienwesen und wittert dahinter Heuchelei oder Hinneigung zum Romanismus; das letztere meist nicht mit Unrecht. Ueberhaupt scheint des Liturgischen in der englischen Staatskirche so wie so schon zu viel zu sein. Man denke nur daran, daß sich im Prayerbook sogar eine Form für Krankenbesuche findet und daß viele Geistliche bei ihren Besuchen sich darauf beschränken, dieselbe vorzulesen. Daß ein derartiges Hochkirchenthum bei einfachen, verständigen Leuten nicht populär ist, ist kein Wunder; ebensowenig als es ein Wunder ist, daß es in vornehmen Kreisen diesseits und jenseits des Oceans Eingang findet. Denn die Vornehmheit besteht ja gerade darin, daß man eine Menge äußerer Förmlichkeiten anwendet, um sich ja nicht gegenseitig zu nahe zu treten, weder im Bösen noch im Guten. Besteht aber die geistliche Thätigkeit eines Pastors bei Krankenbesuchen nur darin, daß er das Vorlesen von Gebeten besorgt, dann ist weder von Seiten des Kranken noch des Pastors zu befürchten, daß einer dem andern geistig zu nahe komme. Vornehm ist das aber in allen Fällen, wenn es auch sonst nichts sein sollte.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. Februar 1887. Nro. 2.

Pastorale Fragen.

Eingesandt von P. Fr. Pfeiffer.

III. Selbst-Aufopferung die pastorale Methode.

Die eigentliche wahre Methode für die Arbeit des Pastors resultirt aus seinem Geiste. Der Pulsschlag dieses Geistes muß Selbst-Aufopferung sein. Diese wahrhaft christliche Tugend übertrifft bei Weitem jede pastorale Methode und wäre dieselbe noch so trefflich in Betreff von Organisationstalent und Wahl der Mittel zur möglichst sicheren und schnellen Erreichung des gesteckten Zieles. Nicht daß wir das sorgfältige Ueberdenken und Ordnen seiner Arbeit unterschätzen wollten; im Gegentheil, wir zollen ihm unsere wärmste Anerkennung und empfehlen solche Thätigkeit herzlich. Aber das, was hinter dem Planiren liegt, ist von weit größerer Wichtigkeit. Der Dampf, die treibende Kraft, ist größer als die Maschine. Diese treibende Kraft ist der Geist der Selbst-Aufopferung.

Doch dürfen wir diese Selbstopferung nicht fassen als der entschlossene Wille, sich selbst als ein Opfer auf den Altar zu legen. Es ist der feste Wille für Andere zu leben, und nicht sowohl für Andere zu sterben. Dieser Wille muß dem rechten Pastor eigen sein. Wollten wir das Wort Selbstverleugnung gebrauchen, so deckt dieses nach seiner jetzigen Auffassung unsere Meinung auch nicht ganz. Wenn der Heiland sagt: Verleugne dich selbst, so macht er seinen Jüngern etwas Anderes zur Pflicht, als was heute darunter verstanden wird. Er verpflichtet uns zur Nichtachtung unserer selbst. Sich diese und jene Genüsse versagen, freiwillig von Vergnügungen abstehen, die man sonst begehrte — darunter verstehen die Meisten Selbstverleugnung. Das ist aber etwas Anderes und Geringeres, als was Jesus meinte. Er will sagen: Höre auf, dein Selbst in Betracht zu ziehen, zum Centrum deiner Seele zu machen, um das alle deine Gedanken und Triebe und Wünsche kreisen. Laß dein Selbst außer Rechnung; entthrone es; wirf es aus dem Mittelpunkt.

Selbstverständlich macht uns Christus die Nichtachtung unseres Selbst nicht zur Aufgabe, die sowohl der Art als dem Grade nach etwas Unmögliches und Ueberspanntes wäre. Christus war das eigentliche Ideal eines Mannes mit gesundem Menschenverstand. Er wußte und anerkannte das auch,

daß Jeder von uns in gebührendem Maße für sich selbst zu sorgen hat. Aber er erkannte auch, daß, um das gebührende und gottgefällige Maß darin einzuhalten, unser Ziel sein müsse die Entthronung unseres Selbst aus dem Mittelpunkt unseres Gemüthes.

Wenigstens muß der Pastor darnach streben. Er muß in seinem Herzen für Andere leben. Er muß sich den festen Habitus der Seele aneignen, alle Dinge nicht vom Standpunkt der eigenen Interessen, sondern der seines Nächsten anzuschauen. Er ist ja nicht von seiner Gemeinde gemiethet, derselben gewisse, bestimmte Dienste zu leisten, für welche er von ihr bezahlt wird. Die Weltmenschen mögen ihn so ansehen; aber er selbst soll sich nicht so anschauen. Er ist des Herrn Diener und ihm zum Dienst verpflichtet; aber seinen Mitbrüdern gegenüber ist er ein Freier. Er arbeitet für sie aus freiem Triebe und aus Liebe. Er ist dem Herrn Christo zum Dienste verbunden, aber nicht den Menschen. Christo aber dienen kann und soll er an seinen Brüdern. Weit höher als die verschiedenen Dienstleistungen, welche ein Pastor seiner Gemeinde darbringt, die auch von einem Miethling für gewisse Bezahlung erlangt werden können, steht der Dienst, den jeder treue Pastor seiner Gemeinde leistet, damit, daß er unter ihr drinsteht und umhergeht in dem schon beschriebenen Geiste als Einer, welcher dient. Der Geist, aus welchem der Dienst fließt, ist weit mehr als der Dienst selbst. Sei dessen versichert, lieber Mitbruder, daß du nimmermehr das Gute thun kannst, für dessen Vollbringung du Pastor bist, es sei denn, du bewahrest unbefleckt in dir den Sinn, der in Christo Jesu war. Einen pastoralen Besuch machen als eine einmal unvermeidliche Plackerei, ist keine dem Herrn gefällige Arbeit. Einen pastoralen Besuch machen, sowie ein Nachbar den andern besucht, taugt nichts. Der Geist ist es, der lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze. Wir reden hier mit großer Deutlichkeit, weil wir etwas von den nicht geringen Versuchungen erfahren haben, von welchen täglich der Pastor angelaufen wird. Deine einzig wahre, dem HErrn gefällige und erfolgreiche Methode ist Selbstopferung!

IV. Der pastorale Besuch.

Nicht sowohl um Belehrung der Gelehrten handelts sich in diesen Artikeln, sondern um Erweckung und Ermunterung des Gemüthes, das ins Werk zu setzen, was man gelernt hat und weiß. Darum werden die Leser freundlichst entschuldigen, wenn statt langen Besprechungen dieser und jener pastoralen Thätigkeit das, was darüber zu sagen ist, in kurzen Sätzen dem Leser vors Auge tritt.

Der pastorale Besuch ist unerläßlich! darum — führe ihn aus. Warte damit nicht so lange, daß wie ein böser Geist der Gedanke daran dich plagt und dein Gewissen beunruhigt. Bereitwilligkeit dazu erleichtert nicht blos dein Gemüth, sondern giebt deinem Besuch auch einen größern Werth.

Bereite dich vor für den pastoralen Besuch. Bete darüber! Suche dazu die Leitung des heil. Geistes. Informire dich vorher, soweit als es thunlich ist, über die Umstände, die dein Verhalten beim Besuche zu bestimmen haben. Fasse den festen Entschluß in deinem Herzen, den Besuch zu einem pastoralen

zu machen! Damit ist nicht gemeint, daß du gleich das religiöse Gespräch in den Vordergrund stellest. Ueberlege dir das, und handle weislich. Aber in deinem innersten Motive und Geiste muß der Besuch ein pastoraler sein, nicht blos ein nachbarlicher oder freundschaftlicher. Der äußeren Erscheinung nach mag er ein blos freundschaftlicher sein. Sollte z. B. die Familie, die besucht wird, solchen Besuch als einen blos oberflächlichen ansehen, der eben von Seiten des Pastors abgestattet wird, blos um die vorgeschriebene Zahl voll zu machen, ähnlich wie ein Polizist in der Stadt seine Strecke abläuft, so möchte in solchem Fall es eine heilsame Enttäuschung der Personen sein, die von solchem Vorurtheil besessen sind, wenn der Pastor einmal seiner äußeren Haltung nach den Pastor auszieht und als ein wirklicher, gebildeter und angenehmer Mitmensch mit ihnen in lebensvolle Verbindung tritt. Nachher könnte er um so wirksamer sie wieder überraschen, wenn er unter der Hülle eines genialen Mitmenschen, als den sie ihn vorher anschauten, den Charakter eines schlichten, ernsten Dieners Jesu Christi offenbart. Immerhin bleibts dabei, du wirst als Pastor deinen Gliedern nicht viel Gutes thun, es sei denn, dein Geist trete auf irgend eine Weise in persönliche Berührung mit ihrem Geiste.

Zur segensvollen Führung solcher pastoralen Besuche kann ein Notizenbuch sehr behülflich sein. Darin könnte eingetragen werden ein kurzer Bericht von jedem gemachten Besuch; die verschiedenen Umstände, die ihn veranlaßten, die Personen, die gesprochen wurden, die Hauptgegenstände der Besprechung u. s. w. Dadurch wird vermieden, daß der Pastor beim nächsten Besuche sich wieder erkundigt über dieselben Dinge, dieselben Fragen wieder stellt, wie beim vorigen Besuche und sich so vor der Familie die Blöße giebt, daß er in Betreff derselben so unwissend und interesselos ist. Natürlich müßte vor jedem neuen Besuche das Notizenbuch durchgesehen und zu Rathe gezogen werden.

Sei so gründlich, wahrhaftig, ernstlich, weislich, innig geistlich in der That, daß du niemals bei deinen pastoralen Besuchen geistlich scheinen mußt!

Andeutung von leitenden Grundsätzen für pastorale Besuche.

1. Der Impuls zur Treue in der Ausübung genannter pastoraler Thätigkeit muß dir kommen von deinem durch Christi Geist beherrschten Gewissen und Willen, und nicht von der jeweilig hervorbrechenden Vorliebe für genannte Arbeit.

2. Demgemäß kräftige deinen Entschluß, pastorale Besuche zu machen, und vergegenwärtige dir immer wieder das eigentliche Ziel derselben, indem du wiederholt nachdenksame Ueberschau hältst über die Vortheile, die dir für deine gesammte Amtsthätigkeit daraus erwachsen.

3. Stelle dir immer wieder die Thatsache vor die Seele, daß alle Errungenschaften und Vortheile nur soviel Werth haben, als sie mitbeitragen zur Erreichung des Einen großen Zieles aller pastoralen Arbeit, daß die deiner Pflege anvertrauten Seelen dem Herrn Christo gehorsam werden.

4. Gedenke darum stets zuerst daran, daß in deinen pastoralen Besuchen, ganz abgesehen von den erwarteten Erfolgen, du selbst eine That des Gehorsams gegen den Herrn Christum vollbringst.

5. Gedenke zweitens, daß in pastoralen Besuchen du das Evangelium der Seligkeit den einzelnen Seelen so darbieten kannst, wie sonst auf der Kanzel und in der Kirche nicht. „Daß Er Jedem seine Gebühr gebe!"

6. Gedenke drittens, daß pastorale Besuche sehr dazu mitwirken, für deine öffentliche Predigt eine gute Versammlung zusammenzuziehen und zusammenzuhalten.

7. Gedenke viertens, daß pastorale Besuche dich fähiger machen, deine Predigt immer besser den eigentlichen Bedürfnissen deiner Gemeinde anzupassen.

8. Gedenke fünftens, daß pastorale Besuche nicht blos deine Predigten besser machen, sondern deine Glieder auch zu aufmerksamern Zuhörern.

9. Gedenke sechstens, daß pastorale Besuche dazu beitragen, deine Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit zu erweitern und zu vertiefen.

10. Gedenke siebentens, daß pastorale Besuche deinen Vorrath an Material für die Predigt immer wieder ergänzen.

11. Gedenke achtens, daß pastorale Besuche deine Erfahrung ungemein bereichern und damit dich zu einem größeren und vollkommeneren Mann machen.

12. Gedenke zum Schluß, daß pastorale Besuche dazu angethan sind, deine eigene Gesundheit und Wohlfahrt nach Leib, Seele und Geist zu fördern.

13. Und dann gedenke n a ch dem Schluß, daß deine öffentliche pastorale Thätigkeit der Hauptsache nach schon bestimmt durch Gewohnheit und constitutionelle Vorschriften, deine eigentliche Amtstreue und dein Eifer von der öffentlichen Meinung beurtheilt werden wird nach dem Maß deiner eigentlichen privaten pastoralen Thätigkeit, welche zum größten Theil deinem freien Willen anheimgestellt ist!

Judas, Petrus und Paulus.

(Fortsetzung.)

P e t r u s.

Die Persönlichkeit des Petrus ist im Kreise der Jünger schon dadurch bemerkenswerth, daß er der erste ist, den der Herr zur Mitarbeit an der Verkündigung des Evangeliums berufen hat. Daß diese Berufung des Petrus sich darauf gründete, daß der Herr wußte, was in ihm war, ist unzweifelhaft. Es war aber ein Doppeltes, was in einer Persönlichkeit sein mußte, die der Herr dazu berief, im Glauben ihm nicht nur nachzufolgen, sondern auch in ebendemselben Glauben das Evangelium vom Kommen des Reiches Gottes zu verkündigen.

Die eine dieser Eigenschaften tritt ihrer Natur nach deutlicher zu Tage. Es ist der Muth und die Freudigkeit, das was, man erlebt und erkannt hat, ohne Scheu, ohne Rücksicht darauf, wie Andere davon urtheilen mögen, zu bekennen, eben weil es als diese lebendige Wahrheit das Herz belebt, erfüllt

und bewegt. Dennoch aber ist noch eine andere Eigenschaft nöthig. Es darf dieser Muth und diese Freudigkeit nicht das Gefühl der eigenen Kraft, das Bewußtsein der eigenen Ueberlegenheit, oder der bloße Vorsatz des eigenen Willens oder gar Trotzes sein, sondern muß in dem Bewußtsein ruhen, daß man nur verkündigt, was man gesehen und gehört hat, (Apostg. 4, 20), daß man nur von dem zeugt, was man wirklich erlebt, und nur das gibt, was man empfangen hat. Damit aber das möglich sei, ist eine Empfänglichkeit des Gemüthes nothwendig, kraft welcher die Persönlichkeit aus sich selbst heraustritt, nicht zunächst, um zu wirken, sondern um auf sich wirken zu lassen, um sich dem Gesehenen und Gehörten so hinzugeben, daß in dieser Hingabe, in diesem Hingenommensein dem Menschengeiste die Erkenntniß des Wesens aufgeht, das in den Erscheinungen umkleidet und verhüllt wirkt, daß er von dem in der irdischen, zeitlichen und vergänglichen Form wirkenden Lebensgeiste selbst belebt wird. Ein Beispiel dieser Selbsthingabe an Christus tritt uns in Maria entgegen. (Luc. 10, 38—42).

Diese Empfänglichkeit des Gemüthes zeigt sich aber auch andern Dingen gegenüber, nämlich den Hindernissen und Widerständen, die der Mensch in seinem Wirken findet, den Mächten gegenüber, mit denen er zu kämpfen hat, den Anfechtungen gegenüber, in denen er seinen Glauben zu bewähren hat. Fehlen darf sie auch hier nicht, sonst tritt der Mensch aus der thatsächlichen Wirklichkeit der Dinge derart heraus, daß er für Alles blind wird, was mit seinem Glauben und mit seiner Hoffnung im Widerspruch steht und er in dieser Blindheit in Schwärmerei verfällt. Aber wo diese Empfänglichkeit vorhanden ist, birgt sie auch die Gefahr in sich, daß sie zur Schwäche wird, den Menschen ins Schwanken bringt, auf Irr- und Abwege führt, weil er die Hindernisse für zu groß, die Gegensätze für unüberwindlich ansieht. Während nun diese Empfänglichkeit des Gemüthes die Haupteigenschaft des rechten Jüngers ist, so ist für den Beruf des Apostels eine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit nöthig, die zwar die Widerstände fest ins Auge faßt, aber ihnen gegenüber nicht verzagt und kleingläubig zurückweicht, sondern im Glauben an die göttliche Sendung durch Christum und an die Macht des Evangeliums vorwärts geht.

So kommt es allerdings, daß der Apostel und der Jünger Christi in einem gewissen Gegensatz zu stehen scheinen. Dieser Gegensatz ist aber nur der Gegensatz verschiedener Entwicklungsstufen, wie der Gegensatz zwischen Kind und Mann. Der Apostel kann nicht Apostel sein, ohne irgendwie Jünger gewesen zu sein, aber nicht jeder Jünger wird zum Apostel. Wie aber das Kind nicht durch bloße Zunahme an Alter, durch immer weitere Entfaltung des kindlichen Wesens zum Manne wird, sondern vielmehr dadurch, daß es abthut, was kindisch ist, dadurch, daß die kindliche Klugheit sich zu Weisheit gestaltet, was oft mit viel Enttäuschung und mancher Entsagung verbunden ist, so geht aus dem Jünger dadurch, daß in den geistigen Todesqualen der Buße des Jüngers, der seinen Meister verleugnet hat, alle falschen Ideale und irdischen Hoffnungen dahinschwinden, der Apostel hervor, bei dem nur das eine Be-

kenntniß noch Geltung hat: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.

Zwei Thatsachen, die an Petrus herantreten, bilden die Anfänge von neuen Lebensabschnitten für ihn: das eine ist die Berufung am See Genezareth, das andere die Erscheinung des Auferstandenen. Beides geht zwar nicht von Petrus aus, aber dennoch ist es auch nicht zufällig, daß er sowohl der erste ist, der zum Jünger berufen wird, noch ist es zufällig, daß ihm der auferstandene Christus zuerst erscheint. Inwiefern es im Charakter und Wesen des Petrus selbst, sowie in seinem früheren Lebensgang begründet war, daß er als der erste der Zwölfe berufen wurde, läßt sich beim Mangel aller Nachrichten über die frühere innere Entwicklung des Petrus nicht sagen. Zu behaupten, daß es rein zufällig sei, wäre thöricht; denn es hieße, das Werk Christi von zufälligen Umständen abhängig machen. Jedenfalls aber hatte ihn der Herr als den erkannt, der geeignet war, den Anfang mit dem Entschlusse zu machen, Alles zu verlassen, um dem Herrn nachzufolgen. Dem Worte des Herrn entspricht die That des Petrus; er verläßt seinen bisherigen Lebensberuf, Alles, was er hat, um dem Herrn nachzufolgen, den er zwar noch nicht als den Messias, aber dennoch als einen Mann erkannt hat, dessen Gemeinschaft mehr werth ist, als Alles, was er seinetwegen aufgibt, durch dessen Nachfolge nichts verloren, sondern nur gewonnen werden kann. Dieser ersten That des Petrus folgen die Entschlüsse der andern Apostel, die, wie er, dem Worte Christi Folge leisten.

Von größter Bedeutung nicht nur für Petrus selbst, sondern auch den ganzen Kreis der Jünger, ja für das ganze Werk des Herrn selbst, werden seine entscheidenden Bekenntnisse zum Herrn. Die beiden Erzählungen Ev. Joh. 6, 67 ff. und Matth. 16, 13—20, Marc. 8, 27—30 und Luc. 9, 18—21 sind schwerlich verschiedene Berichte ein und desselben Ereignisses, sondern es nimmt Johannes in seiner Erzählung das zweite Bekenntniß, das als Frucht jenes ersten später sich zeigte, mit dem ersten zusammen. In beiden Fällen ist es die Empfänglichkeit des Petrus für das Wort des Herrn, die ihn die Wahrheit bekennen läßt. Beidemal sind die Jünger vor eine Entscheidung gestellt. Das erste Mal sind es viele der Jünger, die von dem Herrn abfallen, weil sie erkennen, daß die Erwartungen, denen sich das Volk und wohl auch sie selbst in der Folge der Speisung der Fünftausend hingegeben hatten, nicht in Erfüllung gehen würden. Auch in den Zwölfen mögen sich manche ungeduldige Gedanken geregt haben, mag sich die Frage im Gemüthe vorbereitet haben: Wann kommt das Reich Gottes? Sie mögen auch darüber befremdet gewesen sein, daß der Herr die ihm so günstige Stimmung des Volkes unbenutzt vorübergehen ließ. Trotzdem, daß die Rede Christi auch für sie hart sein mochte, indem ihre Gedanken eben vom Fleisch und allen fleischlichen Hoffnungen hinweg auf den lebendig machenden Geist hingewiesen wurden, wollen sie dennoch nicht weggehen, denn alle ihre Lebenshoffnung ruht auf dem Herrn. Was sie auch sonst in der Welt finden mochten — Worte des ewigen Lebens waren nur bei dem Herrn zu finden. Ein Weggehen vom Herrn wäre auch im besten

Falle ein Zurücksinken auf die Stufe der alttestamentlichen Frömmigkeit gewesen, die im Fasten ihr entsprechendes Symbol hatte, in unfruchtbarem Gesetzeswerk sich selbst quälte, ohne Frieden und Ruhe für die Seele zu finden. In diesen Zustand will Petrus nicht wieder zurück; er spricht es aus in der Frage: Herr, wohin sollen wir gehen?

Diese Treue bewährt sich auch weiter und findet ihre Belohnung darin, daß, während die Abtrünnigen der Verstockung entgegengehen, den Treugebliebenen die Wahrheit ganz enthüllt wird. Es tritt ja nun eine Strömung im Volke ein, die dem Wirken des Herrn entgegenarbeitet. Zuerst sind es die jerusalemischen Schriftgelehrten (Matth. 15, 1, Marc. 7, 1), die zwar dem Herrn selbst gegenüber nichts ausrichten, aber jedenfalls ihre Bemühungen, den Herrn verdächtig zu machen, beim Volke nicht ohne Erfolg aufgewandt haben, da sie sehr wahrscheinlich auf das Ansehen des Synedriums sich stützen konnten. Daß der Herr, nachdem er sie einmal abgefertigt, (Matth 15, 3—11) sich vor ihnen zurückzieht, (Matth. 15, 21., Marc. 7, 24), daß er bald darauf bei seinem Wiedererscheinen die Zeichenforderung der Pharisäer abweist, (Matth. 16, 1—4., Marc. 8, 11. 12) und sich wiederum entfernt (Matth. 16, 5, Marc. 8, 13), ist jedenfalls von seinen Feinden, denen es weder an Eifer noch an Schlauheit fehlte, nach Kräften ausgebeutet worden, um das Volk mißtrauisch zu machen, oder doch wenigstens zu verwirren und die Vermuthung, daß Jesus vielleicht derjenige Davidssohn sein könne, an dem die ganze Hoffnung Israels hing (Matth. 12. 23), gar nicht aufkommen zu lassen. Das zeigt sich in den so verschiedenen Meinungen des Volkes über den Herrn, die den Jüngern wohl bekannt sind und auf welche der Herr durch die Frage: Wer sagen die Leute, daß des Menschen Sohn sei? aufmerksam macht. Zugleich zeigt sich aber auch für die Jünger die Nothwendigkeit, daß sie sich einmal darüber klar werden müssen, wer denn ihr Meister, um dessen Nachfolge willen sie Alles verlassen haben, eigentlich sei. Die weitere Frage des Herrn: Wer sagt denn ihr, daß ich sei? bringt die Jünger zur Klarheit darüber, daß die verschiedenen Ansichten des Volkes über seine Persönlichkeit nicht richtig sein können. Da ist es Petrus, dessen Empfänglichkeit für die innere göttliche Offenbarung (Matth. 16, 17) sich hier bewährt, indem er als der erste der Jünger das Bekenntniß ablegt: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Auf der andern Seite aber hat Petrus einen nur zu empfänglichen Sinn für die Macht der unter seinem Volke verbreiteten Erwartungen vom Messias. Wohl ist in ihm die Macht des Glaubens stark genug gewesen, um trotz einer Anzahl von Dingen, die für die natürlich verständige Betrachtung, für Fleisch und Blut, schwer ins Gewicht fielen, das Bekenntniß zu dem Herrn als dem Messias auszusprechen. Denn diese Dinge waren nicht gering gewesen. Einmal das schwankende Urtheil des Volkes über den Herrn; dann die Lästerung der Schriftgelehrten (Marc. 4, 30) und die systematische Bekämpfung des Herrn durch die Schriftgelehrten und Pharisäer, die wohl eigens dazu, wahrscheinlich im Auftrage des Synedriums, von Jerusalem gekommen waren; ferner das

Weggehen vieler Jünger, die eine Erfüllung ihrer eigenen Hoffnungen vom Herrn seit jenem Ereigniß in der Synagoge zu Kapernaum (Ev. Joh. 6, 59.) nicht mehr erwarteten, endlich aber das Verhalten des Herrn selbst, das eben auch nicht in Uebereinstimmung war mit dem, was Petrus sammt den übrigen Jüngern von ihm erwartete. Alles das aber hatte der Glaube des Petrus überwunden, indem er auf den Herrn allein und auf die Worte des ewigen Lebens, die nur der Herr allein hatte, achtete. Aber Petrus war dem Herrn weder blind noch blindlings nachgefolgt, er hatte auch ein offenes Auge für die Zustände und Verhältnisse, unter denen der Herr wirkte.

Daß der Herr sein Reich nicht ohne Kampf einnehmen würde, war klar, daß er bei Vielen nicht Glauben, sondern höchstens widerwillige Anerkennung finden würde, war ebenfalls nicht zu bezweifeln. Wenn er aber nur Sieger im Kampfe blieb, wenn er nur zur Herrschaft gelangte, wenn er nur Anerkennung, sei es aus Glauben oder aus Furcht, fand, dann konnte er ja immerhin sein Reich aufrichten. Einen kämpfenden, aber schließlich doch siegenden Messias, der erst nach vielem Widerspruch Anerkennung finden würde, mochte Petrus schon früher in dem Herrn geschaut haben. Aber ein leidender, sterbender und in seinem Leiden verworfener Messias stand in solchem Widerspruch mit allen Hoffnungen Israels, daß Petrus es nicht über sich gewinnen konnte, den Herrn mit den Worten: „Herr, schone deiner selbst, das widerfahre dir ja nicht," darauf aufmerksam zu machen. War doch das Leiden des Herrn, sein Tod und seine Verwerfung gerade das Ziel, worauf seine Feinde hinarbeiteten; und mußte nicht Petrus und die übrigen Jünger den Eindruck erhalten, als sage der Herr mit dieser Ankündigung seines Leidens das Scheitern aller ihrer Hoffnungen, den Schiffbruch seines Lebens und ihres Glaubens voraus. Petrus wird von dem Herrn hart angefahren, aber er beugt sich in hingebendem Jüngersinn unter das züchtigende Wort des Herrn und seine Hingabe an die Persönlichkeit und Sache des Herrn geht zuletzt soweit, daß er sich wieder als der erste erbietet, sein Leben für den Herrn zu lassen. Der natürliche, auf menschlich natürlichen Gedanken beruhende und auf dieser Grundlage begreifliche Widerstand gegen den Leidensberuf des Herrn ist wenigstens soweit gebrochen, daß er dem Herrn selbst gegenüber ganz und gar verschwindet. Aber die Schwäche der Naturanlage des Apostels hat damit noch keineswegs eine Auferstehung in Kraft gefeiert. An Willigkeit und Umsicht fehlt es dem Jünger nicht. Wie eifrig und doch wie bedachtsam und verständig sucht er den Verräther unbemerkt zu erkennen, damit eine solche satanische That im Kreise der Jünger nicht geschehe. Aber er versteht das Wort: „Was du thust, das thue bald" so wenig wie die andern Jünger und der Verräther geht ungehindert seines Weges. Wenn aber auch ein Verräther im Jüngerkreise sein sollte, so tritt ja an die andern Jünger die Pflicht heran, um so treuer zu ihrem Meister zu stehen. Das erkennt Petrus und spricht es in den Worten aus: Wenn auch alle an dir irre werden sollen, aber ich nicht."

Dennoch wird er irre am Herrn, und zwar um so mehr je länger er bei dem Herrn auszuhalten versucht hatte. Jedenfalls war der Kampf des Herrn

in Gethsemane nicht ohne Eindruck auf das Gemüth des Jüngers geblieben. Indeß hat dieser Eindruck keineswegs Verzagtheit in ihm hervorgerufen, sondern den Entschluß, unter allen Umständen seine ganze Kraft für seinen Herrn einzusetzen. Aber ist es nicht gerade der Herr selber, der ihn daran hindert, der sich der Gewalt seiner Feinde willenlos ergibt und vor den Hohenpriester schleppen läßt? Gleichwohl läßt sich immer noch hoffen und zusehen, wo es hinaus will. Ist doch das Wort des Herrn eine Macht gewesen, der gegenüber seine Feinde nichts ausrichten konnten. Bewies doch gerade dieser nächtliche Ueberfall, wie sehr er selbst von seinen Feinden gefürchtet wurde. Konnte er denn nicht auch diesem Sturm der Bosheit gebieten: Schweig und verstumme, und dadurch beweisen, daß ihm auch alle Mächte der Finsterniß unterthan seien? Aber von alledem geschieht nichts und Petrus wird irre an seinem Herrn. Das schien ihm nicht mehr der Herr zu sein, an den er geglaubt, den er im Jüngerkreise bekannt hatte. Machte doch seine stumme Hingebung in Leiden, Schmach und in die Verdammniß zum Tode den Eindruck, als ob er selbst seine Sache verloren gegeben habe. Der Jünger des verhaßten, angefeindeten und verlästerten, aber unerschrocken und unbestechlich gegen alle Mächte der Lüge und Bosheit kämpfenden Meisters, der konnte und wollte Petrus wohl sein; aber der Jünger dieses ohnmächtig leidenden und willenlos duldenden Gefangenen, der keine Widerrede gegen die Lüge und keinen Wehruf über die Bosheit mehr hatte, zu sein, ist mehr als Petrus tragen kann. Das ist er noch nicht, das kann er nicht sein, als das will er nicht gelten; sein ganzes natürliches Wesen sträubt sich dagegen. Das Wort: „Ich kenne ihn nicht" hat im Munde des Petrus eine gewisse Wahrheit. Er kennt in der That seinen Herrn nicht mehr. Er ist aber darum noch keineswegs zu den Feinden des Herrn übergegangen. Sein Gewissen ist noch empfänglich für das Wort seines Meisters, das ihm der Hahnenschrei und der Blick seines Herrn wieder ins Gedächtniß zurückrufen. Er versteht, was darin liegt, daß der Herr ihm voraussagte: „Du wirst mich verleugnen", er ist empfänglich für das, was im Blicke des Herrn lag, nämlich, daß obwohl alle sich an ihm ärgerten und Petrus ihn verleugnete, er dennoch selbst treu geblieben ist, daß er sich selbst nicht leugnen konnte. Petrus geht bitter weinend hinaus. Hier hat er nichts mehr zu thun. Was über den Herrn kommt, vermag er nicht aufzuhalten, was er selbst gethan, nicht mehr zu ändern, vielleicht kann er noch hoffen auf das, was Gott thut. Der Herr leidet wohl, aber er verzagt nicht; er wird wohl sterben, aber nicht verzweifeln, das mag Petrus wohl erkannt haben. Ob er selbst wohl noch hoffen kann auf Grund davon, daß der Herr für ihn gebeten hatte (Luc. 22, 32), das mag Petrus sich oft genug gefragt haben in der Nacht des Zweifels und der Trostlosigkeit, die nun über ihn hereinbrach. Wie es aber auch sein mag, jedenfalls spricht jenes Wort der Emmausjünger: „Er war ein Prophet" die allgemeine Ansicht des Jüngerkreises aus, in welcher der frühere Glaube: Wir dachten, er sollte Israel erlösen, noch als schwacher Funke fortglimmte. Auch Petrus hat sie wohl getheilt, ja vielleicht ist er es gewesen, der eben in Folge dessen, was er selbst

erlebt, es aussprach, daß der Herr in der Stadt, die die Propheten tödtete, das Ende eines Propheten gefunden habe. Beruhigung mochte dieser Gedanke wohl gewähren, aber, so wie die Dinge lagen, konnte es nur die Beruhigung des Pessimismus sein. Was anders hatte Jerusalem, hatte Israel noch zu erwarten, als das Strafgericht, das der wüthende Haufe vor dem Palaste des Pilatus auf sich herabgerufen. Trost lag in diesen Erwägungen allerdings nicht. Das, was die Jünger erlebt hatten von dem Augenblicke an, da der Herr sagte: „Siehe, er ist da, der mich verräth," bis zu dem, wo er am Kreuze verscheidend sein Haupt neigte, war eigentlich das Einzige, was ihnen noch unzweifelhaft fest stand. Dieser Wirklichkeit gegenüber hatte auch die Erkenntniß, daß der Herr ein Prophet gewesen sei, wenig oder gar nichts zu bedeuten. Keine Gedanken konnten in dieser hoffnungslosen Wirklichkeit etwas ändern, keine Willenskraft sich darüber hinwegsetzen. Licht kam in diese Nacht nur dadurch hinein, daß die Jünger es ebenso unzweifelhaft erlebten, daß der Herr auferstanden war, als sie es unzweifelhaft erlebt hatten, daß er am Kreuze gestorben war. Da ist es nun Petrus, der es zuerst aus eigener Erfahrung bezeugen kann, daß der Herr auferstanden ist, er hat ihn selbst gesehen. So wie Petrus der erste ist in der Bildung des Jüngerkreises um den Herrn, so ist er auch der erste (1. Cor. 15, 5) in der Neubildung dieses Kreises als des Kreises der Apostel, die Zeugen der Auferstehung des Gekreuzigten sein sollen. Allerdings ist Petrus nicht der einzige, der den Auferstandenen geschaut, so daß die übrigen von seiner Autorität abhängig wären, sondern nur der erste in der Reihe, die Hunderte einschließt (1 Cor. 15, 5—8).

So ist in der Nacht der Verleugnung der Jünger sich selbst abgestorben, um von dem Tage der Auferstehung an dem Auferstandenen als Apostel zu leben; aber Jünger und Apostel sind eben ein und dieselbe Person, und ihre Natureigenthümlichkeit macht sich auch bei dem Apostel noch geltend. Er ist es, der den Apostel, der früher kein Jünger, sondern ein Verfolger war, zuerst und allein in seine Gemeinschaft aufnimmt (Gal. 1, 18—20); der auch verbunden mit den übrigen Aposteln die Gemeinschaft mit Paulus trotz der Angriffe falscher Brüder aufrecht erhält und befestigt (Gal. 2, 7—9). Dennoch wird er auch hier wieder schwankend. Das hatte er klar erkannt, darüber war er von Anfang an mit Paulus einig gewesen, daß es nicht einer Bekehrung der Heiden zu Moses, sondern einer solchen zu Christo bedürfe (vgl. Gal. 2, 16, Apg. 15, 11) und hatte auch demgemäß gehandelt. Er hatte erkannt, daß auf Grund des allen Christen gemeinsamen Glaubens auch Gemeinschaft im Leben stattfinden könne und solche Gemeinschaft auch geübt, als er nach Antiochien kam (Gal. 2, 12. 13).

Aber als etliche von Jacobus kommen, Leute, die zwar als Christen denselben Glauben an Christum mit den Gliedern der antiochenischen Gemeinde bekannten, aber als Juden nicht mit ihnen leben wollten, da geht Petrus zurück. Wenn er auch durch sein Judenthum nicht selig werden kann, so will er doch auch nicht den Vorwurf auf sich laden, daß er es aufgegeben habe; er will zwar Christ sein und ist es, er will aber auch den Jerusalemiten gegen-

über als Jude gelten, der das väterliche Gesetz hochachte und halte. Wollte Petrus dort in des Hohenpriesters Palast nicht als Jünger Christi angesehen werden, so will er hier als Jude gelten, obwohl er Christ ist. Paulus nennt ein solches Verhalten Heuchelei, ohne daß er jedoch den Petrus selbst einen Heuchler nennt, denn das ist er durch dieses eine Vorkommniß noch nicht geworden und er hat ja gewiß auch subjective Gründe für sein Benehmen gehabt. Er will ja auch kein Heide sein, er will den Unterschied zwischen Judenthum und Heidenthum auch durch das Christenthum nicht aufgehoben wissen. Aber wo lag denn der Unterschied? In Christo lag er nicht, im Evangelium von Christo lag er auch nicht, ebensowenig in der Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, oder im Abendmahl. Er lag überhaupt nicht in dem auf Christum sich gründenden Leben im Glauben, sondern in den von den Vätern überkommenen Sitten des Lebens, in dem Wandel nach väterlicher Weise. Wollte man nicht an diesem festhalten, dann mußte bald innerhalb der christlichen Gemeinde der Unterschied zwischen Juden und Heiden verschwinden. Das tritt ihm vor die Seele, als „etliche von Jacobus" kommen; darum zieht er sich von den Heidenchristen zurück und sein Ansehen verführt auch den Barnabas, und verwirrt jedenfalls auch die Gewissen solcher, die noch schwach im Glauben waren. Früher hatte Petrus Gemeinschaft mit Heidenchristen gehabt, nun thut er das Gegentheil. Richtig kann nur das eine oder andere sein, welches ist es denn, so frug wohl mancher Heidenchrist in Antiochien. Petrus hatte keine Antwort auf die Frage, wenigstens nicht für die Heidenchristen. Da greift Paulus ein. Weder aus Herrschsucht, noch aus Tadelsucht, sondern getrieben von der Nothwendigkeit, die Frage, welche auf dem Apostelconcil noch nicht ganz gelöst war, vollends zur Klarheit und damit zur Lösung zu bringen; und zwar auf einer beiden Theilen gemeinsamen Grundlage. — Wir glauben an Jesum Christum, weil wir wissen, daß der Mensch nicht gerecht wird durch des Gesetzes Werk, sondern durch den Glauben an Christum. Das ist der Mittelpunkt, um den sich die ganze Frage dreht: Entweder Glaube an Christum oder Gesetzeswerk. Wer einmal mit dem Gesetzeswerk gebrochen hat, bei wem die Gesetzesbeobachtung nicht mehr aus dem aufrichtigen Bestreben, dadurch gerecht zu werden, hervorgeht, der wandelt nicht aufrichtig, wenn er als eifriger Anhänger des Gesetzes gelten will. Die Glaubensgemeinschaft steht höher als die Gesetzesschranken, die Einheit des Lebens im Glauben höher als der Wandel nach väterlicher Weise.

So weckt Paulus dem Mitapostel das Gewissen und weist ihn hin auf seinen Glauben, den er zwar nicht verleugnet, aber bei Seite gesetzt hatte. Wie Petrus die Zurechtweisung aufgenommen hat, ist nirgends berichtet, daß er sie nicht unbeachtet gelassen, ist sicher, denn Paulus hätte keine Veranlassung gehabt, je wieder nach Jerusalem zu gehen, wenn er sich dauernd mit Petrus entzweit hätte. Aber auch aus dem, was uns sonst von Petrus entgegentritt, ergibt sich, daß die Begegnung mit Paulus in Antiochien nicht ohne Wirkung für Petrus sein konnte. Es sind ja zumeist äußere Anläße, die für die innere Entwicklung des Apostels zu Wendepunkten werden, und es

liegt in seiner Gemüthsart, gerade durch diese Anlässe auf sich wirken zu lassen und ihnen entsprechend sich zu verhalten. So ist es jedenfalls auch hier gewesen, und gerade seine Verirrung mag dazu gedient haben, daß er in Betreff des Unterschiedes von Gesetz und Evangelium zur vollen Klarheit der Erkenntniß durchdrang. So ist auch der erste der Apostel nicht unfehlbar gewesen, es auch nicht durch sein Amt geworden; aber durch Gottes Gnade, den Geist Jesu Christi und das Wort seines Mitapostels auf dem rechten Glaubenswege erhalten worden. Der Gang seines innern Lebens gibt uns keineswegs die Bürgschaft dafür, daß eine Kirche, welche das Bekenntniß anerkennt, das Petrus zuerst ausgesprochen hatte, und das Evangelium des Petrus als Ueberlieferung lehrt, nicht irren könnte, sondern ist eine Mahnung, gerade im Hinblicke auf diese anvertrauten Güter der Verantwortlichkeit dafür eingedenk und nicht selbstvertrauend, sondern wachsam zu sein.

Predigtentwurf.

Eingesandt von P. C. Dobschall.

Text. Ebr. 13, 2. Gastfrei zu sein vergesset nicht; denn durch dasselbige haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherberget.

Empfängst du viel Besuche und erwiederst du sie fleißig? Hast du dieselben schon auf ihren Werth geprüft? Wie langweilig, zeitraubend, kostspielig, gefährlich, Verderben bringend sind sie oft! Andrerseits wie gemüthlich, erquickend, segenbringend können sie für beide Theile werden. Beispiel: Die gebenedeiete Jungfrau und ihre Freundin Elisabeth (Luc. 1, 48). Unter Umständen kann ein Besuch zum reinen und unbefleckten Gottesdienste werden (Jac. 1, 27). Die heil. Schrift empfiehlt daher die Gastfreundschaft oft und dringend (Ebr. 13, 2. 1 Petr. 4, 9. Röm. 12, 13). Ja, sie legt auf diese Tugend so hohes Gewicht, daß dies für den ersten Blick befremdet. Denn Gastlichkeit wurde auch im heidnischen Alterthume gerne geübt, und noch jetzt thun dies die Weltkinder bei ihren Festen in reichem Maße. Zudem scheint dies Gebot neuerdings weniger von Nöthen, da es überall zahlreiche Herbergen giebt, wo man für etliche Silberlinge Obdach und Kost erlangt, und überdies in der Freiheit der Bewegung weniger behindert ist. Aber das Wort Gottes, also auch die Mahnung unsers Textes hat ewige Geltung; jedenfalls ist also zwischen der weltlichen und der vom Evangelio empfohlenen Gastfreundschaft ein wesentlicher Unterschied. Wir werden ihn begreifen, wenn wir

die heilige Gastfreundschaft

rühmen und preisen. Dazu haben wir guten Grund; denn

1. Sie nimmt sich der Heiligen Nothdurft an.
2. Sie feiert der Heiligen Feste.
3. Sie begründet der Heiligen Gemeinschaft.
4. Sie sichert der Heiligen Ruhe.

1. Die Gastfreundschaft nimmt sich der Heiligen Nothdurft an. Alle Freundschaft, auch die Gastfreundschaft ist wechsel-

seitig. Sie giebt und sie nimmt. Die Einfalt des Kindes spricht zu dem nahenden Gaste: Was hast du mitgebracht? Auch der Herbergsvater bewegt die Worte im Herzen: Was bringst du meinem Hause? Unruhe oder gar Unsegen? Oder Rath und Hilfe? So kündigt Paulus den Römern seinen Besuch an, um geistliche Gaben mitzutheilen und Trost durch ihren Glauben zu empfangen (Röm. 1, 11—12). Noch immer gilt Jesu Wort: Wer einen Propheten aufnimmt in eines Propheten Namen, der wird eines Propheten Lohn empfangen (Matth. 10, 41). Beispiele: Elias und die Wittwe zu Zarpath. Paulus und die Purpurkrämerin Lydia. Einst sang in den Straßen Eisenachs ein Bürschlein frisch und froh manch frommes Lied, und der Hunger war sein Gesell, bis Frau Cotta ihm das Brot brach. Hans von Berlepsch gewährte dem Ritter Georg sicheres Gewahrsam vor Bann und Acht auf seiner Wartburg, und die jubelnden Zeitgenossen sahen einen Engel fliegen mitten durch den Himmel nach der einsamen Waldveste, der hatte ein ewiges Evangelium (Off. Joh. 14, 6). Die Engel Gottes werden „Botenläufer", um in der ganzen Welt zu verkündigen, was jene ehrsame Witib und dieser wackere Ritter ihrem Heiland gethan haben.— Weiter sagt der Heiland: Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat (Matth. 10, 40). Jener Zöllner, der sich selbst erhöhet hatte (Luc. 19, 4) weiß die Auszeichnung, die seinem Hause widerfahren war, wohl zu schätzen. Aber des Menschen Sohn, der nicht hatte wo er sein Haupt hinlegen konnte, mußte bei diesem Kinde Abrahams einkehren. Der Heiland bedarf jenes Lastthieres, um seinen letzten Einzug in Jerusalem zu halten und jenes gepflasterten Saales, um sein Abendmahl auszurichten. Wie ärmlich erscheint gegen diese Herberge der Wunderbau des heiligen Gral, in welchem nach dem deutschen Liede der fahrende Ritter einkehrt, um das Blut des Heilandes zu schauen und um es noch in selber Nacht zu verscherzen. Darum: „Trau, schau, wem", so du die Thüren deines Hauses und Herzens öffnest. Es ist schauerliche Wahrheit, wenn der Apostel von dem Feinde unserer Seelen sagt, er gehe umher und suche, welchen er verschlinge. Petrus will andeuten, daß der Fürst dieser Welt sonst keinen Haltepunkt auf Erden habe, sofern die Menschenherzen sich ihm nicht zu willigen Werkzeugen ergeben. Wie entsetzlich wahr das Wort: Luc. 11, 26. Wohlan, Gott will an die Stelle des Teufels treten. Suchet der Verderber in uns die Herberge, um sie zu verwüsten, so suchet sie der Heiland, um sie zu bauen. Hungert jener nach der Speise unser Leben zu verderben, so verlanget dieser nach dem Genusse unser Heil zu schaffen. Beide aber versehen nur ihren Dienst, sofern man sie rufet und an der Schwelle des Hauses willkommen heißt. Wer also den Heiland liebt, der wird sein Wort halten, und der Vater wird ihn lieben, und beide: Vater und Sohn, werden kommen und Wohnung bei ihm machen.

2. Die Gastfreundschaft feiert der Heiligen Feste. Nicht wahr, diejenige Herberge geräth in bösen Leumund, die ihren Gästen ein unfreiwilliges Fasten auferlegt. Fasten und leiblich sich bereiten ist zwar eine feine, äußerliche Zucht. Aber das allererste Erforderniß eines

gesegneten Fastens ist die Freiwilligkeit desselben. Die Römische Kirche und die thörichten Gesetze mancher Staaten dieses Landes thun daher Unrecht und Sünde, wenn sie der Freiheit eines Christenmenschen Zwang anthun und neue Gesetze über Essen und Trinken aufstellen wollen. Man darf die Hochzeitleute nicht zum Fasten treiben, so lange der Bräutigam bei ihnen ist. Festtage sind keine Fasttage, auch in der Römischen Kirche nicht. Vielmehr ist der Heiland ein Schirmherr der Fröhlichen, so gewiß er auf jener Hochzeit berauschenden Wein bereitet, so gewiß ihn herzlich verlangte zu trinken von dem Gewächse des Weinstockes, so gewiß er ihn neu trinken wird in seines Vaters Reich. Es giebt eben alltägliche Zeiten, die ihre eigene Plage, es giebt hoch Zeiten, die ihre besonderen Gefahren haben (Hiob 1, 4—5). Für den Alltag ist Wasser das rechte Getränk, für hoch Zeit Wein ist von Nöthen. Du darfst dir ihn erbitten und du sollst ihn trinken (Joh. 2, 3. Matth. 26, 29 u. 27). Gäste verlangen Feste. Die Arbeit des Tages wird unterbrochen, Haus und Halle kleidet sich in Grün, die Fahnen wehen im Winde, die Feierkleider werden angethan, der Duft des Nardengefäßes durchzieht die Gemächer. Man heißt den Gast willkommen. Die Frau des Hauses bereitet ihm den Tisch, der Herr schenkt ihm den Becher voll ein. Nun findet in Rede und Gegenrede ein gutes Wort eine gute Statt. Wo man mit der heiligen Musika Bescheid weiß, da ertönt Sanges-Lust, der Saiten Spiel, wohl gar des Reigens künstlicher Schritt (Luc. 15, 25). Solch ein Fest feiert der greise Vater des verlorenen Sohnes, da sein Kind wieder an seiner Brust lag.— Und umgekehrt: Feste verlangen Gäste. Wen du einladen sollst, steht geschrieben: Luc. 14, 12—14. Lade nicht deine Brüder, noch deine Freunde, noch deine Nachbarn. Warum diese nicht? Das ist doch das Natürliche. Eben weil es das Natürliche ist. Die Genannten sind von selbst da, oder sie sind nicht da, je nach ihrer Herzensstellung zum Festgeber. Die Mutter Jesu war da auf jener Hochzeit, die Brüder Jesu fehlten. Sie glaubte an den Namen des ihr so wunderbar geschenkten Sohnes, die Brüder des Herrn nach dem Fleisch glaubten noch nicht. Auch in den süßen Freudenwein des Vaters des verlorenen Sohnes fällt ein bittrer Tropfen, da der erstgeborene Sohn trotz des Vaters Nöthigung vom Feste ferne bleibt. (Zu vergleichen: 2 Sam. 6, 16. Michal verachtet die festliche Freude ihres königlichen Gemahls). — Vielmehr lade ein die Armen, Krüppel, Lahmen, Blinden, dann wirst du das Brot im Reiche Gottes essen. Hier wird nicht ein Werk der Barmherzigkeit, sondern eines der Leutseligkeit empfohlen. Ihr sollt leutselig sein, wie euer Vater im Himmel und euer Heiland auf Erden leutselig ist, Tit. 3, 4.—So hatten die Jünger des Herrn eine dreijährige Freudenzeit, da der Bräutigam bei ihnen war. Freilich war ihnen öfters wie den Träumenden, ihr Mund voll Lachens, ihre Zunge voll Rühmens; erst nach Pfingsten lernten sie mit vollem Bewußtsein sagen zu den Heiden und zu ihrem Volke: Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. So wurde das selige Durchleben der angenehmen Zeit des Herrn den Aposteln zur rechten Bereitschaft für die kommenden Trauertage. —

Hallelujah, auch wir dürfen rühmen: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist. Darum dürfen wir uns ganz rücksichtslos, ohne der Plage künftiger Zeiten zu gedenken, der Freude überlassen, welche die Gegenwart, wohlverstanden: welche seine Gegenwart bietet. Geben wir uns solcher Freude hin, so soll uns der Platz an der himmlischen Hochzeitstafel nicht genommen werden.

3. Die Gastfreundschaft begründet der Heiligen Gemeinschaft. Der Mensch wird gesellig, der Christ wird kirchlich geboren. Wie äußerte sich doch die Kirchlichkeit, und wie die Geselligkeit der christlichen Urgemeinde bald nach den Tagen der ersten Pfingsten. Ihre Glieder gingen in den Tempel um die neunte Stunde (Ap. Gesch. 3, 1) und mit großer Kraft gaben die Apostel Zeugniß von der Auferstehung des Herrn Jesu, und war große Gnade bei ihnen allen (Ap. Gesch. 4, 33). So ward der Missionsbefehl des Erlösers erfüllt. Wenn aber die Sonne zur Rüste ging, wenn es Feierabend geworden für das Predigtwerk, dann fing der Gläubigen Hochfeier erst an. Nun brachen sie das Brot hin und her in den Häusern, sie nahmen die Speise und lobten Gott mit Freuden und einfältigem Herzen (Ap. Gesch. 2, 46—47). — Verbunden durch die heilige Taufe, gesalbt mit dem heiligen Geiste, sahen sie sich alle als eine einzige Familie, als eine Hausgenossenschaft an, so daß sie Alles gemein hatten, sogar die täglichen Mahlzeiten, welche das Nahrungsbedürfniß befriedigten. Alle Mahle aber gipfelten in der Feier des heiligen Sacraments, das sie zu des Herrn Gedächtniß täglich feierten. Nun sangen sie die Psalmen im Sinne des Kirchenliedes: Abend, heller als der Morgen, weil mein Jesus bei mir ist, gute Nacht ihr schweren Sorgen, sanfte Ruhe sei gegrüßt! Ihr Cultus bestand im Essen und Trinken, ihre Predigten waren Tischgespräche, bei denen die Apostel das Wort führten, ihre Gebete waren Tischgebete. Solch ein gastliches Haus, zugleich ein Gotteshaus, war das Haus der Maria, der Mutter Johannis, der mit dem Zunamen Marcus hieß (Ap. Gesch. 12, 12). So wurde das „eigene Gedinge" des Paulus (Ap. Gesch. 28, 30), die Wohnstätten eines Philemon, eines Gajus und von hundert Anderen, zu Gotteshäusern, zu Hütten Gottes bei den Menschen. Dies Alles währte wenig mehr als drei Jahrzehnte. Zion ging in Feuer und Rauch auf, weil es nicht das rechte Zion geworden war, und Christi Jünger scheuchte man aus Haus und Hof in Wasserleitungen und Grabgewölbe. Aber auch die unterirdischen Gottesdienste, die man dort feierte, wurden überirdische durch der Apostel dreifach gegliedertes Bekenntniß, das seit jenen Nächten der Heilige Geist zum Gemeingut der gesammten Christenheit gemacht hat. Und wieder wandelt sich das Bild. Für kurze Frist dürfen hier und da die Christengemeinden aufathmen, und siehe, 150 Jahre nach des Meisters Himmelfahrt wachsen seine Häuser ihm nach und überragen triumphirend die Kuppeln der kaiserlichen Paläste. Menschenhände versuchen es, den Himmel auf Erden zu bauen, und bei jeder Kirchweihe ertönt die Einladung: Komm Herr Jesu, sei unser Gast und segne uns, was du uns in Wort und Sakrament bescheret

hast. Und der Geladene? Freilich mißfällt ihm Babels Thurmbau; auch an dem stolzen Bauwerk des Tempels, der die Bewunderung der Jünger erregt, geht der Herr mit ziemlicher Gleichgültigkeit vorüber. Ist das doch nicht seine wahre Heimath! Wohnt er doch nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht. Aber die Leutseligkeit Gottes nimmt fürlieb mit den niedrigen Hütten der gothischen Dome, und auch der Römische Gesang bleibt für uns ein Lied aus Zion, gleichwie der Römische Brief die magna charta unseres Glaubens ist, wenn wir singen: Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschaar, das Herz zu dir, o Gott, erhöht (sursum corda), die Augen zum Altar. Schenk uns, o Vater, deine Huld, vergieb der Sünden schwere Schuld. O Gott, von deinem Angesicht verstoß uns arme Sünder nicht! — Schaue aber auch an die Strafgerichte Gottes, welche manche dieser Altäre umgestoßen und das Heiligthum dem göttlichen Besuche entfremdet haben, weil das Wort unter den Scheffel gestellt und das Sakrament verstümmelt worden ist. — Und in der neuen Welt? Welch ein Rückschritt! Die Kirchlichkeit wird für Manche wieder zur Geselligkeit, das Gotteshaus zur Gemeindehalle, das Haus der Anbetung zum Schulhause der reinen Lehre oder gar zur Stätte der gemüthlichen, frommen Plauderei; das Trinken vom Gewächs des Weinstockes wird verboten, geistliche Nüchternheit wird trotzdem vielfach vermißt. Was sollen wir als Evangelische Christen thun? Nimmer die Glieder der goldenen Kette zerreißen, welche der Heilige Geist durch **alle** Jahrhunderte der **einen** christlichen Kirche verbunden hat: Ich glaube eine Vergebung der Sünden, ich glaube eine Auferstehung des Leibes, ich glaube ein ewiges Leben. Amen.

4. Die Gastfreundschaft sichert der Heiligen Ruhe. Gottes eingeborener Sohn spricht: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin euch die Stätte zu bereiten (Joh. 14,2). Sehet da eine Hütte der Menschen bei ihrem himmlischen Vater. Räumen wir dem dreieinigen Gotte auf dem weiten Erdenrund abgegrenzte Gotteshäuser ein, so soll der selige „Mensch" durch Christi Zuthun in Gottes Himmel, der in und außer der weiten Welt ist, ein eigenes Daheim, eine wohlumfriedete Stätte haben, da er sicher vor aller Anfechtung sein Brot isset (Luc. 14, 15) und mit Abraham, Isaak und Jakob, mit den Aposteln und Märtyrern und allen Seligen im Himmelreiche sitzet. Auch der selige Mensch bleibt Mensch; er wird nicht Engel, noch weniger Gott selbst; er führt ein heiliges Leben und genießt in vollem Maße alle die Segnungen, die ein solches Wandeln vor dem Angesichte Gottes einschließt. Aber seine wahrhaft menschliche Natur verleugnet er auch im Jenseits nicht. Welche ist dies? Es ist seine Beschränktheit. Gehörte der irdische Adam vor seinem Falle dem irdischen Paradiese, so hat der andere Adam durch seine Himmelfahrt den Brüdern (Ebr. 2, 11) viele Wohnungen bereitet. Solche Wohnung ist fest umgrenzt und wohlbedacht. Jeder Selige hat Anspruch auf solch persönliches Eigenthum, das sein Erbe geworden ist. Was berichtet doch der Seher, was er am Tage des Herrn von dem himmli-

schen Jerusalem gesehen? (Off. Joh. 21, 1—21). Er beschreibt die Mauern, welche die Stadt abschließen von dem Draußen, und die Thore, die den Eingang in das Heiligthum verstatten. Das ist Alles. (Off. Joh. 21, 22). Das ist aber vorläufig auch genug. — — Wehe den gottvergessenen Weibern, die den Kindersegen verschmähen und dem Ebenbilde Gottes keinen Raum gönnen; sie werden keinen Raum am Herzen Gottes finden. Selig der Leib, der den Heiland getragen, und die Brüste, die ihn gesäuget haben (Luc. 11, 27). Zwar ist die Gebenedeiete unter den Weibern nicht Himmelskönigin geworden, wie die Römischen wähnen. Aber das Schwert, das einst durch ihre Seele ging, ist längst nicht mehr darinnen, und die schmerzensreiche Mutter ist die freudenreiche geworden. Gastfrei zu sein will ich nimmer vergessen, damit mich Engel begrüßen (Luc. 1, 28) und der dreieinige Gott mich beherberge. Amen.

Wahnsinn und Selbstmord.

(Eingesandt von P. M. Otto.)

Die protestantische Kirche, als die Kirche des Wortes Gottes, sollte bei großer Verschiedenheit in nebensächlichen Dingen in den Hauptsachen der Lehre und Praxis einig sein: Zu diesen Letzteren gehört ohne Zweifel auch die Kirchenzucht, und es wird auch allgemein zugegeben, daß es Pflicht der Kirche sei, solche Zucht in ihrer Mitte zu üben. Aber die Art und Weise, wie das geschieht, und die Mittel, welche angewandt und auch nicht angewandt werden, sind ziemlich verschieden. Zu den Mitteln, welche der Kirche noch geblieben sind, und die sie deßhalb auch treulich benutzen sollte, gehört auch die Versagung des kirchlichen Begräbnisses, oder die Betheiligung des Pastors an einem solchen. Einem Selbstmörder sollte unter keinen Umständen ein kirchliches Begräbniß, oder die Theilnahme des Pastors an demselben gewährt werden. (Vgl. Theolog. Zeitschr. 1880, S. 235 f.)

Dieser Satz wird wohl nur von Wenigen angenommen werden; man fühlt sich gedrungen, verschiedene Ausnahmen zu machen und nach denselben zu handeln. Zu diesen Ausnahmen gehören auch solche Selbstmörder, welche sich im Zustande des Wahnsinns das Leben nehmen. „Die kirchliche Beerdigung soll keinem Selbstmörder (es sei denn seine That in offenbarem Wahnsinn geschehen) zu Theil werden.“ Es wäre schon ein großer Gewinn, wenn der angeführte Satz in der protestantischen Kirche oder in unserer Synode zur allgemeinen Geltung und Anwendung käme, dann dürfte auch bald die Ausnahme wegfallen, und der Satz angenommen werden. Daß diese Erkenntniß immer mehr Eingang finden möge, dazu wollen die folgenden Darlegungen mithelfen.

Ob der Selbstmord in „offenbarem Wahnsinn“ geschehen sei, das ist eine Frage, welche sehr schwer, meist unmöglich sicher zu beantworten ist. Möglich und leicht ist sie in dem Fall, wenn der Wahnsinn schon vor der

That offenkundig war. Aber auch dann darf man sich mit der Beantwortung der Frage noch nicht begnügen, sondern hat auch nach den Ursachen des Wahnsinns zu fragen. Diese Ursachen sind meist verborgen, unbekannt und zweifelhaft. Ein bestimmtes, sicheres Urtheil wird sich selten bilden lassen, auch von Sachverständigen nicht. Ja, selbst offen daliegende Thatsachen — wie verschieden werden sie von verschiedenen Personen beurtheilt? Jeder urtheilt nach seiner Einsicht und Erkenntniß über psychologische Erscheinungen und Zustände, oft auch ohne jegliche Erfahrung. Solch ein Urtheil kann aber keinen Werth haben. Treten wir der Sache näher und fragen wir: Was ist Wahnsinn? so ist die Antwort: Es ist eine Geisteskrankheit, ein Zustand, in welchem der Mensch des freien, ungehinderten, willkürlichen Gebrauchs seiner Geisteskräfte beraubt ist, und in Folge dessen für seine Worte und Thaten nicht verantwortlich gemacht werden kann. Man pflegt dann von einem solchen Menschen zu sagen, er sei unzurechnungsfähig. Wenn nun diese Definition auch im Allgemeinen richtig ist, so wird es doch von dieser als Norm hingestellten Bezeichnung wieder sehr viele Ausnahmen geben, denn der Wahnsinn ist nach Art und Erscheinung gar verschieden. Doch wird er sich immer als eine Störung der normalen Geistesbewegung des Bewußtseins und des Willens offenbaren. Die Abstufungen in den Aeußerungen bei demselben sind mannigfaltig; sie gehen von der niedrigsten Stufe, dem stillen, fast unbemerkbaren Wahnsinn bis zur höchsten, der Raserei, durch viele Zwischenstufen. Im Grunde sind es aber immer dieselben Erscheinungen.

Unter solchen Umständen sollte man nun meinen, ein solcher Mensch würde nur noch das Leben einer Pflanze führen und sich um die Welt und Menschen gar nichts mehr bekümmern. Und in der That gibt es einen solchen Zustand der Geisteskrankheit, wie dem Schreiber dieses aus seiner Knabenzeit noch erinnerlich ist. In seiner Heimath war eine solche geisteskranke Frau, welche beinahe alle Tage an ihrer Hausthüre stand, kein Interesse zeigte für die Dinge und Personen, welche täglich sich vor ihrem Blicke hin und her bewegten. Der Ausdruck ihres Gesichts war unfreundlich; nur selten hat sie geredet.

Der Zustand dieser Frau war also ein harmloser, stiller. Dagegen habe ich in spätern Jahren eine andere geisteskranke Person kennen gelernt, die so ziemlich das Gegentheil von Jener war. Diese konnte beinahe nie still schweigen. Wenn sie ganz allein war und sich von Niemand beobachtet glaubte, dann sprach sie beinahe unaufhörlich, bald leiser, bald lauter. Selbst in der Nacht im Bette fing sie oft laut und heftig zu sprechen an, bis sie durch Zurufen gestört wurde. Die Geistesstörung bei dieser war derart, daß sie zur Arbeit nicht unfähig und unlustig war. Auch im Gespräch mit ihr merkte man nicht viel von ihrer Krankheit. Wenn sie aber allein war und in den Eifer des Sprechens hineinkam, dann konnte man an dem Inhalte desselben merken, daß ihr Geistesleben gestört sei. Je mehr sich die Krankheit steigert und den Charakter der Bösartigkeit annimmt, desto leichter ist sie zu erkennen, und Zweifel an derselben können dann nicht mehr wohl bestehen. Und nach den verschiedenen Graden der Aeußerung richtet sich auch die Behandlung der

Kranken, sei es zur Heilung oder zur Bewachung und Unschädlichmachung derselben.

Wenn nun aber das Wesen dieser Krankheit in einer Störung des Geisteslebens, des Bewußtseins und Willens besteht, so sollte man meinen, es könnten nun auch keine Aeußerungen des Bewußtseins und Willens vorkommen. Allein die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Aeußerungen des Willens zeigen sich bei Allen, aber nicht immer des guten, harmlosen, sondern sehr oft des bösen Willens. Auch ist dieser Wille meist ein recht selbstbewußter, energischer, der sich von seinem vorgesetztem Ziel nicht so leicht abwendig machen läßt. Und das Merkwürdigste hierbei ist das, daß solche Bewegung des Geistes nicht bloß auf äußerliche, irdische Dinge gerichtet ist, sondern sich auch auf das ethische Gebiet begeben, Böses thun, und Schaden anrichten kann.

Wohl bei den meisten Geisteskranken wird sich etwas von jenem Zustande finden, den man mit dem Ausdruck „fixe Idee" zu bezeichnen pflegt. Diese Einbildung ist immer lebendig bei ihnen und verfolgt und beunruhigt sie. Sie suchen entweder irgend einem Uebel auszuweichen, oder ein gewünschtes Gut zu erlangen. Aber das Auffallendste, Unbegreiflichste ist wohl das, daß so viele Geisteskranke Selbstmord verüben. *Hier stehen wir vor einem großen, vielleicht dem größten psychologischen Räthsel des Menschenlebens.* Einerseits möchte man sagen: Ein Wahnsinniger ist unzurechnungsfähig; er begeht die That in Unwissenheit, kann also nicht dafür verantwortlich gehalten werden. Das ist zwar scheinbar, aber nicht wahr, wie mit vielen Beispielen bewiesen werden kann. Es ist bei einem solchen allerdings keine klare Vorstellung davon vorhanden, welches die Folgen seiner That, und wie schwer seine Verantwortung vor Gott sein werde. Da aber in vielen Fällen Vorsatz, Ueberlegung und sogar schlaue Berechnung der That vorangingen, so muß man ja dem Gedanken Raum geben, daß Bewußtsein über, und Wille zur That vorhanden gewesen sein muß. Oder wollen wir lieber sagen: solche Leute stehen ganz unter dem Einflusse des Teufels und sind seine willenlosen Werkzeuge, darum kann ihnen die Sünde nicht zugerechnet werden? Aber wie sind sie unter die Herrschaft des Teufels gekommen? Etwa ohne, oder gegen ihren Willen? Das sei ferne! Zu allen Zuständen, in welche der Mensch kommen mag in seinem Leben, hat er das Seinige durch Thun oder Lassen beigetragen und ist deshalb auch in etwas dafür verantwortlich. So ohne Zweifel auch in Betreff des Wahnsinns.

In unserer Zeit, da der Selbstmord so zu sagen an der Tagesordnung ist, ist es dahin gekommen, daß beinahe in jedem Bericht über einen Selbstmord das Urtheil der Geschworenen oder des Berichterstatters dahin lautet: „N. N. hat sich in einem Anfall von Geistesstörung oder Wahnsinn das Leben genommen". Man weiß nicht recht, ob dieses Urtheil eine Erklärung oder Entschuldigung der That sein soll. Jedenfalls ist es für beide sehr ungenügend und in den meisten Fällen auch unwahr. Viel vernünftiger wäre es, zu sagen: ein solcher Mensch habe unter dem Einflusse des Teufels, in völliger Gottlosigkeit gehandelt. Aber dieses Beides, der Glaube an Gott und an die

Existenz des Teufels ist ja den meisten Menschen unserer Tage abhanden gekommen, und wer solchen Glauben noch hat, der wird zum Gespötte. Der Selbstmord ist eine böse That, und kann nur bei einer bösen Gesinnung, bei einem gottlosen Herzen, unter satanischem Einfluß begangen werden. Und der Mensch ist dafür verantwortlich.

Wie hat sich nun aber die Kirche beim Begräbniß eines Selbstmörders zu verhalten? Wie bei vielen andern Fragen, so gehen auch hier die Meinungen auseinander. Da hören wir eine Stimme aus Deutschland, welche sich also vernehmen läßt:

1. „Es ist die Pflicht der Kirche, gegen die in unserer Zeit immer weiter sich verbreitende Sünde des Selbstmordes zu zeugen und das sittliche Bewußtsein dagegen zu stärken."
2. „Die Art dieses Zeugnisses richtet sich ganz nach der Beschaffenheit des einzelnen Falles."
3. „Wir unterscheiden drei Fälle von Selbstmord":
   a) „Wo die Schuld offenkundig ist, — da soll die Kirche jede Betheiligung unterlassen."
   b) „Wo die Verschuldung ausgeschlossen erscheint, — da sollen volle kirchliche Ehren eintreten."
   c) „Wo die Verschuldung nicht klar zu Tage liegt, — da unterbleibt Geläute und Gesang."

   „Die Betheiligung der Kirche beschränkt sich auf eine Rede des Geistlichen (auf Wunsch der Hinterbliebenen) nebst Gebet und Segen über die Versammlung."

Hier haben wir also dreierlei Fälle. Aber gleich bei dem ersten müssen wir fragen: Wo ist die Schuld offenkundig? Etwa bei einem Menschen, der gesunden Leibes und Geistes Hand an sich legt? Aber da werden die Freunde der Wahnsinnstheorie auftreten und für temporäre Geistesstörung plaidiren, während Andere auf Gesundheit erkennen. Welches Urtheil soll nun gültig sein?

Oder: „Wo erscheint die Verschuldung ausgeschlossen?" Nach der obigen Darlegung kann ein solcher Fall nicht vorkommen. Nur bei rein äußerlicher, oberflächlicher Beurtheilung der Sache kann eine solche Meinung aufgestellt werden.

„Wo die Verschuldung nicht klar zu Tage liegt." Und das wird meist immer der Fall sein, besonders da, wo man geneigt ist, den Selbstmord milde zu beurtheilen und den sittlichen Ernst in Mitleid zu verkehren.

Diese drei Fälle können also, mit dem Maßstab ernster kirchlicher Zucht gemessen, nicht stehen bleiben, sondern sind sämmtlich zu verweefen. Jeder einzelne Fall wird verschieden beurtheilt werden, je nach der subjectiven Stellung und Ansicht des Beurtheilers. Kirchliche Handlungen und Gebräuche sollten aber eine sichere Grundlage haben und nicht dem Urtheile des Einzelnen unterworfen sein.

In Vilmars „pastoral-theologischen Blättern" heißt es: „Ganz un-

stattbaft erscheint das Reden am Grabe eines Selbstmörders. Der Selbstmord ist in vielen Fällen ein so sehr dunkles Gebiet, (? !) daß der Geistliche billig hier ganz schweigt, deshalb auch die Leiche nicht begleiten soll. Das Nichtbegleiten der Leiche von seiner Seite ist ja kein Gericht über die Person des Abgeschiedenen (?), sondern ein Zeugniß, daß die Kirche von der That mit Schmerz und Abscheu sich abwendet, sowie daß wir vor dem Bereich des Entsetzens und Schreckens, vor den Tiefen des Satans stehen, still und stumm; daß des Herrn Auge allein diese Macht durchschaut. Eine Grabrede mit strafendem, verwerfendem Urtheil über den so schrecklich Abgeschiedenen ist oft vollständig verfehlt. Der Herr ist es, der Herzen und Nieren prüft, die Kirche kann das nicht. De internis non judicat ecclesia. Sie schweigt dann an den Gräbern solcher Unglücklichen."

In einem Erlaß des preußischen Oberkirchenraths heißt es: „Bei der Bestattung von Selbstmördern muß die Kirche Bedenken tragen, sich an solcher, das Gedächtniß des Verstorbenen ehrenden Feier zu betheiligen. Bei der Beerdigung solcher Selbstmörder, welche mit Bewußtsein Hand an sich gelegt haben, sollen die Geistlichen sich mit ihrem Zuspruch auf den engsten Familienkreis beschränken. Die Geistlichen sollen öffentlich an den Beerdigungen von Selbstmördern nicht Antheil nehmen, aber der Familie den tröstenden Zuspruch nicht verweigern."

Auch hier wieder die Redensart „mit Bewußtsein." Es wird freilich nicht möglich sein, die Beschaffenheit dieses Bewußtseins genau festzustellen, ob es ein klares oder unbestimmtes sei; aber die nachfolgenden Beispiele von Thatsachen werden die Annahme rechtfertigen, daß in jedem solchen Falle Bewußtsein, Ueberlegung, Wille und Berechnung bei der betreffenden Person vorhanden gewesen sei.

Erstes Beispiel: „Die 49 Jahre alte Gattin des F. L. hatte am Dienstag Abend ihre Wohnung verlassen, zur großen Bestürzung ihres Gatten, da die Frau seit einger Zeit Spuren von Geisteskrankheit gezeigt hatte. Hr. L. forschte vergebens nach dem Aufenthalte seiner Frau, bekam aber am Mittwoch Morgen einen Brief von derselben, in welchem sie schrieb, daß sie sich von der K. St. Brücke in den Fluß gestürzt habe. Sie bat ihren Gatten, er möge ihr ein anständiges Begräbniß bereiten. In größter Aufregung machte Hr. L. sich mit Hilfe der Polizei auf, um sich von der Ausführung des von seiner Frau geschriebenen Entschlusses zu überzeugen. Und in der That wurde die Leiche im Wasser nahe der J. St. Brücke gefunden."

Von dieser Person wird gesagt, daß sie seit einiger Zeit Spuren von Geisteskrankheit gezeigt habe. Hier scheint also festgestellt zu sein, daß diese Person einen Anfall von Geisteskrankheit gehabt habe und in diesem Zustande hat sie sich selbst das Leben genommen. Ehe sie aber ihren Vorsatz ausführte, schrieb sie einen Brief an ihren Mann, in welchem sie ihm mittheilte, was und wo sie es ausführen wolle, und denselben bat, er möge ihr ein anständiges Begräbniß bereiten. Wenn das Spuren und Zeichen des Wahnsinns sein sollen, dann muß man sagen, daß Methode in demselben sei, und zwar solche, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. (Schluß folgt.)

Collegialische Freundschaft.

Referat von Lehrer Obenhaus.

(Schluß.)

Fremde Leute, oft auch die wohlwollendsten und einsichtsvollsten finden es meistens langweilig über Schulangelegenheiten zu reden — sie verstehen die Klagen des Lehrers nicht und suchen ihn wohl gar mit dem leidigen Trost abzufertigen: „Ich möchte um Alles in der Welt kein Schulmeister sein!"

Darum ist es nothwendig, gut und heilsam, daß sich gutgesinnte Männer von gleichem Berufe zusammenfinden und Freud und Leid mit einander verbinden. Das erleichtert ihren schweren Beruf, das stärkt, hebt und beruhigt, und groß ist der Gewinn eines solchen Zusammenlebens für die Schule und das allgemeine Wohl. Was dem Einen mangelt das ergänzt der Andere. Wer könnte also, wer wollte den Werth wahrer collegialischer Freundschaft verkennen! Einigkeit macht stark. Ist demnach die collegialische Freundschaft von so hohem Werthe, so fragen wir:

3. Wie üben wir dieselbe zum Besten der Schule und des Vereins? Es ist lange nicht genug, daß wir den Werth der collegialischen Freundschaft anerkennen und preisen; wir müssen sie auch in der That ausüben und in rechter Weise zur Anwendung bringen.

Wohl Mancher tritt in eine collegialische Verbindung, ohne eigentlich zu wissen weshalb — ist weder kalt noch warm und einer rechten Freundschaft von vorne herein unzugänglich. Er faßt den Zweck der Verbindung gar nicht oder zu oberflächlich auf; oder er sucht nur gesellige Unterhaltung und Zeitvertreib, oder auch äußere Vortheile u. s. w. Ein solcher wird selten ein thätiges Mitglied sein und eher zum Nachtheil des Vereins beitragen als zu dessen Förderung. Er wird jedenfalls den Versammlungen nur mit Widerwillen beiwohnen, sie selten besuchen, sich langweilen, sie gleichgültig oder gar mit verächtlichen Gedanken verlassen.

Einer mag aus Schüchternheit oder allzugroßer Bescheidenheit oft die besten Ansichten und Erfahrungen verschweigen, weil er sich fürchtet, daß Andere ihm an Wissen und Können überlegen sind; es fehlt ihm an Vertrauen und an Muth. Sollte es da nicht die Aufgabe der Fähigeren und Erfahrenern sein, diesem schüchternen Collegen durch freundliche Aufmunterung entgegen zu kommen; sollten wir da nicht über manche kleine Mängel und Schwächen großmüthig hinwegsehen und Alle zur thätigen Mitwirkung zu ermuntern suchen? Es steht fest, daß collegialische Freundschaft da nimmer gedeihen kann, wo sich Lieblosigkeit, Stolz und Aufgeblasenheit geltend machen und durch rücksichtslose Verletzung der Ehre eines Andern Unmuth, Verdruß, Mißtrauen und Feindschaft erweckt werden. Auch der Eigensinn ist ein großes Hinderniß collegialischer Freundschaft. Es gibt Menschen, die stets verlangen, ihren eigenen Willen durchzusetzen, gleichviel ob es andern convenirt oder nicht; scheitern sie damit, so drehen sie dem Verein den Rücken. Hierin könnten auch einige abtrünnige Mitglieder von dem wirklichen Ameri-

kaner lernen, der sich fast immer geduldig der Majorität fügt. Wir sollten daher bei der Wahl unserer Collegen und Freunde die größte Vorsicht anwenden und lieber deren weniger haben als im Unfrieden leben.

Sollten sich denn nicht in dieser großen Stadt, die doch in mancher Hinsicht so glorreiche Fortschritte aufzuweisen hat, eine Anzahl wackerer, gleichgesinnter, fähiger und strebsamer Lehrer finden, die redlich zusammenhalten, sich aus allen Kräften angelegen sein lassen, vor allen Dingen das Beste der Schule zu fördern, die alle Rücksichten, persönliche, unheimliche Gefühle zum Besten Aller unterdrücken, und es sich zum festen Grundsatze machen, treu, fest und brüderlich zusammen zu stehen und einander mit Liebe und Nachsicht zu tragen?

So könnten wir uns jeden Monat einmal eine schöne, frohe Stunde bereiten, um uns gegenseitig zu belehren und zu stärken für unsern Beruf. Nun ist es sehr zu bedauern, daß viele unserer Gemeinde-Schullehrer an diesen erbaulichen und belehrenden Conferenzen nicht Theil nehmen. Sie fühlen sich wohl ohne dieselben, wie sie sagen. Wir sagen mit Diesterweg: „wir glaubens ihnen; dem Maulwurf ist in seinem Loche bei Fülle der Engerlinge auch sehr wohl. Habeat sibi!" Wir andern Menschenkinder und Zeitmenschen schauen nach dem, was der Tag bringt, der Monat, das Jahr. Wir leben heuer im Jahre 1886, athmen nicht nur dessen Luft und trinken sein Wasser, sondern nähren uns von seinem Geiste. Wir meinen, es müsse immer anders, immer besser in der Welt und mit uns werden; wir schmachten nach dem Augenblicke, wo wir uns von so manchem, was uns drückt, erlöst fühlen werden; wir preisen den Tag, der uns von einem Irrthum, einem Wahne, einem Aberglauben befreit; heißen die Stunde herzlich willkommen, die uns fördert. Darum kommen wir zusammen, damit wir uns beleben. Ein Lehrer, der gar nichts über Pädagogik liest, keine Conferenz besucht, kann in seiner Art ein nützlich wirkender und für sich selbst auch höchst zufriedener sein — ein strebender Mann ist er aber sicherlich nicht. Wir, die wir uns bis dahin an diesen Verein hielten und die Versammlungen besuchten, wissen wohl, daß uns manche erquickliche Stunde dadurch bereitet wurde und wir neugestärkt mit neuen Erfahrungen und frohem Muthe wieder an unser Tagewerk gingen.

Wir müssen aber unsere Erwartungen und Forderungen nicht zu hoch stellen, nicht zu viel von unsern Freunden erwarten, ihnen auch nicht mehr Einsicht und Geduld zumuthen, als sie eben besitzen, und muß Jeder sich befleißigen, so thätig, so brav, so bescheiden und so tüchtig als möglich zu sein.

Ich hege das feste Vertrauen, meine lieben Brüder im Amte, daß Sie alle gleich mit mir fühlen, alle mit mir hoffen und wünschen wollen, daß unser gegenseitiges Verhältniß ein immer freundschaftlicheres und glücklicheres werde, damit wir in einem Sinne und mit vereinter Kraft arbeiten können an dem großen Werke, das uns obliegt. Aus unserer Mitte sei verbannt alle Gehässigkeit, jeder Zwiespalt! Jeder wirke fortan in unserer Verbindung ohne Rücksicht auf Jugend oder Alter, auf Wissen, Ansehen und Glücksumstände, ohne Furcht.

Und endlich, wer wollte ſich nicht auch gern eine Zurechtweiſung und ſogar einen Tadel gefallen laſſen, da wir ja nicht ohne Irrthum und Fehler ſind. Laßt uns ſo zu einander uns ſtellen, daß Einer ſich des Andern freut und Keiner dem Andern ausweichen muß. Wir chriſtlichen Lehrer wollen uns Jeſum zum Lehrer, Vorbilde und Muſter nehmen. Er helfe uns die wahre chriſtliche Brüderlichkeit und die rechte Lehrfähigkeit im Amte ausüben!

Ueberſicht über die vorjährige Thätigkeit des Lokalvereins deutſcher evang. Lehrer von Chicago und Umgegend.

Der genannte Verein, der als freie Vereinigung ſchon ſeit dem 29. Dez. 1883 beſtanden hatte, gab ſich in der Januar-Konferenz des vorigen Jahres eine feſte Baſis und Geſtalt durch Annahme einer Konſtitution, die im weſentlichen mit der des „Evangeliſchen Lehrervereins", als deſſen Zweig er ſich betrachtet, übereinſtimmt. — Der in ebenderſelben Konferenz von Lehrer Held–Elgin gelieferte Vortrag: „Ueber die Behandlung des Kirchenliedes in der evang. Gemeindeſchule" hatte den Zweck, dem genannten Unterrichtsgegenſtande ein Plätzchen im Getriebe des Unterrichts und eine zweckentſprechende, erbauliche Behandlung zu verſchaffen. — In der Februar-Konferenz hielt Lehrer Jabin–Chicago eine Lehrprobe über „Gliederung des 1. Artikels und Behandlung des Textes desſelben." Die Debatte über dieſelbe hob die Wichtigkeit einer natürlichen Gliederung hervor, betonte die Bibliſche Geſchichte als Fundament des Katechismus, forderte von fähigen Schülern eine ſelbſtändige, zuſammenhängende Wiederholung des zum Verſtändniß Gebrachten und ſtellte als Zweck dieſes Unterrichts hin, daß der Schüler perſönlich Stellung zu den Grundlehren des Chriſtenthums nehme. — Sodann wies der Unterzeichnete in ſeinem Referat: „Zur Methodik des Rechenunterrichts" auf einige wunde Punkte in dieſer Disziplin hin, indem er hervorhob, wie der Rechenunterricht ſo oft ohne Veranſchaulichung, ohne Berückſichtigung des dekadiſchen Syſtems und ohne Anleitung des Schülers zum verſtändigen Urtheilen und Schließen, klaren Denken und richtigen Sprechen ertheilt werde; wie man nicht ſelten den Rechenunterricht auf Koſten der praktiſchen Fertigkeit zu wiſſenſchaftlich betreibe, das Zifferrechnen zum Nachtheile des Kopfrechnens zu ſtark betone, und durch alles dieſes die Erfolge im Rechenunterricht bedeutend verringere. — Im Anſchluß an dieſes Referat zeigte Lehrer Packebuſch–Chicago in der März-Konferenz durch „Löſung einiger praktiſcher Rechenaufgaben aus den verſchiedenſten Gebieten des Rechenunterrichts," wie er in ſeiner Klaſſe das Prinzip der Anſchaulichkeit zur Geltung bringt und die Schüler in entwickelnder Weiſe unter möglichſter Beſchränkung der „Regeln" dem Ziele, nämlich der Rechenfertigkeit, zuführt. — Darauf wurden der Verſammlung in einem höchſt intereſſanten Referat von Lehrer Rahn–Chicago werthvolle Belehrungen über „die Muſik der Ebräer" ertheilt, von

der unsre Kirchenmusik ihren heiligen Charakter erhalten, während sie die Anfänge ihrer Form, Gestalt und Schönheit der griechischen Tonkunst entlehnt habe. — Den größten Tonmeister auf dem Gebiete der Kirchenmusik, „Johann Sebastian Bach,“ führte Lehrer Schleizer–Chicago der Versammlung in der April-Konferenz vor, indem er ein recht anschauliches Bild seines Lebens und Wirkens entwarf und auf die Menge und Vollendung seiner Kompositionen hinwies, deren Hauptvorzug darin bestehe, daß jede einzelne Stimme ihren eigenen melodischen Gedanken durchführt und dabei doch zugleich Dienerin des Ganzen ist. — In derselben Konferenz referirte ferner Lehrer Thoms–Chicago über „Wirkung, Belebung und Erhaltung der Aufmerksamkeit.“ Er unterschied eine unwillkürliche und eine willkürliche Aufmerksamkeit, bezeichnete letztere als eine den Erfolg alles Unterrichts bedingende Schülertugend und zeigte sodann in trefflicher Weise, durch welche Mittel es dem Lehrer gelänge, Aufmerksamkeit bei den Kindern zu erzielen. — In der Mai-Konferenz fungirten als geistige Gastgeber Lehrer Held–Elgin, der in seinem Referat: „Ueber das Mechanische in der Schule“ den todten Mechanismus verurtheilte und einem gesunden, lebendigen Mechanismus das Wort redete, — und Lehrer Breitenbach–Chicago, der den „Unterschied der pädagogischen und juridischen Strafe“ begründete und klarlegte.— Von Lehrer Gersch–Chicago wurde in der Juni-Konferenz die Frage: „Wie sind Kindern abstrakte Begriffe beizubringen?“ dahin beantwortet, daß solche Begriffe namentlich in den letzten Schuljahren des Kindes in steigendem Maße zur Anschauung zu bringen seien und daß die Erklärung derselben mit dem Unterrichte überhaupt Hand in Hand zu gehen habe. — Während die andern Konferenzen in den Schulgebäuden der verschiedenen evang. Gemeinden abgehalten wurden, fand die Juli-Konferenz im Proseminar zu Elmhurst statt. Daselbst referirte Lehrer Packebusch–Chicago, der einen „Vergleich zwischen Rousseau und Pestalozzi“ zog und die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten dieser beiden Pädagogen in klarer Weise hervorhob. Ihm folgte Lehrer W. Riemeier–Lake View mit einem Referat über „Gedächtniß und Gedächtnißübungen,“ in welchem der Versammlung manche werthvolle psychologische Belehrungen und pädagogische Winke über die bezeichnete Sache gegeben wurden. — Im August fand wegen des Besuches der Konferenz des „Evangelischen Lehrervereins“ keine Zusammenkunft statt. — In der September-Konferenz wurde der Verein wieder auf das praktische Gebiet geführt, indem Lehrer Blankenhahn–Chicago mit seiner Klasse ein Lied einübte. An diese Lehrprobe schloß sich eine lebhafte Debatte über die Art und Weise der Ertheilung des Gesangunterrichts in unsern Gemeindeschulen. — Dasselbe Gebiet, aber eine andere Disziplin, wählte in der Oktober-Konferenz Lehrer Helmkamp-Chicago, welcher eine Lektion „Ueber das Gebet“ als Einleitung zum 3. Hauptstück hielt, in der er den Kindern in trefflicher Weise zeigte, was das Gebet ist und warum, wann, wie, wo und wie oft der Christ beten soll. — Darauf folgte ein Vortrag von

Prof. Lüder-Elmhurſt über die Frage: „Warum liegt das Gemeindeſchulweſen unſrer Synode ſo ſehr im Argen und worauf baut ſich unſre Hoffnung auf Beſſerung?“ Der Verfaſſer fand die Gründe der in der Frage betonten Thatſache nicht (wie ſo viele, die ohne Nachdenken und ohne Rückſicht auf einen nur zu oft falſch beſchuldigten Stand ihre beleidigenden Urtheile ausſprechen) einzig und allein in dem Umſtande, daß die Lehrer nichts taugten, ſondern vielmehr in dem Charakter und der Organiſation der Synode, deren Gründer einen Fehler machten, als ſie, vielleicht durch äußere Umſtände veranlaßt, die Schule nicht gleich als einen integrirenden Theil der Synode bezeichneten, und ferner in manchen Mißgriffen der Synode hinſichtlich der Lehrer und Lehrerbildungsanſtalten; er gründete ſeine Hoffnung auf Beſſerung, auf das, was in dem letzten Jahrzehnt auf Anregung des Evang. Lehrervereins für Lehrer und Schulen geſchehen ſei und auf die noch auszuführenden Beſchlüſſe der letzten General-Synode. — In der November-Konferenz hielt Lehrer Krüger-Chicago eine Unterrichtsprobe über das „Gleichniß vom verlornen Sohn,“ an welche ſich eine rege Debatte über Erzählung, Textgeſtaltung und Behandlungsweiſe der Bibl. Geſchichte, reſp. der Gleichniſſe anſchloß.— Mit der Dezember-Konferenz ſchloß die Thätigkeit des Vereins für dieſes Jahr. Das Referat von Lehrer Breitenbach-Chicago „Zur neuen Rechtſchreibung,“ kam zur Beſprechung und führte zu dem Beſchluß: „Der Verein erachtet es für erſprießlich, daß die Evang. Synode ihren Beſchluß bezüglich der Einführung der neuen Orthograpie auch auf ihre Zeitſchriften*) und ſobald als möglich auch auf die noch zur Zeit in der alten Orthographie abgefaßten Schulbücher ausdehnt.“ — Die nun folgende Beamtenwahl ergab folgendes Reſultat: Präſes: H. Packebuſch; Vizepräſes: J. C. Rahn; Sekretär: J. Riemeier.

Voller Freude durfte beim Schluſſe der Sitzung der Präſes des Vereins darauf hinweiſen, daß trotz einzelner Anfeindungen von außen in den Verſammlungen immer ein chriſtlich-liebevoller und verſöhnlicher Geiſt geherrſcht habe, ſo daß keine Störung und kein Mißton aufkommen konnte; dagegen habe man gar oft Pſalmen und Lobgeſänge und geiſtliche, liebliche Lieder gehört. — So muß denn dieſe Vereinigung zur Befeſtigung des kollegialiſchen Verhältniſſes der Lehrer, zu gegenſeitiger Anregung und Belehrung und damit auch zum Segen der evangeliſchen Gemeindeſchule, wie zum Aufbau der einzelnen Gemeinden und der ganzen Synode dienen. Das walte Gott.

Im Auftrage des Präſes.

Elmhurſt, den 27. Dezember 1886. H. Brodt, Sekr.

*) Im Jahre 1885 betrugen die in der neuen Orthographie geſchriebenen Einſendungen 4 pCt. des Ganzen, im Jahre 1886 nicht einmal ſoviel. Weitaus die Mehrzahl der Mitarbeiter ſowie der Leſer iſt noch an die alte Orthographie gewöhnt. Dieſes Verhältniß wird ſich natürlich mit der Zeit umkehren und dann kommt die neue Orthographie ganz von ſelber auch in den Zeitſchriften. D. Red.

Kirchliche Rundschau.

Eine Deutsche Conferenz ist innerhalb der Synode von Pennsylvanien zu Stande gekommen, da sich die Gleichberechtigung der Sprachen auf dem Papier zwar ganz schön ausnahm, in Wirklichkeit aber eigentlich nie vorhanden war, so daß eben immer ein Theil der Synode durch den andern lahm gelegt war. Vom Jahre 1747 bis 1861 wurden die Verhandlungen der Synode in deutscher Sprache geführt. Seit 1830 wurde ein Synodalglied ernannt, um die Protokolle ins Englische zu übersetzen. Im Jahre 1862 wurde bestimmt, daß die Synode einen deutschen und einen englischen Sekretär haben solle und am 10. Januar dieses Jahres wurde auf einer außerordentlichen Synodalversammlung der deutsche Sekretär zwar nicht abgeschafft, aber der englische Sekretär als der gesetzliche Sekretär der Synode bestimmt. So war allerdings ein Theil der Synode gewachsen, während für den andern in dieser Verbindung kein Raum mehr blieb und er sicherlich vollends verschwunden wäre, wenn man ihm nicht zu einer gesonderten Existenz verholfen hätte. Freilich muß eben wieder von vorne angefangen werden, und diese deutsche Konferenz wird vorerst keine großen Zahlen aufzuweisen haben. Ueber die Bildung derselben berichtet das Luth. Kirchenblatt:

„Am 10. Januar wurde in Dr. Seiß Kirche in Philadelphia eine Extra-Sitzung der Pennsylvania-Synode gehalten. Dieselbe war zur Durchberathung der neuen Konstitution angeordnet worden. Dann war ihr auch die Petition von 12 deutschen Gemeinden, welche eine deutsche Konferenz verlangten, zur Entscheidung zugewiesen worden. Montagnachmittag 3 Uhr begann mit gottesdienstlicher Eröffnung die Synode. Die Frage, ob die Konstitutionsvorlage oder die deutsche Konferenzsache zuerst vorgenommen werden sollte, wurde zuerst verhandelt. Viele deutsche Pastoren, welche theils durch Amtsgeschäfte, theils krankheitshalber verhindert waren, fehlten bei der Eröffnung. Auch sehr viele englische Pastoren fehlten. Der Vorschlag, die deutsche Konferenzsache zu verschieben, wurde niedergestimmt und dieselbe sofort zur Besprechung vorgenommen. Aus der New Yorker Synode war Herr P. Ricum herbeigeeilt und wohnte den Verhandlungen bei.

Ein mächtiger Umschwung hatte stattgefunden. Die Hauptmänner der Synode, welche vor einem halben Jahre gegen eine deutsche Konferenz sprachen, waren jetzt dafür. Alle Distrikts-Konferenzen hatten diese Angelegenheit im Herbste durchgesprochen und ihre Beschlüsse lauteten sämmtlich gegen diese Konferenz. Sogar das Bibelwort war gebraucht worden: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!" Jetzt aber waren die englischen Doktoren Krotel, Seiß, Schmucker &c. bereit, nicht bloß eine deutsche Konferenz, sondern eine deutsche Synode zu gewähren. Dr. Seiß, welcher die Vorlage machte, erklärte auch, er sei für eine deutsche Synode und nicht für eine deutsche Konferenz, weil in der deutschen Synode die Deutschen ihre eignen Angelegenheiten ordnen könnten. Bei einer Konferenz aber würde es an Reibungen nicht fehlen. Doch habe das Komite einen Kompromiß gemacht und unter zwei Uebeln das kleinste gewählt.

Dr. Schmucker trat ganz und voll für eine deutsche Konferenz ein. Dr. Späth gleichfalls. Er legte dar, daß den Deutschen Rechnung getragen werden müsse. Die Stadtmission habe auch ein englisches und ein deutsches Komite. Die Reformirten hätten auch eine deutsche Klassis neben der englischen in Pennsylvanien &c. P. Kündig betonte, daß die Gemeinde in Reading erst eine gesunde Entwicklung hatte, als zwei Gemeinden deutsch und englisch gebildet wurden, und daß das Missionswerk erst seit der Trennung in ein englisches und ein deutsches Missions-Komite einen Aufschwung genommen habe. Dr. Mann, P. Grahn, P. Hinterleitner, P. Glasow &c. sprachen für die deutsche Sache. Herr Diehl bemühte sich der Synode begreiflich zu machen, es handle sich gar nicht um eine deutsche Konferenz. Die Deutschen hätten alles, was sie brauchten. Es sei diese Bewegung nur durch Leute entstanden, die unlautere Absichten hätten und Sonderinteressen

suchten. (Wie merkwürdig!) P. Schantz wollte es auch beim Alten bleiben lassen und dafür statt zwei drei Konferenz**versammlungen** abhalten lassen, wovon eine Versammlung ganz deutsch geführt würde. Dr. Fry sprach von einer deutschen **Clique** in dieser Sache. Daß er deshalb nicht vom Präsidenten zur Ordnung gerufen wurde, hat uns gewundert. Sonst hat Dr. Krotel meisterhaft die Versammlung geleitet. Von Dr. Fry sind die Deutschen die Fußtritte gewöhnt. Auf der letzten Synode meinte er, die Deutschen könnten einfach nach New York gehen; jene Synode sei ja deutsch. Auch bei dem Slate Ticket hatte er sich betheiligt, das die Deutschen aus den Komiteen stimmte. P. Geissinger sprach zum Schluß **gegen** die deutsche Konferenz. Er meinte, es sei schon zu viel deutsch gesprochen worden und er sei froh, daß er das meiste nicht verstanden habe. Er sei für das Englische, das sei die Sprache des Landes und aus Patriotismus trete er für das Englische ein. Diese Rede hat noch manchem die Augen geöffnet. Die Abstimmung wurde dann vorgenommen und mit großer Majorität eine **deutsche Distrikts-Konferenz** beschlossen. Die Gemeinden, welche sich derselben anschließen wollen, haben sich bei der nächsten Synodalversammlung zu melden. Präsident Krotel erklärte: Die Abstimmung ist geschehen, aber bekehrt wurde ich nicht. Ich bin noch für eine deutsche **Synode**. (Vgl. Theol. Ztsch. 1886, August, Seite 254.)

Ein lutherisches Predigerseminar haben die nichtmissourischen **Norweger** unter der Leitung von Prof. Dr. Schmidt in Northfield, Minn., gegründet. Die Theol. Zeitblätter berichten darüber, daß es den Umständen gemäß einen sehr guten Anfang gemacht habe. „Es konnte mit 20 Studenten der Theologie, zumeist praktischen, beginnen und hat vorderhand zwei Professoren, da P. Mortensen den an ihn ergangenen Beruf noch nicht angenommen hat. Es waren aber noch mehrere Studenten angemeldet und der dritte Professor wird hoffentlich auch nicht lange auf sich warten lassen.“

Ueber eigenthümliche Reformbestrebungen in Betreff der Abendmahlsfeier wird berichtet: Eine Dame, deren specielles Gebiet innerhalb der Temperenzbestrebungen die Abschaffung des gegohrenen Weines beim Abendmahl ist, an dessen Stelle dann unfermented juice treten soll, hat auf ihre Anfragen erfahren, daß 104 Methodisten-, 61 Baptisten-, 2 Episcopal- und 96 Presbyterianerkirchen unfermented juice gebrauchen. Sie fügt ihrem Bericht noch die großgedruckten Worte bei: „Wir können niemals glauben, daß unser Herr und Meister beim Abendmahl das gebrauchte, was durch alle Jahrhunderte hindurch ein Fluch war, wenn er sagte: „Trinket alle daraus.“ Jener Kelch enthielt nicht das flüssige Gift, welches in früherer Zeit und in manchen Gemeinden noch heute auf dem Abendmahltisch zu finden ist.“ Ueber eine praktische Darstellung der Sache wird von einem Wechselblatte folgendermaßen berichtet: „An einem der letzten Tage hielten in New York Temperenzler beiderlei Geschlechts eine Versammlung, um sich über den **besten „Altarwein“** zu verständigen. Die Kanzel war mit vielen Fläschchen bedeckt, welche der Pastor daselbst aufgestellt hatte. Eine Retorte, hinter welcher ein Fräulein kochte, befand sich ebenfalls auf der Kanzel. Hinter dieser hatte man eine große Karte, in drei Abtheilungen getheilt, aufgehängt, welche dazu bestimmt war, den Anwesenden ziffernmäßig zu beweisen, aus welchen Bestandtheilen „der Wein Gottes“, „der Wein der Menschen“ und „der Wein des Teufels“, d. h. einfacher Traubensaft, gegohrener Wein und Spirituosen, zusammengesetzt sind. Zu den andern Teufels-Getränken gehörte auch der Apfelwein. Der Pastor lieferte die Erklärungen zu dieser Karte. Er machte geltend, daß beim Abendmahl nur reiner, ungegohrener Traubensaft verwendet werden dürfe, denn Jesus habe weder berauschenden Wein getrunken, noch hergestellt, und es sei ihm niemals eingefallen, den berauschenden Becher zum Symbol seines Blutes zu machen. Die Beweisführung gipfelte in den Worten: „Wenn Christus den berauschenden Wein tränke, könnte er heute kein Mitglied desjenigen Zweiges seiner Kirche sein, welchen ich die Ehre habe, zu vertreten!“

Zum Schluß erklärte er, daß er eine einfache Methode erfunden habe, um den rechten Sakramentswein herzustellen. Er zeigte hier einen Glasbehälter mit **Trauben-Gelee**, gab der neben ihm stehenden Miß einen Eßlöffel voll davon, und diese braute

nun mit Hülfe von heißem Wasser in ihrer Retorte eine Brühe zusammen, welche der Pastor als den Zukunfts-Altarwein bezeichnete, wie er ihn jetzt schon seinen Gläubigen beim Abendmahl reiche."

„Daß die sog. Evangelischen oder Unirten in wichtigen Lehren der heil. Schrift Mum, Mum sagen, d. h. nicht mit der Sprache heraus wollen." Unter diesem ebenso schwerfälligen wie ausführlichen Titel hat ein Mann, der sich in etwas sehr alt hergebrachter Weise mit zwei Kreuzen († †) unterzeichnet, einen Artikel im Gemeindeblatt der Synode von Wisconsin gegen uns erlassen, der zwar sehr ernsthaft geschrieben, aber recht lustig zu lesen ist, sintemalen er außerordentliche Schüsse ins Blaue thut und zwar gleich von Anfang an. Er fährt nämlich nach seiner Ueberschrift fort: „Obwohl mit dieser Beschuldigung so recht eigentlich das unterscheidende Merkmal der Unirten angegeben wird, so wollen sie es doch nicht gutheißen, wenn es ihnen von den Lutheranern vorgehalten wird. In einem von P. W. Becker verfaßten Tractat suchten sie vor einiger Zeit diesen Vorwurf mit großer Entrüstung von sich zu weisen. Sie forderten Beweise."

Zunächst ist es gar nicht wahr, daß wir Beweise gefordert haben. Wir haben auf die salbungsvolle Frage: „Was mußt du von Leuten halten, die in wichtigen Glaubenslehren nicht frei mit der Sprache herausgehen, die Mum, Mum sagen?" nur erwidert: „Also wenn man erklärt, daß man sich allein an die Schrift halte, dann sagt man nach missourischer Auffassung Mum, Mum; wenn man aber die dreizehn Sätze annimmt, „wie sie lauten," dann geht man frei mit der Sprache heraus!" Einen Beweis von Jemandem zu fordern, dessen Gründe nach eigenem Geständniß „unwiderleglich" sind, fällt uns gar nicht ein. Solche Gründe lassen wir ruhig liegen und sehen höchstens zu, wie man es anfängt, sie zu legen.

Ebenso wenig haben wir, weder mit großer, noch mit kleiner Entrüstung, sondern in aller Gemüthlichkeit auf die betreffenden Artikel im „Lutheraner" geantwortet, und zwar wie es sich nach den beiden bekannten salomonischen Sprüchen gebührte. Außerdem lassen wir es uns ja herzlich gerne vorwerfen, daß wir uns allein an die Worte der heiligen Schrift halten. Thut doch Herr † † damit genau dasselbe, was seiner Zeit der päpstliche Legat Alexander in seinem Schreiben vom 27. April 1521 dem Dr. Martin Luther gegenüber that, indem er von ihm sagte: „es ist ihm weder mit Ueberredung, noch mit Erörterung beizukommen, da er keinen Richter anerkennt und rückhaltslos die Concilien verwirft, auch sonst keine Autorität gelten läßt, als allein die Worte der heiligen Schrift beiderlei Testaments." Es ist nun eigenthümlich, daß die Unirten dieselbe Stellung zur Schrift einnehmen, die Luther hatte, während ihr lutherischer Gegner † † genau auf dem Standpunkt des päpstlichen Legaten steht.

Fassen wir's also noch einmal kurz zusammen: Wir Evangelische erklären, daß wir uns allein an die Worte der heiligen Schrift halten; das nennt Herr †† „Mum Mum sagen." Das wehren wir ihm nicht, sind auch nicht entrüstet darüber, noch verlangen wir Beweise dafür, da ja in diesem Falle der Sprachgebrauch entscheidend ist. Wir lassen Herrn †† gerne die Sprache reden, darinnen er geboren ist, wenn auch sein „Mum, Mum" einen stark brummenden Klang hat. Bei uns dagegen lautet das in artikulirter und klarer, deutlicher und unmißverständlicher, menschlicher Sprache: „Wir halten uns allein an die Worte der heiligen Schrift." Ueber das, was Herr †† noch weiter behauptet, wollen wir nur soviel sagen, daß wenn einer unsern Bekenntnißparagraphen so auffaßt, wie Herr ††, er ihn entweder nicht verstehen kann oder nicht verstehen will. In beiden Fällen aber können wir ihm nicht helfen. Außerdem werden wir an Leute, die als geistliche Guerillakrieger aus dem Hinterhalt der Anonymität ihre Artikel gegen uns schreiben, nicht mehr Tinte, Papier und Druckerschwärze verwenden, als unumgänglich nöthig ist. Wir haben weder die Missourier noch die Wisconsiner angegriffen, und werden sie auch nie angreifen; wir sind froh, wenn sie uns in Ruhe lassen; wenn sie aber angreifen, so werden sie uns stets auf dem Posten finden.

In Deutschland nimmt die Bewegung in Folge des Antrags Hammerstein noch immer das meiste Interesse auf kirchlichem Gebiete für sich in Anspruch, nur scheint

dasselbe den neusten politischen Ereignissen gegenüber bedeutend zurückzutreten. Namentlich wird man nach dem Verhalten des Centrums im Reichstag die guten Dienste der Centrumsmänner für die evangelische Kirche mit etwas kritischeren Augen ansehen lernen als vorher. Sagte doch selbst die A. E. L. Kztg., die für alle Forderungen des Centrums als berechtigte Forderungen der Kirche einzutreten gewohnt war: „Sollten sie sich (die Centrumsmänner) wider Erwarten unerschütterlich erweisen, so würde das auf die wahre Denkweise der Partei ein Licht werfen, in welchem wir unsererseits dieselbe bis jetzt noch nicht erblickt haben." Seitdem sind wohl manchem die Augen darüber aufgegangen, was vom Centrum beabsichtigt und gewollt ist, umsomehr als die Tendenz des Centrums darauf geht, die Unterstützung des ganzen Antrags nur um den Preis der Zulassung aller Orden, namentlich aber der Jesuiten, zu erkaufen. Dieser Preis erscheint selbst der A. E. L. Kztg. viel zu hoch. Dabei wird nach einer Erklärung des Westfälischen Merkur das Centrum „aus Liebe zur Gerechtigkeit und Freiheit den ersten Theil des Gesetzentwurfes Hammerstein-Kleist einhellig und mit aller Energie unterstützen." Aus Liebe zur Gerechtigkeit versagt das Centrum seine Hülfe dazu, daß der handgreiflichen Ungerechtigkeit, mit der die evangelische Kirche mit Beziehung auf die Staatszuschüsse behandelt wird, ein Ende gemacht werde. Denn daß die ganze „größere Freiheit" wenig zu besagen hat, wenn der evangelischen Kirche die materiellen Existenzmittel entzogen werden und entzogen bleiben, ist gewiß. Wenn das Centrum nicht einmal zur Gewährung ausreichender materieller Mittel, die doch höchstens eine äußere Kräftigung der evangelischen Kirche zur Folge haben können, willig ist, so will es ganz sicher nur deßwegen für die andern Forderungen des Antrags Hammerstein eintreten, weil es eine Stärkung der evangelischen Kirche Rom gegenüber von derartigen rein formellen Rechten und Titeln nicht erwartet. Es ist Centrumsgerechtigkeit, daß den römischen Bischöfen zu ihrem Titel noch Tausende und Abertausende aus Staatsmitteln im Interesse ihrer Kirche gewährt werden, während dagegen der evangelischen Kirche recht gerne Titularbischöfe zugestanden werden sollen, die namentlich über keine Geldmittel verfügen dürfen. Ob man mit größerer Perfidie den Dank abstatten könnte, den das Centrum den Conservativen, die zu ihm gestanden haben, schuldig wäre, ist fraglich. Es ist aber ein echt römischer Dank.

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn auch wieder eindringlich vor jeder Verbindung mit dem Centrum gewarnt wird. So sagt der hannoversche Consistorialpräsident D. Meyer: „Vergleichen wir uns in Betreff der kirchlichen Wirkungsmittel niemals mit der katholischen Kirche. Sie hat zur Beherrschung ihrer Angehörigen Mittel, die wir nicht begehren sollen, weil sie schriftwidrige sind. Sie ist durch dieselben eine politische Macht, mit der die Staatsregierung als mit einer solchen zu rechnen hat. Wir unsererseits dürfen eine politische Macht niemals sein wollen und zu einer Macht müssen wir uns erst wieder sammeln. Eben jetzt werden wir zu diesem Sammeln durch den geschlossenen Angriff, dessen wir uns von der katholischen Kirche zu versehen haben, auf das Ernsteste gemahnt. Sie hat nach ihrem Glauben, daß keine Ketzerei länger als etwa 300 Jahre lebe, schon lange von einer Zersetzung des Protestantismus gesprochen. Sie hat in neuerer Zeit den Erfolg zu verzeichnen gehabt, daß ihr gegenüber im preußischen Landtag die protestantische Regierung des Staates von der protestantischen Majorität seiner Abgeordneten nicht unterstützt worden ist, weil zu viele von ihnen durch andere Interessen mehr bestimmt worden, als durch die ihres Bekenntnisses. Sollen wir nun, anstatt gegen sie zusammenzuhalten, ihr die Hilfe entgegenbringen, daß wir, so viel die Kirchenverfassung betrifft, in kleinere Heerhaufen auseinander treten, damit sie jeden Einzelnen angreifen und, wenn es gelingt, einzeln überwältigen könne? Gewiß muß ihr das erwünscht sein, und der Hammerstein-Kleistsche Antrag wird daher vermuthlich auf die Unterstützung des Centrums rechnen dürfen. Aber ernstliche Streiter für evangelisches Bekenntniß sollten eben deßwegen nicht den Kleinmuth haben, ihn zu unterstützen."

Komisch klingt es dann, wenn mit Befriedigung berichtet wird, daß um der Parität willen eine Wache in Berlin auch vor den preußischen Generalsuperintendenten präsen-

tirt hat, die damit nun auch militärisch den römischen Bischöfen gleichstehen. Als ob in solcher eitlen Ehre Heil für die evangelische Kirche läge. Der Hauptmann Julius hat vor Paulus nie präsentirt und doch einen Eindruck von der Bedeutung des Mannes erhalten, wie ihn jene Berliner Wache schwerlich bekommen hat.

Im Amsterdamer Kirchenstreit (vgl. Th. Ztsch. 1886, März, Seite 93) hat die Generalsynode der niederländisch-reformirten Kirche das endgültige Urtheil gesprochen, oder vielmehr den vom Synodalausschuß gefällten Spruch bestätigt. Fünf Prediger und siebzig Aelteste und Diakonen wurden, weil sie sich der Störung der Ruhe und des Friedens in der Kirche schuldig gemacht und sich bei der Ausübung eines kirchlichen Amtes vergriffen haben, ihrer kirchlichen Aemter für entsetzt und auf unbestimmte Zeit für unfähig erklärt irgend ein kirchliches Amt in der reformirten Kirche zu bekleiden. Unter den Verurtheilten befindet sich auch Dr. A. Kuyper. Obwohl eine weitere Berufung von diesem Urtheil nicht mehr möglich ist, so ist damit noch keine Garantie gegeben, daß die Sache zu Ende ist, indem eben vor dem weltlichen Gericht noch Prozesse um das Kirchenvermögen möglich sind, und auch wahrscheinlich, dem ganzen Charakter des Streites entsprechend, unternommen werden.

*) Die Neue Evang. Kirchenzeitung hat in Folge davon, daß der langjährige Redacteur derselben, Dr. H. Meßner, am 7. November v. J. gestorben ist, zu erscheinen aufgehört. Die Anregung zu dem Blatte gehörte mit zu den Früchten der Evangelischen Allianzversammlung in Berlin im Jahre 1857. Dr. Meßner wurde mit der Redaction derselben betraut und hat sie beinahe 28 Jahre lang geführt. Die ganze Haltung des Blattes war eine friedliche; dem Frieden und der Einigkeit im Geiste wollte es dienen und hat es gedient und war darob oft genug angegriffen worden, aber nie hat es den Streit anders geführt, als um dadurch zum Frieden zu gelangen. Weder Parteisieg noch kirchenpolitische Vermischung unversöhnlicher Gegensätze war die Aufgabe des Blattes gewesen, sondern das Bauen auf dem Grunde der heiligen Schrift. Evangelisch nannte sich das Blatt nicht etwa, weil es in der Union das wahre Evangelium, sondern weil es im Evangelium die wahre Union fand, namentlich auch im Gegensatz zur Hengstenbergischen „Evangelischen Kirchenzeitung" die das moderne fort- und vielfach umgebildete Lutherthum als ihr Evangelium vertrat.

In Folge eines körperlichen Leidens hatte Dr. Meßner, der auch noch seit 1861 als Professor an der Berliner Universität wirkte, sich entschlossen, sein Blatt mit Neujahr 1887 eingehen zu lassen. Da er aber überhaupt nicht wünschte, daß nach seinem Tode die Neue Evang. Kztg. nach länger erscheine, so ist schon am 13. Nov. v. J. die letzte Nummer derselben ausgegeben worden. Es ist ein arbeitsvolles Leben, welches der Entschlafene hinter sich hat, aber er arbeitete, um dem Evangelium zu dienen, nicht um es in den Dienst einer Partei zu nehmen. Das ist sowohl in seiner Redactions- wie auch in seiner akademischen Lehrthätigkeit, die dem Schreiber dieses noch wohl in Erinnerung ist, zu Tage getreten. Seine Arbeit ist aber eben deßwegen auch nicht vergeblich und es wird auch von ihm das Schriftwort gelten: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Eine Bescheidenheit, wie sie wohl selten vorkommt, hat der Archimandrit Hilarion Ruvarac, der zum Bischof von Werschetz gewählt und vom Kaiser bestätigt war, gezeigt, indem er aus Gewissensbedenken, ob er dem ihm verliehenen Amt auch gewachsen sei, auf die bischöfliche Würde und das Bisthum verzichtet hat.

Schulnachrichten.

Die evangelische Zionsgemeinde in Evansville, Ind., hat Herrn Lehrer Lieberherr zum Lehrer an ihre Gemeindeschule berufen, und hat derselbe diesen Ruf angenommen.

Die evang. Bethelsgemeinde in Concordia, Mo., hat beschlossen, eine evang. Ge-

*) Wegen Raummangel aus der vorigen Nummer zurückgelegt.

meindeschule zu gründen. Sie hat zu diesem Zwecke Herrn Lehrer G. Lang, einen Zögling unsers Lehrerseminars, zum Lehrer an ihre Gemeindeschule berufen, und wird derselbe anfangs März sein Amt antreten.

Der Beschluß der Generalsynode, daß die Glieder des Lehrervereins zu den Pflichten und Rechten der Invaliden-Unterstützung sollen zugelassen werden, ist schon jetzt in Kraft getreten, indem Herrn Lehrer von Sprekelsen zufolge seines Gesuchs aus der Invalidenkasse monatlich $10.00 Unterstützung bewilligt worden sind. Gewiß wird jedes Glied unseres Lehrervereins dies thatsächliche Entgegenkommen der evang. Synode mit Dank anerkennen und seinen jährlichen Beitrag zur Invalidenkasse baldigst einsenden, und das um so mehr, als die bisherigen Beiträge für diese Kasse nicht ausreichen, alle Ansprüche an dieselbe zu befriedigen.

Auch ein anderer Beschluß der Generalsynode, für Gründung und Förderung evang. Gemeindeschulen innerhalb unserer Synode ein ständiges Schulcomitee zu ernennen, ist in so weit in Kraft getreten, als der ehrw. Synodalpräses folgende Herren als Glieder dieses Komitees ernannt hat: Herr Pastor M. Otto in Freeport, Ills., Herr Pastor J. C. Kramer in St. Louis, Mo., Herr S. H. Merten in St. Charles, Mo., und Herr Lehrer P. Austmann in St. Louis, Mo. Außer den Genannten gehört auch der Präses des Lehrervereins zu dem Komitee. Dies Komitee wird wahrscheinlich am Donnerstag, den 10. Februar, zu seiner ersten Sitzung sich versammeln und seine Thätigkeit beginnen.

Bericht über die Thätigkeit des evang. Lehrervereins von St. Louis und Umgegend. Der evang. Lehrerverein von St. Louis und Umgegend hielt im verflossenen Jahr 1886 zehn monatliche Conferenzen. Obwohl nun nicht alle evang. Lehrer regelmäßig an denselben sich betheiligten, so zeigten doch die Anwesenden ein recht reges Interesse an den Verhandlungen. Es ist Regel, daß bei jeder Versammlung eine Lehrprobe gehalten, und ein Referat verlesen wird.

Folgende Arbeiten wurden geliefert:

Januar. Statarischer Leseunterricht, Lehrprobe von Coll. Brill.

Februar. Lehrprobe in biblischer Geschichte, von Coll. Mori. — Sokratische Lehrform, Referat von Coll. Obenhaus.

März. Lehrprobe im Bruchrechnen, von Coll. Reinke. — Die „neue Orthographie", von Lehrer Schönrich.

April. Unterrichtsprobe im englischen Lesen, von Coll. Austmann. — Schluß von Coll. Schönrichs Referat über „neue Orthographie".

Mai. In dieser Conferenz fiel die Lehrprobe aus. — Ein Ausschuß wurde ernannt, welcher bei der englischen Verlagshandlung die Vergünstigung erwirkte, daß unsere Schüler die englischen Lesebücher zu demselben Preise erhalten wie die in den Freischulen. — Vortrag über die „Jesuiten", von Coll. Brill.

Juni. Lehrprobe in Geographie, von Coll. Rabe. — Referat über „englische Wortlehre", von Coll. Obenhaus.

September. Lehrprobe im Kirchenliede: Valet will ich dir 2c., von Coll. Brill.

October. Gleichniß vom verlornen Sohn, Lehrprobe von Coll. Bräutigam. — Lehrer Mori referirte über das Thema: Wie können wir unsere Kinder zu Patrioten erziehen?

November. Katechese in Bibelkunde, von Coll. Mori. — Coll. Obenhaus verlas ein Referat über „collegialische Freundschaft".

December. Lehrprobe im Schreibunterricht, von Coll. Austmann. — Thesen über Turneinführung in unsern Schulen, von Coll. Mori.

Die Beamten des Vereins sind: G. H. Bräutigam, Präses; Paul Austmann, Vice-Präses Fr. Gieselmann, Secretär.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. März 1887. Nro. 3.

Judas, Petrus und Paulus.

(Fortsetzung.)

Paulus.

Wenn man, wie schon früher bemerkt, die Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Christenthums noch immer vorzugsweise bei Paulus gesucht hat, so hat das einerseits seinen Grund darin, daß wir von ihm mehr wissen und daß er uns in seinen Briefen ein größeres geistiges Erbe hinterlassen hat als die andern Apostel alle zusammen in den ihrigen, andererseits aber auch darin, daß sein Leben ein solcher Beweis für die Gotteskraft des Evangeliums ist, wie in der Geschichte nach ihm sich keiner mehr hat finden lassen.

Diese Thatsache läßt sich so wenig leugnen, daß jüdische Reformer und ihre Geistesverwandten ihr wenigstens die Anerkennung entgegenbringen, Paulus zum eigentlichen Stifter des Christenthums zu stempeln, um Jesum von Nazareth beseitigen, oder doch wenigstens in ein ungewisses Halbdunkel rücken zu können. Das ganze Unternehmen aber hat seine Widerlegung schon längst in den Briefen des Apostels selbst gefunden und es kann für uns nur als ein Beweis davon gelten, wie wenig man im Stande ist, sich der Anerkennung der Wirkung des Evangeliums zu erwehren, auch da, wo man das Evangelium selbst entweder bekämpft oder doch wenigstens bei Seite setzt.

Wenn wir das Bild des Apostels nur von seiner Bekehrung an ins Auge fassen wollten, so würde uns etwas Wesentliches in demselben fehlen: der natürliche Grund und Boden, aus welchem das herauswuchs, was Saulus durch Gottes Gnade geworden ist. Selbst der Apostel spricht es aus, daß er von Mutterleibe an ausgesondert sei (Gal. 1, 15), d. h. sein ganzes Leben von seiner Geburt an unter einer solchen göttlichen Bestimmung gestanden habe, daß seine ganze Lebensführung nach dem göttlichen Willen seinem spätern Apostelberuf dienstbar werden mußte. So unvermittelt und wunderbar die Bekehrung des Apostels auch war, so wenig sie von seinem Willen, sondern vielmehr von dem göttlichen Wohlgefallen abhing, so waren doch in seinem früheren Leben schon gewisse Vorbedingungen für sein späteres Wirken gegeben.

Schon der Umstand, daß Saulus, der in Tarsen als römischer Bürger geboren war, in Jerusalem im jüdischen Gesetz und zwar genau unterrichtet wurde, scheint darauf hinzudeuten, daß von dem Vater des Apostels das Judenthum nicht sowohl aus Nationalstolz als eben aus der Erkenntniß seines

inneren Werthes hochgehalten wurde. Dieser sittliche Ernst findet sich jedenfalls bei Paulus selbst. Sein Judenthum ist ihm nicht wie vielen seiner Zeitgenossen Gegenstand des bloßen Herkommens, mit dem mans nicht genauer nimmt, als andere Menschen auch zu thun pflegen (Gal. 1, 13; Phil. 1, 6). Es ist ihm auch nicht Gegenstand bloßer Gelehrsamkeit, die von der Höhe ihres Wissens nur noch beobachtend auf den Lauf des wirklichen Lebens herabschaut mit der in allen Fällen richtigen Ansicht, daß das, was von Menschen sei, von selbst untergehen werde, wogegen das, was von Gott sei, nicht unterdrückt werden könne. Für die Schule mochte eine solche Weisheit wohl ausreichen; Saulus dagegen, dessen Judenthum nicht blos Sache der Schule, sondern vor allem des Lebens war, konnte sich damit nicht zufrieden geben. Das Gesetz, welches er als Gottes Gesetz erkannte, wollte er auch ausüben in seinem ganzen Umfang. Das Gesetz war zum Leben gegeben und es mußte aufrecht erhalten werden. Dann aber konnte und durfte ein Glaube, der seinem ganzem Wesen nach zu des Gesetzes Ende führen mußte, weder gehegt noch geduldet werden. Die Beobachtung des Gesetzes im Judenthum war schon so wie so nicht wie sie sein sollte (Gal. 5, 3); selbst die praktische Gesetzeserfüllung der Pharisäer und Schriftgelehrten ließ noch viel zu wünschen übrig (vgl. Matth. 23, 2—4). Ließ man nun noch gar den Glauben überhand nehmen, daß der von dem Synedrium verurtheilte und von den Römern gekreuzigte Jesus von Nazareth der Messias sei, der wieder lebendig geworden sei und bald wieder erscheinen werde, um sein Reich aufzurichten, dann mußte über kurz oder lang das von Mose überkommene Gesetz sammt seiner von den Vätern überkommenen Auslegung ein Ende haben, wenngleich zur Zeit noch die Anhänger des Jesus das Gesetz aus hergebrachter Gewohnheit, oder, um als rechte Juden zu gelten, beobachteten. Entweder mußte der Glaube an das väterliche Gesetz oder der Glaube an Jesus den Gekreuzigten aufhören. Beides konnte nicht auf die Dauer zusammen bestehen. In dieser Hinsicht hat Saulus das Christenthum richtiger beurtheilt und genauer erkannt als die meisten seiner jüdischen und christlichen Zeitgenossen. Aber gerade auf Grund dieser Erkenntniß wird er zum Verfolger, weil er eben auf Grund seiner Gesetzeserkenntniß sicher ist, daß Jesus nicht der Messias ist und daher auch nicht auferstanden ist. Das steht ihm unzweifelhaft fest. Die Erwählung Israels zum Volke Gottes, die Sendung Moses, die Erhaltung Israels, während mächtige Weltvölker untergingen, das sind Thatsachen, die ebenso unleugbar für das Judenthum zeugen, als sie selbst unleugbar sind; während gegen die Sekte der Nazarener die ebenso unleugbare Thatsache zeugt, daß ihr Messias am Kreuze gestorben ist und daher auf Grund des Gesetzes, dessen buchstäbliche Wahrheit hier weder verleugnet noch verdreht werden kann, verflucht ist. (Gal. 3, 13).

Allerdings kann sich Saulus der Beobachtung nicht entziehen, daß die Anhänger des Jesus von Nazareth in dem für jeden Menschen lächerlichen und für jeden Juden empörenden Glauben an den Gekreuzigten eine Ruhe und eine Siegesgewißheit finden, die ihm ganz und gar fehlt.

Obwohl er selbst nach der Gerechtigkeit im Gesetz tadellos war (Ph. 3, 6), so war doch der Zwiespalt zwischen Wollen und Thun nicht überwunden. Gerade das, daß ihm das Gesetz heilig und somit die Gesetzesbeobachtung Gewissenssache war, brachte ihm Gewissensnöthe und Kämpfe. Aus der Erinnerung an das, was der Apostel unter dem Gesetz erlebt hatte, ist Römer 7 geschrieben. Was der Apostel dort schildert, ist weder erdacht noch erlernt, sondern erlebt. Nicht minder war aber die Hoffnung des Saulus auf die Erfüllung der Verheißungen Gottes, die ihren Gipfelpunkt im Kommen des Messias hatten, für ihn die Quelle fortwährender Beunruhigung, ja der schlimmsten Befürchtung geworden. Daß das messianische Heil nicht einem abtrünnigen, sondern nur einem gesetzestreuen, um die Ehre seines Gottes eifernden und für sein Reich thätigen Israel zu Theil werden konnte, verstand sich ja für ihn von selbst. Gerade in diesem Falle wurde aber die Sachlage mit jedem Tage aussichtloser und trüber. Die Sadducäer untergruben den Gesetzeseifer und die Messiashoffnung. Die Pharisäer waren auch zum großen und größten Theil nicht, was sie sein sollten und scheinen wollten, bei den Schriftgelehrten zeigte sich ein großer Unterschied zwischen Lehre und Leben, und das Priesterthum verwerthete seine theokratische Stellung nur noch in politischer Thätigkeit und finanzieller Sicherung des Tempelkultus (vgl. Marc. 7, 11). Vollends aber klang ihm die Verkündigung, daß der Gekreuzigte der Messias sei, als ein reiner Hohn. Daß Israel in diesem, nach dem Gesetze Verfluchten seinen Retter, in der Nachfolge dieses Verworfenen seine Aufgabe, in dem Namen dieses Geschmähten seine Ehre, in dem Tode dieses Gekreuzigten sein Heil und Leben erblicken sollte, das erschien dem Saulus als die Vollendung des Abfalls von Gott. Wo sollte da noch Heil herkommen.

Dennoch aber war Stephanus gestorben ohne von seinem Tode für seine Sache zu fürchten, während er selbst von der Aufwendung seiner ganzen Lebenskraft wenig oder gar nichts für das sinkende Judenthum hoffen konnte. Diese Wahrnehmung stachelt seinen Eifer vollends zum Fanatismus und seine Kraft zur äußersten Anstrengung auf.

Da, mitten in dieser Thätigkeit erscheint ihm Christus, der Auferstandene. Der Apostel fügt hinzu: „wie einer Mißgeburt" (ὡςπερεὶ τῷ ἐκτρώματι), d. h. die Erscheinung Christi war von seiner Seite weder erwartet noch natürlich vorbereitet. Für die Jünger des Herrn lag die Sache anders. Die Erscheinung ihres Meisters half dem mit der Verzweiflung ringenden Glauben an ihn zum Siege, bei Saulus dagegen überwältigte sie den Unglauben, der gegen eine Macht kämpfte, die er weder überwinden noch erkennen konnte (1 Tim. 1, 13). Für die Jünger, denen der Herr noch nicht erschienen war, wäre die Erscheinung des Auferstandenen das Beste gewesen, was sie erwarten konnten, wenn sie es hätten glauben können; für Saulus das Schlimmste, was er hätte fürchten müssen, wenn ihm das väterliche Gesetz irgendwie zweifelhaft gewesen wäre.

Dennoch aber ist es eingetreten. Daß diese dem Saulus gewordene Offenbarung der Auferstehung Christi nicht ebenso vernichtend auf ihn wirkte,

wie seinerzeit die Erkenntniß seines Unrechtes auf den Verräther, wird von dem Apostel als göttliche Gnade bezeichnet. Barmherzigkeit konnte ihm noch widerfahren und er hat sie im Glauben angenommen. Damit ist ihm zugleich auch sein Beruf zum Apostel gegeben. Nicht etwa blos, weil er sich zum Ersatz für den durch die Verfolgung angerichteten Schaden verpflichtet sah; sein Gesichtspunkt ist ein viel höherer. Er erkennt vielmehr, wie er schon von Geburt zum Christen und Apostel bestimmt ist, d. h. er erkennt, wie in seinem ganzen früheren Leben, in seinem Wandel im Judenthum, in seinem Umgehen mit des Gesetzes Werken das Gesetz für ihn durch Gottes Gnade zum Zuchtmeister auf Christum geworden ist. Was es heißt: unter dem Fluch zu sein als ein Mann der Gesetzeswerke, weiß er aus eigener Erfahrung. Daß der eigene Gesetzeseifer, das Rennen und Laufen ohne Christus nur verderblich wirkt, nur zur Zerstörung des Reiches Gottes führt, hat ihm sein eigenes Thun bewiesen, und daß der klare Buchstabe des Gesetzes tödtet, das hat er in den früheren geistigen Todesqualen aufs Tiefste und Bitterste empfunden (Röm. 7, 10. 11. 12. 24; 2Cor. 3, 6—9.

Wenn Petrus sagte: Wir können es nicht lassen, zu verkündigen, was wir gesehen und gehört haben, so konnte Paulus das auch von sich sagen. Sein Christenthum war so wenig von einer menschlichen Autorität abhängig, wie das der Urapostel. Er hatte sein Evangelium empfangen durch die so mächtig in sein Leben eingreifende und ihn durch sein ferneres Leben begleitende Offenbarung Jesu Christi. Dennoch aber läßt sich ein Unterschied nicht erkennen. Petrus war durch den Herrn während seines Erdenlebens in allmäliger Stufenfolge zum Apostel erzogen worden. Sein Leben unter dem Gesetz war bestimmt worden durch das Verhalten seines Meisters, der ebenfalls unter das Gesetz gethan war, es aber dennoch nicht in knechtischer Furcht, sondern in freier Liebe erfüllte. Das Leben der Urapostel, ehe sie in die Nachfolge Jesu eintraten, ist nicht ein vom Fluch des Gesetzes belastetes Dasein, oder gar eine schwere Verirrung in unverständigem Eifer gewesen, sondern nur der von den Vätern hergebrachte Wandel im Gesetz und in den Opfern, der sich als ein eitler erwiesen hatte, gegenüber der Gesetzeserfüllung, die Christus gelehrt und dem Opfer, das er durch eigenes Blut gebracht. Diese Lebensführung der Apostel war eine ausnahmsweise. Nur wenige aus der Menge der Christen konnten, wie sie, durch den erniedrigten Christus zum Glauben geführt werden.

Für Paulus war die Sache anders. Sein früheres Leben war seiner Art nach nichts besonderes gewesen; er war gewissenhafter gesetzeseifriger Jude, der sich nur durch den Grad seines Eifers hervorthat. Was er gewesen, konnte, ja sollte jeder Jude nach dem Gesetze sein; was er durch seine Bekehrung geworden, konnte jeder Israelite werden, der durch das Evangelium zum Glauben an Christus kam; denn auch die Erscheinung Christi hatte für Paulus ihren Werth nur darin, daß er durch sie zum Glauben an Christus kam. Dabei war zwischen dem Heiden und Juden nur ein formeller Unterschied. Wenn auch der Heide nicht unter dem Fluch des Gesetzes seufzte, wenn er auch nicht am Gesetze sündigte, so war er dennoch nicht gerecht, sondern sündigte

ohne Gesetz, ging auch ohne dasselbe der göttlichen Gerichtsoffenbarung (Röm. 1, 18), die sich im Tode vollendete, entgegen, und der Zustand ohne Gesetz war für ihn ein ebenso hoffnungsloser, als der Zustand des Juden unter dem Gesetz. Beide mußten sich nach Erlösung sehnen; für den Einen war es Erlösung vom Fluch des Gesetzes, für den Andern vom Verderben des menschlichen Wesens; der gemeinsame Grund lag aber in der beiden gemeinsamen Sünde, die sich nur in verschiedener Form ausgeprägt hatte. Aus diesem Zustand war der Apostel durch seine Bekehrung herausversetzt worden, es ist ein Zustand, der seinem Wesen nach für Alle gleich ist, und darum hat die Erinnerung des Apostels an denselben allgemeine Wahrheit. Diese Erinnerung bleibt ihm sein ganzes Lebrn lang, aber er bleibt an dieser Erinnerung nicht hängen, sie hemmt nicht sein Leben, sondern dient nur noch seiner Erkenntniß. So wenig die vergangene Nacht den auf sie folgenden Tag verdunkeln kann, so wenig läßt sich Paulus in seinem Apostelberuf an der Wahrheit des von ihm verkündigten Evangeliums, an der Gewißheit seiner Hoffnung oder an dem Frieden seiner Gotteskindschaft durch die hinter ihm liegende vergangene Thatsache irre machen, daß er ein Gesetzeseiferer und Verfolger gewesen ist. Ja erst im Lichte seines neuen Lebens im Glauben ist ihm die richtige Erkenntniß seines früheren aufgegangen. Kein Gewinn ist es gewesen; als Schaden, als Verlust und Verschuldung kommt es in Rechnung; vor ihm liegt das Ziel seines Strebens, das allein werthvoll ist (Phil. 3, 14.) Nicht Vergangenes will er wieder herstellen, oder wünschen, daß er zum Augenblick sagen konnte: „Verweile doch, du bist so schön!" sondern sein Blick ist fest und unverwandt nach vorwärts gerichtet.

Die andern Apostel mochten wohl manchmal und gerne zurückdenken an die Zeit, da sie nur als Jünger wie Kinder unter der Führung des Herrn dahingegangen waren. Einen solchen Rückblick gab es für Paulus nicht, darin stand er der Masse der Heiden und Juden, denen er das Evangelium verkündigte, gleich; wie Tag und Nacht schied sich das Vergangene und Gegenwärtige. Ein Festhalten an Christus nach dem Fleisch war ja auch für die andern Apostel nicht möglich gewesen, ihr Glaube war ja nicht mehr blos der hergebrachte Messiasglaube, sondern der Glaube an den Gekreuzigten und Auferstandenen. Sie hatten auch das abthun müssen, dessen Festhalten kindisch gewesen wäre.

Von der Missionsthätigkeit des Apostels, der mehr gearbeitet hat, denn die andern alle, wissen wir auch mehr als von allen andern; indeß ist es dem Umfang nach für eine Thätigkeit, die sich über fünfundzwanzig Jahre hinaus erstreckte, doch wenig. Selbst die Art, wie er wirkte, ist zum Theil nur aus einzelnen Aeußerungen ersichtlich. Gegenüber den Juden war in Gesetz und Verheißung eine geschichtliche Grundlage für die Verkündigung des Evangeliums gegeben, die Paulus nicht unbenutzt ließ. (Vgl. die Apgesch.) Anders dagegen lag die Sache bei den Heiden, die mit dem Judenthum noch in gar keiner Berührung standen.

Nicht etwa, daß hier gar keine Anknüpfungspunkte für die Predigt des

Evangeliums vorhanden gewesen wären. Eine solche Ansicht wäre ganz unvereinbar mit dem Befehl Christi (Marc. 16, 15) und mit der Erkenntniß des Apostels gewesen, daß das Evangelium eine Kraft Gottes sei, selig zu machen alle, die daran glauben. Aber diese Anknüpfungspunkte mußten erst gesucht und gefunden werden, namentlich auf dem Boden des Heidenthums in Europa, wo späterhin die von dem Apostel ausgestreute Saat die tiefsten Wurzeln geschlagen und die reichlichsten Früchte gebracht hat. Eine solche Thatsache, wie in Athen (Apgesch. 17, 22 u. 23) war aber nicht überall zu finden. In Corinth, wo der Apostel ungleich mehr gewirkt hat, ist es etwas anderes, was er in den Vordergrund stellt, nämlich den gekreuzigten Christus, d. h. nicht blos die äußere Thatsache, sondern diese Thatsache in ihrer heilsgeschichtlichen Bedeutung für die ganze Welt (1 Cor. 2, 2 ff. 2 Cor. 5, 19. 20). Damit berührte der Apostel Jeden, bei welchem der Tod in Sünden noch nicht zum ewigen Tode geworden war, in dreifacher Weise: Zunächst indem das Bewußtsein der Verschuldung sich an seinem eigenen Gewissen als Wahrheit bezeugte; sodann indem die Thatsache des durch die Sünde unvermeidlich herbeigeführten Verderbens (Röm. 1, 24 ff; 2, 12) sich nur als Vergeltung menschlicher Ungerechtigkeit begreifen läßt, und endlich indem durch den Hinweis auf die Versöhnung das Trachten nach dem ewigen Leben im Herzen des Menschen angeregt und als ein dem Menschen zukommendes, erfüllbares Verlangen anerkannt wird. (Fortsetzung folgt.)

Wahnsinn und Selbstmord.

(Eingesandt von P. M. Otto.)

(Schluß.)

Zweites Beispiel: „Frau A. Schw. nahm sich am Montag im St. Josephs-Hospital in einem starken Wahnsinnsanfall das Leben. Die Frau war bereits seit fünf Jahren gestörten Geistes. Doktor Bl. hatte sie seit einem Monat in Behandlung und es zeigte sich eine bedeutende Besserung mit der Kranken, bis ihr plötzlich der Tod eines ihrer Kinder in den Sinn kam. Der Gedanke daran verließ sie nicht mehr und warf sie wieder in die Nacht des Wahnsinns, der sich besonders durch die fixe Idee kund that, daß alle ihre Kinder von ihrer Hand zu sterben bestimmt seien. Die unglückliche Frau sollte bereits am Samstag vor den County-Richter gebracht werden, um ihr die Aufnahme in eine Irrenanstalt zu verschaffen; doch der Richter verschob die Anhörung des Falles. Herr Schw. ließ bis dahin seine Frau nach dem St. Josephs-Hospital bringen, wo sie gute Pflege erhielt. Am Sonntag schien es, als wenn die Kranke sich ganz wohl fühle, doch in der folgenden Nacht wurde sie wieder von Tobsucht befallen, welche die Anwendung der Zwangsjacke nöthig machte. Gegen 2 Uhr in der Frühe lag die Unglückliche ganz still in ihrer gefesselten Lage, so daß der Wärter sie schlafend glaubte. Bald darauf aber fand man sie erhängt. Sie hatte sich mit übermenschlicher Kraft aus der Zwangsjacke befreit, einen der Riemen abgerissen und damit ihre That vollbracht." —

Bei dieser Person braucht man wohl keinen Zweifel mehr zu hegen an dem Vorhandensein völligen Wahnsinns, denn die beiden Hauptkennzeichen, fixe Idee und Tobsucht waren ja vorhanden. Wie steht es aber mit dem Bewußtsein und Willen der Person? Nachdem ihr die Zwangsjacke angelegt war, stellte sie sich ruhig, ja schlafend, um ihre Wärter zu täuschen. Sie entledigte sich der Zwangsjacke und benutzte einen Riemen derselben, um sich daran zu erhängen. In dem Verhalten dieser Person zeigt sich neben der fixen Idee besonnene Ueberlegung; neben der Tobsucht auffallende Willensstärke, und dabei ein beharrliches Hinarbeiten auf ein Ziel, den Selbstmord. Der Gegenstand, der sie verhindern sollte, der Riemen an der Zwangsjacke, — wurde das Mittel, denselben auszuführen. Hier haben wir Vorsatz, Ueberlegung und Ausführung in schöner, richtiger Aufeinanderfolge beisammen, und es ist schwer, dieses Alles ohne Freiheit des menschlichen Denkens anzunehmen. Für einen Christen, dem das Wort Gottes Wahrheit ist, bleibt freilich noch eine andere Erklärung übrig, auf welche oben schon hingewiesen wurde, nämlich die, daß ein solcher Mensch ganz in der Gewalt des Satans sei, der ihn als sein Werkzeug gebrauche und zu allen bösen Thaten, ja zum Selbstmorde treibe, ohne daß der Mensch widerstehen könne. Aber zu einer solchen Annahme wird sich schwerlich Jemand entschließen wollen.

Drittes Beispiel: „Einen gräßlichen Selbstmord beging letzthin im St. Vincents-Asyl eine an Trübsinn leidende Patientin, S. B. Sie benutzte einen unbewachten Augenblick, um die schon längst gehegte Absicht des Selbstmordes zur Ausführung zu bringen. Das Mittel, dessen sie sich zur Erreichung des Zweckes bediente, war ein wahrhaft entsetzliches. Mit den, ihres Zustandes und wiederholter Selbstmordversuche wegen gefesselten Händen öffnete sie die Ofenthüre und steckte dann ihre Kleider in Brand. Im Nu war sie in Flammen gehüllt, und als die herbeieilenden Wärterinnen und Patientinnen das Feuer erstickt hatten, war sie am ganzen Leibe buchstäblich mit Brandwunden bedeckt, die neun Stunden später ihren Tod herbeiführten."

Diese Person wird als trübsinnig bezeichnet; daraus aber, daß sie um ihres Zustandes willen gefesselt werden mußte, wird man wohl den Schluß machen dürfen, daß sie in hohem Grade wahnsinnig war. Ferner wird von ihr gesagt, daß sie wiederholt Selbstmordversuche gemacht habe. Es soll hier nur auf das Eine hingewiesen werden, daß sie den Willen, den Entschluß gefaßt hatte, sich das Leben zu nehmen. Wenn auch zugegeben werden kann, daß sie ihr Leben als ein elendes Dasein erkannt und nicht das volle Verständniß der That und ihrer ewigen Folgen gehabt habe, so sollte man doch meinen, die natürliche Liebe zum Leben, wie sie ja jedem Geschöpfe innewohnt, hätte sie von einem solchen Schritt abhalten sollen. Aber nein; der einmal gefaßte Vorsatz sollte ausgeführt werden, auch bei allen entgegenstehenden Hindernissen. Und ihre Beharrlichkeit führte zum Ziele.

Wie will man sich diese Erscheinung und Thatsache erklären? Woher soll Licht in diese Dunkelheit hineinfallen, wenn nicht aus dem Worte Gottes? Ja, wenn wir dieses nur voll und ganz brauchen wollten!

Viertes Beispiel. Mitgetheilt von einem Manne, dem gewiß Jedermann Wahrheit und Competenz zutrauen wird. Es ist dies Pfr. Blumhardt in Bad Boll. (S. dessen Leben v. Zündel.) Dieser schreibt von einer Person, welche von bösen Geistern besessen war, folgendes: „— — An diesem Tage war sie von einer wahren Wuth, sich das Leben zu nehmen, befallen. Sie fuhr rasend durch beide Stuben und begehrte hitzig ein Messer, das ihr die Geschwister natürlich nicht in die Hände kommen ließen. Dann entrann sie auf die Bühne (oberer Boden), sprang auf das Gesimse des Fensterladens hinauf und stand bereits außer dem Laden in freier Luft, nur noch mit einer Hand nach innen sich haltend, als der erste Blitzstrahl des nahenden Gewitters ihr ins Auge fiel, sie aufschreckte und weckte. Sie kam zur Besinnung und rief: um Gotteswillen, das will ich nicht! Der lichte Augenblick verschwand, und im wiederkehrenden Delirium erfaßte sie einen Strick (woher, ist ihr heute noch unerklärlich) und band ihn künstlich um das Gebälke der Bühne, mit einer Schleife, die sich leicht zusammenzog. Schon hatte sie den Kopf beinahe ganz in die Schleife hineingezwängt, als ein zweiter Blitzstrahl durch das Fenster ihr Auge traf, der sie wie vorhin wieder zur Besinnung brachte. Ein Thränenstrom floß ihr am folgenden Morgen von den Augen, als sie den Strick am Balken erblickte, den sie bei der besten Besinnung so künstlich umzuwinden nicht im Stunde gewesen wäre.

Also auch hier: Selbstmordgedanken und Versuche! Da diese Person aber, wenn sie nicht unter dem Einfluß der bösen Geister stand, eine wahre Christin war, so wurde sie durch göttliche Gnade vor dem Aeußersten bewahrt; der Satan durfte sie zwar sichten, aber nicht zu Fall bringen, nicht seinen Willen an ihr zur That werden lassen.

Wenn es nun hiernach unbestreitbar ist, daß wir uns hier auf einem dunkeln, diabolischen Gebiet befinden, so sollte es doch allgemein einleuchtend sein, daß wir als Diener der Kirche uns an den Begräbnissen solcher Menschen nicht betheiligen dürfen. Geschieht es aber doch, dann lassen wir einem Selbstmörder diese Ehre von Seiten der Kirche zu Theil werden, wie einem wahren Kinde Gottes. Sollte das wohl recht und kirchlich anständig sein? (Was sonst noch hier gesagt werden sollte, das ist früher schon gesagt worden in der Theol. Zeitschr. 1880, S. 234 ff., welches man nachzulesen bittet.)

Ueber die Form der Predigt.

Eingesandt von P. C. Kißling.

In unserer Zeit mehr als in früheren ist die Predigt in Zeitschriften und Broschüren in den Vordergrund der pastoralen Besprechungen gerückt worden. „Warum haben unsere Predigten nicht mehr Erfolg?" „Wie muß eine rechte Predigt beschaffen sein?" Diese und ähnliche Fragen, sowie auch die einzelnen Bestandtheile der Predigt — Exordium, Disposition, Ausführung, sowie der Vortrag der Predigt — sind in letztrer Zeit in eingehendster Weise erörtert und besprochen worden. Der Grund davon ist unschwer einzusehen. In keiner

Zeit hat das Wort, das geschriebene und das gesprochene, eine größere Bedeutung erlangt als in der unsrigen. Das öffentliche Reden ist jetzt nicht mehr wie früher nur das ausschließliche Privilegium einer bestimmten Berufsklasse. Das Reden beschränkt sich nicht mehr blos auf die Kanzel und den Gerichtssaal. Nein, wer nur halbwegs seiner Muttersprache mächtig ist, fühlt sich gedrungen, auch öffentlich seine Meinungen, seine Ansichten, seine Prinzipien zu begründen, zu vertheidigen. Die Beredsamkeit ist Gemeingut geworden. Wer zählt alle die Vereine, Gesellschaften, Kränzchen, Cirkel, Parteien, die alle ihre Versammlungen abhalten, wo es selbstverständlich ohne glänzende, mehr oder weniger geistsprühende Reden nicht abgeht! In allen Berufsklassen, unter allen Erwerbszweigen, unter dem männlichen und weiblichen Geschlecht, stoßen wir heutzutage auf Redner, denen eine gewisse Begabung und oft ein bedeutender Schwung nicht abzusprechen ist.

Es liegt auf der Hand, daß das die Sache für die berufsmäßigen Redner nicht unerheblich erschwert. Jeder glaubt die Sache ebenso gut zu verstehen und fühlt sich berufen, über das gehörte Wort sein Urtheil abzugeben. Es kann nicht ausbleiben, daß in Folge davon unser Wort auch viel schwerer Eingang findet und auf viel größere Hindernisse stößt, als in den Zeiten, die der Vergangenheit angehören, wo die Zuhörer jedes Wort mit gläubiger Andacht als Evangelium hinnahmen, ohne daran zu deuteln, zu mäkeln, herumzukritisiren, wie sich das unsere Zuhörer so vielfach erlauben. Das erklärt wohl auch zum Theil wenigstens die auffallende Erscheinung, daß, trotzdem heutzutage weit mehr positives Evangelium gepredigt wird, als z. B. im vorigen und der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zur Zeit des platten, ungenießbaren Rationalismus, und trotzdem wir wohl in einer kirchlichen Zeit leben, die Frucht der Predigt, um mich mild auszudrücken, eine sehr mäßige ist. Wenn wir überhaupt etwas wirken wollen und nicht blos in die Luft streichen und unser Amt nicht zum Zeitvertreib, wenn nicht noch zu etwas schlimmerem, treiben wollen, so ist wohl die oberste Forderung, die mit Fug und Recht an uns gestellt wird, daß wir, was das Gewand unserer Predigt anbelangt, den gesteigerten Ansprüchen unserer Zeit Rechnung tragen, daß unsere Predigt, wie man zu sagen pflegt, auf der Höhe der Zeit stehen muß. Ich erlaube mir daher, im Folgenden einige Gedanken über die Form der Predigt auszusprechen.

Also wohlgemerkt: über die Form der Predigt, nicht über den Inhalt derselben. Der Predigtinhalt ist ein für allemal gegeben. Daran kann nicht gerüttelt werden. Den kann man auch nicht den Anforderungen der einzelnen Individuen preisgeben und zum Opfer bringen. Die Zeiten mögen sich ändern, die Anschauungen, Sitten, Gebräuche, Ideen der Menschen mögen wechseln, die rastlosen Untersuchungen und Forschungen der Gelehrten auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens mögen ein Resultat ergeben, das heute mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns als unfehlbare Wahrheit proklamirt wird, während man dasselbe in acht Tagen als Unsinn, als antiquirt wieder verwirft und darüber zur Tagesordnung fortschreitet; aber Gottes Wort ändert sich nicht, wechselt nicht,

es ist ewig dasselbe. Der Inhalt jeder wahren, evangelischen Predigt ist kein anderer, als die uralte und doch ewig neue Botschaft von dem Sünderheiland, der mit seinem Blut und seinen Todesmartern die Welt der Sünder mit seinem himmlischen Vater versöhnt hat. Ueber diesen ewigen Inhalt wird weder unsere Zeit noch irgend eine andere Zeit jemals hinauskommen. Fortschritt, Bildung, Kunst und Wissenschaft werden dieses Evangelium nimmermehr überfliegen, denn es dokumentirt sich an jedem aufrichtigen Herzen, mag es in Bezug auf Bildung, Kunst und Wissenschaft einen Standpunkt einnehmen, welchen es will, als ewige, absolute Wahrheit, als einziges Bedürfniß der Menschheit, das allen Jammer auf ewig stillt! Wer daran rüttelt, hat über sich selber den Stab gebrochen.

Aber mit der Form hat es eine ganz andere Bewandtniß. Sie ist nicht von vornherein festgestellt worden und kann nicht ohne Weiteres ein für allemal festgestellt werden. Wie die menschliche Sprache selber, so hat auch sie ihre Perioden der Wandelung durchzumachen. Man braucht nur die Predigten, die gegenwärtig gedruckt werden, etwa mit den Predigten Luthers zu vergleichen — was die Form anbetrifft, — um den himmelweiten Unterschied einzusehen. Jeder vernünftige Mensch wird das begreiflich, in der Ordnung und in der Natur der Sache selbst begründet finden. Welche Anforderungen wären nun heutzutage an die Form einer gediegenen Predigt zu stellen?

Jedenfalls und sicherlich zunächst die: Die Form muß dem Inhalt angemessen sein. Wir leben eben, wie schon bemerkt, nicht mehr in der (beneidenswerthen oder beklagenswerthen; das verschlägt in der Sache nichts) Zeit, wo es den Leuten vornehmlich um den Inhalt zu thun war, wobei sie etwaige Mängel der Form überhaupt nicht fühlten, oder jedenfalls gern und willig übersahen. Gegenwärtig ist es vielfach gerade umgekehrt. Durch die äußere Form müssen wir unsere Zuhörer oft erst für den Inhalt interessiren, erwärmen, begeistern. Es ist nicht selten, daß sonst unkirchliche Leute zur Kirche kommen, weil sie von der Redegewandtheit des Predigers angesprochen werden. Das mag uns unnatürlich vorkommen, wir mögen darüber in Eifer gerathen, als komme es nicht darauf an, den Weltmenschen zu gefallen, aber ich sollte denken, es ist immerhin weit besser, als wenn sich solche Leute, die immer mit ihrer Bildung prahlen, durch die nachlässige oder gar fehlerhafte Predigtart abgestoßen fühlen und sie so vollends der Kirche verloren gehen. Ist es auch nur ein äußeres Interesse, das solche Menschen in die Kirche bringt, sie sind wenigstens da, wer weiß, wann einmal ein Wort im Herzen zündet, so daß es dann bei einem solchen Menschen heißt wie bei den Leuten zu Samaria: „Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen, wer haben selbst gehöret und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland." (Joh. 4, 42).

Es ist mir darum nicht recht begreiflich, wie ein auf dem Gebiet der Homiletik so bedeutender Mann wie Claus Harms, sagen konnte: „Die Sprache der Predigt sei nachlässig, inkorrekt, denn wer die großen Thaten Gottes ausspricht, wird sich nicht um die kleinen Regeln der Grammatiker und Stilisten

bekümmern." *) Und wenn ein anderer dazufügt: „Die Predigt soll, wenn ansprechend, ein Sprechen sein, keine Abhandlung, kein rhetorisches Stück; man spricht aber nicht nach den Regeln der Grammatik. Predigten, welche vor Grammatikern und Stilisten bestehen, sind an einem Fuß gelähmt, tragen auf beiden Achseln Wasser: sie sind getheilt zwischen dem erbaulichen und ästhetischen Interesse." (ibid.) Das ist denn doch eine sehr gewagte Behauptung. Im Gegentheil behaupte ich, daß ein halbwegs gebildeter Mann allerdings nach den Regeln der Grammatik spricht, schon aus dem Grunde, weil ihm daran liegen muß, seine Sprache rein und fehlerfrei zu sprechen, denn die Sprache richtet sich nicht nach der Grammatik, sondern die Grammatik richtet sich nach der Sprache. Und wenn derselbe ungenannte Verfasser meint, eine ordentlich und fleißig ausgearbeitete Predigt sei deßhalb zu verwerfen, weil der Prediger dadurch für seine Person ein Gebundener sei, der sich der freien Luftströmung des Geistes nicht kecklich aussetzen darf (ibid pag. 538.), so ist das meines Erachtens ein Irrthum. Es ist überhaupt mit dieser Eingebung des hl. Geistes eine eigene Sache. Es will mir scheinen, als werde manches der Eingebung des hl. Geistes zugeschrieben, was doch nur — um mit Göthe's Faust zu reden — der Herren eigener Geist ist. Wenigstens kann ich mich nimmermehr überreden, daß der hl. Geist Fehler macht und eine „nachlässige, inkorrekte Sprache" redet. Und wenn ich eine mangelhaft stilisirte, von Fehlern strotzende Predigt höre, so denke ich nicht: „Das ist einmal ein Meisterstück einer Predigt. Der Mann läßt sich doch auch noch durch den hl. Geist leiten; eine Seltenheit in unsern Tagen, wo der eigene Geist oder der Zeitgeist eine so große, bedeutende Rolle spielt!" sondern ich muß gestehen, ich habe ganz andere Gedanken dabei, und ich bin's gewiß, viele meiner Amtsbrüder auch. Die Eingebung des hl. Geistes muß in vielen Fällen zum Deckel der Trägheit, der Nachlässigkeit, der Unwissenheit dienen!

Oder will mich Jemand auf das Beispiel des Apostels Paulus hinweisen, der an seine Gemeinde zu Corinth schreibt: „Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, auf daß euer Glaube nicht bestehe auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft." (1 Cor. 2, 1. 2. 4. 5). Und in demselben Brief sagt der Apostel: „Christus habe ihn gesandt, zu predigen das Evangelium, nicht mit klugen Worten, auf daß nicht das Kreuz Christi zu nichte werde" (1,17). Solche Stellen ließen sich ja noch häufen, aber es wird mir doch Niemand einreden wollen, Paulus habe es geflissentlich darauf angelegt, mit unvernünftigen Worten das Evangelium zu predigen. Das glänzendste Zeugniß, der schlagendste Beweis dagegen sind die Briefe des Apostels Paulus selber, in welchen alle Logik unserer Tage noch

*) Halte, was du hast! Jahrg. 1882, Novemberheft. Was ist die Predigt praktisch gefaßt? von N. N. pag. 540.

keine Unvernunft und Thorheit entdecken konnte. Wie fein und klug weiß er den weisheitsstolzen Athenern auf dem Areopag in jener meisterhaften, mustergiltigen Predigt beizukommen, Actor. 17! Da dachte er nicht: ich will jetzt so unvernünftig reden als nur möglich, sondern er stellte sich auf ihre eigene Höhe der Bildung, und führt sie mit überzeugenden Gründen von dem, was sie wissen, zu dem, was sie noch nicht wissen, zeigt ihnen, wie ihre hohe Weisheit ihre ewigen Bedürfnisse nimmer zu stillen im Stande sei, und sucht sie auf diese Weise zu dem zu führen, dem sie bis jetzt, nach seinem schönen Wort, unwissend Gottesdienst gethan haben. Mit den oben angeführten Worten aus dem Corintherbrief will der Apostel nur sagen, daß das Wort vom Kreuz der Mittelpunkt aller seiner Predigt sei und daß er ihnen nicht eigene, selbsterdichtete Menschenfündlein zum Besten gebe, sondern Gottes Wort und Christi Evangelium predige. Und das muß heute noch und bis ans Ende der Tage der Standpunkt jedes wahren Verkündigers des Evangeliums sein. Aber über die Form, über die Art und Weise der Predigt sagen jene Worte durchaus nichts aus. Im Gegentheil, hier gilt das Wort Salomo's: „Wir sollen unsern Zuhörern goldene Aepfel in silbernen Schalen darreichen.“ (Spr. 25, 11). Sind die goldenen Aepfel das Evangelium, das viel köstlicher ist als viel tausend Stücke feines Gold, so haben wir selbstredend unter den silbernen Schalen die äußere Form zu verstehen, in welche unsere Verkündigung gekleidet ist. Und warum sollten wir geflissentlich eine schöne, gehobene Sprache von der Kanzel ausschließen wollen? Im Gegentheil, für den köstlichen, heiligen Inhalt, den wir auf die Kanzel zu bringen haben, ist selbst die schönste Form, die glänzeudste Diktion, die uns zu Gebote steht, noch nicht gut genug. Ich kann mich darum durchaus nicht damit einverstanden erklären, daß man es als Regel aufstellen will, daß man sich nicht genau, selbst was die Wendungen der Sprache betrifft, auf die Predigt vorbereiten, sondern das der augenblicklichen Eingebung auf der Kanzel überlassen soll. Wenn diese Regel nicht geradezu der Faulheit das Wort redet und einer gewissenlosen Amtsführung zur Ausrede dienen soll, so ist es jedenfalls zum Mindesten eine sehr gefährliche, mißverständliche homiletische Forderung. Und ich protestire im Namen aller gewissenhaften Prediger entschieden gegen die Behauptung des oben erwähnten ungenannten Verfassers aus: „Halte, was du hast!“: eine sorgfältig, schriftlich ausgearbeitete Predigt kann kein Bekenntniß des Glaubens sein, was doch jede Predigt von rechtswegen sein soll! Das wäre doch sonderbar und würde, wenn richtig, manchem treuen, eifrigen, tüchtigen Gottesmann das richtige, bekenntnißmäßige Predigen absprechen. Nein, wiederum will mir das Gegentheil als die Wahrheit erscheinen: würden sich die Prediger sorgfältiger auf ihre Predigten vorbereiten, so bliebe manche Thorheit, mancher unbiblische Gedanke und Ausdruck, dessen Erweis einem schwer fallen sollte, und der einem in der Eile entfahren ist, ungesagt, und so gäbe es manches Aergerniß weniger. Mit Recht sagt einmal Kreibig: „Was soll der König, der an der Rettung der Seelen sein Blut gewandt, von Knechten denken, die sich ihre Arbeit im Heiligthum so unverzeihlich leicht machen!“ *) Es ist unverantwortlich, wenn

*) „Halte, was du hast!“ Dezember 1881. „Die Predigt.“ pag. 11.

Pastoren, denen es an Zeit durchaus nicht fehlt, sich auf die Bärenhaut legen und dann meinen, Gott werde schon sorgen, oder sich am Ende gar auf das Wort des Herrn berufen: „Sorget nicht, was ihr reden sollt, denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet! (Matth. 10, 19. 20). Das heißt Gott versuchen und ist ein schnöder Mißbrauch des göttlichen Wortes! „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" Von diesem uralten Gottesgesetz sind auch die Pastoren nicht dispensirt. Ohne treue Arbeit wird kein Pastor, mag er noch so klug und vielseitig gebildet sein, etwas Ersprießliches leisten und zu Stande bringen. Das Extemporiren ist eine sehr gefährliche Sache. Es gibt nur sehr wenige, besonders auserwählte, begnadete, geistgesalbte Zeugen, die sich mit Grund das Extemporiren erlauben dürfen, und es ist ein Jammer, daß die Meisten, oft nachdem sie kaum einmal oder zweimal die Kanzel bestiegen haben, sich zu diesen auserkorenen Rüstzeugen rechnen! Hier gilt leider das treffende Wortspiel des Pastors Strauß: „Viele Prediger extemporirten eigentlich immer, sie sprechen nämlich stets ex tempore statt ex aeternitate." Da gilt's gewissenhafte Selbstprüfung und eingehende Revision unseres Amtsgewissens! Der ewige Gott, der uns ausgesandt hat in seinen Dienst, nicht als faule, gedungene Knechte, die nur mit Widerwillen ihres Amtes warten, sondern als treue Zeugen, als fleißige Arbeiter, als unverdrossene, unermüdliche Wegbereiter und Bahnbrecher, er wird einst Rechenschaft von uns fordern, wie wir für ihn gearbeitet haben!

Aber bei unserer gewissenhaften Vorbereitung sollen wir auch besondere Sorgfalt auf die Form verwenden. Die Form soll aber nicht nur dem Inhalt der Predigt, *sondern auch unserm Zuhörerkreis angemessen sein!* Es ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß die geistigen Schranken, die die Menschen von einander trennen, immer mehr fallen. Vor der Reformation war Bildung und Wissenschaft vorzugsweise in Klöstern, und auch da nicht überall zu finden. Durch den Humanismus ist allerdings höhere Bildung auch weiteren Kreisen erschlossen und zugänglich gemacht worden, blieb aber doch noch bis in unser Jahrhundert herein das ausschließliche Vorrecht der „oberen Zehntausend." Das ist in unseren Tagen anders geworden. Der Strom des Wissens wälzt seine Fluthen in alle Schichten und Klassen der Gesellschaft. Die Bildung ist Gemeingut geworden! Die Tagesblätter, die auch in die einsamste Hütte im Busch ihren Weg finden, die Zeitschriften, die in populärer Weise Fragen der Kunst und Wissenschaft behandeln, tausenderlei Flugblätter und Broschüren, die es sich alle zum Zeil gesetzt haben, Bildung und Wissen unter dem Volke zu verbreiten, alles das hat den Gesichtskreis, die Ideen der untern Volksschichten wesentlich erweitert und vergrößert. Wir müssen das mit Freuden begrüßen, wie wohl es unvermeidlich ist, daß sich in Folge davon viel Scheinbildung und Halbbildung unter bunten, hochklingenden Phrasen breit macht, und viel unverdaute, unverstandene Weisheit in den Köpfen und Herzen Vieler abgelagert wird, was oft großen Schaden anrichtet. Denn das Wort des englischen Poeten Page enthält eine tiefe, nicht genug zu beherzigende Wahrheit:

A little learning is a dangerous thing;
Drink deep, or taste not the Pierian spring;
There shallow draughts intoxicate the brain,
And drinking largely sobers us again.

Die Früchte solcher Begriffsverwirrungen, solcher Afterweisheit sehen wir gegenwärtig in schauderhafter Weise an dem Treiben der Socialisten, den Arbeiterunruhen, den Dynamithelden. Aber ob es uns mit Freude oder mit Trauer erfüllt, es ist einmal so und wir haben damit zu rechnen, daß die Leute, die wir in der Kirche vor uns sitzen haben, im Durchschnitt gebildeter sind als in früheren Zeiten und bestände ihre ganze Bildung nur in dem, was ihnen Tag für Tag ihre Zeitung auftischt. Und nun, ein Pastor, der auch nur einigermaßen Aussichten auf Erfolg seiner Wirksamkeit haben will, muß sich als ein Mann von Bildung zeigen, dem die Bildung unserer Zeit nicht fremd ist. Es steht schlimm aus und ist traurig, wenn ein Zuhörer sich mit Recht an der nachlässigen, mangelhaften Form der Predigt seines Pastors stößt, die einen Defekt an Bildung verräth und ihm zeigt, daß er seinem Pastor überlegen ist. Es ist sicherlich in unserer Zeit nicht wohlgethan, nicht klug und weislich gehandelt, wenn ein Prediger immer wieder sagt: „Das Wort Gottes muß gepredigt werden, das ist die Hauptsache, die Form ist Nebensache." Bei solchen Reden merkt man gar zu leicht den Grund, warum dem betreffenden Prediger die Form Nebensache ist. Wenn wir die Leute durch unsere nachlässigen Predigten abstoßen und nicht mehr in die Kirche bringen, so hilft uns alles „Gottes Wort predigen" nichts. Es war mir aus dem Herzen gesprochen, was ich kürzlich gelesen habe: Man sollte sich nicht darüber wundern, daß der Kirchenbesuch so schlecht ist, sondern man habe oft wirklich Ursache, sich darüber zu wundern, daß überhaupt noch so viele Leute in die Kirche gehen! Eben weil viele Prediger die äußere Form zu sehr vernachlässigen. Der gelehrteste oder der frömmste Mann verfällt dem Fluch der Lächerlichkeit, wenn er mit zerrissenen, zerfetzten, unordentlichen Kleidern sich auf der Straße blicken läßt. Unsere Zeit sieht eben einmal viel auf äußere Dinge und hat ein sehr scharfes Auge und ein sehr feines Ohr dafür. Und wer sich darin gehen läßt oder meint, es komme nicht darauf an, der hat damit von vornherein seine Wirksamkeit untergraben. Mit diesem Faktor müssen wir rechnen. Oder es wird unser Schade sein und der Schaden der heiligen Sache, die wir vertreten.

Aber auf der anderen Seite darf der Begriff von der Durchschnittsbildung unserer Zeit auch nicht überspannt werden und einen zu großen Einfluß auf unsere Predigten ausüben. Hofprediger Frommel in Berlin erzählte einmal von einem Geistlichen, der habe nur zwei Traureden gehabt: die eine für die mehr Gebildeten, die andere für die mehr Ungebildeten. Die erstere für die Gebildeten habe begonnen mit den Worten: „Auf der Höhe Ihres Lebens angekommen"; die andere für die Ungebildeten habe mit den Worten angefangen: „Als Gott der Herr Adam und Eva erschaffen hatte." Es ist gewiß eine gefährliche Sache, wenn man einen solchen Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten macht. Gottes Wort kennt diesen Unterschied nicht. Gottes Wort ist ein Strom, wie ein alter Kirchenvater sagt: „in quo agnus peditat et elephas natat, oder wie Gerok diesen Gedanken ausdrückt:

Ein Kindlein wandelt spielend drin,
Ein Mann versinkt mit Geist und Sinn
In seinen Wundertiefen.

Wenn das Evangelium nach dem Wort unseres Meisters den Armen gepredigt werden soll, also nur für die Armen, d. h. für die Armen an Geist bestimmt ist, so kann Niemand dieses Evangelium verstehen und wird Niemand Trost und Heil aus diesem Evangelium schöpfen, und wäre es der reichgebildetste Geist, es sei denn, daß er zuvor armer Geist geworden ist, seine innere Armuth gründlich und aufrichtig erkannt hat. Die Kanzel ist kein Katheder, wo man „vom hohen Olymp" herab mit großartigen Phrasen, mit philosophischen terminis operirt und mit gelehrtem Wortschwall die Zuhörer regalirt, daß ihnen vor den Augen ganz blümerant wird, sondern die Kanzel ist der Ort, wo eben das Evangelium den Armen verkündigt werden soll. Und die Erfahrung lehrt, daß große Geister, große Gelehrte, wenn sie überhaupt zur Kirche kommen, nicht den Gottesdienst besuchen, um philosophische Vorlesungen zu hören, sondern um einmal ihre Gelehrsamkeit gründlich zu vergessen und als ein Kind, als ein unwissender Schüler dem Herrn Jesu zu Füßen zu sitzen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nicht doch ein Unterschied gemacht werden dürfe in der Predigtform. Es ist doch immerhin ein Unterschied, ob ich in einer Stadt vor einer gemischten Zuhörerschaft rede, wo die verschiedensten Bildungsgrade vertreten sind, oder ob ich auf einer Dorfkanzel vor lauter einfachen Landleuten stehe, die alle die gleichen Interessen und alle auch so ziemlich den gleich begrenzten oder beschränkten Horizont haben. Doch darf dieser Unterschied nicht dahin überspannt werden, daß man meint, auf dem Lande dürfe man sich gehen lassen, es komme nicht darauf an, wenn die Predigt auch nicht so gut durchdacht und ausgearbeitet sei, die Leute verständen doch eine tüchtige Predigt nicht zu würdigen 2c. Die Leute haben meistens ein sehr feines Gefühl dafür, wenn sie es auch nicht recht auszudrücken verstehen, ob ihr Pastor ihnen nur Heu und Stroh vorsetzt, oder aber eine kräftige, gesunde Nahrung bietet. Kurz, eine Predigt wird dann den an sie gestellten und mit Recht an sie zu stellenden Anforderungen genügen, wenn sie im edelsten Sinne des Wortes populär ist. „Populär" gehört zu den Worten, bei deren verschiedenartigster Erklärung und Begriffsbestimmung man versucht wird, an das Goethe'sche Wort zu denken: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen. „Wenn eine populäre Rede eine solche Rede ist, die dem „populus"(Volk) angemessen ist, so ist den gefährlichsten Mißverständnissen Thür und Thor geöffnet. Wer darum, um ja, wie er wähnt, dem „populus" recht angemessen zu reden, in affektirter Weise mit allerhand auf der Straße aufgelesenen Kraftausdrücken, die jedem kirchlichen Anstand, aller Aesthetik geradezu ins Gesicht schlagen, um sich wirft, dessen Predigt ist gerade das Gegentheil von populär; sie ist gemein, niedrig, mehr einreißend als bauend, mehr schädlich als nützlich. Populär im edlen Sinne des Wortes ist eine Predigt dann, wenn sie dem jeweiligen Zuhörerkreis angemessen ist. Populär ist also ein sehr relativer Begriff. Eine Predigt kann bei einer Gemeinde sehr populär

sein, während dieselbe Predigt vor einer andern Gemeinde höchst unpopulär ist. Die Predigten Schleiermachers in Berlin waren gewiß populär, während sie vor unsern meisten Gemeinden mehr als unpopulär wären, ja während es geradezu Wahnsinn wäre, sie vor unsern Durchschnittszuhörern zu halten. Eine populäre Predigt schließt die schöne, gebildete, schwungvolle Form nicht aus, sondern ein. Denn es ist nicht unsere Pflicht, uns mit unsern Zuhörern im Koth zu wälzen, sondern uns zu ihnen herabzulassen, um sie zu uns heraufzuheben, um ihre geistigen und geistlichen Ideen zu erweitern, um ihre geistige und geistliche Bildung zu fördern. Ich erlaube mir, zur Illustrirung des eben Gesagten, auf die bekannten Predigten Geroks hinzuweisen. Niemand wird diesen Predigten die schöne Form, die edle Diktion, den poetischen Schwung absprechen. Ist's doch gerade dieser Vorzug, der Gerok zu einem der beliebtesten und berühmtesten Kanzelredner unserer Zeit macht. Und doch bei dieser edlen Sprache sind diese Predigten so einfach, so schlicht, so leicht verständlich, so aus dem praktischen Leben genommen, so im edelsten Sinne des Wortes populär, daß sie ein Kind verstehen kann und daß man ihn, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, eines Mangels an Tiefe geziehen hat. Wenn ein Prediger, so hat Gerok das Göthe'sche Wort verstanden, beherzigt und befolgt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben. Ein Jeder lebts, nicht Vielen ist's bekannt. Und wo ihr's packt, da ist es interessant!" Und die meisten dieser Predigten, die unbedenklich — was das Verständniß betrifft — auf allen unsern Kanzeln gehalten werden könnten, sind vor Königen und Fürsten, vor Gelehrten und Gebildeten aller Art gehalten worden, und zwar schon seit fast 40 Jahren, ohne daß diese vornehmen, mit Geist und Wissen reich ausgestatteten Zuhörer je müde geworden wären, diese Predigten zu hören. Darum verdienen sie mit Recht den Namen Musterpredigten, aus denen man lernen kann oder wenigstens sehen kann, wie eine formvollendete, und trotzdem einfache, praktische, populäre Predigt beschaffen sein soll.

Also noch einmal, liebe Brüder, lasset uns unsern lieben Gemeinden die goldenen Aepfel des herrlichen Evangeliums, wenn möglich, in silbernen Schalen darreichen. Wir wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen, einestheils immer tiefer einzudringen in den Schacht des Wortes Gottes, anderntheils es immer besser verstehen zu lernen, unsere Predigt in die edelste Form zu gießen, um so immer mehrere heranzulocken und sie hinzuführen zu den Füßen des Schönsten unter den Menschenkindern. Ich schließe mit den schönen Worten Kreibigs*): „Posaunen Gottes sollen wir sein in seinen heiligen Kriegen, aber Posaunen, die einen deutlichen Ton geben, und die nie zum Rückzug, sondern stets zum Angriff und zum freudigen, frischen Vorwärts blasen. Hat unsere Posaune diese Aufgabe erfüllt, und die Schlacht ist geschlagen, und es kommt die Stunde, wo es Abend werden will und der Tag sich neigt, dann wird sie, ob auch von mancher Kugel durchbohrt, doch keinen schrillen Ton geben, wie eine, die blos über Gefallene und Todte klagt, sondern sie wird forttönen und austönen in das nie verklingende Loblied, das die obere Gemeinde ihrem Könige singt!"

*) „Halte was du hast!" Dezember 1881, pag. 15.

Ein Büchlein Wenzeslaus Link's von Arbeit und Betteln.

Von R. Bendixen, Diakonus in Kolditz.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft".)

Auf seiner Reise nach Worms predigte Luther auch in Altenburg. Seitdem lag ihm die Reformation der Stadt am Herzen; er glaubte ihr in Didymus den geeigneten Mann zu senden; es kam anders, und Luther trug schwer daran. Er freute sich aber, daß sein Jugendfreund aus Kolditz die Berufung annahm. Wenzeslaus Link blieb nur kurze Zeit in Altenburg. Doch wirkte er durchgreifend. Als er 1523 hinkam, war Winterszeit; als er 1525 wieder fortging, war Sommer. Die Zeit, die er hier verlebte, war ein geistlicher Frühling, ähnlich dem Naturfrühling in unseren mittleren Gegenden, wo Unwetter auf sonnige Tage folgt und herber Nachfrost auf die Blüthen fällt, wo doch das neue Leben die alte Form zersprengt, und Licht und Wärme zu neuer Gestaltung treiben, und die Hoffnung besserer Zeiten sich zusehends verwirklicht.

Altenburg war damals eine verarmte Stadt. Was der Krieg übrig gelassen, war ein Raub der Flammen geworden, und was aus der Feuersbrunst gerettet war, davon zogen die Bettler mit gierigen Händen den meisten Gewinn, als wollten sie der verschämten Armuth die übrigen Brotrinden aus den Zähnen reißen. Es lag daher nahe, daß Link sich alsbald der Armenpflege annahm. Ihn jammerte des Volkes. Was er aber ergriff und anfaßte, dem prägte sich auch der Stempel seines Geistes auf; seine Gedanken wollten auch in Worten eine rechte runde Gestalt gewinnen. So schrieb er noch im Jahre 1523 das geistvolle und zeitgemäße Büchlein „Von Arbeit und Betteln", wie man solle der Faulheit vorkommen und jedermann zur Arbeit ziehen. Erinnern wir uns, wie es in jenen Tagen, da Eberlin von Günzburg sich wunderte, daß noch Geld im Lande sei, um das Bettelwesen und seine Bekämpfung stand.

Am Ausgang des Mittelalters sammelt sich überall auf deutschen Straßen und Märkten, bei den Kirchen und vor den Thoren eine große Menge müßiggehenden Volks. Der „Liber Vagatorum" nennt mehr als zwanzig Arten von Bettlern. Da sind die Loßner mit ihren gefälschten Briefen; die Klenker mit ihrer erlogenen Krüppelei; die Zickischen, die sich blind stellen; da sind die Stromer, die Stabuler, die Dutzer und Grantner und Veranerinnen, und wie sie der Volksmund oder ihr eigenes „Rothwelsch" sonst noch benennt. Uhlhorn und Riggenbach betonen die vielen prosaischen und poetischen Klagen jener Zeit: Es sind leider Bettler viel. Denn Bettelns, des verdirbt man nit. Ein jeder will sich mit Betteln nähren. Es ist ein solch Betteln in allen Landen und Städten, daß eine Schand ist. Wer wohl schwatzen und laufen kann, bekommt so viel, daß sich zehen daran ließen genügen. Denn es kann sich mancher also stellen, gleich als ob er in vier Wochen keinen Bissen Brots gesehen hätte, so er doch viel mehr Geld dürft haben, weder der so ihm das Almosen mittheilt. Das alles hat leider zu

lang gewährt und den frommen, armen und nothdürftigen Bürgern und Bürgerinnen zum Nachtheil und Abbruch des Almosens gereicht. Den tieferen Grund dieses Unwesens berühren Eberlin von Günzburg und Luther. Ersterer bemerkt mit kühner Uebertreibung: Von fünfzehn Menschen im deutschen Lande arbeitet nur einer. Luther sagt mit genialem Tiefblick und in klassischer Kürze: Die Papisten machen aus Bettelwerk Gottesdienst.

Neuerdings hat Uhlhorn in seinem bekannten lichtvollen Werke („Die christliche Liebesthätigkeit". 2. Bd.: „Das Mittelalter") den Fehler der mittelalterlichen Liebesthätigkeit offen an den Tag gelegt. Am Schlusse seiner fesselnden Darstellung bemerkt er: „Der Gedanke, daß es Pflicht der christlichen Gemeinde ist, keinen Bettel in ihrer Mitte zu dulden, dagegen aber auch alle Arbeitsunfähigen zu versorgen, der Gedanke der Gemeindearmenpflege ist noch nicht lebendig geworden. Für einen solchen Gedanken war aber auch noch kein Raum da, solange das Ideal des Christenlebens noch das Mönchthum war, solange der Bettel heilig gesprochen wurde, und solange man mit den Almosen und mit aller Liebesthätigkeit in erster Linie sein eigenes Seelenheil suchte . . Frei werden konnte die Liebe erst, als die Predigt von der freien Gnade Gottes wieder erscholl."

Unter den Bettelordnungen, mit denen das Mittelalter hülfesuchend abschließt, zeichnet sich die Nürnberger von 1478 dadurch aus, daß sie auf die Bedeutung der Arbeit hinweist. „Die Bettler selbst sollen, wenn sie irgend dazu im Stande sind, auch beim Betteln nicht müßig dasitzen, sondern spinnen oder andere Arbeit thun." Aber diese Stimme steht vereinzelt da; ebenso das, was seit 1437 in Frankfurt für Armenpflege geschah. Anderen voraus erkannte Nürnberg zuerst den Werth der Arbeit und den Werth der Zeit. Konrad Celtes konnte noch etwas ganz Besonderes darin erkennen, daß vier Nürnberger Thurmuhren viertelstündig schlugen, was selbst in Augsburg nicht vor 1526 geschah. Aber wie wenig die Nürnberger Maßregel durchschlug und genügte, geht daraus hervor, daß eine „Neuordnung der Bettler halben in der Stadt Nürnberg hoch von nöthen beschehen" im Jahre 1522 gedruckt wurde. Zu Eingang dieser Neuordnung wird derer gedacht, „die von fernen Landen her in Nürnberg kommen und das Almosen fast ungöttlich nehmen". Noch später dichtete dann Hans Sachs seine „Frau Arbeit, eine Klagrede über den müßigen großen Haufen".

Unmittelbar vor Beginn der Reformation hatte Thomas Morus in seine „Utopia" den Satz einfließen lassen, daß man die jungen und gesunden Bettler zur Arbeit nöthigen solle. Das wahre Verständniß für den Werth der Arbeit kam aber erst mit der Reformation, die sich auch hierin als eine neue Kulturepoche zu erkennen gibt. Man wird deshalb die Arbeit des Mittelalters nicht herabsetzen; es fehlt aber in jener Zeit auch da, wo man der Arbeit obliegt, überall noch an ihrer „vollen sittlichen Werthung"; man kommt über die „mönchische Schätzung" derselben nicht hinaus. Neben ihr stand der Bettel als Beruf. Suchte man ihm dann am Ausgang des Mittelalters zu wehren, so wurde doch die Ehre der Arbeit erst mit der Reformation erkannt. War

auch die nene Freudigkeit zur Arbeit hier und da der neuen Epoche vorausgeeilt, im wesentlichen wuchs sie aus ihr hervor. So hat auch z. B. W. Roscher den Satz seiner Nationalökonomie, wonach jeder „bessere Sporn der Arbeitslust nicht blos eine Bedingung, sondern auch eine Wirkung höherer Kultur ist", selbst dahin ausgelegt: je höher die Kultur, desto ehrenvoller wird die Arbeit, was doch unfraglich heißt, daß die nachfolgende Wirkung weitaus größer ist als die vorangehende Bedingung. Namentlich gilt dieses Verhältniß für den Umschwung in der Reformationsepoche. Auch wer den Kausalnexus der Geschichte umzukehren liebt, kann doch nicht leugnen, daß in den protestantischen Ländern ein höherer Begriff von Arbeit Wurzel geschlagen und Frucht gebracht hat; und daß dies geschah, ist eine der unerkannten Wohlthaten Gottes im Gefolge der Reformation.

Luther wirkte auch in diesem Stücke wahrhaft reformatorisch. So schrieb er „An den christlichen Adel deutscher Nation": Es ist wol der größten Nöthe eine, daß alle Betteleien abgethan würden in aller Christenheit, es sollte ja niemand unter den Christen betteln gehen; es wäre auch eine leichte Ordnung darob zu machen, wenn wir den Muth und Ernst dazu thäten, nämlich daß eine jegliche Stadt ihre armen Leute versorgte und keinen fremden Bettler zuließe, sie hießen wie sie wollten. So müßte dasein ein Verweser oder Vormund, der alle die Armen kennte und was ihnen noth wäre, dem Rath oder Pfarrer ansagte, oder wie das aufs beste möchte verordnet werden. Es geschieht meines Erachtens auf keinem Handel so viel Büberei und Trügerei als auf dem Betteln, da alle leichtlich wären zu vertreiben. Ich hab's überlegt, die fünf oder sechs Bettelorden kommen des Jahres an einen Ort, ein jeglicher mehr denn sechs oder sieben mal, dazu die gemeinen Bettler, Botschaften und Wallbrüder, daß sich die Rechnung gefunden hat, wie eine Stadt bei sechzig mal im Jahr geschätzt wird, ohne was der weltlichen Obrigkeit gebührt, daß mir's der größten Gotteswunder eines ist, wie wir doch bleiben mögen und ernährt werden. Daß aber etliche meinen, es würden mit der Weise die Armen nicht wohl versorgt, und nicht so große steinerne Häuser gebaut, auch nicht so reichlich, das glaub ich fast wohl. Ist's doch auch nicht noth. Wer arm will sein, soll nicht reich sein; so greife er mit der Hand an den Pflug, und such's ihm selbst aus der Erde".

Man hat in unseren Tagen treffend gesagt: Arbeit ist stets barmherziger für den Gesunden als Almosen. Aber man hat auch in unseren Tagen diese so nahe liegende Wahrheit erst wieder lernen müssen; wieviel mehr mußte sie von denen erst neu errungen werden, die selbst einem Bettelorden angehört hatten wie Wenzeslaus Link. Er hatte als Generalvikar der deutschen Provinz des Augustinerordens vor dieser Frage gestanden. Auf dem Kapitel zu Wittenberg, zu Anfang des Jahres 1522, war der Bettel als schriftwidrig verboten. Luther's Rath siegte. An ihn hatte sich Link nach längerem Schweigen brieflich gewandt, ihm die Wittenberger Klosterunruhen dargelegt, gleichzeitig die Gegenschrift des Freundes gegen Katharinus gebilligt. Hier hatte Luther in seiner Antwort eingesetzt. Zwar die stürmische Art der aus-

tretenden Mönche wollte ihm keineswegs gefallen; doch erklärte er, die Klöster seien so gut wie Speiseverbote gegen das Evangelium; Link werde nichts wider dieses thun oder dulden, auch wenn darüber alle Klöster zu Grunde gehen müßten. Für Link kam dann bald die Stunde, wo er aus dem Kloster- und Ordensverbande ausschied. Die Kämpfe aber, die er darin durchlebt hatte, wurden ihm noch hernachmals zum Segen. Auch daß er die Frage um Arbeit nnd Betteln als Generalvikar erwogen hatte, war nicht umsonst gewesen. Er fand in Altenburg Gelegenheit, seine Erfahrungen auf diesem Gebiete ausgiebig zu verwerthen. So wird gerade das am meisten unser geistiges Eigenthum, was uns in stürmischen Tagen innerlich bewegt und tief beschäftigt hat.

Inzwischen hatte sich Karlstadt das zweifelhafte Verdienst erworben, die Reihe der lutherischen Kastenordnungen mit der „Löblichen Ordnung der fürstlichen Stadt Wittenberg" und in einer Form, der es jedenfalls noch an der gehörigen Reife und allseitigen Abklärung fehlte, noch 1522 zu eröffnen. Daran schloß sich 1523 die Leisniger Ordnung eines gemeinen Kastens an als Rathschlag, wie die geistlichen Güter zu handeln seien. Der Entwurf fand Luther's Bewilligung und wurde von ihm zu gutem Exempel in Druck gegeben. Zwar war die darin vorgenommene Verbindung von Kirchenfonds und Armenfonds in vieler Hinsicht nachtheilig, wie B. Riggenbach (in seiner Vorlesung über „Das Armenwesen der Reformation", Basel 1883, S. 17 fg.) ausführt und wie schon Bugenhagen erkannte. Hiervon abgesehen, steht diese Ordnung preiswürdig da. Im vierten Artikel erklären sich die Ehrbarmannen vom Adel, der Rath, die Viertelmeister vom Handwerk und die Aeltesten feierlich und entschieden gegen das Bettelwesen; ihre ganze eingepfarrte Versammlung sei von den fremden, erdichteten, unnothdürftigen Armen und Müßiggängern beladen und in ihrem selbst Mangel vertieft gewesen. Diese merkliche Beschwerung sei jedoch aus Rath der göttlichen Schriftgelehrten abgewandt und aufgehoben, solle auch abgewandt und aufgehoben sein und bleiben; daher dürfe fortan keine Bettelei mehr stattfinden. Namentlich soll keinen Mönchen, welchen Ordens sie auch seien, gestattet bleiben, Terminiren im Kirchspiel zu haben. Doch sollen die bestehenden Terminirhäuser aus dem gemeinen Kasten nach ziemlicher Würderung vermöget d. h. genugsam vergütet werden. Kein Mönch, Stationirer oder Kirchenbitter soll in der Stadt oder in den Dörfern betteln dürfen; ebenso wenig ein fremder Schüler. Ueberhaupt sollen keine Bettler und Bettlerinnen in unserem Kirchspiel gelitten werden. Denn welche mit Alter und Krankheit nicht beladen, sollen arbeiten oder aus unserem Kirchspiel, aus der Stadt und Dörfern, auch mit Hülfe der Obrigkeit, hinweggetrieben werden. Die aber aus Zufällen bei uns verarmen oder aus Krankheit und Alter nicht arbeiten können, sollen aus unserem gemeinen Kasten ziemlicherweise versehen werden. Daran reiht sich dann im fünften Abschnitt, den man ein vollständiges Programm der Arbeit der Inneren Mission genannt hat, die Fürsorge für Verarmte, Waisen, Handwerksleute &c. an. Anacker hat gelegentlich („Bausteine", Nr. 166) gerade nach dieser Seite

hin die Gesundheit des in der leisniger Ordnung ausgesprochenen Prinzips hervorgehoben. Er hat daran erinnert, die Gesundheit ihres Liebesprinzips liege ganz besonders darin, daß sie bei aller weitherzigen Liebe für alle und jede Noth, auch der Fremden und Einwandernden, doch jedes faule Almosengeben ausschließe und mit allem Ernst dahin strebe, die Bedrängten dahin zu führen, daß sie sich selbst helfen können durch Arbeit.

Link mußte an der leisniger Kastenordnung naturgemäß das größte Interesse nehmen; die Kreise, in denen sie Bedürfniß geworden, waren seinem Geburtsort benachbart, und seine alten Beziehungen zu Kolditz waren in jüngster Zeit durch das zweimalige Zusammensein mit Magister Wolfgang Fues ihm wieder frisch vor die Seele getreten. Link war es gewöhnt, alles, was Luther vornahm, persönlich mitzuerleben; und vor Allem der Gegenstand selbst, um den es sich handelte, war sein Element. Daß Link die leisniger Ordnung für ein Werk Luthers hielt, ergibt sich aus dem Schlußwort seiner am Mittwoch nach Jakobi 1524 herausgegebenen Schrift „Von Testamenten der sterbenden Menschen," wo es heißt: „Wie aber die Güter...hinfürder nach christlicher Liebe sollen gebraucht werden, hat Doktor Martinus Luther fein angezeigt in einem Rathschlag, wie die geistlichen Güter zu handeln seind und Ordnung eines gemeinen Kasten."

(Schluß folgt.)

Andeutungen über den Unterricht des Pastors in der Wochenschule.

(Eingesandt von P. A. Kampmeier.)

In den meisten Landgemeinden sind die Verhältnisse nun einmal so, daß der Pastor auch zugleich Schullehrer sein muß. Meistens kommen die Kinder nur für eine kurze Zeit zur Schule, um für die Konfirmation vorbereitet zu werden, namentlich solche, die weit ab wohnen. Das Uebel ist nun einmal da, darum müssen wir Pastoren die kurze Zeit, in der wir die Kinder haben, gut ausnützen. Der Zweck der Gemeindeschule ist ja vor allen Dingen der, eine Kenntniß der christlichen Lehre der Jugend beizubringen und sie der Gemeinde und Kirche zu erhalten.

Eine Vorbereitung für die Wochenschule in Landgemeinden ist die Sonntagschule, die nie vernachlässigt und überall eingeführt werden sollte. Ich halte dieselbe gleich nach dem Gottesdienste (manch anderem ist das vielleicht nicht möglich) und zwar aus dem Grunde, weil die Kinder dann meist alle da sind. Die Fernwohnenden kommen mit den Eltern zur Kirche gefahren, nehmen so auch Theil am Gottesdienste und dann an der Sonntagschule. Würde die Sonntagschule vor dem Gottesdienste gehalten werden, so könnten die Kinder in der Nähe wohl kommen, aber nicht gut die andern. Gehen die Kinder so mehrere Jahre hintereinander in die Sonntagschule, so erhalten sie schon eine schöne Grundlage für den Unterricht in der Wochenschule. Sie lernen lesen, singen, hören manches aus der biblischen Geschichte. Die Sprüche auf den „Tickets", die sie lernen und hersagen müssen, sowie die biblischen Bilder sind

auch von großem Werth. Durch die Sonntagschule wird so dem Pastor seine spätere Arbeit in der Wochenschule sehr erleichtert.

Was nun die Wochenschule in Landgemeinden betrifft, so kann ja ein Pastor nicht alles das durchnehmen mit den Kindern, was von einer geordneten Gemeindeschule unter einem Lehrer verlangt wird, eben wegen der Kürze der Zeit. Ein Pastor kann nicht alle Stufen der Lesebücher mit den Kindern durcharbeiten. Können meine Schulkinder in der Fibel gut lesen, so avanciren sie gleich in die „Biblische Geschichte." Das ist mein Hauptlesebuch. — Was das deutsche Schreiben betrifft, so bewegt sich dasselbe bei meinen Schulkindern ebenso ganz auf dem Grunde der biblischen Geschichte. Sind sie erst etwas vorgeschritten im Schreiben, so müssen sie die jedesmalige Geschichte auf der Tafel abschreiben. Außerdem habe ich eine kleine Mappe voll selbstgeschriebener Vorschriften, deren jede in kurzen Worten etwas aus der biblischen Geschichte bringt, z. B.: „Kain tödtete seinen Bruder Abel," „Noah baute die Arche vor der Sündfluth," „Jakob hatte zwölf Söhne," „Die Stiftshütte hatte drei Theile," „Christus oder Messias heißt Gesalbter," „Herodes tödtete Johannes den Täufer," u. s. w. Diese Vorschriften müssen die Kinder mir erst vorlesen und dann entweder auf der Tafel oder im Schreibheft kopiren. Ebenso behandeln die Diktate immer etwas aus der biblischen Geschichte. Auf diese Weise gewinnt man Zweierlei: die Kinder werden im Schreiben geübt und zugleich fortwährend erinnert an Thatsachen der Schrift. Alles dieses zusammen dient dem Hauptzweck, dem christlichen Religionsunterricht. In kurzer Zeit bringt man denn doch noch einigermaßen etwas zu Stande.

Aus welchen Gründen genießt der Volksschullehrerstand nicht die verdiente Achtung und Würdigung, und wie kann er sich solche erwerben?

(Eingesandt von Lehrer E. F. Lohse.)

Erst wenige Jahre sind es her, schreibt eine deutsche Lehrerzeitung, daß die Volksschule und ihre Lehrer ein mächtiger Pfingstgeist erfüllte. Wie ein neues Leben weckender Lenzesodem durchdrang das allgemeine Wohlwollen den Lehrerstand, überall fröhliches Schaffen, freudige Stimmung erzeugend. Die Lehrer waren die allgemein Gefeierten, sie wurden vom deutschen Kanzler als Bundesgenossen begrüßt; es schien für sie eine neue Zeit angebrochen. — Doch bald und schnell sank das Wohlwollen und die Liebe wieder und machte der Anklage, Verkennung und Verleumdung Platz. Statt des Interesses Gleichgültigkeit; statt Entgegenkommen Zurückhaltung. Ich bin weit entfernt davon, zu sagen, daß sich die Stellung der Lehrer sowohl draußen wie hier nicht wesentlich verbessert hätte; doch fehlt es immer noch vielfach an der rechten Stellung, die das Wirken des Lehrers ihm geben sollte. Es scheint der alte historische Fluch noch nicht sein Ende gefunden zu haben, sondern er schleppt sich durch den Lauf der Zeiten weiter mit fort. Das Geschick oder vielmehr das Mißgeschick des Lehrers darf nicht als eine Kritik seiner Leistungen angesehen werden. Vorurtheil, böser Wille und Spott- oder besser Lästersucht erblicken

in dem Lehrer noch immer den Handwerker, Hirten oder Unteroffizier mit dem Korporalstock von Anno dazumal; doch Gott Lob, auch diese sogenannte gute alte Zeit ist vorüber. — So wohl es einen berührt, wenn man sieht, wie manche Gemeinden ihre Schulen mit der größten Sorgfalt pflegen und dem Lehrer mit Achtung und opferwilligem Sinn entgegenkommen, so muß man doch sagen, daß die Stimmung im Allgemeinen, besonders in den rein ländlichen Distrikten, nicht immer dem Lehrer eine günstige ist. Die Zu- und Abneigung der Volksmassen gegen die Volksschule und der Grad der Anerkennung der Lehrer ist ein Produkt, in dem viele Faktoren mitwirken, die theils von Außen kommen, theils im Lehrerstande selbst zu suchen sind. — Leider muß gesagt werden, daß viele unserer Gemeinden, vielleicht auch manche der Pastoren, den Werth der deutschen, christlichen Gemeindeschule nicht zu schätzen wissen, vielleicht wird auch auf der anderen Seite das entschiedene und selbstständige Wirken des einen und andern Lehrers gefürchtet. Bei dem sogenannten gemeinen Mann tritt der ideale Werth hinter dem materiellen weit zurück. Die Schule und Bildung ist ihm kein Bedürfniß, sie ist ihm keine Lust, sondern eine Last. Die darauf zu verwendenden Mittel halten sie für einen unnützen Posten, den sie in ihren Ausgaben mühsam mit fortschleppen. Wer das aber thut, wird auch den Lehrer nicht hochhalten. Nur gar zu oft wird der Lehrer oft als ein nothwendiges Uebel angesehen. Und da man in dem Volke nur die Handarbeit für Arbeit hält, die Geistesarbeit aber nur für einen mühelosen Zeitvertreib ansieht, so gilt der Lehrer für einen Mann, der spielend sein Gehalt verdient. Daß bei solcher Ansicht keine allzu freundliche Gesinnung platzgreift, bedarf kaum des Nachweises. — Sodann steht der eingewurzelte, gesellschaftliche Kastengeist der Würdigung des Lehrers im Wege; ob hier im Lande weniger als draußen, möchte ich nicht positiv bejahen. — Auch die Vorgesetzten, die Glieder des Schulvorstandes, soweit sie Vorgesetzte sein können, der Hauptlehrer einer mehrklassigen Schule, können durch schroffes Auftreten, durch Besprechung von Mängeln und Fehlern vor unberufenen Zeugen, durch Maßregeln bei anderen politischen oder religiösen Ansichten den Lehrer, welcher nur mühsam eine leidliche Stellung sich erringt, schwer schädigen. Unverdiente Fußtritte schänden zwar den Getretenen in den Augen der Urtheilsfähigen nicht, aber die Menge wird gar zu leicht irre. — Bekanntlich mußte in der Litteratur der früheren Zeiten häufig der Lehrer zu bemitleidenswerthen Gestalten Modell stehen. In der That war ja der Lehrer bis zur Mitte unseres Jahrhunderts vielfach ein sehr gedrücktes Männlein im abgeschabten, fadenscheinigen Röcklein, das von seinen Brotherren vollständig abhängig war. Rabener, Langbein u. a. fanden in ihm das Ideal kläglicher Existenzen. Gerne sei zugegeben, daß es in der Neuzeit besser geworden, wenn auch das Schulmeisterlein noch öfters ein beliebtes Thema ist; doch allzu empfindlich darf man darin nicht sein. Die Lehrer nehmen noch heute in Romanen eine Stellung ein, in welcher sie als Muster von Bornirtheit und Tölpelhaftigkeit gepriesen werden. Dadurch wird das Zerrbild vergangener Tage den Leuten immer wieder vor Augen gestellt. Mit wahrer Wollust werden die Fehltritte einzelner Lehrer von

der Presse vorgesetzt und breitgetreten und von solchen Fällen über den ganzen Stand geurtheilt. Vor den Ohren der Kinder wird mitunter schonungslos und aburtheilend über die Leute gesprochen, die unter so schwierigen Verhältnissen im Dienste der Allgemeinheit stehen. Wer auf solche Weise das Ansehen des Lehrers erschüttert und dadurch seine Autorität in Schule und Familie untergräbt, dem steht es wahrlich schlecht an, über die Entsittlichung und Verwilderung der Schuljugend zu klagen.

Leider muß ich auch bekennen, daß der Lehrerstand selbst nicht ganz freizusprechen ist, wenn sein Ansehen nicht immer das rechte ist. Wer es gut meint mit seinem eigenen Stande und Hause, darf auch dessen Fehler und Schwächen nicht unaufgedeckt und ungerügt lassen. Es gibt viele Lehrer, die sich zu gut für ihren Beruf dünken, sie hängen sich an die Rockschöße Höhergestellter, sprechen niemals vom Beruf. Sie mögen für Alles gut gesinnt sein, idealgesinnte Führer unserer Jugend sind sie nicht. Es kommt sogar vor, daß wenn solche Lehrer Gelegenheit finden, sich eine lohnendere und einflußreichere Stellung zu erringen, sie nicht selten ihren ganzen Einfluß gegen ihre früheren Collegen geltend machen; ja nicht selten in der herbsten Weise über Schule und Lehrer zu Gericht sitzen.

Ein anderer Theil unseres Standes leidet an der Großmannssucht. Seinen Manneswerth fühlen und sich über Gebühr ein Ansehen geben wollen, ist doch zweierlei. Durch förmliches Hausierengehen mit seinem Wissen, durch marktschreierische Anpreisung seiner gewaltigen Leistungen, durch Ueberschätzung des Einflusses der Schule erreicht man meistens das Gegentheil von dem, was man erreichen wollte. Es wird dem Lehreransehen dadurch nur geschadet, und der Glaube an den Schulmeisterdünkel immer wieder hervorgerufen. Um so verwerflicher ist dieser Charakterzug, wenn er den Nebencollegen schadet. Wer nur, um den Andern zu schaden, sich so weit vergessen kann, daß er seinen Nebengenossen bei Eltern oder gar bei Vorgesetzten anzeigt, der ist moralisch ein Nichtswürdiger und schadet sich und seinem Stand.

Mitunter schadet auch dem Lehreransehen der allzu große Hang zur Rechthaberei. Der Lehrer gewöhnt sich durch seinen Beruf an den befehlenden Ton und geräth leicht in Gefahr, denselben auch im gewöhnlichen Leben anzuschlagen. In einem Jeden, der ihm in die Schule kommt, erblickt er einen Gegner, der es nicht gut mit ihm meint. Er verliert gar leicht den Boden sachlicher Erörterung und spielt Alles ins persönliche Gebiet hinüber. Er mischt sich oft in örtliche Zänkereien, nimmt bei jeder Gelegenheit Stellung bei Zwistigkeiten in der Gemeinde und hat zuletzt Alles gegen sich. Solche unglückliche Naturen schaden dem Lehrerstand in der allerempfindlichsten Weise.

Andere Collegen nehmen es mit der Pflichttreue lange nicht ernst genug. Sie äußern sich vor unberufenen Ohren in der unklugsten Weise: „Für das Gehalt, das ich bekomme, arbeite ich noch immer mehr wie zu viel u. s. w." Flugs wird solche Gewissenlosigkeit und Untreue auch dem pflichttreuen Lehrer zugetraut. Auch die Genuß- und Vergnügungssucht schadet oft dem Lehrer. Dem Lehrer ziemt nicht allzu große Zurückgezogenheit; auch er soll ein Mann

des Lebens, aber durchaus kein Lebemann sein. Hieher gehören die Lehrer, die die Schule nur als um ihretwillen daseiend ansehen; sie liefert ihnen die Mittel zu leben und sich zu vergnügen; was geleistet wird, ist Nebensache. Können Eltern vor solchen Schulen und solchen Lehrern Achtung haben?

Ein Lehrer soll und muß beliebt sein, wenn er in Segen wirken will. Manche bedienen sich zur Erreichung solcher Beliebtheit falscher Mittel. Sie lassen den Kindern in der Schule allen Willen. Die Folge ist Unordnung und Zuchtlosigkeit. Sie behandeln den Sohn reicher Leute anders als den Sohn armer Eltern, oder wie die Kinder ihres Schulvorstandes. Bei Gesellschaften lassen sie sich als gesellschaftliche Lückenbüßer gebrauchen. Der Lehrer sei zu bescheiden, um sich zu überheben; aber auch zu stolz, um sich wegzuwerfen. Sehr bedenklich für die Achtung des Lehrers ist auch die falsche Popularität. Mit Altersgenossen auf Du stehen, mit jungen Burschen Brüderschaft trinken, muß das Ansehen des Lehrers schmälern. Der Lehrer verkehre mit dem bessern Theil seiner Gemeindeglieder in ungezwungener, freundlicher Weise. Es wäre sehr verkehrt, sich klösterlich abzuschließen. Er sei bestrebt, seine Umgebung auf ungesuchte Weise zur Höhe seines eigenen Denkens und Fühlens emporzuheben. Die Lehrer haben viele Gegner außerhalb ihres Standes. Sei ein Jeder daher bestrebt, an seinem Theil dazu beizutragen, daß die Mißstände in den eigenen Reihen schwinden, und er hat das Ansehen des ganzen Standes fördern helfen.

Auf welche Weise läßt sich nun die Achtung der Lehrer erringen und befestigen? Das einfachste Mittel ist die gute Haltung des Einzelnen. Hat sich der Einzelne diese Achtung errungen, so geht sie auch auf den ganzen Stand über. Bei dem Lehrer ist es das Amt, das ihn oft zum Gespött macht. Erhebe und halte er sein ehrenvolles und wichtigstes aller Aemter hoch, so wird es geachtet sein und sich diese Achtung auch auf ihn übertragen. Ein Mittel hierzu sind die Kinder; suche er sich deren Liebe zu erringen, und er wird die Liebe der Alten bekommen. Hat er diese, so wird sie sich auch bezeugen durch ein zweckmäßiges, hübsches Schulhaus. Die Schule ist die Zukunft unserer evangelischen Gemeinden, und als solche gebührt ihr auch von Außen ein ansehnliches Kleid.

Katechese über Frage und Antwort 95 in unserm Katechismus.

(Eingesandt von Herrn H. Säger.)

Marci 1, 15. „Thut Buße, und glaubet an das Evangelium," sprach der Herr Jesus, als Er anfing zu lehren. Wie sprach der Herr Jesus, als Er anfing zu lehren? Er sprach: Thut Buße, und glaubet an das Evangelium.— Wie viel Stücke fordert der Herr Jesus in diesen Worten von uns, wenn wir durch Ihn wollen selig werden? Er fordert zwei Stücke von uns. — Welches ist das erste? Das erste ist die Buße. — Das zweite? Der Glaube an das Evangelium. — Welche Frage und Antwort handelt von der Buße? Die

94. Frage und Antwort. — Lies die 95. Frage und Antwort! — Was ist der Glaube? Der Glaube ist rc. — Wovon handelt die 95. Frage und Antwort? Die 95. Frage und Antwort handelt von dem Glauben.

Wenn dir Jemand eine Geschichte erzählt, und du sagst: „Das glaube ich nicht;" wofür hältst du dann die Geschichte nicht, die man dir erzählt hat? Ich halte sie nicht für wahr. — Wofür halten wir das, was wir glauben? Wir halten es für wahr. — Glauben heißt also: Etwas für wahr halten. Was heißt glauben? Glauben heißt: Etwas für wahr halten.

Die Erde, auf der wir wohnen, und Sonne, Mond und Sterne über uns nennen wir mit kurzen Worten: Himmel und Erde oder die Schöpfung. — Was ist also, kurz gesagt, mit der Schöpfung gemeint? Mit der Schöpfung ist Himmel und Erde gemeint.

Durch die Schöpfung redet Gott zu uns. Wenn wir die Schöpfung aufmerksam anschauen, so sagt sie uns: „Es ist ein allmächtiger Gott da, der Himmel und Erde gemacht hat." — Wer redet durch die Schöpfung zu uns? Gott redet durch die Schöpfung zu uns. — Was sagt dir die Schöpfung? Die Schöpfung sagt mir: „Es ist ein allmächtiger Gott da, der Himmel und Erde gemacht hat."

Es giebt Menschen, die nicht glauben wollen, daß ein allmächtiger rc. Sie sagen: Himmel und Erde sind von selbst geworden. Auch wollen sie nicht glauben, daß unsere Seele unsterblich ist und daß es ein Leben nach dem Tode giebt. Solche Menschen nennt man Ungläubige oder Atheisten. Wie nennt man solche Menschen? Man nennt sie Ungläubige oder Atheisten. — Solche Menschen gefallen Gott nicht; sie können auch nicht zu Gott kommen, d. h. nicht selig werden. Lies einen Bibelvers unter Antwort 95, in welchem das gesagt ist! Hebr. 11, 6. Ohne Glauben ist es unmöglich Gott gefallen; denn rc. — Wir haben gelernt, daß Gott durch die Schöpfung zu uns redet; aber in welchem Buche redet Gott noch deutlicher zu uns? In der Bibel. — Wessen Wort enthält die Bibel? Die Bibel enthält Gottes Wort. — Wir können auch sagen: Die Bibel enthält die Zeugnisse Gottes. — Die Menschen irren sich leicht und lügen oft; wie sind deshalb die Zeugnisse der Menschen nicht immer? Die Zeugnisse der Menschen sind nicht immer wahr. — Wer aber kann nicht irren und nicht lügen? Gott kann nicht irren und nicht lügen. — Wie sind darum alle Zeugnisse Gottes in der Bibel? Alle Zeugnisse Gottes in der Bibel sind wahr.

Wenn z. B. Gott in der Bibel zeugt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden," so ist solches Zeugniß wahr in Zeit und Ewigkeit. Und wenns auch manche Menschen nicht glauben wollen, so bleibt es dennoch ewig wahr; denn es ist unmöglich, daß Gott lüge. — Glauben heißt also auch: Die Zeugnisse Gottes in der Bibel für wahr halten. Was heißt: Glauben? Glauben heißt: Die Zeugnisse Gottes in der Bibel für wahr halten. — Was heißt glauben im Allgemeinen, wie wir zuerst gelernt haben? Etwas für wahr halten. — Was heißt glauben insbesondere, wie wir eben gelernt haben? Die Zeugnisse Gottes in der Bibel für wahr halten.

Der Mensch kann glauben, daß ein allmächtiger Gott da ist, der Himmel und Erde gemacht hat; er kann die Zeugnisse Gottes in der Bibel für wahr halten, und doch nicht selig werden. Wir wollen darum jetzt den Glauben kennen lernen, der uns selig macht. Von diesem seligmachenden Glauben handelt die 95. Frage und Antwort. Lies diese Frage und Antwort! — Was ist der Glaube? Der Glaube ist ꝛc. Was ist, kurz gesagt, der Glaube? Der Glaube ist die gewisse Zuversicht.

Einst kam ein Aussätziger zum Herrn Jesus, fiel vor Ihm nieder und sprach: Herr, so Du willst, kannst Du mich wohl reinigen. Welche gewisse Zuversicht hatte der Aussätzige in seinem Herzen? Die gewisse Zuversicht, daß ihn der Herr Jesus von seinem Aussatz reinigen könne. — Dachte der Aussätzige: Vielleicht kann mich der Herr Jesus doch nicht reinigen? Nein! — Hätte der Aussätzige so gedacht, so hätte er gezweifelt, und was für eine Zuversicht wäre dann seine Zuversicht nicht gewesen? Seine Zuversicht wäre keine gewisse Zuversicht gewesen. — Was thun wir nicht, wenn wir eine gewisse Züversicht im Herzen haben? Wir zweifeln nicht. — Der Glaube ist also die gewisse Zuversicht, so daß man nicht zweifelt. Wie sagt das der erste Bibelvers unter der Antwort? Hebr. 11, 1. Es ist aber der Glaube ꝛc. Lies nun den Bibelvers: Joh. 6, 68. 69! Herr, wohin sollen wir gehen? — Wie sagten die Jünger zum Herrn Jesus, wie wir in der letzten Hälfte des Verses lesen? Und wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. — Welche gewisse Zuversicht war also in den Seelen der Jünger? Die gewisse Zuversicht, daß Jesus ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Diese gewisse Zuversicht muß auch in deiner Seele sein, wenn du willst selig werden. Welche gewisse Zuversicht gehört also erstens zum seligmachenden Glauben? Die gewisse Zuversicht, daß Jesus ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. — Lies den Bibelvers: Gal. 2, 20! Was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben ꝛc. — Was hat der Sohn Gottes gethan, wie der Apostel Paulus in der letzten Hälfte dieses Verses sagt? Der Sohn Gottes hat mich geliebet und sich selbst für mich dargegeben.

Der Sohn Gottes hat sich selbst für mich dargegeben, heißt: Der Sohn Gottes hat für meine Sünden gelitten und ist für meine Sünden gestorben. — Welche gewisse Zuversicht war in dem Herzen des Apostels Paulus? Die gewisse Zuversicht: Der Sohn Gottes hat für meine Sünden gelitten und ist für meine Sünden gestorben. Kürzer gesagt: Der Sohn Gottes hat für mich gelitten und ist für mich gestorben. — Und diese gewisse Zuversicht muß auch in deinem Herzen sein, wenn dn willst selig werden. Welche gewisse Zuversicht gehört also zweitens zum seligmachenden Glauben? Die gewisse Zuversicht: Der Sohn Gottes hat für mich gelitten und ist für mich gestorben.

Wenn du nun über deine Sünden leidträgst und glaubst: Auch für meine Sünden hat Jesus gelitten und ist für meine Sünden gestorben, so vergiebt dir Gott alle deine Sünden um Jesu willen. — Die gewisse Zuversicht: „Gott hat mir alle meine Sünden um Jesu willen vergeben," gehört drittens zum seligmachenden Glauben.

Welche gewisse Zuversicht gehört erstens zum seligmachenden Glauben? Die gewisse Zuversicht, daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist. — Welche gewisse Zuversicht gehört zweitens zum seligmachenden Glauben? Die gewisse Zuversicht: Der Sohn Gottes hat für mich gelitten und ist für mich gestorben. — Welche gewisse Zuversicht gehört drittens zum seligmachenden Glauben? Die gewisse Zuversicht: Gott hat mir um Jesu willen alle meine Sünden vergeben.

Und wenn diese gewisse Zuversicht in deinem Herzen ist, was hast du dann ergriffen und dir zugeeignet, wie die 95. Antwort es sagt? Die Gnade Gottes in Christo. — Was ist also der Glaube, wie in der Antwort steht? Der Glaube ist die gewisse Zuversicht rc. — Und wenn du solchen Glauben hast, so bist du selig. So seht ihr also, daß wir Sünder selig werden durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum. — Lies zwei Bibelverse unter der Antwort, in denen das bezeugt wird. 1 Tim. 1, 15. Das ist je rc. Apostelg. 16, 31. Glaube an den rc. — Lies nun im Gesangbuche unter No. 266 den 9. Vers.

Herr Jesu, nimm mich zu Dir ein! Ich flieh' in Deine Wunden;
Laß mich in Dir verborgen sein und bleiben alle Stunden.
Du hast getilgt, o Gottes Lamm, auch meine Schuld am Kreuzesstamm
Und ew'ges Heil erfunden.

Welche Worte in diesem Liederverse drücken die gewisse Zuversicht aus: Auch für meine Sünden ist Christus am Kreuze gestorben. „Du hast getilgt, o Gottes Lamm, auch meine Schuld am Kreuzesstamm." Lies noch einmal diesen Liedervers! Herr Jesu, nimm mich rc. — Wenn du nicht nur mit dem Munde, sondern von Herzen die Worte dieses Liederverses beten kannst, so wohnt in deinem Herzen der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum oder der seligmachende Glaube. — Gott selbst muß diesen Glauben in uns wirken, und Er will es thun, wenn wir ihn von Herzen darum bitten.

Kirchliche Rundschau.

Die Feier des 50jährigen Amtsjubiläums von Dr. Walther, über welche wir erst in dieser Nummer berichten können, weil die betr. Festnachrichten beim Schluß des Februarheftes noch nicht eingelaufen waren, hat am 16. Januar wohl in der ganzen Missourisynode stattgefunden und ist ein Beweis von der Bedeutung, welche derselbe für die Missourisynode hat, die ja vorzugsweise seiner Wirksamkeit ihr Entstehen, ihre Ausbreitung und ihre eigenthümliche Gestaltung zu danken hat. Da der Jubilar schon seit September vorigen Jahres krank war und, obwohl wieder gebessert, doch das Krankenzimmer noch nicht verlassen konnte, so mußte auch die Feier dementsprechend gestaltet werden. Es waren eine Anzahl von Deputationen, die im Namen der Pastoren, Gemeinden und Studenten des Concordia-Seminars ihre Glückwünsche darbrachten, ferner die Fakultät des Concordia-Seminars und eine Anzahl auswärtiger Besucher.

Von den Pastoren und Professoren der Synode waren $3000 gesammelt worden, ebenso schon $600 durch die Gemeinden, welche zu einer Stiftung verwendet werden sollten, deren Zweck Dr. Walther bestimmen soll.

In den Kirchen der Missourisynode in St. Louis wurden Festgottesdienste gehalten. „Der Lutheraner“ vom 1. Februar erschien in einer Festausgabe mit verziertem Rande und dem Bildniß von Dr. Walther. Ebenso war die Abendschule mit einem solchen ausgestattet, und wenn aus dem Bildniß geschlossen wird auf einen „starken Muth, auf einen eisernen Willen und eine besondere Regiergabe,“ so ist die Richtigkeit dieses Schlusses durch die Geschichte der Missourisynode schon seit vielen Jahren bewiesen worden.

Eine Statistik des Bibellesens der Pastoren ist von Dr. W. R. Harper, Professor am Yale College, aufgestellt worden. Derselbe hat an 1200 englische Pastoren gedruckte Circulare mit bestimmten Fragen versandt, als deren Ergebniß u. A. folgendes mitgetheilt wird: „Von 1900 Pastoren hatte kein einziger das ganze alte Testament auch nur einmal in der Ursprache, im Hebräischen, durchgelesen; aus derselben Zahl 204 das ganze neue Testament einmal in der Ursprache. 790 hatten, seitdem sie das Seminar verlassen, das neue Testament einmal oder öfter in englischer Sprache vollständig durchgelesen; 636 hatten das alte Testament einmal in derselben Zeit vollständig durchgelesen. 210 hatten nicht ein einziges Mal das ganze neue Testament im Zusammenhang gelesen.“ — Wir wollen über diese Statistik nichts sagen, sondern nur darauf hinweisen, daß nach unserm Bekenntniß die Schrift die alleinige und untrügliche Richtschnur unsers Glaubens und Lebens ist. Das legt uns das Schriftstudinm als Pflicht auf, nicht blos als Hilfsmittel zur Führung des geistlichen Amtes. Und zwar sollen wir die Schrift ganz studiren, nicht blos als eine Sammlung von Sprüchen, die zum Beweis unserer Systeme, oder zur Rechtfertigung unserer Sätze dienen. Gerade über das Lesen der Schrift sagte aber Dr. T. Beck in seinen Vorlesungen über Ethik: „Woher kommt's, daß jetzt so wenig Lebensweisheit auch bei den Frömmeren findet? Lebensweisheit, wie sie sich im Pentateuch und in den Sprüchen dargestellt ist. Das liest man alles nicht. Es ist eben kein Ernst da. Wandelt als die Weisen und nicht als die Unweisen, als Weise, die da wissen den Willen Gottes. Ja man hat zu viel zu thun. Der Pfarrer und der Einzelne muß ja erst seine Blättlein lesen! Heraus aus diesem Gewühl — und hinein in den verborgenen Gott! Er ist da in der Schrift.“

Pater McGlynn, welcher der Vorladung nach Rom nicht Folge geleistet hat, ist von dem Erzbischof Corrigan in New York abgesetzt worden. Die Gemeinde, bei welcher Pater McGlynn sehr beliebt war, und die sehr energisch für ihn eintrat, wird sich wohl fügen können, oder fügen müssen. (Vgl. Th. Z. 1887, Seite 27.)

Die Generalmissionskomite der bischöfl. Methodistenkirche hat für Missionszwecke $1,050,000 bewilligt. Für das Missionswerk in Afrika wurden nur $5000, dagegen für Deutschland und die Schweiz $26,000 bewilligt. Dabei soll Bischof Foß die Ueberzeugung ausgesprochen haben, daß das methodistische Bekehrungswerk dort das beste sei, was zur Zeit in diesen Ländern für den evang. Glauben geschehe. Für Dänemark werden $10,900, für Norwegen $15,000 und für Schweden $29,000 bewilligt.

Der englisch-preußische Vertrag in Betreff des evangelischen Bisthums in Jerusalem soll auch formell aufgelöst und ein deutsches evangelisches Bisthum dort errichtet werden. Da Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 ein Kapital von 100,000 Thalern zur Dotation des gemeinsamen Bisthums hinterlegt hat, das mit Auflösung des Vertrags wieder verfügbar wird, so sind die Geldmittel für das Bisthum bereits vorhanden. Ebenso sind vor einigen Jahren in Deutschland durch Sammlungen die Mittel für einen Wiederaufbau des alten Kirchleins aufgebracht worden, das sich auf dem Platze befand, welchen der Sultan im Jahre 1869 dem König von Preußen zum Geschenk gemacht hat.

Zwei Briefe an und ein Brief von Döllinger sind in der letzten Zeit veröffentlicht worden, die lesenswerth sind. Die beiden ersten Briefe sind von Ludwig II. von Bayern an Döllinger und der dritte ein Brief von Döllinger an eine Dame, die römisch-katholisch zu werden beabsichtigte, und sich deshalb an Döllinger um Rath wandte. Der erste Brief vom 28. Februar 1870 (Geburtstag Döllingers) datirt, lautet: „Ich

hoffe zu Gott, er möge Ihnen noch viele Jahre in ungetrübter Frische des Geistes und Gesundheit des Körpers verleihen, auf daß Sie den zu Ehren der Religion und Wissenschaft unternommenen Kampf zu wahrer Wohlfahrt der Kirche und des Staates glorreich zu Ende führen können. Ermüden Sie nicht in diesem so ernsten und folgenschweren Kampfe, und mögen Sie stets von dem Bewußtsein getragen werden, daß Millionen vertrauensvoll zu Ihnen als Vorkämpfer und Hort der Wahrheit emporschauen und der sicheren Hoffnung sich hingeben, es werde Ihnen und Ihren unerschrockenen Mitstreitern gelingen, die jesuitischen Umtriebe zu Schanden zu machen und dadurch den Sieg des Rechtes über die menschliche Bosheit und Finsterniß zu erringen. Das walte Gott, und darum will ich ihn bitten aus Grund der Seele." Der zweite Brief vom 28. Febr. 1871 lautet: „Gleich dem Lande bin ich stolz, Sie den Unserigen nennen zu können, und hege die frohe Zuversicht, daß Sie wie bisher als Zierde der Wissenschaft und in erprobter Anhänglichkeit des Thrones noch lange Ihr ruhmreiches Wirken zum Besten des Staates und der Kirche bethätigen werden. Kaum habe ich nöthig hervorzuheben, wie hoch mich Ihre so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut. Sehr peinlich berührt mich dagegen, daß Abt Haneberg, seiner inneren richtigen Ueberzeugung zum Trotz, sich blindlings unterworfen hat. Er thut es, wie ich vermuthen darf, aus „Demuth." Dies ist meiner Ansicht nach eine sehr falsch verstandene Demuth; es ist eine niedrige Heuchelei, offiziell sich zu unterwerfen und nach außen eine andere Ueberzeugung zur Schau zu tragen als jene, von welcher das Innere erfüllt ist. Ich freue mich, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe; und ich habe es immer gesagt, daß Sie mein Bossuet, er dagegen mein Fenelon ist. Jammervoll und mitleiderregend ist die Haltung des Erzbischofs (Scherr von München), der so bald schon in seinem Elan nachließ; sein Fleisch ist eben stark und sein Geist ist schwach, wie er aus Versehen einst selber in einem seiner Hirtenbriefe verkündet hat. Sonderbare Ironie des Zufalls! Stolz bin ich dagegen auf Sie, wahrer Fels der Kirche, nach welchem die im Sinne des Stifters unserer h. Religion lebenden Katholiken in unerschütterlichem Vertrauen und hoher Verehrung blicken dürfen."

Der dritte Brief ist aus dem Jahre 1881 und lautet: „Mein hochgeehrtes Fräulein! Ich müßte Ihren Seelenzustand und Ihre religiösen Ansichten und Bedürfnisse besser kennen, als Ihr Brief es mir möglich macht, um Ihnen, so wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert, rathen und antworten zu können. Sie fragen mich, ob ich Ihren Uebertritt zur römischen Kirche für eine Sünde halte? Antwort: Nein, wenn Sie wirklich das alles fest glauben und für göttlich geoffenbarte Wahrheit halten, was diese Kirche Ihnen zu glauben auferlegt. Antwort: Ja, es wäre Sünde und eine recht schwere Sünde, wenn Sie diesen festen Glauben nicht haben. Bedenken Sie wohl, daß Sie, wenn Sie in die römische Gemeinschaft eintreten, ein feierliches Glaubensbekenntniß ablegen und beschwören müssen, das unter anderem folgende Artikel enthält: 1. die Universalherrschaft der Päpste über alle Christen, 2. ihre Unfehlbarkeit, 3. die ewige Verdammniß aller Ungetauften und unter den Getauften aller, die mit Wissen außer der Gemeinschaft des des Papstes stehen. Dazu dann noch die Lehre vom Fegfeuer, von der Kraft der päpstlichen Ablässe, die Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien. Sind Sie sicher, daß, wenn Sie diese Gewissensunterwerfung vollziehen, keine Reue später Sie heimsuchen, keine Gewissensvorwürfe Sie beängstigen werden? Sie müßten dann jedenfalls Ihr neues Testament (in dem Sie doch wohl bisher gelesen haben) von da an sorgfältig verschlossen halten; denn daß man zugleich ein Bibel lesender Christ sein und die erwähnten kanonischen Glaubensartikel annehmen könne, halte ich nicht für möglich. Dem Gottesdienst einer römischen Gemeinde können Sie beiwohnen und Ihr Gebet mit dem der andern vereinen, ohne überzutreten. Die Sakramente freilich können Sie nicht empfangen; aber daß es bei äußeren Hindernissen eine Communion der Sehnsucht, des Begehrens gibt, welche vor Gott so viel gilt als der thatsächliche Empfang, das lehren alle Kirchen. Wenn Sie sich im Glauben, Sehnsucht und Wollen der altkatholischen Gemeinschaft anschließen, so sind Sie jetzt schon ein Mitglied derselben und stehen dadurch zugleich auch in Geistesgemein

schaft mit der ältesten aller christlichen Kirchen, der orientalischen nämlich. Bedenken Sie sich zweimal, ehe Sie den Schritt thun, der — doch ich meine genug gesagt zu haben. Mit den herzlichsten Wünschen 2c."

Merkwürdig ist die Statistik, welche von einem deutschen Juristen in Beziehung auf Eidesverbrechen, Betrug, Bankerott und Diebstahl aufgestellt ist. Während bei vielen Arten des Vergehens die Betheiligung der Juden eine sehr geringe ist, weisen sie auffallend hohe Ziffern auf in Beziehung auf Meineid, Urkundenfälschung und Bankerott. Das Verhältniß der Verurtheilungen wegen Meineids stellt sich in den Jahren 1882 und 1883 so, daß auf je 16 und 17 Fälle von Evangelischen je 26 und 22 von Katholiken und je 71 und 44 bei den Juden kommen. Wegen einfachen Bankerotts stellen sich die Verhältnißzahlen zwischen Christen und Juden in denselben Jahren wie 8 zu 180 und 7 zu 163; wegen betrügerischen Bankerotts wie 3 zu 34 und 7 zu 33; wegen Betrugs wie 26 zu 60 und 24 zu 55; dagegen wegen Diebstahls wie 175 zu 63 und 169 zu 57, und wegen schweren Diebstahls wie 20 zu 7 und 17 zu 4. Oder wenn man die beiden Jahre zusammennimmt und das Ganze noch etwas mehr reduzirt, so sind bei Katholiken in den genannten Jahren etwa 1½ mal so viele Meineide vorgekommen als bei Protestanten; bei Juden etwas mehr wie doppelt so viele als bei den Katholiken und etwa 3½ mal so viele als bei Evangelischen. Ferner macht der Jude mehr wie fünfzehn Mal einfachen Bankerott und mehr als sechs Mal betrügerischen Bankerott bis der Christ einmal. Dagegen hütet sich der Jude etwas besser als dreimal so gut vor Diebstahl als der Christ. Ob hier in Amerika dieselben Verhältnißzahlen stattfinden, läßt sich natürlich nicht sagen.

In Dänemark haben sich die früher so hoch gepriesenen Volkshochschulen der Grundtvigianer vielfach zu Hochschulen socialdemokratischer Bestrebungen entwickelt, in welche auch das Freidenkerthum einzudringen beginnt. Wie die Vermischung von Religion und Politik getrieben wird, mag an folgendem klar werden. Auf der in hohem Ansehen stehenden Volkshochschule in Kopenhagen wurde im Anfang October v. J. eine „kirchliche und volksthümliche (der deutsche Ausdruck reicht eigentlich nicht aus, um die dänische Bezeichnung „Folkelig" genau wiederzugeben) Versammlung" gehalten und ein „schwächlichkeitshalber" emiritirter Pastor, Lustspieldichter (als solcher vom Staate hoch dotirt) und Agitator hielt vor der Versammlung einen Vortrag, in welchem er den Premierminister Estrup sammt den übrigen Gliedern des Ministeriums als Ahab mit den Baalspfaffen darstellte. In einem der „folkeligen" Vortragsvereine, die meist aus jungen Leuten bestehen und zum großen Theil von den Grundtvigianern ins Leben gerufen sind, äußerte ein Redner: „Vor allen Dingen geht nie bei einem Provisorienpastor (d. h. einem nicht demokratisch gesinnten Pastor) zur Kirche. Einen solchen am Altar beten zu hören für König und Vaterland, das ist einfach zum Brechen. Seht, Freunde, ich persönlich bin nie in der Lage, in eine solche Kirche zu kommen; denn ich glaube weder an Gott noch an den Teufel." Eine eigenthümliche Frucht hat dieser Grundtvigianismus in Gestalt eines „bürgerlich getrauten Pastors" getragen. Die Grundtvigianer behaupteten bisher konsequent, trotz aller ihrer Abweichungen, zur dänischen Landeskirche zu gehören, die eben seit Grundtvig den demokratischen Namen „Folkekirke" bekommen hat. Jetzt aber hat einer von ihnen einen Schritt gethan, durch den das offene Bekenntniß abgelegt ist, daß jene Zugehörigkeit als nicht mehr vorhanden angesehen wird. Ein grundtvigianischer „Freigemeindeprediger" hat sich mit der Tochter eines Kollegen auf der Lymfjordinsel Mörs bürgerlich zusammensprechen lassen und dies wird von seinen Gesinnungsgenossen als Beispiel zur Nachahmung hingestellt. Dem Civilakt ließ man allerdings einen kirchlichen folgen, dieser bestand aber, da er von einer Persönlichkeit vollzogen wurde, der eine gesetzliche Trauung nicht zustand, nur darin, daß das Ehepaar „den Segen der Gemeinde" sich ertheilen ließ, ein Akt, den man bisher nicht kannte. Dieses herausfordernde Auftreten der Grundtvigianer hat allerdings die Folge gehabt, daß die Regierung einer Volkshochschule nach der andern die Regierungsbeiträge entzieht, und daß von seiten der Gegenpartei ein heftiger Kampf gegen dieselben eröffnet worden ist, wobei allerdings mancher Grundtvigianer, der es in seiner Weise redlich meint mit

seinem patriotischen Christenthum und seinem christlichen Patriotismus, ungerecht behandelt wird

Die Heilsarmee feierte dieser Tage in London in Exeter Hall die Rückkehr des „General" Booth von seiner amerikanischen Rundreise. Die verschiedenen Korps der Armee empfingen ihren Führer an der Euston-Station, von wo sie in Parade nach der Exeter Hall marschirten. Der Zug mochte ungefähr 4—5000 Mann zählen, jedoch war die herbeigeströmte Menschenmenge so groß, daß selbst die riesige Halle die Zahl derer, die an der Feier theilzunehmen wünschten, nicht fassen konnte. Nach Absingung verschiedener Hymnen und den bei der Heilsarmee üblichen Ausbrüchen der Begeisterung begann der „General" seinen Bericht über seine Reise in den Vereinigten Staaten und Canada zu erstatten. 15,000 Meilen, sagte er, habe er gereist und in 200 Versammlungen gesprochen. Am Abend fand eine ähnliche Versammlung statt, in welcher Bramwell Booth den Jahresbericht verlas. Die Heilsarmee zählt gegenwärtig 1786 Korps mit 4192 Offizieren, gegenüber 1322 Korps und 3076 Offizieren beim Schluß des vergangenen Jahres. In der ersten Woche des laufenden Jahres seien 25,496 Versammlungen abgehalten worden, in dieser letzten Woche 29,733. Während dieses Jahres seien 195 Offiziere in die Fremde gesandt worden. Der für diese Missionen ausgeworfene Betrag sei $13,113 gewesen. Für alle verschiedenen Zwecke, welche die Armee verfolge, seien im Ganzen $352,464 in diesem Jahre vereinnahmt worden. Letztes Jahr habe die Einnahme der Armee Lstr. 334,838 betragen. Während des ganzen Jahres hat die Heilsarmee 1,435,980 gottesdienstliche Versammlungen abgehalten.

In der letzten Zeit hat die Heilsarmee ihren Einzug auch in Basel und Stuttgart gehalten. Welche Früchte ihre Wirksamkeit dort tragen wird, muß indeß erst noch abgewartet werden.

Jacobini, der Kardinal-Staatssekretär ist Montag Mittag, den 28. Februar, gestorben. Die Berliner Zeitungen haben demselben ehrende Nachrufe gewidmet, worin sie seine Verdienste um die Beendigung des Kulturkampfes preisen. Ob er nicht wieder ausbrechen wird, wird wahrscheinlich von der Persönlichkeit des neuen Staatssekretärs abhängen. Der deutsche Kaiser und Fürst Bismarck erließen an den Papst Condolenzdepeschen. Als wahrscheinlicher Nachfolger Jacobini's wird der jetzige päpstliche Nuntius in Madrid, Msgr. Rampolla, ein geborener Sicilianer, bezeichnet, der früher Sekretär der Propaganda und Sekretär der Congregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten gewesen war.

Schulnachrichten.

Die evangelische Petri-Gemeinde in Buffalo, N. Y., sucht für die an ihrer Gemeindeschule vacant werdende Lehrerstelle einen christlich gläubigen und tüchtigen Lehrer, der im Deutschen und Englischen unterrichten, und insonderheit auch als tüchtiger Musiker die neue, große Orgel in der Kirche beim Gottesdienste spielen und einen Gesangchor leiten kann. Dafür erhält der Lehrer von circa 150 bis 200 Schülern das Schulgeld, welches wöchentlich 10 Cents vom Kinde beträgt und $350 jährlich für Orgelspiel und Chorleiten. Es ist Aussicht da, daß bei Treue und Fleiß eines tüchtigen Schulmannes die Schülerzahl sich bedeutend mehren wird. Die beiden Schullokale sind geräumig, hell und gesund. Das Gehalt für eine anzustellende Lehrerin in der zweiten Classe würde etwa $150 bis $200 jährlich betragen. Lehrer, welche auf die Stelle reflektiren und sich um dieselbe bewerben werden, wollen ihre schriftliche Meldung nebst guten Zeugnissen dem Pastor der Gemeinde, Rev. E. Jung, 64 Godell Straße, bis zum 15. März übermitteln, und wird derselbe bereit sein, noch Näheres bezüglich dieser Schulstelle mitzutheilen.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. April 1887. Nro. 4.

Judas, Petrus und Paulus.

Paulus.

(Schluß.)

Dagegen sind wir über die Wirksamkeit des Apostels an seinen Gemeinden und über sein Verhalten gegen seine Mitapostel, gegen seine Freunde und Gegner innerhalb der ersten Christenheit durch seine Briefe verhältnißmäßig sehr genau unterrichtet. Gerade in den Briefen erhalten wir einen Einblick in das Amt des Geistes, das dem Apostel anvertraut war. Aus dem lebenschaffenden Geiste Gottes hervorgegangen, haben sich diese Briefe in der Geschichte der Kirche immer wieder als ein lebendiges Wort, das durch den in ihm wirkenden Lebensgeist neubelebend wirkt, erwiesen.

Die Briefe des Apostels sind alle Gelegenheitsschriften; keiner derselben ist die völlige Darstellung eines Systems christlicher Lehre, dessen schriftliche Ausarbeitung dem Apostel etwa in der Art Bedürfniß gewesen wäre, daß er sich dadurch erst zur vollen Klarheit des Gedankens und zum fertigen Ausbau eines Lehrsystems hätte durcharbeiten wollen. An dergleichen Zwecke seines Schreibens denkt der Apostel gewiß nicht. Er weiß wohl, daß sein Wissen und Weissagen Stückwerk ist, aber Wahrheit ist es dennoch. Obwohl er den Schatz des Evangeliums auch in seinen Briefen im irdischen Gefäß trägt, so verliert derselbe dennoch dadurch nichts von seinem Werthe und seiner Wahrheit.

Aber nöthig ist es für den Apostel gewesen, das Evangelium, das er verkündigt, so darzustellen, daß in dieser Darstellung die Einheit desselben, so wie seine verschiedenen Beziehungen zu Menschen, deren geschichtliche Lebensführung im Ganzen wie im Einzelnen eine verschiedene war, klar werden. Nicht minder hat er aber in dieser Darstellung eine bestimmte Gestalt des Evangeliums zur Ausprägung zu bringen, so daß die Entstellungen und Verkehrungen desselben, mögen sie unter dem Namen größerer Strenge oder größerer Freiheit, höherer Weisheit oder eifrigerer Werkthätigkeit, höherer Arten von Gottesdienst oder regelloser Freiheit geistlichen Lebens auftreten, sofort erkannt und abgewiesen werden können.

Eine solche Darstellung gibt der Römerbrief. Nöthig war sie, weil der Apostel nicht eine Hierarchie begründen will, der gegenüber die Gläubigen immer im Zustande der Unmündigkeit bleiben müssen. Sie sind vielmehr zur Freiheit berufen (Gal. 5, 13) und er will, daß sie wissen, wie sie einander zu

dienen haben. Reich an Lehre und Erkenntniß sollen sie werden (1 Kor. 1, 5, 2 Kor. 8, 7), aber nicht an Lehrstreitigkeiten und aufblähendem Wissen (1 Kor. 1, 10; 8, 1; 14, 20). Diese Erkenntniß ist nur möglich auf Grund des Glaubens (1 Kor. 2, 6 ff.). Die Aufnahme des Evangeliums im Glauben wirkt allerdings die Erfahrung der Seligkeit in Christo (Gal. 4, 15), auf Grund deren der Apostel die Galater fragen kann: „Habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben" (Gal. 3, 2); aber dieses innere Leben muß auch in der Erkenntniß des Christen sich klar darstellen. Christus muß in ihm eine Gestalt gewinnen (Gal. 4, 19), so daß er weiß, worin sein Christenthum besteht, was demselben widerstreitet und was sich mit ihm verträgt. Was das Fehlen dieser Erkenntniß auf sich hat, wie viel es schadet, auch im Christenthum unverständig zu sein, das hat sich ja an den Gemeinden Galatiens gezeigt. Eben dieser Unverstand, dieser Mangel an Einsicht hat den Verführern, die dort eingedrungen sind, den Weg gebahnt, hat es möglich gemacht, daß die Galater von den Worten derer, die ihnen angeblich ein höheres, vollkommeneres Christenthum darboten, sich so berücken ließen, daß sie im Fleisch vollenden wollten, was sie im Geiste angefangen hatten (Gal. 3, 4), daß sie sich arglos fangen ließen, Christum für das Gesetz, die Geistesfrüchte für die Gesetzeswerke, die Gotteskindschaft im Glauben und die Gebetsgemeinschaft im Geiste Christi für die armseligen und schwächlichen Anfangsstufen aller Religion: äußere Festordnungen und Kultusformen, hingeben wollten.

So wie es dem Apostel im Römerbrief um eine Darstellung des christlichen Glaubens und Lebens im Großen und Ganzen zu thun ist, so hat er in den meisten seiner übrigen Briefe den Zweck, das christliche Leben in den Gemeinden in ganz bestimmten Beziehungen und Richtungen zu fördern, Abweichungen und Auswüchse zu beseitigen, Einseitigkeiten zurechtzustellen, Zuchtlosigkeiten zu rügen und zu strafen, Schwächen abzuthun und unverständigen Eifer zu zügeln, die Kleinmüthigen aufzurichten und die Hochmüthigen niederzubeugen. Es ist die stete Wachsamkeit, die unermüdliche Arbeit des Apostels, sowie die unerschütterliche Treue und die selbstverleugnende Demuth des Jüngers Christi, die uns in dieser Thätigkeit des Paulus entgegentritt. Beides, das Bewußtsein von dem Beruf eines Apostels für die ganze Menschheit und das Bewußtsein von der Stellung eines Jüngers Christi gegenüber, hat sich in Paulus zu einer lebendigen Einheit verbunden. Apostel ist er, indem er Jünger Christi ist, Jünger Christi aber dadurch, daß er im Glauben an Christus lebt. Ebendadurch geht seine eigene Persönlichkeit ganz und gar in der Sache des Evangeliums auf. Nirgends legt er seiner eigenen Persönlichkeit das entscheidende Gewicht bei. Seine Meinung spricht er aus im Bewußtsein, daß er auch den Geist Gottes habe; er würde es nicht wagen, etwas zu reden, wo dasselbige Christus nicht in ihm wirkte (Röm. 15, 12), sein ganzes Thun, auch seine äußere Thätigkeit, daß er mit seinen eigenen Händen arbeitet und sich müht, steht im Dienste seines Apostelberufes (1 Kor. 4, 12). Auch da, wo er seine apostolische Autorität aufs

nachdrücklichste geltend macht, fordert er nicht etwa, wie ein unfehlbarer Papst, blinde Unterwerfung, sondern er beruft sich darauf, daß er sein Evangelium durch die Offenbarung Jesu Christi empfangen habe (Gal. 1, 12), er beruft sich darauf, daß die Wahrheit, die er verkündigt, nichts Verborgenes ist, sondern von Jedermann geschaut werden kann, dessen Sinn nicht verblendet ist (2 Kor. 4, 4. 5). Nicht sich selbst, nicht kraft eigener Autorität predigt er, sondern nur Christum in der Kraft Christi. Daher ist auch in den Fällen, wo der Apostel casuistische Zeitfragen behandelt, dennoch der allgemeine Grund, von dem er ausgeht, deutlich zu erkennen und ebenso läßt es sich finden, in welcher Weise er den einzelnen Fall mit den letzten Grundlagen des Glaubens verbindet. Aus dem Glauben muß alles hervorgehen, was nicht Sünde sein soll. Selbst die Fragen äußerer und lokaler Sitte sind nicht völlig gleichgültig; es gibt auch hierin eine Ordnung, die der von Gott geschaffenen und dem Menschen erkennbaren Naturbestimmung nicht widersprechen darf (1 Kor. 11, 14). Selbst Essen und Trinken stellt er in Beziehung zu Gottes Ehre. Ob er oder ein anderer Apostel es predigt, ist gleichgültig, wenn nur der Inhalt der Predigt der gekreuzigte und auferstandene Christus ist. (1 Kor. 15, 11, vgl. Phil. 1, 18.) Selbst da, wo der Apostel, wie im Philipperbrief, das persönliche Verhältniß zur Gemeinde unbeengt von Mißständen in derselben und unbesorgt vor Angriffen und Mißdeutungen aus derselben heraus zum Ausdruck bringt, verliert er doch keineswegs das Ziel seiner Thätigkeit, seines Berufes, aus den Augen, nämlich das, daß die Christengemeinden immer mehr zu Lichtern in der Welt werden, die in die Nacht hineinscheinen, in welcher das verkehrte und verwirrte Geschlecht der Kinder der Welt dahin geht. Gerade die christlichen Gemeinden, die zwar nur klein und vereinzelt sind, sollen wie die Sterne in der Finsterniß des Weltwesens leuchten. Darum sollen sie, wie sie am Apostel selbst haben lernen und beobachten können, allem nachstreben, was irgend eine Tugend, irgend lobenswerth ist (Phil. 4, 8—9). Gerade indem sie mit ihrem himmlischen Bürgerrecht Ernst machen, erfüllen sie diesen ihren Beruf in der Welt am vollkommensten.

Eben in der Ueberwachung und Pflege des Glaubenslebens der Gemeinden lag für den Heidenapostel eine der schwierigsten und umfassendsten Aufgaben seines Berufes. Lag doch gerade hier, wo die natürlichen und geschichtlichen Grundlagen für die Gestaltung des christlichen Lebens fast kaum noch bemerkbar, oder gar unnatürlich verkehrt waren, die Gefahr nahe, von allem natürlichen und geschichtlich gewordenen abzusehen und das christliche Leben nur auf Grund derjenigen Ideale zu gestalten, in welchen das Christenthum dem Einzelnen oder einem größeren Kreise vorschwebte. Daß das römische Weltreich keine Vorstufe zum Reiche Gottes und kein Vorbild desselben war, wie die alttestamentliche Theokratie, war klar genug. Konnte man damit nicht auf den Gedanken geführt werden, daß der Christ diesem Weltreich jeden möglichen Widerstand leisten, der Obrigkeit den Gehorsam verweigern und im Glauben an die Macht des Reiches Christi der Gewalt des heidnischen Staa-

tes Abbruch thun müsse, wo er nur könne? Der Apostel weist hier auf die richtige Grundlage hin, die göttliche Ordnung, die um ihres Mißbrauchs willen in den Händen Gottloser nicht zerstört werden darf.

Wenn die natürliche Geschlechtsgemeinschaft in der Ehe auch mit zu dem Leben im Fleische gehörte und die Grenze zwischen dem Leben im Fleische, das immerhin noch ein Leben im Glauben sein konnte, und dem fleischlichen Leben, das ein Leben im Unglauben sein mußte, kaum zu erkennen war, war es denn nicht einfacher, wenigstens auf diesem Gebiet, dem Leben im Fleisch ein Ende zu machen und nur noch in Geistesgemeinschaft mit einander zu leben, um so mehr als die Geistesgemeinschaft, welche sich auf alle Mitchristen in gleicher Weise erstrecken konnte, ein viel weiteres Gebiet des Wirkens darbot. Der Apostel muß in diesem Falle das richtige von dem unrichtigen scheiden, nämlich den Gebrauch dieser Welt vom Mißbrauch (1 Kor. 7, 31.) Ebenso aber hat der Apostel auch den entgegengesetzten Irrthum zu bekämpfen, nämlich den, daß die äußere Form des Lebens im Fleisch gleichgültig sei, wenn nur das Geistesleben nicht davon berührt werde. Die Folgen davon waren ja in dem erwähnten Falle (1 Kor. 5) zu Tage getreten.

Die mühsame Handarbeit ums tägliche Brot gehört unfraglich mit zu dem Unterworfensein des kreatürlichen Menschen unter den Dienst des vergänglichen Wesens. Die Befreiung von demselben fällt auch gewiß mit unter die Erlösung des Leibes, welche der Christ erwartet. Was lag da näher, als der Gedanke, diese Befreiung so viel als möglich selbst zu vollziehen, die Arbeit anderen Händen zu überlassen und, mit verkehrter Berufung auf das Vorbild Christi, das Brod Anderer zu essen. Auch hier weist der Apostel darauf hin, daß auch die Arbeit im Dienste des irdischen Lebens dem Christen wohl anstehe, indem sie Gutes wirke, nicht nur dem eigenen Bedürfniß, sondern auch dem Anderer diene.

Dabei sind Lehre und Handeln des Apostels nur die beiden Seiten der Darstellung und Ausprägung seines Lebens im Glauben. Der Inhalt seiner Lehre und seines Wandels ist derselbe, nämlich die neue Kreatur in Christo. Er bewegt sich nicht in Theorien, die zwar interessant sein könnten, aber im Leben unbrauchbar und unausführbar sind, oder in Vorschriften, die er wohl Andern machen kann, aber selbst nicht halten will. Ebenso wenig aber handelt er in einer Weise, die ihm selbst nicht klar ist, er läßt sich in seinem Thun nicht von dem Urtheil Anderer bestimmen, oder durch unklare oder gar unaufrichtige Rücksichten auf andere leiten. (1 Kor. 10, 29; 2 Kor. 4, 2).

Darum vermag denn auch Paulus so entschieden auf sein Beispiel und Vorbild hinzuweisen. (1 Kor. 4, 16; 10, 33; 11, 1; Phil. 3, 17; 1 Thes. 2, 9. 10). Dieser Hinweis ruht aber immer wieder darauf, daß der Apostel selbst in dem Vorbild, das er gibt, nichts anderes ist als Christi Nachfolger. Er kann zwar sagen, daß er gelernt habe, in allen Lebenslagen sich selbst genug zu sein, so daß er keines Andern bedürfe, aber zugleich bekennt er, daß er das alles doch nur vermag durch Christum, der ihn mächtig macht. (Phil. 4, 11—14). Obwohl so der Apostel Sorge für alle Gemeinden trägt, so verliert

er die Gesammtheit aller Christen nicht aus den Augen. Seine ganze Thätigkeit wäre ja eine vergebliche gewesen, wenn er nicht im Stande gewesen wäre, die Gemeinschaft zwischen den Gläubigen aus den Heiden und denen aus der Beschneidung, zwischen ihm selbst und den Uraposteln aufrecht zu erhalten (Gal. 2, 1. 2). Gelang es den falschen Brüdern, den Leuten, die sich als Prediger der Gerechtigkeit verstellten, während ihre Werke bewiesen, daß sie es nicht waren (2 Kor. 11, 15), im Interesse ihres eigenen Ansehens und Vortheils einen solchen Zustand in der ganzen Christenheit herbeizuführen, wie er in den galatischen Gemeinden wenigstens eine Zeit lang bestanden hat (Gal. 5, 15), so war das Werk des Apostels, ja vielleicht die Ausbreitung des Christenthums außerhalb des jüdischen Volkes überhaupt in seinen Grundlagen bedroht. Nicht die Urapostel sind es, von welchen das zu befürchten ist, sondern jene hinterlistigen, falschen Brüder, die einerseits die Namen der Urapostel für ihre Zwecke mißbrauchen (1 Kor. 1, 12), andererseits durch ihr Auftreten und ihre Umtriebe einen Druck auf die Urapostel ausübten, dem selbst Petrus sich nicht ganz entziehen konnte (Gal. 4, 12. 13). Diesen Gegnern gegenüber wendet der Apostel die ganze Energie seiner Persönlichkeit, die ganze Schärfe seines Geistes auf, um sie geistig zu vernichten. Selbst die Person des Petrus wird nicht von ihm geschont, da wo er (nicht etwa aus innerer Ueberzeugung, sondern nur aus Furcht vor ihnen) sich in Unaufrichtigkeit hat hineintreiben lassen. Derselbe Apostel, der für die Schwachen im Glauben sonst jede mögliche Rücksicht hat und empfiehlt, der alles thut, was ihm möglich ist und alles meidet, was er kann, um das schwache Gewissen Anderer zu schonen, um weder den Juden, noch den Griechen, noch der Gemeine Gottes ärgerlich zu sein, redet dieser Art von Christen gegenüber, als ob er es nur darauf anlege, sie zu reizen, zu ärgern und zu erbittern. Derselbe Apostel, der sich Jedermann zum Knechte macht, um möglichst viele zu gewinnen, hat diesen Leuten gegenüber nicht einmal so viel Nachgiebigkeit, daß er sich ihnen auch nur eine Stunde unterordnete (Gal. 2, 5); er will von keiner Verständigung, keinem Vergleich, keiner halben und keiner ganzen Anerkennung etwas wissen. Ihre Ausrottung wünscht er (Gal. 5, 12); nicht als irrende und fehlende sieht er sie an, sondern er bezeichnet sie als Satansdiener, die sich als Prediger der Gerechtigkeit verstellen (2 Kor. 11, 15). Christen nennen sie sich, der Abstammung von Israel rühmen sie sich, und doch ist ihre eigentliche Religion die Feindschaft gegen das Kreuz Christi, gegen das Wesen des Christenthums, und ihr eigentlicher Kultus besteht darin, daß sie den Bauch zum Gott machen, d. h. unter dem Schein des Christenthums der Augenlust, Fleischeslust und dem hoffärtigen Weltwesen ergeben sind. Ihr Ende wird sein nach ihren Werken: die Verdammniß; von einer Rettung dieser Leute spricht der Apostel nicht. Er steht dieser Art von Christen und dieser Art von Christenthum ebenso schroff und bitter gegenüber, wie er früher dem Christenthum überhaupt gegenüber gestanden hat. Es sind die Judaisten, die von dem Apostel ganz gewiß nicht blos als in ihrer Entwicklung zurückgebliebene Christen angesehen werden, sonst

hätte er, der selbst von sich bekennt: „Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte," sie ganz gewiß anders behandelt.

Es ist vielmehr etwas anderes, was der Apostel in ihnen erkennt. So wie die Juden unter dem Vorwande des Eifers für Gott die ärgsten Feinde des Reiches Gottes sind, indem sie den Herrn Jesum getödtet und ihre eigenen Propheten verfolgt haben (1 Theff. 2, 15), so sind jene falschen Brüder, die unter dem Christennamen und unter dem Vorwande eines höheren Christenthums, als das des Apostels ist, in die christlichen Gemeinden eindringen, schon die ersten Vertreter des Antichristenthums. Wie die Schlange im Paradiese, so sind die Verführer mit ihrer Hinterlist und Heuchelei in der Gemeinde der Gläubigen (2 Kor. 11, 2). Wo sie Eingang und Gehör finden, da machen sie dem Christenthum, der Predigt vom Glauben, ein Ende, indem sie es in die primitivsten Formen des religiösen Lebens, in Festfeier und Kultusordnung, Ceremonienwesen, Werkheiligkeit und Buchstabendienst einpressen. Damit wird es seiner Lebensbewegung beraubt und seines Geistesinhaltes entleert, so daß es nur wieder eine neue Form für eine fleischliche Gesinnung und jenes Umgehen mit Gesetzeswerken, jene Lohnsucht und Auflehnung der Wahrheit gegenüber bilden würde, die dem Weltmenschen natürlich ist und in dem entarteten Judenthum sich aufs höchste gesteigert hat. Sowie das Christenthum durch die Herausnahme der Auferstehung Christi tödtlich verwundet wird, so wird es durch das Einimpfen der Werkgerechtigkeit des Formwesens und der Scheinheiligkeit unheilbar vergiftet. (Gal. 5, 2. 4; 3, 10; 6, 13. 2 Kor. 3, 6. Röm. 7, 6.)

Es ist daher der Kampf des Apostels mit diesen falschen Brüdern nicht ein Kampf um Anerkennung des Heidenchristenthums neben der judaistischen Form desselben, sondern ein Kampf um das Wesen des Christenthums selbst, das eben durch diesen Judaismus abgethan werden soll. Daher versteht der Apostel auch ganz wohl zu unterscheiden zwischen den Gläubigen aus der Beschneidung, die wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, und jenen Namenchristen, die lehren, daß der Mensch nicht durch Christum, sondern durch des Gesetzes Werke gerecht wird. Jene Gläubigen beobachten das Gesetz als Sache des Herkommens und der ererbten Sitte, sie bleiben in dem Beruf, darinnen sie berufen sind (1 Kor. 7, 18. 20); diese fordern Gesetzesbeobachtung, weil sie die Gnade Gottes wegwerfen und nicht im Glauben, sondern im Unglauben leben, nicht im Geist wandeln, sondern dem Fleische dienen (Gal. 2, 21; 4, 12. 13; Phil. 3, 19).

Diese letzteren weist der Apostel mit aller Energie ab; die Gemeinschaft mit den ersteren sucht er auf jede Weise zu erhalten und zu befestigen. Als zu diesen ersteren gehörig werden Jacobus, Petrus und Johannes bezeichnet. Er ist eifrig bemüht, so viel als an ihm liegt, die Gemeinschaft mit ihnen zu befestigen, namentlich auch dadurch, daß er ihrem zeitlichen Mangel abzuhelfen sucht (Gal. 2, 10; 1 Kor. 16, 1—4; 2 Kor. 8, 1—15). Er spricht von ihnen nur in ehrender Weise, sie sind für ihn auch Heilige (*ἅγιοι*) (Röm. 15, 25); er weist darauf hin, daß die Gläubigen aus den Heiden nur billig han-

deln, wenn sie jenen, denen sie so viel zu verdanken haben, wenigstens in der Mittheilung irdischer Güter ihre Dankbarkeit beweisen (Röm. 15, 26. 27). Je mehr die judaistischen Gegner es darauf angelegt haben, die jerusalemische Gemeinde dem Apostel zu entfremden (Apostg. 21, 21) und je mehr Gefahr vorhanden ist, daß sie Erfolg haben (Röm. 15, 31), desto mehr sucht der Apostel mit einer Liebe, die alles glaubt, alles hofft und alles duldet, der Gemeinde in Jerusalem zu dienen, wenn sie die Gabe, die er darbringt, nur annehmen will als einen Beweis christlicher Glaubens- und Liebesgemeinschaft.

Gerade dieses Bestreben ist der mittelbare Anlaß der Gefangenschaft und des Märtyrertodes des Apostels geworden. Nicht ohne Befürchtungen hat der Apostel diese Mission unternommen, bei der er zuletzt sein Leben aufgeopfert hat, und seine Befürchtungen haben sich auch als begründet erwiesen, wenngleich der Anlaß zu seiner Gefangenschaft etwas anderes war, als das, was man befürchtet hatte.

Gleichwohl scheint sich auch die in Röm. 15, 31. 32 liegende Befürchtung verwirklicht zu haben. Die Apostelgeschichte erwähnt von der Gefangennahme des Paulus an die jerusalemische Gemeinde mit keinem Worte mehr. Daß dieses Schweigen einen bestimmten Grund hat, wird sich angesichts von Apostg. 12, 5 nicht leugnen lassen. Ebenso ist sicher, daß die Ansichten über Paulus innerhalb der Gemeinde getheilt waren. Da aber gerade Jacobus mit Paulus Gemeinschaft pflegte, so fanden die Verbreiter des Berichtes, daß Paulus die Juden außerhalb Palästinas zum Abfall von Mose verleite, auch bei denen, welche dem Apostel zweifelhaft gegenüber standen, noch keinen vollen Glauben. Daß „die" Juden aus Asien (*οἱ ἀπὸ τῆς Ἀσίας Ἰουδαῖοι*) den Paulus nicht zufällig im Tempel erblicken, sondern mit bestimmter Absicht von Ephesus (vgl. Apostg. 21, 29) nach Jerusalem gekommen sind, ist mindestens sehr wahrscheinlich. Außerdem ist es sehr wohl möglich, daß die Verbreiter jener lügnerischen Berichte sich auf jene kleinasiatischen Juden beriefen, die bei manchem Judenchristen mehr Glauben finden mochten als die nichtjüdischen Begleiter des Apostels. Benützten die judaistischen Gegner des Apostels diese Dinge in geschickter Weise — und an Schlauheit hat es ihnen nicht gefehlt — so konnten sie die Zweifelhaften vollends auf ihre Seite ziehen, diejenigen, welche dem Apostel noch Vertrauen schenkten, zum Schweigen bringen und die Gemeinde im Ganzen zu einem wenigstens neutralen Verhalten, propter metum Judæorum, bestimmen. Denn die Duldung der Christen in Jerusalem hing ja zum größten Theil davon ab, daß sie nicht als Gesetzesübertreter angesehen und überführt werden konnten.

Aber auch in dem Punkte, von dem „die Juden aus Asien" ausgegangen waren, scheinen die Gegner des Apostels die Oberhand gewonnen und die Apostg. 20, 29. 30 ausgesprochene Befürchtung verhältnißmäßig rasch verwirklicht zu haben. Die in Asien haben sich von dem Apostel gewendet (1 Tim. 1, 15). Daß sie damit den Christennamen verleugnet haben, will Paulus wohl nicht sagen, wohl aber, daß sie eben einem andern Evangelium, als dem, welches Paulus verkündigte, zugefallen sind. Erst dem Jünger, der an

der Brust Jesu lag, scheint es vorbehalten gewesen zu sein, das Evangelium von Christo ungetrübt in der späterhin so blühenden kleinasiatischen Kirche zur Anerkennung zu bringen.

Auch sonst scheint der Apostel eben im Laufe seiner Gefangenschaft Erfahrungen gemacht zu haben, die versteckte Selbstsucht offenbarten; denn er würde ohne solche Erfahrung gewiß nicht jenes Urtheil ausgesprochen haben: „Sie suchen Alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist" (Phil. 2, 21). Die Gefangennehmung scheint den Anfang der Loslösung des Apostels von der asiatischen Kirche gemacht zu haben und er scheint nach dieser Seite hin ohne weitere Verbindung zu sein. Gerade in dieser Zeit scheint das Wort des Apostels: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht" (2 Kor. 4, 8 9), sich in vollstem Maße an ihm selbst bewährt zu haben. Die Wirksamkeit im Westen des römischen Reiches, namentlich in Rom, ist etwas, das ihm schon Jahre lang am Herzen liegt (Röm. 15, 23), er betrachtet sie als einen wesentlichen Theil seiner Lebensaufgabe. Seit seiner Gefangenschaft scheint sie der aussichtsloseste Plan zu sein, den er je gemacht hat. Er entgeht zwar mehrmals in Palästina mit genauer Noth dem Tode durch Meuchelmord (Apostg. 21, 31; 23, 12 ff.; 25, 9—11), hat aber dafür nur die Aussicht, als Gefangener nach Rom zu kommen. Auch diese wird ihm während der Reise nach Rom mehrmals ganz und gar genommen, soweit sie von menschlicher Voraussicht abhängig ist (Apostg 27, 20; 30, 42; 28, 3). Gerade aber in dieser Lage erfüllt sich an dem Apostel sein eigenes Wort: (Röm. 8, 37) „Wir überwinden weit" (ὑπερνικῶμεν) auch in Beziehung auf die Angelegenheiten des natürlich-praktischen Lebens. Wie er als Apostel mehr gearbeitet hat als die andern alle, so hat er auch hier als ein Mann des praktischen Lebens an Einsicht und Scharfblick, an Umsicht und Besonnenheit, an Vertrauen und Furchtlosigkeit auch in der gefährlichsten und hoffnungslosesten Lage die Zweihundert und fünfundsiebenzig seiner Schiffsgenossen weit übertroffen, so daß nicht nur er selbst, sondern auch die andern mit ihm und durch ihn gerettet werden. Dabei ist aber diese natürliche Tüchtigkeit des Apostels nicht etwas, das zufällig und ohne innern Zusammenhang mit seinem inneren Leben, neben diesem herginge, sondern sein Thun steht in genauer Verbindung mit seinem Glaubensleben, und sein Glaube erweist sich auch hier in lebendiger Thätigkeit und ausdauernder Geduld, nicht in bloßer Erwartung der Erfüllung seiner Wünsche. Paulus mag vielleicht auch schon, soweit die äußern Umstände in Betracht kommen, auf sein Leben verzichtet haben und seine Mission in Rom Gott anheimgestellt haben, als ihm durch den Engel gesagt wird: „Fürchte dich nicht, Paule, du mußt vor den Kaiser gestellt werden und Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen." Der Glaube an diese göttliche Offenbarung ist der Grund seines Handelns. Zunächst theilt er seinen hoffnungslosen Gefährten mit, was ihm offenbart worden, und spricht seinen rückhaltlosen Glauben an diese Offenbarung aus. Das wirkt neubelebend auf die übrigen. Denn die Wachsamkeit und Umsicht, die sich in dem Apostg. 27, 27. 28. 29 erzählten kundgibt, ist das Thun von Leuten, die in der Hoffnung eines glücklichen Ausgangs alles

anwenden, was in ihren Kräften steht, nicht von solchen, die in dumpfer Verzweiflung gegen den Lauf der Dinge gleichgiltig sind. Wie genau aber der Apostel die Grenze zwischen fester Glaubenszuversicht und trotzigem Pochen auf göttliche Zusage oder gar fatalistischer Erwartung einer Schicksalsbestimmung einzuhalten weiß, zeigt sich daran, daß er die Flucht der Schiffsmannschaft verhindert und seine Schiffsgenossen ermahnt, zu essen, indem das auch mit zu ihrer Rettung diene. Gerade weil der Apostel weiß, daß seine Hoffnung ihn nicht wird zu Schanden werden lassen, übersieht er auch das Geringste nicht, was ihm zu thun obliegt, denn er weiß: es ist nicht vergeblich. Es ist merkwürdig, wie sich die geistige Ueberlegenheit des Apostels hier geltend macht, in einem Kreise, wo man seinen Glauben nicht theilt und wo er allem Anschein nach aus irgendwelchen triftigen Gründen es unterlassen muß, in der gewohnten Weise das Evangelium zu predigen. Der Gefangene, dem in Rom der Tod in Aussicht steht, wenn seine Ankläger ihre Beschuldigungen beweisen können, wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit diejenige Persönlichkeit, deren geistiger Macht die ganze Schiffsgesellschaft ihr Leben zu danken hat. Dieser Eindruck muß jedenfalls mächtig gewirkt haben, ebenso wie die Erfüllung der Voraussagung des Apostels von der Rettung sämmtlicher auf dem Schiffe Anwesenden mehr als irgend etwas anderes dazu anregen mußte, genauer nach dem Gotte zu fragen, dem der Apostel diente. In gleicher Weise mußten auch die Vorgänge auf der Insel Malta dazu dienen, dem eigenthümlichen Wesen des Apostels näher nachzufragen und diese Nachfrage, mochte sie jetzt oder vielleicht erst nach Jahrzehnten beantwortet werden, mußte nothwendig auf die Frage nach der Religion dieses Mannes, nach dem Christenthum, führen.

So kommt Paulus nach Rom und gerade das, daß er als Gefangener nach Rom kommt, scheint ihn in mancher Hinsicht beängstigt zu haben. Daß der Apostel gefangen war und, da er in Palästina nicht freigesprochen wurde, sich genöthigt sah, an das kaiserliche Gericht zu appelliren, um sich wegen der Anklage von Vergehen gegen das jüdische Gesetz, gegen den Tempel und den Kaiser zu verantworten, konnte in der Zwischenzeit in unlauterer Absicht verbreitet und zu Zwecken, die dem Apostel und dem Evangelium feindlich waren, ausgenützt worden sein. Der Empfang von seiten der römischen Gemeinde zerstreut die Besorgnisse des Apostels in dieser Hinsicht. Daß er sie gehabt, geht aus den Schlußworten von Apgsch. 28, 15 hervor.

Aber noch in anderer Hinsicht prägt die Gefangenschaft des Apostels seinem Verhältniß zur römischen Gemeinde einen eigenthümlichen Charakter auf. Jene Gemeinde war nicht von Paulus gestiftet. Er hatte zwar die Absicht, nach Rom zu kommen, aber nicht die, diese Gemeinde als sein Arbeitsfeld in Beschlag zu nehmen. Es war ihm vielmehr vorzugsweise um Pflege und Befestigung der Glaubensgemeinschaft zu thun, er will das Bewußtsein erwecken und lebendig erhalten, daß bei aller Verschiedenheit des natürlichen wie des geistigen Lebens doch ein und derselbe Glaube alle Christen verbinde, daß sie alle, mögen sie sonst heißen wie sie wollen, durch einen Geist zu einem Leibe getauft und zu einem Geiste getränkt seien (1 Kor. 12, 13; Gal. 3, 28; Röm. 1, 12). So wie aber die Dinge sich jetzt gestaltet

haben, hat der Apostel kein anderes Arbeitsfeld mehr als Rom, und es ist kein Bauen auf einem fremden Grund (Röm. 15, 20), sondern nur die Erfüllung seiner Berufspflicht, wenn er auch in Rom das Reich Gottes verkündigt, wo sich ihm immer die Möglichkeit dazu bietet.

Neben dieser Thätigkeit des Apostels geht seine eigene Angelegenheit her, aber nicht ohne Berührung mit der Sache des Christenthums; sie läßt sich gar nicht davon ablösen; der Verlauf der persönlichen Angelegenheit des Apostels konnte je nach seiner Wendung dem Christenthum förderlich oder verderblich werden. Der Apostel war freilich nicht seines Christenthums wegen angeklagt, sondern wegen Bruch des jüdischen Gesetzes (Ketzerei), Tempelschändung und Aufruhr (Apostg. 25, 8). Hielt sich die Untersuchung nur an diese Punkte, so war für Paulus in Rom wenig oder gar nichts zu fürchten. Zur Schlichtung des ersten Punktes war der kaiserliche Gerichtshof in Rom so wenig der Ort als das Tribunal des Gallio oder das des Festus (Apostg. 18, 15; 25, 18. 19). Die beiden andern Punkte konnten nicht bewiesen werden. Bei der Hartnäckigkeit der Ankläger mochte aber die Angelegenheit einer eingehenderen Untersuchung werth erscheinen, um den wahren Grund der Sache zu erforschen und in diesem Falle mußte es sich zeigen, daß der eigentliche Grund der Anklage gegen den Apostel das Bekenntniß zu Christo war. Diese Wendung hat, wie aus Phil. 1, 13. 17 hervorgeht, die Angelegenheit des Apostels genommen. Es kam nun ganz darauf an, wie die Beamten des kaiserlichen Gerichtshofes, in deren Händen zunächst die Sache lag, das Christenthum auffaßten und beurtheilten. Daß sie es richtig auffassen würden, war allerdings nicht zu erwarten; daß sie die Auffassung, welche die Ankläger des Apostels ihnen beizubringen versuchten, nicht annahmen, geht sicher aus Phil. 1, 12 hervor, denn in diesem Falle wäre die Angelegenheit des Apostels sicherlich nicht in der Art zur Förderung des Evangeliums ausgelaufen, wie es Phil. 3, 13—17 beschrieben ist. Aber ebensowenig hat man sich die Anschauung des Festus und Gallio angeeignet, sonst wäre der Apostel sicherlich keine zwei Jahre in Gefangenschaft geblieben. Es lag allerdings den Römern nahe genug, das Christenthum nur als eine neue Abart des fremdländischen jüdischen Aberglaubens (barbara superstitio) anzusehen. Wenn es gerade in diesem Falle nicht geschah, so haben wir wohl die Ursache davon nicht zum wenigsten beim Apostel selbst zu suchen. Daß dieses Mißverständniß ihm persönlich hätte zu gute kommen können, konnte ihn sicher nicht bewegen, demselben Vorschub zu leisten. Eine derartige Handlungsweise wäre nichts anderes als Verleugnung des Evangeliums oder wenigstens ein Fälschen (καπηλεύειν 1 Kor. 2, 17) des göttlichen Wortes gewesen. So sah man sich denn auch in Rom in etwas anderer Form vor die Pilatusfrage gestellt: Was soll ich denn mit Jesu machen? Die Antwort hat man sich von anderswoher geben lassen und sie war dieselbe wie seinerzeit in Jerusalem. Ob sie auch von Jerusalem kam? Wer kann es wissen. Die Juden waren bei Nero selbst gar nicht schlecht angeschrieben und es ist nicht unmöglich, daß die ungetauften Jesuiten des ersten Jahrhunderts durch ihren beichtväterlichen Einfluß bei der „gottes-

fürchtigen" Poppäa das Ende des Apostels vielleicht noch unmittelbar vor Ausbruch der Neronischen Christenverfolgung herbeigeführt haben.

Klar liegt das innere Leben des Apostels in diesem Zeitabschnitt vor uns. Hatte er seit seiner Bekehrung daran gearbeitet, das Reich Christi in der Welt auszubreiten, so war sein Aufenthalt in Rom, „dem Herzen der Welt", wie unsere heutigen Ultramontanen es treffend bezeichnen, ganz dazu angethan, den Vergleich zwischen dem Reich Christi und dem damaligen Weltreich nahezulegen. Dieser Vergleich hat den Apostel aber weder mißmuthig, noch zagbaft gemacht, sondern nur in der demüthigen Gesinnung, deren vollkommenes Vorbild Christus ist, bestärkt. Gerade der Weg Christi durch Selbsterniedrigung, durch Gehorsam bis zum Kreuzestod hat zu einer Höhe emporgeführt, der gegenüber alle irdische Herrlichkeit verschwindet. Mögen in Rom sich vor dem irdischen Herrn der Welt Viele beugen, Alle sind's noch lange nicht; im Namen Jesu dagegen sollen sich alle Kniee im Himmel, auf Erden und unter der Erde beugen. Gerade im Mittelpunkte der Macht und Herrlichkeit des Römerreiches weist Paulus, der römische Bürger von Geburt, — und civis romanus sum, war damals das stolzeste Wort, das einer sprechen konnte — auf etwas viel Höheres hin: „Unser Bürgerrecht ist im Himmel." Mochten die Besucher von Rom angesichts der „ewigen Stadt" sich ihrer eigenen Vergänglichkeit und Nichtigkeit recht lebhaft bewußt werden, so steht diese dem Apostel als Gefangenem doppelt klar vor Augen. Aber während er sich sagen muß, daß die „ewige Stadt" dennoch zuletzt hoffnungslos in den Staub sinken wird, so spricht er so zuversichtlich als jemals in seinem Leben es aus, daß unser nichtiger Leib verklärt werden wird. Auf dieser Höhe des Glaubens, diesem unerschütterlichen Grunde seiner Hoffnung und in dieser Klarheit seiner Erkenntniß steht der Apostel am Ausgang seines Erdendaseins. Gleichwohl ist er damit noch nicht am Ziel seines Strebens angelangt. Das Kleinod der himmlischen Berufung Gottes in Christo Jesu hat er noch nicht völlig ergriffen, aber er wird in seinem Ringen darnach weder muthlos, noch kraftlos, denn er weiß, daß er von Christo ergriffen ist, und von der Liebe Gottes in Christo Jesu kann ihn nichts mehr in der Welt scheiden.

Die römische Kirche hat den Apostel auch zum Heiligen gemacht. Der Kultus, der ihm zu Theil wird, ist, gegenüber dem Kultus anderer Heiliger, recht spärlich für den Apostel, dessen Wirksamkeit die größte gewesen ist. Hätte der Apostel, wie Ignaz von Loyola, „ein Heiliger werden wollen, zu dem man betet," die Arbeit seines Lebens wäre ihm am schlechtesten gelohnt worden. Er hat es aber nie gewollt; der ganze Charakter des Apostels ist zu bestimmt, seine Geschichte zu klar, als daß er jemals einen richtigen römischen Heiligen abgeben könnte, in dem seine Verehrer eigentlich nur sich selbst wieder erkennen. Dennoch ist etwas an der Sache richtig, aber gerade das, was die römische Kirche nicht brauchen kann. Wenn uns die Person des Judas ein Schreckensbild sein muß, und die des Petrus ein Spiegelbild sein kann, so darf uns Paulus ein Vorbild sein.

Ein Büchlein Wenzeslaus Link's von Arbeit und Betteln.

Von R. Bendixen, Diakonus in Kolditz.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft".)

(Schluß.)

Ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß Link durch die leisniger Ordnung zur Abfassung seiner Schrift angeregt wurde, so muß doch hiebei festgehalten werden, daß er die wesentlichen Gesichtspunkte bereits früher eigenthümlich in sich trug. Es waren seit Luthers Sendbrief an die Leisniger zwei bis drei Monate vergangen, als Link am Freitag nach Simonis und Judä (28. Oktober) zu seiner Schrift „Von Arbeit und Betteln" das Vorwort schrieb. Er war damals gerade zehn Monate in Altenburg. Wenn er diese zehn Monate in runder Schätzung als ein Jahr ansetzte, so ergiebt sich, daß er von Anfang an das altenburger Armenwesen in Angriff nahm. Nachdem er in seinem Vorwort den Bürgermeister und den Rath der Stadt christlich begrüßt hat, erinnert er sie daran, man habe vor einem Jahre eine gemeine Collekte zur Unterhaltung der Armen vorgenommen, dazu auch zwei Kasten vor die Kirchen gesetzt und hernachmals das Umlaufen fremder Bettler und Schüler untersagt. Als Link nach Altenburg kam, waren noch sämmtliche Kirchen in den Händen der Römischen; er predigte zunächst unter der großen Linde am Hospital vor dem Johannisthor, dann im Hause eines Bürgers am Markt. Doch konnte er bereits in der Fastenzeit 1523, also noch in den ersten Monaten eine Amtshandlung (Kommunion unter beiderlei Gestalt) in der Bartholomäuskirche vornehmen und am 15. April in dieser Kirche getraut werden. Im Laufe des Sommers muß ihm diese Kirche auch für seine sonntäglichen Predigten eingeräumt worden sein; anfangs aber war das nicht der Fall. Daraus folgt, daß die von ihm erwähnte Armencollekte eine Hauscollekte gewesen sein muß. Aehnliches mag hier oder da auch sonst vorgekommen sein (vgl. Uhlhorn, a. a. O., II, 452.) Bald konnten dann vor die Bartholomäuskirche zwei Armenkasten gesetzt werden; dazu wurde der Bettel der Fremden untersagt. Jedenfalls wird die neue Nürnberger Almosenordnung von 1522 für Link's Maßregeln mitbestimmend gewesen sein.*)

Link mußte indeß bald erfahren, daß sein Vorhaben auf mancherlei Widerstand stieß; er ließ sich freilich durch die einreißenden Nachlässigkeiten nicht irremachen, sondern regte häufig auf der Kanzel dazu an, solchem christlichen Beginnen Folge zu geben. Doch wurden seine Mahnungen nicht angenommen. Er besorgte daher wohl nicht mit Unrecht, daß sein Vorhaben vom bösen Geist und seinem Anhange verhindert werde. Unter diesem Anhange des bösen Geistes konnte nach Lage der Verhältnisse nur das Capitel der Chorherren am St. Georgsstift auf dem Schlosse verstanden werden, denn alles, was sich sonst noch von römischem Wesen in Altenburg, in seinem Clerus und in seinen Klöstern wider das Evangelium sträubte, hatte in dem Dechanten Gerhard und Genossen

*) Vgl. über die Nürnberger Sammlungen und Spenden: Roth, „Die Einführung der Reformation in Nürnberg," S. 214.

seine Spitze und Schutz und Trutz. Es war aber durch solche Störungen im Barmherzigkeitswerke unter den hülfsbereiten Leuten so viel Verstimmung entstanden, daß sie die Hände davon abzogen, auch unter dem gemeinen Volk viel Gemurmel erwuchs. Diesen Widerstand des römischen Klerus wollte Link nicht schweigend ertragen. Darum wandte er sich an den Rath der Stadt, darum legte er selbst Hand an; sein Büchlein war eine That.

Das Büchlein „Von Arbeit und Betteln" zerfällt in zwei Theile; der erste handelt von Arbeit und Müßigkeit, der zweite von Betteln und nothdürftiger Unterhaltung. Der erste Theil setzt zunächst auseinander, was Arbeit sei: Arbeit ist eine Arznei, dem Menschen nach dem Falle der Sünden aufgelegt, dadurch er büße und wiederkehre zu Gott. Im Folgenden („wann Arbeit aufgesetzt sei") wird die Arbeit als das erste Gesetz angesehen, so Gott den sündigen Menschen zur Buße, Wiederkehr und Seligung hat auferlegt. Denn da Gott den Menschen nach dem Falle aus Barmherzigkeit zur Buße angenommen, hat er dem Manne die Arbeit und dem Weibe den Schmerz auferlegt; also gnädig hat er die Vermaledeiung gemäßigt und, wiewohl sie billig ewig sollte währen, dennoch eine zeitliche Arbeit daraus gemacht, dadurch der Erde Vermaledeiung, so aus der Sünde kommt, geändert werde. So betrachtet Link die Arbeit und den Schmerz vom Gehorsam des Glaubens aus als eine heilsame Buße. Doch solle man allezeit wirken; nicht allein nach dem Falle, sondern auch im Stande der Unschuld (Bauen und Bewahren des Paradieses) und im Stande der künftigen Seligkeit (Wirken des göttlichen Werks) ist dem Menschen noth zu wirken und nicht müßig zu sein. Arbeit fordert ferner die Zuhaltung der Gebote Gottes. „Demnach haben gemeiniglich die Bauern und arbeitenden Leute mehr einen Stand der Vollkommenheit als die Geistlichen." So mag wohl gesprochen werden, daß im Gebot der Arbeit alle anderen Gebote des Gesetzes Gottes verfaßt seien. Wer Arbeit flieht, der flieht das Gesetz und Kreuz Gottes; wer ohne Arbeit und Schmerzen lebt, der fühlt nicht die Kraft des göttlichen Gesetzes, sucht nicht Hülfe der Gnaden zc. Aus dem folgt, heißt es im folgenden Abschnitt, Arbeit probiret den Glauben. Das Wesen allein ist christlich, darinnen Mühe und Arbeit ist; denn Christus ist ein Mann der Schmerzen; auch allein die Nahrung ist göttlich, darinnen der Mensch sich in Arbeit und Schmerzen nährt. Wo man sich mit Arbeit nährt, da wird der Glaube zu Gott geübt, denn unsere Arbeit bringt wenig Frucht, es gebe denn Gott seinen Segen darüber. Weiter ergibt sich aus biblischen Beweisstellen, z. B. Spr. 12, wie schädlich Müßigkeit und herwiederum wie nützlich Arbeit ist. Müßigkeit ist alles das, dadurch Gottes Werk nicht vollbracht wird; „also alles, was wir thun ohne Gottes Wort und Befehl heißt müßig gangen." Hieran schließt sich die Betrachtung von zweierlei Arbeit an: leibliche Arbeit, dadurch der Leib gezähmt wird, und geschieht in allerlei leiblicher Uebung mit Abbrechen der Speise, des Schlafs und allerlei Kasteiung, in welchem allein ein Mensch dem andern dienstlich und nütze sein soll; und: geistliche Arbeit durchs Wort Gottes, dadurch die hoffärtige Seele, der eigene Wille, die eigene Klugheit gedämpft wird. Zusammenfassend lehrt dann der

Beschluß: wer Arbeit und Schmerzen flieht, der flieht den Gehorsam des göttlichen Gesetzes, den Trost des Kreuzes und alles Heil und gibt sich in Anfechtung des Teufels zu allen Lastern; wer aber in Arbeit sich nährt oder in Schmerzen lebt, der ist in Gottes Schutz zum Heil des Kreuzes, auf dem Wege des Heils, wiewohl solch Leben dem Fleisch und der Natur häßlich und verächtlich ist.

Der zweite Theil handelt von Betteln und nothdürftiger Unterhaltung, und erinnert: Armen und Nothdürftigen, die sich mit leiblicher oder geistlicher Arbeit nicht erhalten mögen, ist man schuldig zu helfen aus brüderlicher Liebe und göttlichem Gebot, nicht weniger dann man schuldig ist, einem getreuen Arbeiter seinen Lohn zu geben; „derhalben ich dieselbigen nicht unterm Bettel begriffen will haben". Es folgt eine Betrachtung darüber, was Betteln sei. Betteln ist eine Frucht der Müßigkeit. „Bettler nenne ich, die von einem Orte zum anderen laufen; die vermögen anderen Leuten zu dienen und mögeu es nicht thun." „Bettel ist eine Grundsuppe und Versammlung aller Uebertretungen der Gottesordnungen und Gebote, ein Anfang aller Laster, ein Deckel des Geizes 2c. Durch solchen Bettel ficht der Teufel am meisten wider Gottes Gesetz, das allein in der Nächstenliebe zur Erfüllung kommt". Demnach malt man oftmals den Teufel als einen Bettler. Weiter wird dann entwickelt, daß Betteln in der Schrift (5 Mos. 15) verboten sei. Das Wort Christi: „Gib dem, der dich bittet", geht nicht auf die Bettler („dieweil doch den Geiz niemand erfüllen mag"), sondern ermahnt, daß man einem jeden Nothdürftigen helfe und ihn der Noth entnehme wie ein Gliedmaß dem anderen thut. Im Schlußabschnitt: wie der Geistlichen Unterhalt beschehe und entschuldigt werde: klagt Link, daß man allenthalben schwer ist, rechte Diener des Evangeliums nach Nothdurft zu unterhalten; Christus habe doch verordnet, daß die das Evangelium verkündigen, vom Evangelium ihre Unterhaltung sollten haben. „So gar hat der Teufel die Welt überwältigt, Gottes Wort vertilgt und sich an Gottes statt in die Herzen gesetzt, daß man ihm zwei Lichter steckt, wo Christus finster muß sitzen."

So endet das Büchlein „Von Arbeit und Betteln", und will nicht besser scheinen als es ist: keine Armenordnung, nur ein Denkzettel; kein gefeilter Vortrag, nur eine Gelegenheitsschrift; nur ein fliegendes Blatt neben den anderen, die Link in Altenburg ausgehen ließ, die nun verstreut sind, daß man sie sammeln und suchen muß von den vier Winden, wenn man nämlich Freude findet an den Worten des Mannes, der einen Jonas und Ebner, Nützel, Holzschuher, Spengler und Dürer in die seligmachende Wahrheit hineinwies, dem Staupitz und Luther, der ihn einen rechten Theologen nannte, ihr ganzes Herz vertrauten.

Uebrigens ist es bezeichnend, daß Schlegel und Verpoorten, die beiden alten Biographen Spalatin's und Link's, aus der Altenburger Schriftstellerei des letzteren nur die eine hier soeben betrachtete Schrift hervorheben. So wird sie ihre stille Geschichte und nachhaltige Wirkung gehabt und ihren Platz ausgefüllt haben, ob auch die Spuren nicht mehr nachweisbar sind.

Link war keine von den knorrigen Eichen, denen, wie man sagt, die

Stürme der Zeit Orakel entlocken; aber er verstand die Sprache seiner Umgebung. In den ersten Altenburger Tagen erkannte er, was es zu thun gab. Da stand sein Predigtstuhl unter der alten Linde am Hospital vor dem Johannisthor. Hier begriff er die Krankheit der Zeit und ihre Heilung. Darum legte er Zeugniß ab wider das lose Handwerk des Bettelns, wider die Schalkheit und Krämerei der Bettelorden. Uebrigens ging er mit seinen Schlußbemerkungen über den Unterhalt der Geistlichen weiter, als man nach dem Thema erwarten sollte. Es sieht fast aus, als hätte er sich zu diesen letzten Aeußerungen durch die Leisniger Kastenordnung bestimmen lassen, so unvermittelt schließen sie sich an, fast wie ein nachträglicher Zusatz, der mit dem Ganzen nicht recht harmonirt. Hat Link im Verlauf der Schrift über die Arbeit der Geistlichen (natürlich im Hinblick auf das faule Klosterleben, aber doch ohne die Evangelischen auszunehmen) gar geringschätzig geurtheilt, so erkennt er jetzt an, daß sie in göttlicher Schrift sich Tag und Nacht üben. Es ist doch kaum anzunehmen, daß Link ohne weiteren Anlaß nur durch eine fremde Schrift sich zu dieser Schlußbetrachtung bewogen finden konnte. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die späteren Erfahrungen Spalatin's schon in Link's Tagen ein Vorspiel gefunden hatten, daß nämlich die Stiftsherren ihm wegen seiner Verheirathung die Besoldung zu entziehen Miene machten; thatsächlich waren die Pfarrgüter bis zur Anstellung Spalatin's in ihren Händen geblieben; vgl. Luther's Brief an den Kurfürsten Johannes vom 20. Juli 1525 (de Wette III, 15). Daß man allenthalben schwer sei, rechte Diener des Evangeliums nach Nothdurft zu unterhalten, konnte in einer praktischen Gelegenheitsschrift wohl nur heißen: Crede experto.

Die Erörterungen über die Arbeit machen den Eindruck des ersten Versuchs; darin liegt ihr Reiz und ihre Schranke. Man wird manches daran auszusetzen haben, anderes vermissen. Link meint mit der Arbeit den Beruf, und damit faßt er die Sache richtig an. Er versucht die Arbeit, abgesehen von der Sünde, zu begreifen, wenn er auch noch nicht zu der Erkenntniß des ebenbildlichen Wirkens gekommen ist. Er betrachtet die Arbeit als Arznei, und er thut es vielleicht noch zu sehr. Er stellt sie unter den Gesichtspunkt des Gehorsams. Er sieht sie als Kreuz an und will sie so mit dem Schmerz auf eine Linie stellen. Damit vermischt er nicht nur Kreuz und Leiden, sondern auch Arbeit und Mühsal. Er faßt die Arbeit als Gottesdienst auf, und das hat Luther bekanntlich auch gethan. Aber es klingt doch bedenklich, daß im Gebot der Arbeit alle anderen Gebote mitverfaßt seien, daß Arbeit bußfertige Menschen mache rc., als stehe in der Arbeit das ganze Christenthum. Es ist natürlich nicht so gemeint, aber es fehlt doch die klare Erkenntniß des Unterschiedes, daß irdische Berufstreue zwar eine Verheißung für dieses Leben hat, aber nicht weiter; daß Glaube, Liebe, Heiligung und Zucht hinzukommen müssen, ehe von einem Seligwerden in irdischer Berufserfüllung die Rede sein kann. Es wird dann zwar versucht, es psychologisch zu vermitteln, inwiefern die Arbeit bußfertige Menschen macht. Aber da dies doch gewiß von geistlicher Arbeit gesagt sein soll, so ist es ein formeller Mangel, daß der Unter-

schied von zweierlei Arbeit nicht früher hervortritt. Auch ist es bemerkenswerth, daß die Arbeit gelegentlich noch eine Kasteiung genannt wird; es ist das ein Nachklang der mönchischen Auffassung.

Diese Mängel sind mehr oder weniger formell. Es ist Link schwer geworden, die Fülle sich drängender Gedanken, Wahrnehmungen und Gesichtspunkte einander lichtvoll unterzuordnen. Daß er das Rechte meint und hat, erkennt man aus den Sätzen: Arbeit ist heilsam, wo man sie thut in Gehorsam des göttlichen Wortes; Arbeit und Schmerz sind ein Weg des Heils, wo man sie nur christlich trägt; die Arbeit gibt Ursache, daß der Mensch Ruhe und Trost bei Gott suche. Wo man sich mit Arbeit nährt, da wird der Glaube zu Gott geübt.

Der Hinweis auf das Gebet und auf den Segen Gottes fehlt zwar nicht ganz, aber er tritt doch sehr zurück. Beides wird nur mehr gelegentlich erwähnt. Wie hoch Link sonst das Gebet stellte, erkennt man schon daraus, daß er noch in Altenburg das Vaterunser beicht- und bittweise auslegte, darin er u. a. auch bekannte: an Gottes Segen sei alles gelegen. Zu Anfang seiner zweiten Nürnberger Wirksamkeit veröffentlichte er kurze Summarien oder Auszüge der Psalmen. Darin sagt er zu Ps. 127: „Aller Menschen Anschläge, Kräfte und Thun sind verloren und umsonst, wo nicht der Herr durch den Glauben behütet, erhält und begabt." Link hat es für überflüssig gehalten hervorzuheben, daß zur angestrengten steten Berufstreue nicht nur Fleiß, sondern auch sittlicher Ernst gehört, wie denn Arbeit und Ernst, schon sprachlich angesehen, in der Anstrengung ihre gemeinsame Wurzel haben. Wie er aber das Büchlein „Von Arbeit und Betteln" aus dem vollen Ganzen seiner persönlichen Erfahrung schöpfte, so stand auch der entschiedene und bewußte Ernst dahinter. Dieser Ernst ist es, der ihn ein ander mal („Von Testamenten der sterbenden Menschen") schließen läßt mit der Mahnung: „Darum groß von nöthen, daß jedermann weislich in Gottesfurcht handle, dieweil von Art die zeitlichen Güter zu Bosheit mehr denn zu Liebe Gottes und des Nächsten fördern, auf daß wir also durch die zeitlichen Güter gehen, damit wir die ewigen nicht verlieren."

Geboren von der Jungfrau Maria.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

Lieben Brüder, werdet nicht Kinder an dem Verständniß, sondern an der Bosheit seid Kinder, an dem Verständniß aber seid vollkommen. 1 Cor. 14, 20. Mit solchen und ähnlichen Worten mahnt der Apostel, daß wir nicht gedankenlos und ohne Verständniß nachsagen sollen, was das Wort Gottes uns lehrt, sondern daß Christus auch in unserer Erkenntniß Gestalt gewinnen soll, auf daß unser Glaube festgewurzelt und gegründet werde und sich nicht wägen und wiegen lasse von allerlei Wind der Lehre durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei. Ist der Glaube ein Licht in dem Herzen, wie die Reformatoren so nachdrücklich betonten, so muß er auch die Erkenntniß helle

machen. In den höchsten Fragen des Lebens sollen wir klar sehen; nicht als ob wir dem rationalistischen Grundsatz huldigten: „Wahr ist, was klar ist," sondern umgekehrt, was wahr ist, was das Wort Gottes lehrt, das soll uns auch klar werden, jedesfalls sollen wir wachsen in der Erkenntniß desselben. Alles Wachsthum nun beruht, auch im Geistesleben, auf Assimulation und Reproduktion, auf Empfangen und Verarbeitung der Nahrung und Gestaltung der dadurch gewonnenen Kräfte zur Ausbildung des eignen Wesens; so auch müssen wir die Glaubenswahrheiten uns aneignen, d. h. sie aufnehmen als die Nahrung unseres Geistes, sie in unserm Denken verarbeiten, so daß sie in unser eignes Wesen übergehen und unsre eignen Gedanken werden. Indem wir so die Wahrheiten in uns erzeugen und eine Ueberzeugung davon gewinnen, wird das Lebenswort lebendig in uns, und je mehr wir so wachsen in der Erkenntniß unseres Herrn Jesu Christi und seines Wortes, desto inniger werden wir ihn lieben und desto demüthiger uns beugen unter sein Wort, auch wo wir es noch nicht klar erkennen. — Jahrhunderte lang ist obengenannte Thatsache des christlichen Glaubens ein heiliges Geheimniß gewesen, dennoch hat die Kirche allezeit daran festgehalten, und hat sie als einen hohen Artikel des Glaubens anbetungsvoll bekannt; aber freilich, Tausende von Christen nehmen denselben auch als unverstandene und unerkannte Wahrheit mit in den Kauf, ohne irgend etwas davon zu haben, ohne irgendwie Kraft und Trost für Herz und Geist daraus schöpfen zu können. Versuchen wir daher einmal zu Nutz und Frommen der Gläubigen etwas von dem reichen Inhalte dieser Wahrheit zu schauen und uns denselben anzueignen.

Joh. 12, 24 vergleicht sich der Herr selbst mit dem Weizenkorn, und von diesem Gleichnisse wollen wir bei unserer Betrachtung ausgehen. In dieser Schriftstelle deutet Christus allerdings hin auf seinen Ausgang aus der Welt und auf die Frucht seines Todes, aber wir dürfen das Gleichniß wohl auch nach der anderen Seite hin betrachten und es deuten auf sein Kommen in die Welt und auf die Art seines Wirkens. Wenn das Weizenkorn in die Erde fällt, so fängt es, vom Boden und seinen Kräften empfangen und umfangen, an zu keimen. Dies ist im Grunde genommen ein ebenso geheimnißvoller Vorgang als das Kommen Christi in die Welt. Das Weizenkorn ist eine Welt im Kleinen. Tausende von Zellen oder Theilchen sind darin gestaltet, die aber Alle verderben würden ohne die Mutterzelle. In ihr ist die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. Wir sehen nichts in ihr als etwas Saft, und doch, vom warmen, feuchten Boden umfangen, beginnt in ihr eine eigenthümliche Regung und gestaltende Bewegung. Woher kommt diese? Nicht vom Boden oder dessen Feuchtigkeit und Wärme, vielmehr offenbart sich in dieser Bewegung eine Kraft, welche Macht hat über den Boden, Macht hat, die Stoffe und Kräfte des Bodens an sich zu ziehen, sie umzuwandeln und sie zu neuen Zellen zu gestalten, ja diese Zellen wiederum verschiedenartig zu formen, so daß sie damit Wurzeln und Stengel, Blätter und Blüthen bilden kann — es offenbart sich also in jener ersten Bewegung der Mutterzelle eine Kraft, welche die Stoffe und Kräfte des Bodens in eine neue Welt, aus dem Mineralreiche in

das Pflanzenreich zu versetzen und damit die ganze Pflanze als ein organisches Gebilde aufzubauen und so sich selbst auszubilden und zu verleiblichen vermag. Woher also kommt diese Kraft und ihr Vermögen, auf dem Erdboden und vermittelst desselben ein neues Reich aufzubauen und aus der Erde Brot zu bringen? Das Niedere kann nicht das Höhere, der Tod nicht das Leben erzeugen. Wir wissen, daß wenn ein Korn todt ist, so wird es durch den besten Boden nicht lebendig. Diese Kraft und ihr Vermögen, sich zu gestalten, oder kurz gesagt, die lebendige, wirkende Gestalt liegt also im Korn und zwar in der Mutterzelle; sie ist als Kraft immer lebendig, und wenn die Bedingung (feuchter, warmer Boden) gegeben, die Zeit erfüllt ist, so regt und bewegt sie sich von freien Stücken und beginnt das Werk ihrer Verleiblichung, um damit sich selbst zur Erscheinung zu bringen und auszubilden. Alles, was in der Pflanze sich bildet, wird durch sie gebildet, und ohne dieselbige kann sich nichts bilden, und sie trägt die ganze Pflanze und ist deren Kraft und Leben. Wir wollen hier nicht weiter gehen, sondern beim Anblick des Weizenkornes diese Thatsache feststellen: die zweckmäßig, sich selbst gestaltende Kraft, so zu sagen, die geistige Gestalt der Pflanze, welche nach dem ihr innewohnenden Gesetz wirket und schafft, ist der Lebensgrund der Pflanze, und sie gestaltet und bildet vermittelst der Erdstoffe die sichtbare Pflanze als ihren Leib, um sich selbst darin zur Erscheinung zu bringen und auszubilden.

Nun, lieber Leser, heißt es aber auch hier von dem Einen, was für die Erkenntniß noth thut:

Seele, willst du dieses finden, — Such's bei keiner Kreatur!
Laß, was irdisch ist, dahinten, — Schwing' dich über die Natur!
Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
Wo alle vollkommene Fülle erscheinet,
Da, da ist das beste, nothwendigste Theil,
Mein Ein und mein Alles, mein seligstes Heil.

Wie diese unsichtbare Kraft, diese geistige, schaffende Gestalt in dem Weizenkorn wohnt, durch welche dieses lebt, so wohnen in der ganzen sichtbaren Schöpfung die geistigen Gestalten der wahrhaftigen Dinge (res), die reale Schöpfung und Gotteswelt, als die treibende, bildende Kraft, die alles Leben schafft. Wenn wir nun an der sichtbaren Schöpfung sehen, wie die unendlichen Reiche jener Gotteswelt ein zusammenhängendes Ganze, einen Organismus bilden, — wie von der Sternenwelt an durch das Reich der Farben und der Töne, durch die Blüthenwelt und durch alle Lebensregungen und Gestaltungen, von den Strahlenthierchen im Tropfen bis zu dem Auge und Geiste des Menschen, in welchem die Schöpfung wiederstrahlt, ein Plan der Weisheit, ein ununterbrochener Lebensstrom sich hindurchzieht — wie sie Alle zu einem Ganzen verbunden und gegliedert gleichsam das Weizenkorn des Himmelreiches bilden — und wir fragen, wo ist das Haupt dieses geistigen Reiches, welches den ganzen Organismus trägt und belebt, welches ist die gestaltende Kraft dieses himmlischen Weizenkornes, aus welchem die sichtbare Schöpfung aufkeimt und sich gestaltet und welche das Leben der Welt ist — so ist es eben nach Geschichte und Offenbarung der, der das ewige Leben

trägt in sich selber, der ewige Sohn Gottes, Jesus Christus, durch den und zu dem alle Dinge geschaffen sind, und Er trägt Alles mit seinem allmächtigen Wort. Ist es nun schon bei dem irdischen Weizenkorn also, daß die innenwohnende Gotteskraft, die lebendige Gestalt, sobald die Bedingung erfüllt ist, von freien Stücken anfängt zu wirken und in die Erscheinung zu treten, um wieviel mehr muß es gelten von Jesu Christo, daß er, wenn die Zeit erfüllt ist, aus freiem Entschluß und kraft der Machtvollkommenheit seines Wesens in die Welt kommt und seinen Leib gestaltet? Kann Er, das ewige Leben, seine Existenz von der zeitlichen Kreatur — das Vollkommene sein Wesen von dem Unvollkommenen empfangen?

Wie die Kraft und das gestaltende Leben im Weizenkorn, in die Erde gefallen, von den Gotteskräften des Bodens umfangen, die verwandt sind der Gotteskraft in ihm, vermittelst der Kräfte des Bodens seine Verleiblichung beginnt, indem es dieselben in seine höhere Pflanzen-Natur umwandelt, so beginnt des Menschen Sohn, in die Menschheit gekommen, von dem heiligen Gottes-Geiste vorbereitender Gnade empfangen, vermittelst der Menschennatur das Werk seiner Verleiblichung, indem er die Kräfte der Menschennatur in der Jungfrau Maria erhebt und verwandelt in seine Gottes-Natur, in den reinen und vollkommenen Leib gottmenschlichen, unvergänglichen Lebens. Darum, ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur (2 Kor. 5, 17), gilt nicht blos von der Umwandlung der Gesinnungen, sondern auch von der Umwandlung der ganzen inneren Lebenskräfte des Menschen in die höhere Natur Christi, so daß er, ergriffen von der Liebe und Lebenskraft Christi, nicht mehr für sich selbst und für sein Erdenglück lebt, sondern kraft des neuen Lebens in Christo sein Erdenleben dazu verwendet, sein natürliches Wesen zu erheben und zu verwandeln in das himmlische Wesen christlicher Gesinnungen, die den neuen Menschen bilden, der vor Gott ewiglich lebt. Daß der Mensch diese neue Lebenskraft nur von Christo und durch Christum empfangen kann, ist eben so klar als dies, daß der Erdboden niemals aus sich selbst eine Weizenpflanze erzeugen kann.

Er, der ewige Sohn, der Herr der Herrlichkeit, der, wie das gestaltende Leben im Weizenkorn, die unorganischen Stoffe und Naturkräfte in das organische Leben erhebt und die ganze Pflanze trägt, so in der gebenedeiten Jungfrau die Kräfte der Menschen-Natur in seine Gottes-Natur erhebt, und so eine neue Menschheit erzeugt und sie trägt, hat damit nicht allein alle Kräfte und Verhältnisse der Menschen, sondern auch die Kräfte der Natur geheiligt und geweiht zu einem neuen Himmel und zu einer neuen Erde und zu einem Leibe, der da sein wird eine Hütte aus Gott erbaut. Wie kann da von einer menschlichen Zeugung die Rede sein. In Christo ist weder Mann noch Weib. Wie der Organismus und die Gestalt der Pflanze nicht durch einen chemischen Prozeß hervorgebracht wird, sondern eben eine höhere Natur ist so ist Christus nicht von dem Geblüt, noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes. Kann er, der über aller Natur ist, ja das Wesen aller Natur in sich selbst trägt, auf natürlichem Wege gezeugt werden? Kann der Staub

aus sich selbst die Rose und ihren Duft erzeugen? Es ist der Geist, der sich den Körper baut und ihn beseelt. Jesus Christus, der Herr der Geisteswelt, dem die unsichtbaren, wirkenden Kräfte und Lebensmächte und damit auch die sichtbaren Dinge zu Gebote stehen, durch den der Seraph und das Weizenkorn erst sein Dasein und die Kraft hat, sich zu gestalten, er kam in die Welt und gab ihr das Leben und von seiner Fülle sollen auch wir nehmen Gnade um Gnade, ja fort und fort wurzelnd und wirkend in der Menschheit, will er alle Seelen zu sich ziehen, die sich nicht verstocken, indem Er, ihre Kraft, ihr Licht und ihr Leben, in ihrer innersten Tiefe sie ergreift und umwandelt und ihnen damit Macht giebt Gottes Kinder zu werden. Ja, ihr Lieben, „geboren von der Jungfrau Maria," das faßt den ganzen Reichthum der Theologie in sich, das spricht es kurz und bündig aus, daß er, der Fürst des Lebens, der König im Reiche der Wahrheit, unser armes Fleisch und Blut an sich nahm, um uns an sich zu ziehen, und uns, unser natürliches Wesen in seine Gottes-Natur erhebend, in seine Lebensgemeinschaft zu versetzen, — daß er uns versöhnt und vereint hat mit dem Vater nicht durch Erkenntnisse und Bekenntnisse, odes des etwas, sondern kraft seiner Natur und seines Lebens, indem er sein Leben gab für das Leben der Welt.

„Geboren von der Jungfrau Maria," das mahnt uns: wir können nicht anders in das Himmelreich kommen, als daß wir durch seine Gotteskraft hineingeboren werden. Du konntest und du kannst nichts dazu thun, daß du geboren wirst. Er ist es, und er allein, der deine Seelen- und Geisteskräfte erheben und verwandeln und dir ein neues Leben geben kann, und er will es jedem geben, der zu ihm kommt.

„Geboren von der Jungfrau Maria," dies mahnt uns aber auch, daß je mehr wir unsern Blick von der Welt hinweglenken und ihn in unser Inneres versenken, in den tiefsten Lebensgrund, die Liebe, welche ist die Lebensgemeinschaft mit ihm — je fester wir uns von ihm anziehen und aneignen lassen, bei allem Denken und Thun, täglich und stündlich, so daß hinter allem äußeren Wirken und Schaffen die Liebe zu ihm in unserem Herzen wohnet und wacht als die treibende Kraft, desto mehr Licht und Kraft strömt uns zu auf allen Gebieten des Lebens. „Auf dich sehn allezeit — daraus fließt Kraft und Seligkeit," ist nicht blos ein dichterischer Ausdruck der Zugehörigkeit zu Christo, sondern bezeichnet buchstäblich ein Naturgesetz im Reiche Gottes. Darum, liebe Seele, liebst du ihn, deinen Heiland, und schmeckt dir die Gütigkeit seines Wortes gut, so lebst du in ihm und wirst mit ihm leben in Ewigkeit.

Der Beruf des evangelischen Lehrers als Schulmann und als Christ.

(Eingesandt von H. Säger.)

Der Betrachtung des obigen Themas ist zu Grunde gelegt das Wort heiliger Schrift: „Phil. 3, 12. 13. 14: Nicht daß ich es schon ergriffen habe u. s. w."

„Nachdem ich von Christo ergriffen bin," spricht der Apostel Paulus. Er bezeugt damit von sich selbst: Jesus Christus hat mich ergriffen, hat mich aus der Selbstweisheit und Selbstgerechtigkeit heraus in seine seligmachende Erkenntniß und Gnade hineingeführt, hat mich zu seinem ewigen Eigenthume erwählt, und ich habe einen doppelten Beruf von ihm empfangen, nämlich den Beruf als Apostel und als Christ.

Auch jeder evangelische Lehrer hat einen doppelten Beruf, nämlich den Beruf als Schulmann und als Christ.

Wir betrachten also erstens den Beruf des evangelischen Lehrers als Schulmann.

Wenn in einem Jünglinge der Trieb und das aufrichtige Verlangen entsteht, sich dem Lehrerberufe zu widmen, ein Schulmann zu werden, so ist es die Hand seines Gottes und Heilandes, die ihn ergriffen, indem Er, der Herr, der die Herzen lenkt wie Wasserbäche, solch redlichen Wunsch in der Seele des Jünglings erweckt hat. Und wenn dann die Jahre und Tage treuer und fleißiger Vorbereitung und Ausbildung für's Amt vorüber sind, und die gnädige Hand Gottes den jungen Mann in sein erstes Schulamt hineinführt, ihm eine Anzahl Kinder anvertraut und zu ihm spricht: „Nun weide deine Lämmer," so muß der durch das treue und gnädige Walten seines Gottes so weit gekommene junge Mann, wenn er die Wege Gottes in der Stille übersieht, in Demuth und Herzenshingabe an den Herrn bekennen und sagen: „Du, mein Gott und Heiland, hast mich ergriffen, hast mir nach dem Wohlgefallen deines Willens dies Schulamt anvertraut, und hast mich berufen, als Schulmann jetzt zu wirken."

Wo aber diese Demuth und Herzenshingabe an den Herrn seinen Gott nicht Raum gewinnt im Gemüthe, wo man sich selbst erhöht, sich selbst die Ehre gibt: nun, da wird's sicherlich durch manche Hecken, Büsche und Dornen hindurch gehen, bis der Sichselbsterhöhende und sich selbst die Ehre Gebende zu seinem Heile gedemüthigt und erniedrigt wird.

Bleibt aber der angehende Schulmann in der Demuth und Einfalt, so steht im Hinblick auf das verantwortliche Amt in seinem Verstande und Herzen das Wort des Apostels geschrieben: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin."

„Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei." Damit bekennt der junge Lehrer, daß er in seinem Berufe als Schulmann erst nur ein Anfänger, ein A-B-C Schüler ist; daß ihm an den Kenntnissen und Fertigkeiten, die das Schulamt erfordert, noch vieles abgehe; daß er in den passenden Methoden, womit die einzelnen Unterrichtsgegenstände zu behandeln sind, noch wenig auf Erfahrung gegründete Tüchtigkeit besitzt; daß er in der Erziehungskunst, die ein rechter Schulmann sich anzueignen hat, noch viel zu lernen und sich von Gott zu erbeten hat; und daß in seinem Charakter und in seiner Moralität noch manche Schwächen und Gebrechen sich finden.

Mit diesem demüthigen Bekenntniß: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei," steht in unzertrennlichster Verbindung der redliche, den ganzen jungen Schulmann durchglühende Eifer und Entschluß: „Ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte." Ja, nicht nur als Jüngling ist der Schulmann von diesem Eifer beseelt, sondern auch in den reiferen Mannesjahren ist solches Streben ein schöner Charakterzug des wahren Schulmannes, und selbst noch in den alten Tagen bemerkt man in seinen Fußstapfen die Spuren solchen Strebens.

Wenn ferner der Apostel sagt: „Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen habe," so fügt er hinzu: „Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist."

So auch der rechte Schulmann. Im Rückblick darauf, daß er schon vieles gelernt und manches geleistet hat, ist er nicht eingebildet und selbstzufrieden, macht sich kein Ruhekissen daraus; sondern des Dahintenliegenden kaum gedenkend, streckt er sich zu dem, was da vorne ist, jaget nach dem Kleinod der Vervollkommnung, und thut solches alles, wenn er anders in der rechten Herzensstellung zu seinem Gott und Heiland steht, zu Nutz und Heil seiner Schüler und zur Ehre Gottes.

Welches sind nun die geeignten Mittel, die der Lehrer zu gebrauchen hat, um dem Ziele der Vervollkommnung immer näher zu kommen?

Zunächst ist es das Selbststudium, das Fortstudiren. Passende Lehrbücher und namentlich gute pädagogische Werke und Zeitschriften bieten dem Lehrer dazu eine hülfreiche Hand. Doch auch in Beziehung auf das, was solche Bücher und Zeitschriften enthalten, gilt für den denkenden Schulmann die Regel: „Prüfet alles und das Beste behaltet."

Ein ferneres Mittel zur Vervollkommnung ist die treue und gewissenhafte Vorbereitung auf die einzelnen Gegenstände des Unterrichts. Das Was und Wie des Unterrichts, oder das Material und die Methode eines jeden Lehrgegenstandes, vorher überdacht und zurechtgelegt, ist ein nothwendiges Erforderniß für das Gedeihen der Schule und für das Wachsthum des praktischen Schulmannes.

Ein drittes Mittel ist die Selbstprüfung. Der rechte Schulmann, nachdem er in der Schule des Tages Last und Hitze getragen, übersieht und überdenkt am Abend in der Stille, in wie weit es ihm am verflossenen Schultage gelungen ist, erfolgreich zu unterrichten und zu erziehen, und in wie weit nicht. Die stattgehabten Fehler und Mängel erkennend, den Ursachen derselben nachdenkend, sinnt er auf geeignete Mittel und Wege, sich in der Unterrichts- und Erziehungskunst zu vervollkommnen.

Auch zeitweiser Besuch solcher Schulen, an denen bewährte Schulmänner wirken, ist ein Förderungsmittel. Der Hospitant wird daselbst durch stilles Beobachten und Zuhören manchen Wink empfangen, der ihn dem Ziele der Vervollkommnung näher führen kann.

Brüderliches Zusammenkommen mit anderen Kollegen des Schulamtes kann zweckdienlich werden. Durch gegenseitiges Besprechen und durch den

Austausch der gemachten Erfahrungen im Schulamte bringt die Bescheidenheit und Demuth, die gern von Andern lernt, gewiß einen Nutzen mit heim.

Insonderheit haben ja auch die Lehrerconferenzen den Zweck, uns gegenseitig dem Ziele der Vervollkommung näher zu bringen. Daselbst sollen die gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen der gemachten Erfahrungen in der Amtsthätigkeit, sowie Referate, welche, die Volksschule im Auge behaltend, über Unterricht und Erziehung in derselben belehren und geeignete Unterrichtsproben dazu dienen, daß die anwesenden Kollegen in der Unterrichts- und Erziehungskunst gefördert werden.

Haben wir nun im Vorhergehenden den Beruf des evangelischen Lehrers als Schulmann betrachtet, so wollen wir jetzt zweitens betrachten den Beruf des evangelischen Lehrers als Christ.

Ist der Beruf des evangelischen Lehrers als Schulmann schon so groß und wichtig, noch viel größer und wichtiger ist sein Beruf als Christ, indem der letztere Beruf den ersteren heiligt, ihm die rechte Weihe verleiht, und die Zeit zur Ewigkeit, das Irdische zu dem Himmlischen in das rechte Verhältniß stellt.

Ein tüchtiger Schulmann sein und dabei das wahre Christenthum beseitigen, oder als Nebensache ansehen wollen: das mag wohl irdisch gesinnten Leuten gefallen und von ihnen belobt werden; aber dem Herrn unserm Gott und Heilande gefällt es nicht, indem auf solche Weise die selige und heilige Gemeinschaft mit dem Dreieinigen Gott, die allein unser Glück und Heil in Zeit und Ewigkeit bedingt, als eine Null betrachtet wird. Nein, eines evangelischen Lehrers Aufgabe ist, nicht nur ein tüchtiger Schulmann, sondern auch ein wahrer Christ zu werden.

Ist der angehende Schulmann insoweit von Christo ergriffen, daß er, zwar demüthig, aber doch mit allem Eifer der Vervollkommnung entgegen strebt, und er zu solchem Streben durch manchen günstigen Erfolg im Amte immer mehr ermuntert wird, so ist das die vorlaufende Gnade des Herrn. Hat nun der Lehrer Acht auf die Erweisungen dieser vorlaufenden Gnade, benutzt er dieselben dankbar und treu, und sitzt er täglich mit Gebet und Betrachtung des göttlichen Wortes als ein lernbegieriger Schüler zu den Füßen seines Heilandes, so wird sich an ihm das Wort erfüllen: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe," und es wird für ihn die Stunde kommen, wo er durch rechte Buße zu Gott und lebendigen Glauben an Jesum Christum die volle Gnade empfängt und er sich seinem Herrn und Heilande zum bleibenden Eigenthume übergiebt.

Nun hat er an der von Jesu Christi auf Golgatha vollbrachten und durch seine glorreiche Auferstehung versiegelten Erlösung einen wahrhaftigen und seligen Antheil bekommen, so daß er rühmen kann: „Ich freue mich im Herrn und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn Er hat mich angezogen mit den Kleidern des Heils und mich mit dem Rock der Gerechtigkeit bekleidet." All seine Schuld und Sünde ist vergeben, der Friede Gottes durchströmt seine Seele, und in seinem Herzen brennt eine Liebe, die er vorher nicht kannte, die Liebe zu dem Lamm Gottes, das erwürget ist und hat uns Gott

erkauft mit Seinem Blute. Der heilige Geist, der ihm, dem Begnadigten, gegeben ist, erleuchtet seinen Verstand, erfüllt sein Herz mit heiliger Freude und giebt ihm das Zeugniß, daß er Gottes Kind und Erbe ist. Und von Christi Liebe gedrungen und vom heiligen Geiste getrieben will und kann er nun allem Bösen absterben und in der Auferstehungskraft Christi mit Ihm in einem neuen Leben wandeln. Kurz: der also von Christo Jesu ergriffene Lehrer ist wiedergeboren, ist in der That und Wahrheit ein Christ geworden. „Gott präg es meinem Herzen ein, welch Glück es ist, ein Christ zu sein," singt er nun wohl mit dem Dichter.

Doch dieses Glücks sich freuen, soll man wohl bedenken, daß der also von Christo Ergriffene, mit Seiner Gnade und Barmherzigkeit Gekrönte nur erst einen Anfang im Christenthum gemacht hat. Der Grund und Eckstein zum Christenberufe ist zwar gelegt, aber auf diesem Grunde soll fortgebaut werden, um das Gebäude des Christenthums seiner Vollendung entgegenzuführen.

„Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin! Dieses Wort des Apostels Paulus soll daher dem Wiedergeborenen und Bekehrten das Motto für seinen ganzen Christenlauf sein.

Haben wir die Gerechtigkeit durch den Glauben erlangt, so sollen wir jetzt auch nachjagen der Heiligung. Sind wir Reben an Christo, dem himmlischen Weinstock geworden, so soll die Rebe auch die Früchte der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe bringen. Sind wir durch die enge Pforte hindurch auf den schmalen Weg gelangt, so sollen wir auch wandeln auf dem schmalen Weg, sollen uns selbst verleugnen, unser Kreuz geduldig auf uns nehmen und also unserem göttlichen Herrn und Meister nachfolgen. Wir sollen absterben unserem ganzen sündlichen Verderben, immermehr in Christi Bild erneuert werden und Seine Tugenden in unserem Sinn und Wandel verkündigen. Wir sollen, was unsere Moralität betrifft, in der Bergpredigt als in einem Spiegel uns beschauen, wie wir gestaltet werden müssen, um der Forderung unseres Meisters zu genügen, der da zeugt: „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist."

Wahrlich, das ist eine große Aufgabe, ein hohes Ziel. Wenn der heilige Apostel Paulus im Hinblick auf das hohe Ziel, noch in den letzten Jahren seiner apostolischen Laufbahn von sich bezeugt: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei, wie vielmehr wir evangelische Lehrer, seien wir nur noch Jünglinge, oder stehen wir im reiferen Mannesalter, oder befinden wir uns schon in den alten Tagen.

Diese große Aufgabe bedenkend, dieses hohe Ziel erwägend, müßten wir, wollten wir unsere eigene Kraft in Rechnung bringen, verzagen. Ja, bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Gott ist es, der in uns wirket das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen. Was der gerechte Gott von den Seinen verlangt, dazu will Er sie auch durch seine allmächtige Gnade tüchtig machen. Sind wir durch den Glauben in Christum hineingepflanzt, sind wir Glieder an Ihm, dem Haupte,

so ist seine Kraft in uns Schwachen mächtig. Und gegründet auf Christum, den Fels des Heils, vertrauend auf seine allmächtige Gnade, sprechen wir muthig und getrost mit dem Apostel: „Ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte."

Welches sind nun die Mittel, welche wir zu gebrauchen haben, um dem hohen Ziele zuzueilen?

Die Hauptbedingung, unter der allein wir dem hohen Ziele der Heililigung und Vollendung nachjagen können, ist das Bleiben in Christo. Sind wir als die von Christo Ergriffenen und Neugeborenen durch den Glauben in Ihn hineingepflanzt, so sollen wir auch in Ihm bleiben. Bleibet in Mir und Ich in euch, spricht der Heiland; denn ohne Mich könnet ihr nichts thun. Wir sollen bleiben in seiner Gerechtigkeit, bleiben in seinem Frieden, bleiben in seiner Liebe. Wir sollen uns hüten, daß wir den heiligen Geist, den Er uns gegeben, nicht durch wissentliche Sünden betrüben; und wenn wir je straucheln und fallen, so sollen wir eilen, uns bußfertig und gläubig an seiner Gnade wieder aufzurichten, damit der Schade schnell geheilt und sein Friede und seine Liebe in uns bleibe, und sein Geist nicht von uns weiche. Ohne Christum kommen wir auf dem Wege zur Vollendung keinen Schritt weiter; aber in Ihm, in seiner Lebensgemeinschaft thut man auf dem schmalen Weg sichere und gewisse Tritte und kommt dem hohen Ziele immer näher.

Um aber in Christo zu bleiben, in seiner Gnade und Erkenntniß zu wachsen, um den Herrn, unseren Gott, in unserem Herzen und Wandel immer mehr zu heiligen, müssen wir treulich gebrauchen die sogenannten Gnadenmittel. Zu diesen Gnadenmitteln, die uns Gott verordnet hat, gehört zunächst das Wort Gottes. Das rechte Hören des göttlichen Wortes, besonders in vom Geiste Gottes gesalbten Predigten und das andächtige, mit herzlichem Gebete verbundene Lesen und Forschen im Worte der Wahrheit ist ein besonderes Förderungsmittel im Christenthum; es ist das Lebensbrot und der Lebenstrank, wodurch der inwendige Mensch genährt und gestärkt wird.

Das zweite dieser Gnadenmittel ist das heilige Abendmahl. Hier treten wir durch den bußfertigen und gläubigen Genuß des Leibes und Blutes Christi in die innigste Lebensgemeinschaft mit Christo und mit allen seinen Gläubigen. Wie das rechte Kommen zum Nachtmahle des Herrn beseligt und heiliget, haben schon Tausende gläubiger Seelen erfahren.

Ein ferneres Mittel, um in Christo zu bleiben und in der Heiligung gefördert zu werden, nennt uns Christus, wenn er mahnt: „Wachet und betet." Der tägliche Wandel vor Gott, das immerwährende Achthaben auf unsere Gedanken, Worte und Werke, und das damit verbundene Gebet, wo wir täglich in Bitte, Dank und Lob zu dem Gnadenthrone Gottes in Christo Jesu hinzunahen, und also göttliche Lebensluft einathmen für den inwendigen Menschen; solches ist ein besonderes Lebenszeichen der Kinder Gottes.

Als ein besonderes Förderungsmittel in der Gottseligkeit müssen wir, auf Grund des göttlichen Wortes, namentlich im Neuen Testamente, endlich noch nennen die Gemeinschaft der Heiligen. Ach, die rechte Gemeinschaft der

Heiligen ist in unserer lauen, kalten Zeit so selten, und ist doch so nothwendig zum Bleiben in der Liebe Christi und in der brüderlichen Liebe, sowie zum Wachsthum in der Heiligung. Die Gemeinschaft der Gläubigen, die durch das Band der Liebe verbunden, wo Eins das Andere ermahnt, ermuntert und tröstet, oder auch, wenn's noth thut, in Liebe warnt und straft, wo man von göttlichen und himmlischen Dingen redet, wo man im gemeinsamen Gebete opfert Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung, und der sich der Heiland also bekennt, daß er spricht: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin Ich mitten nnter ihnen:" solche Gemeinschaft ist ein Vorhof des Himmels.

So lasset uns denn suchen und pflegen solche Gemeinschaft. Lasset uns, die genannten Gnadenmittel täglich gebrauchend, nachjagen dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.

Unsere Heiligung nach Leib, Seele und Geist, die vollendete Erneuerung in Gottes Bild und die damit verbundene ewige, selige Gemeinschaft mit dem Dreieinigen Gott: das ist das Kleinod, das ist der Kampfpreis, das ist die Krone der Gerechtigkeit, welche den treuen Streitern Christi wird beigelegt werden.

Wohl ist der Weg zu diesem Kleinod schmal und steil, auch mit Kreuzen vielfach besetzt; aber dieser Zeit Leiden sind ja nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.

Zwar so lange wir hier in dieser gebrechlichen Hütte, in diesem Todesleibe wallen, bleibt unsere Vollendung noch Stückwerk. Nachdem wir aber im Tode diese sterbliche Hülle abgelegt, wird die von aller Sünde und von allen Uebeln erlöste Seele aus dem Stückwerk zur Vollkommenheit gelangen, und am großen Ostermorgen werden wir in der Auferstehung der Todten nach Leib und Seele die Klarheit Christi empfangen und eingehen in die ewige Seligkeit und Herrlichkeit.

So lasset uns denn in unserm doppelten Berufe als Schulmänner und als Christen das vorgesteckte Ziel, das Kleinod nicht aus dem Auge verlieren; lasset uns recht kämpfen und überwinden, damit wir am Ende unserer Laufbahn mit dem Apostel bekennen können: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten, und hinfort wird mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit."

O Kleinod, das im Himmel strahlt, nach dir nur will ich laufen!
O Perle, die kein Weltkreis zahlt, dich will ich hier noch kaufen!
O Erbtheil voll Zufriedenheit, o Himmel voller Seligkeit,
Sei mein aus Jesu Gnaden!

Geschichte in der Schule.

(Eingesandt von F. Clauß.)

In Massen strömt das Volk zu den Tempeln und Altären Deiner lieblichen Schwestern, o Klio, und traurig stehst Du Deine Opferstätten einsam, Deine Heiligthümer verlassen; man findet in unsern Tagen Deine hohe Mission zu

ernst, zu gedankenvoll. — Und doch, welch herrlicher Lohn winkt ihm, der sich bedingungslos Deiner Leitung anvertraut! Du führst ihn hindurch durch die Labyrinthe Deiner Säulengänge, hinein ins innerste Heiligthum, und dort erblickt er in heiliger Schöne thronen Justitia, die Reine, und er lernt sie verstehen, die Worte des Dichters: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Ja, stiefmütterlich im vollsten Sinn des Wortes wird in vielen, wir wagen zu sagen, in den meisten Schulen der Jetztzeit, der Geschichtsunterricht abgespeist. Wozu auch Geschichte treiben! Was hilft es später im Leben zu wissen, weshalb ein Armin gestritten, wofür ein Grachus geblutet! — Lesen, Rechnen und Schreiben sind die Ackerfelder, die bebaut und bedüngt werden müssen, um dereinst die Dollarsaat sprießen zu machen! Das, aller Ideale baren, bis ans Herz hinan kühle Zeit, sind so etwa deine Begriffe von Bildung und Erziehung. Zweibeinige Encyklopädien soll die Schule jetzt schaffen; doch ein Heranbilden von Charakteren, ein Anstreben einer eigentlichen Gemüthsbildung liegt heutigen Tags vollständig außerhalb ihrer Sphäre.

Versuchen wir nun aber die wirkliche Idee der Schule, wie sie uns im Geiste lebendig vorschwebt, zu fassen, und von dieser ihrer idealen Bestimmung aus die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Geschichtsunterrichtes darzulegen.

Wenn höchstes Ziel des Menschen ist, ihm, welcher der Inbegriff alles Guten, Wahren und Schönen, ihm, dem persönlichsten der Persönlichkeiten, immer ähnlicher zu werden, so muß konsequenter Weise Aufgabe und Zweck der Schule sein, jene auf das Gute, Wahre und Schöne gerichteten, von Gott selbst in des Kindes Brust gelegten Triebe zu wecken und zu pflegen; das Persönliche im Kinde demselben zum Bewußtsein zu bringen. Fassen wir dieses kurz zusammen und sagen wir: Schule, deine Hauptaufgabe ist Charaktere in ihren Anfängen zu bilden.

Wie sich nun aber jeder Bildner, um seinem Werk die möglichste Vollkommenheit zu geben, die edelsten Muster hervorholt, die ihm zu Gebote stehen, so wird auch der Jugendlehrer, um Charaktere zu bilden, seinen Schülern Charaktere vorführen müssen. Wo anders aber (Bibel ausgenommen) kann er dieselben so hervorholen, als aus der reichen Schatzkammer der Geschichte?!

An ihrer Hand lehrt er die Kinder hinblicken auf die Genien unseres Geschlechts, daß sie gleichsam an ihrem Lichte erstarken, an ihrem Muster emporranken; er zeigt ihnen den Abschaum der Menschheit, diejenige, die das Menschliche in sich in den Koth getreten, und das für alle Eindrücke so empfindliche jugendliche Herz wird sich mit einem Ekel füllen, der nachhaltigere Wirkungen haben wird als zehn Sittenpredigten!

Wie Schiller dort seinen Künstlern, möchten wir deshalb, und wohl mit demselben Recht, den Geschichtslehrern zurufen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!"

Wenn, wie aus Vorstehendem erhellt, wir Geschichte hauptsächlich als Sache des Gemüths auffassen und ihren größten Werth nach dieser Richtung hin suchen, so wagen wir doch außerdem noch zu behaupten, daß auch in intellectueller Beziehung der Geschichtsunterricht herrliche Früchte treiben kann.

Wer wollte etwa leugnen, daß derselbe mächtig auf das Gedächtniß wirkt, die Urtheilskraft schärft und die Phantasie zu kühnem Fluge begeistert! Aus welcher Quelle, wenn nicht aus der Geschichte, haben etwa unsere Dichterheroen geschöpft, wenn ihre unsterbliche Muse die Schwingen entfaltete? Erinnern wir uns an einen „Julius Cäsar" (Shakespeare), einen „Wallenstein" (Schiller), eine „Iphigenia" (Göthe).

Huldigt ein Lehrer überdies dem Dichterworte: „Eins muß in das Andre greifen, Eins durch das Andre blühn und reifen," so wird er im Stande sein, Geschichte, Geographie, Aufsatz, ja sogar zuweilen Singen mit einander zu verbinden und einen Erfolg (moralischen und intellectuellen) zu erzielen, den er sich wohl kaum selbst träumen ließ.

Doch gehen wir weiter und versuchen wir zu erklären, was wir überhaupt unter Geschichtsunterricht verstehen. Etwa ein Anhäufen von Data? Bloßen Gedächtnißballast, ohne inneres Leben und Verständniß? Nie und nimmer! Wie könnten auch auf diese Weise unseren in der Einleitung ausgesprochenen Anforderungen entsprochen werden? Zugegeben, daß ein Einprägen von Zeittabellen &c. nothwendig, ja daß es überhaupt ohne dasselbe keinen Geschichtsunterricht giebt, so möchten wir doch all dieses Zeug (bitte um Entschuldigung!) als Todtengebein betrachten, das sich erst unter dem Hauch des Lehrers mit Fleisch und Sehnen bekleidet und auf diese Weise einem höheren Zwecke dienstbar wird.

Aber was verstehst du denn unter „Geschichte in der Schule?" Ein Vortragen derselben in ihrem causalen Zusammenhang? Ein Zugrundelegen der in der „Braut von Messina" ausgesprochenen Theorie: „Alles ist Frucht und alles ist Samen?" Wahrhaftig nicht. Wohl wird bei entsprechenden Gelegenheiten auf die in der Geschichte waltende Nemesis aufmerksam gemacht werden; wollten wir aber, wenn überhaupt möglich, obengenannte Theorie konsequent durchführen, würden unsere Schüler bald anfangen zu seufzen: „Mir wird von all dem Ding so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum."

Ganz gut, sagst du, bleibe hübsch zu Hause, „das Gute liegt ja so nah!" Trage deinen Schutzbefohlenen fein fleißig die Geschichte ihres eigenen Landes vor, das mag so etwa noch einen Werth haben und die Bürschchen vielleicht einmal zu kühnen Thaten entflammen, aber all die Alexander und Barbarossa und Karl der Vorzeit, laß sie schlafen und störe sie nicht in ihrer Ruhe! Ganz richtig, oder besser, halb richtig. Wohl rufen auch wir unsern Knaben zu: „Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an!" Wohl stehen auch wir nicht hintenan, wenn es gilt, Patriotismus für dieses unser Adoptiv-Vaterland zu pflanzen und begeistert stimmen auch wir in die Worte ein:

My country 'tis of thee
Sweet land of liberty
Of thee I sing.

Erwägen wir jedoch, daß die Vereinigten Staaten wirklich noch zu jung sind, um eine eigentliche Geschichte beanspruchen zu können, bedenken wir, daß alles in diesem Welttheil Vollbrachte ein kleiner Tropfen eines mächtigen

Oceans ist, fassen wir ferner die Gefahren ins Auge, welche ein partikularistisches Behandeln der eigenen Landesgeschichte mit sich bringt: ein einseitiger oft bis zum Zelotismus gesteigerter Nationalstolz, ein Verachten alles Fremden und Ausländischen (brauchen nur an Dutchman zu erinnern) und wir müssen unwillkürlich ausrufen: „Seine Geschichte muß größer sein!"

Gut denn, versuchen wir dieses größere, für unsere Schulen bestimmte Gebiet aufzusuchen.— Erheben wir uns für wenige Augenblicke zur Höhe des Philosophen. Ruhig, von leichtem Wellenschlag und regelmäßigen Passatwinden bewegt, rauscht das mächtige Völkermeer zu unseren Füßen, ergreifend schauen wir dem gewaltigen Schauspiel zu. Doch sieh, drüben im Nordosten wird es dunkel, gewaltige Wolken erheben sich, der Sturm braust daher über die ungeheure Fläche, die Wassermassen in ihren untersten Tiefen erzitternd machend! — Und sieh, drüben treibt ein Schiff auf wildem Ocean! Die Masten stürzen, die Raaen brechen! Einer aber steht ruhig festen Blickes auf der Kommandobrücke, aller Augen scheinen an ihm zu hängen, und er führt auch das Schifflein hindurch durch die gewaltigen Wogen, hinein zum sichern Port. So erblickst du überall ein Zu pitzen nach einer Persönlichkeit, „einen Feldherrn, dem sie alle dienen," einen Richter, dem sie Alle Gehorsam leisten. Diese Stürme, welche so durchs Völkerleben dahinbrausen, was sind es aber anders, als epochemachende Ereignisse, in deren Mittelpunkt ein Held steht, um welchen sich jene Vorgänge gruppiren lassen, ja von selbst gruppiren.

Wer hört etwa den Namen Barbarossa und sieht nicht an seinem Geiste eisengepanzerte, mit dem rothen Kreuz geschmückte Scharen vorüberziehn, wer sieht nicht Ritter mit herabgelassenem Visir und eingelegter Lanze kühn den Sarazenen entgegenstürmen?!

Napoleon, welche Erinnerungen knüpfen sich nicht an deinen Namen! Der deutsche Doppelaar liegt blutend, sterbend am Boden, Albions Löwe öffnet brüllend den weiten Rachen und drohend erhebt der russische Bär seine gewaltigen Tatzen, aber über ihnen schwebt stolzen Fluges der gallische Adler; immer höher erhebt sich der König der Lüfte! Doch sieh, unheilverkündende Wolken thürmen sich plötzlich über ihm und schon zuckt der verderbliche Strahl hernieder, der den majestätischen Vogel zu Boden wirft, wo er von den Zähnen des Bären erfaßt und unbarmherzig zermalmt wird.

Und du, o Luther, da stehst du, „nicht anders könnend," den mächtigen Bogen in der Hand, den nur du zu spannen verstehst, Pfeile ohne Zahl schwirren um das Haupt des Mächtigen, die Tiara beginnt wunderliche Oscillationen und Petri Schlüssel entfällt seinen Händen. Eben erscheinen in blanker Waffenrüstung weitere Helden auf dem Wahlplatz: Ulrich von Hutten, Coligny, Gustav Adolph, bereit, den so begonnenen Kampf zu einem siegreichen Ende zu führen. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Es ist noch nicht ganz vier Jahre her, als die A. Ev. L. Kztg. mit Genugthuung über unsere Synode berichtete, daß man in den Kreisen unserer Synode selbst „diesem Chaos keinen langen Bestand voraussagt." (Vgl. Th. Ztschr. 1883, Seite 105). Seit dieser Zeit ist nun die Entwicklung unserer Synode eine derartige gewesen, daß, wenn sie je damals ein Chaos gewesen sein sollte, sie sich immer mehr zu einer geordneten Schöpfung zu gestalten bestrebt war und in diesem Streben allerdings noch nicht zu Ende, aber doch wieder um ein Stück vorwärts gekommen ist, so daß die Voraussagung sich bis jetzt allerdings erfüllt hat, aber gerade im umgekehrten Sinn der Meinung, die sie in der A. Ev. L. Kztg. hatte.

In der letzten uns vorliegenden Nummer bringt dieses Blatt über unsere Synode folgende Notiz:

> „Eine große Gefahr für deutsche Lutheraner sehen wir dann besonders in der Evangelischen Synode, deren Standpunkt der § 2 ihrer Konstitution genügend kennzeichnet." [Der § 2 wird dann angeführt und fortgefahren]: „Wo also ein Dissensus zwischen den Lehren beider Kirchen stattfindet, soll der Einzelne nicht wählen, sondern er kann sich die Schrift ganz nach Belieben deuten und etwa über das heil. Abendmahl auch die zwinglische Auffassung haben. Vor dieser Synode mit ihrem Mischbekenntniß die Lutheraner zu warnen, thut aber um so mehr noth, als zwei einflußreiche Vereine in Deutschland mit ihr in enger Verbindung stehen."

Wenn die A. Ev. L. Kztg. weiter nichts gethan, als unter Anführung des § 2 unserer Statuten vor uns gewarnt hätte, so wäre wohl nicht viel darüber zu sagen. Denn wer in seinem Gewissen gebunden ist, vor uns zu warnen, weil in unserm § 2 die reformirte Kirche und der Heidelberger Katechismus neben der lutherischen Kirche und ihrem Katechismus angeführt ist, und weil die in der evangelischen Kirche obwaltende Gewissensfreiheit ausdrücklich genannt ist, dessen Gewissen werden wir billig verschonen. Ebensowenig aber werden wir bei der A. Ev. L. Kztg. unter näherer Erläuterung unserer Auffassung des § 2 unserer Statuten um Anerkennung betteln. Aber darauf müssen wir hinweisen, daß die Erläuterung, die dort unserem Bekenntnißparagraphen beigefügt wird, entweder Mißverständniß oder Verdrehung ist. Ist es das erste, so hat wenigstens die Fassung des betreffenden Paragraphen unserer Statuten keinen Grund dazu gegeben. Denn daß unter der in der evangelischen Kirche obwaltenden Gewissensfreiheit das zu verstehen sei, daß im Falle eines Dissensus von Autoritäten, und das sind ja die Bekenntnißschriften, der Einzelne die Schrift ganz nach Belieben deuten könne, ist eine Auffassung, die nur aus römisch-katholischen Anschauungen hervorgegangen sein kann.

Das sollte man doch wissen, daß die in der evangelischen Kirche hierin obwaltende Gewissensfreiheit nicht die Gewissensfreiheit des modernen Staates ist, sonst wäre die evangelische Kirche weder Kirche noch evangelisch. Zudem wird selbst nicht einmal vom modernen Staat die Gewissensfreiheit als völlige Beliebigkeit aufgefaßt, denn auch die staatliche Religionsfreiheit hat ihre Grenzen sogar hier in Amerika.

Die in der Evangelischen Kirche hierin (d. h. in der Berufung auf die heilige Schrift, wo die sonstigen Lehrautoritäten in Folge ihrer Differenzen keine Gewißheit zu geben vermögen) obwaltende Gewissensfreiheit ist so wenig eine besondere Einrichtung unserer Synode, als die heilige Schrift ein besonderes dieser Synode allein eigenthümliches Lehrbuch wäre. Die in unserm § 2 genannte Gewissensfreiheit ist eine geschichtliche Thatsache, die so lange besteht, als eine evangelische Kirche bestanden hat und bestehen wird.

Man kann diese in der evangelischen Kirche obwaltende Gewissensfreiheit verschweigen, sie existirt dennoch; man kann sie verleugnen, sie macht sich dennoch geltend; aufgeben kann man sie nur, indem man sich einem "summus judex" (einer höchsten Autorität) in Glaubenssachen unterstellt, welcher nicht die heilige Schrift sein darf. Dann ist man aber nicht mehr evangelisch.

Als völlige Beliebigkeit („ganz nach Belieben" sagt ja der Artikel) kann man die in

der evangelischen Kirche hierin obwaltende Gewissensfreiheit" nur unter zwei Voraussetzungen bezeichnen. Entweder setzt man nämlich voraus, daß die heilige Schrift derart unklar sei, daß auch die gewissenhafteste Forschung sich schließlich nach Beweggründen entscheiden müsse, die ganz außerhalb der Schrift liegen; oder man geht von vornherein von der Annahme aus, daß Jemand, der sich seiner Gewissensfreiheit bedient, unmöglich gewissenhaft sein könne. Denn die Gewissensfreiheit kann nur bei gänzlichem Mangel an Gewissenhaftigkeit zur völligen Beliebigkeit werden. In beiden Fällen steht man aber auf dem Standpunkte Roms und verleugnet die Grundlage jeder evangelischen Kirchenbildung. Daß man uns von diesem Standpunkt aus verdammt und vor uns warnt, ist natürlich selbstverständlich. Wir werden auch dagegen nichts weiter sagen; wohl aber werden wir immer und überall nach Kräften dagegen auftreten, daß unser Bekenntniß verdreht und verlästert werde.

Die Bewegung in Folge des Antrags Hammerstein ist in Folge der bekannten politischen Ereignisse der vergangenen Wochen zwar nicht zum Stillstand gekommen, aber doch erheblich zurückgedrängt worden. So ist die geplante Februar-Versammlung bis auf Weiteres vertagt worden.

Das Programm der Bewegung hat in dem Punkt der Bischofsfrage insofern eine Verkürzung erfahren, als man dieselbe einstweilen fallen lassen, schwerlich aber ganz aufgeben will. Die „bischöfliche Spitze" glaubt man einstweilen noch entbehren zu können. Freilich „ob für die evangelische Kirche etwas herauskommen wird, dürfte vom katholischen Centrum abhängen" wird unverholen eingestanden. Wenn also wirklich diese Kirchenverfassungsfragen Lebensfragen der evangelischen Kirche sind und diese eingestandenermaßen nur durch die Gnade der Centrumsmänner ihre Lebensinteressen wahren kann, dann stände es schlimmer um die evangelische Kirche als je. Aber wenn auch die staatliche Spitze des Kirchenregiments mit Hilfe des Centrums beseitigt werden kann, so bleibt noch die Hauptaufgabe, dieser so gestalteten Kirche den „kirchlichen Schwerpunkt" zu geben. Diese Aufgabe fände nun freilich die einfachste Lösung, wenn man sich entschließen würde, von der Staatskirche zur Freikirche, nach dem Muster amerikanischer oder englischer Kirchen, überzugehen. Dann brauchte man weder Abgeordnetenhaus noch Centrum, sondern nur Gemeindeglieder, die willig wären, diesen Schritt zu thun. Das wäre allerdings eine ganze Maßregel. Nur daß höchstwahrscheinlich nichts dabei herauskäme, als eine neue Separation, die der Staatskirche wieder einen Theil ihrer geistigen Kräfte entzöge. Aber was soll nun an die Stelle des Staatskirchenthums, das „als ein ebenso großes Uebel wie der Kirchenstaat, als biblisch unbegründet und praktisch unbrauchbar" verworfen wird, treten? Die „Volkskirche," die weder Staats- noch Freikirche ist. Diese Volkskirche soll nun aber, um ihren kirchlichen Charakter zu wahren, in zwei Schichten getheilt werden. „Innerhalb des großen Kreises der Volkskirche — so setzt die „Deutsche Ev. Kztg." die Sache auseinander — ist ein kleiner Kreis von lebendigen Gliedern zu bilden, der die Wähler und die Gewählten, die Aeltesten und Synodalen, die Geistlichen und Kirchenobern, kurz die thätige und leitende Kirche einschließt. In diesen Kreis tritt man nicht durch bloße Geburt und Taufe, durch Konfirmation und Gewohnheit, durch mündliche oder schriftliche Anmeldung, sondern durch einen Akt des Bekenntnisses, verbunden mit dem Nachweis eines kirchlichen Wandels."

Die Konfirmation wird zwar noch stehen gelassen. „Aber," heißt es, „sie muß die gewohnheitsmäßige Abendmahlsfeier fernehalten und von der Ertheilung kirchlicher Rechte absehen. Nichts kann der Erziehung zur Mündigkeit der Gemeindeglieder nachtheiliger sein als diese Einrichtung, die als persönliches, den Taufact bestätigendes Glaubensbekenntniß gedacht ist, aber vielfach zur todten Gewohnheit geworden ist, wie die Taufe selbst......Man lasse die Confirmirten zum heiligen Abendmahl zu, wenn sie ein Verlangen darnach empfinden und ertheile ihnen später die kirchlichen Rechte durch einen besonderen Akt. Wir wollen keine Freikirche."

Ob diese Dinge zu Stande kommen werden, läßt sich natürlich nicht sagen, aber das läßt sich sagen, daß sie, wenn sie zu Stande kommen sollten, keinen Bestand haben würden, sondern entweder vorwärts in die Freikirche hinein, oder wieder rückwärts in das

Kirchenthum einer vom Staate privilegirten Kirchengemeinschaft gehen müssen. Der geforderte Bekenntnißakt und der Nachweis kirchlichen Wandels kann, namentlich wenn er im Interesse der Fühlung mit den Massen, die man doch heutzutage nicht mehr aus den Augen lassen darf, gestaltet wird, sehr rasch zu einer noch mehr todten Gewohnheit herabsinken, wie die Confirmation es je werden kann, so lange noch der Confirmandenunterricht einigermaßen das ist, was er sein soll. In diesem Fall bleibt die Sache, nur in anderer Form. Oder man spannt die Forderungen möglichst hoch und dann wird derjenige Theil der „Volkskirche", dem nur noch die Thätigkeit des Steuerzahlens für diese privilegirte Kirche gestattet ist, sich leicht losreißen und solchen Gemeinschaften anschließen, bei welchen ihm eine größere Thätigkeit als diese gestattet wird. Dann aber hat man eben das, was man nicht wollte: die Freikirche.

Eine ganz neue Secte ist im Königreich Sachsen in Thiendorf entstanden. Dieselbe nennt sich „Theographischer Bruderbund in Christo" und hat bis jetzt eine Stärke von etwa 40 Anhängern. Ihre „Offenbarungen" empfangen dieselben durch ein „Medium," scheinen also mit den Spiritisten verwandt zu sein. Unter ihre eigenthümlichen Lehren gehört auch die Verwerfung der Ehe als einer fleischlichen Sache. In ihrer Niederlassung in Thiendorf leben die Glieder der Secte in einer Art von Güter- und Familiengemeinschaft bei einander. Sie theilen sich in „Apostel" und „arbeitende Jünger," Die ersteren betreiben Krankenheilung durch Handauflegung. Die Heilung der Tochter eines Schlossermeisters in Chemnitz vom Veitstanz hatte einen solchen Eindruck auf den Vater des Mädchens gemacht, daß derselbe sich mit seiner ganzen Familie den Theographen angeschlossen, ihnen sein Vermögen hingegeben hat und nun als Apostel für sie wirkt.

Welche Entsagung Erzbischof Melchers beim Verzicht auf die Erzdiözese Köln übte, und wie dabei „die Vorsehung" nach römischer Auffassung waltete, ist neuerdings bekannt geworden. Zuerst wurden nämlich in der Erzdiöcese Geldsammlungen veranstaltet, um dem zum Kardinal ernannten Erzbischof einen standesgemäßen Unterhalt zu sichern. Nach einiger Zeit ließ er in den Kirchen verkündigen, „durch Fügung der göttlichen Vorsehung" sei es geschehen, daß er solcher Unterstützung nicht bedürfe. Er werde das bereits gesammelte Geld zu wohlthätigen Zwecken verwenden. Die „Fügung" bestand aber darin, daß die römische Kurie erklärte, den neuen Kardinal nicht besolden zu können und auf eine Entfernung von seinem erzbischöflichen Stuhl nur einzugehen, wenn die preußische Regierung ihm seine 36,000 Mk., auf die er Anspruch habe, belasse. Die Regierung ging darauf ein, und der Handel kam zu Stande: Melchers 36,000, Krementz 36,000, macht zusammen 72,000 Mk. Der preußische Fiskus bezahlt also jetzt zwei Erzbischöfe oder einen nicht im Etat stehenden römischen Kardinal mit dem Gehalt eines Erzbischofs, das er in Rom im Interesse des Vatikans verzehren darf.

Der Werth der mit dem Heiligendienst verbundenen Frömmigkeit ist in einem Falle in dem gut katholischen Niederbaiern wieder einmal vor dem Schwurgericht recht handgreiflich zu Tage getreten. Ein 26jähriger Brauknecht, der in Folge der Anzeige eines Waldaufsehers für Waldfrevel mehrere Monate Gefängniß erhalten hatte, lief diesem, als er betrunken aus dem Wirthshause heimkehrte, mit einem Zaunpfahl nach. Unterwegs kam er an einem Kruzifix vorbei nnd sprach vor diesem das Gebet: Jetzt, heiliger Schutzengel, laß es zu, daß ich dem Waldaufseher ein Paar hinaufhauen kann. Dann ging er getrost weiter, traf den Betrunkenen am Wege eingeschlafen und zertrümmerte ihm ohne Gewissensregung den Schädel.

Schulnachrichten.

Die vacant gewordene Lehrerstelle an der evang. Petri-Gemeinde in Buffalo, N. Y., ist wieder besetzt worden durch Lehrer F. Fründ, ausgebildet im Seminar zu Osnabrück.

Die durch die Resignation des Herrn Lehrer J. Clauß, Glied des Lehrervereins, vacant gewordene Lehrerstelle in der evang. Gemeinde in Holstein, Mo., ist wieder besetzt worden durch Lehrer H. Geßner, der vor etwa einem Jahre eine lutherische Gemeindeschule bediente.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. Mai 1887. Nro. 5.

Pastorale Fragen.

(Eingesandt von P. Fr. Pfeiffer.)

V. Der Diener am Worte als Einer, dem von Andern gedient wird.

„Nicht sich dienen zu lassen, sondern zu dienen" war Christi pathetische und schöne Beschreibung seines Berufes unter den Menschen. Das ist gleicherweise die Charakteristik jedes wahren Pastors. Und doch, wiewohl Jesus dazu nicht gekommen, war er nichtsdestoweniger ein Empfänger von Dienstleistungen Anderer. Einige der lieblichsten Evangelien-Idyllen jenes himmlischen Lebens auf Erden sind Geschichten von Dienstleistungen, die dem demüthigen Herrn der Herrlichkeit dargebracht und von ihm gnädig angenommen wurden. In diesem wechselseitigen Verhältniß des Empfangens von Andern ist der Meister das Vorbild für seine Knechte. Der Pastor sollte so willig sein, zu nehmen als zu geben. Der seinem Ideal zustrebende Pastor dient Andern öfters gerade damit, daß er sich von ihnen dienen läßt.

So delikat der vorliegende Gegenstand ist, darf er doch nicht umgangen werden. Es gilt vorsichtig hindurch zu schiffen zwischen Scylla und Charybdis. Doch dürfen wir ja dem christlichen Sinn und Takt und Gefühl unserer Brüder im Amte zutrauen, daß sie uns nicht mißverstehen werden. Der lohnsüchtige Geist ist, wo er in einem Diener Christi sich zeigt, ein Laster, das Alles befleckt. So wenig ein hochmüthiger, Andere verächtlich behandelnder Sinn einem Jünger und Diener Christi ansteht, noch weniger ein lohnsüchtiger, geiziger.

Erweisungen der Liebe und Freundlichkeit, die dem Pastor von seinen Gliedern zu Theil werden, sind ein Theil jener vielfältigen Vergeltung für geleistete Dienste, womit der himmlische Meister seine Diener schon hier auf Erden belohnt. Darum umgieb dich nicht mit dem Heiligenschein völliger Unabhängigkeit von deinen Gliedern. Sei unabhängig von ihnen als ihr Lehrer und Führer. Aber vergiß nicht, daß diese Art Unabhängigkeit sich sehr wohl verträgt mit der Willigkeit, sich von ihnen helfen zu lassen, so weit sie aus herzlichem Wohlwollen ihre Hülfe dir anbieten. Gewiß liegt auch die Gefahr nahe, daß ein Pastor es lernt, sich schmeicheln und verhätscheln zu lassen von seinen Leuten wie ein verzärteltes Kind. Sei männlich in deinem Selbstvertrauen!

Es ist ein verabscheuenswürdiger Habitus, den hin und wieder ein Pastor zu pflegen und groß zu ziehen scheint, indem er sich den Anschein giebt, als ob er in irdischen Angelegenheiten vollständig rath- und hülflos wäre Wenn solche Ungeschicklichkeit wirklich ist, dann ist das ein sehr zu beklagender Uebelstand; wird sie aber nur vorgeschützt, dann ist's eine Thorheit und eine Sünde, die von ganzem Herzen aufgegeben werden muß. Genau beim Licht betrachtet, ist es möglicherweise ein Ausweg, den Trägheit und Selbstsucht einschlagen, um den eigenen Lasten aus dem Weg zu gehen und aus seinen Gliedern möglichst viele Dienstleistungen herauszupressen. Männer aber, die wie ihr Meister das als ihre Mission in der Welt erkannt haben, nicht sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, sollten eines solchen berufsmäßigen Dilettantismus sich schämen. Nicht selten haben gerade die Männer und Frauen in der Gemeinde, die mit Herz und Händen die Lasten aufgreifen und zu den ihrigen hinzuthun, vor welchen der Pastor zurückschreckt, eine viel tiefer gehende Erkenntniß von den selbstsüchtigen Beweggründen, von denen ihr Pastor sich leiten läßt, als er selbst glaubt. Sie thun ihrem Pastor den Gefallen, den sein Verhalten ihnen abnöthigt, aber in ihren Herzen tadeln sie ihn darüber. Und wundern darf man sich nicht, wenn gerade die Leute, welchen es möglich wird durch ihre Energie und Gewandtheit in der Arbeit manchem Andern, auch ihrem Pastor, oft hülfreiche Hand zu leisten, diejenigen verachten, welche dieser Eigenschaften entbehren, und solcher Verachtung auch öffentlich Ausdruck geben.

Es giebt kaum eine Rechtfertigung für einen Pastor in der Annahme angebotener Hülfe von Seiten seiner Freunde in der Regelung seiner irdischen Angelegenheiten. Diese Rechtfertigung besteht in der Thatsache, daß es längst feststehende Sitte und schöne Gewohnheit geworden ist, den Diener Christi zu einem ausgesuchten und besonderen Objekt liebevoller Aufmerksamkeit und freundlicher Hülfeleistung von allen Seiten zu machen. Es trägt das christliche Predigtamt die Idee in sich, daß es ein hülfeleistendes Amt ist. Allerdings ist der Pastor ein Diener Christi. Christus aber bedarf für sich Nichts. Er hat Diener, nicht für sich, sondern für Menschen, die der Hülfe bedürftig sind. Es ist deßhalb das eigentliche Geschäft der Prediger, um Christi willen Andern zu helfen. Dazu und dazu allein hat Christus sich seine Diener berufen. Sind sie sich nun ihrer eigentlichen Aufgabe klar bewußt, suchen sie dieselbe mit allem Ernste und regem Fleiße zu erfüllen, verleugnen sie sich zu dem Behufe so weit, daß sie ihr äußeres Fortkommen außer Acht lassen, dann ernten sie ja in den freiwilligen und freudigen Dienstleistungen in irdischen Angelegenheiten von Seiten derer, denen sie in ewigen Dingen dienen, was der Heiland seinen Jüngern verheißen. Der Diener Christi, den die Gemeinde sich in der vollsten Aufrichtigkeit seines Herzens ihren ewigen Interessen aufopfern sieht, darf nicht, auch wenn er wollte, seine Mitmenschen verhindern, den Tribut ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu bringen in jeder Form und Gestalt, welche ihre vom Herzen inspirirte Intelligenz erfinden mag. Es würde ein großer Mißgriff für einen Pastor sein, solchen Tribut, der ungesucht dar-

gebracht wird, abzuweisen. Es ist ein unberechenbarer Segen für irgend eine Gemeinschaft, ein Glied zu haben, welches alle andern Glieder als ihren gemeinsamen Wohlthäter betrachten müssen. Die Summe liebevoller Gefühle, die durch diese Thatsache hervorgerufen werden, ist kurzweg unberechenbar. Diesem dankbaren Gefühle nun seinen natürlichen Ausdruck, darnach es verlangt, zu versagen, würde eine Gemeinschaft wenigstens zur Hälfte des Gewinnes berauben, den sie sonst davon haben könnte. Die Gelegenheit, auf Seiten des Empfängers, Wohlthaten zu erwiedern, ist für ihn zum mindesten ein eben so großer Segen, als die ursprünglich empfangene Wohlthat selbst ist. In dieser Welt voll Sünde giebt es wohl kaum eine erhebendere und erbaulichere Darstellung des Evangeliums, als das tägliche Leben eines Dieners Christi, der sich Andern völlig hingiebt, ein völliges Selbst-Opfer und wiederum von Andern, in jeder nur möglichen Hülfsleistung, die jeweiligen Opfer ihrer Ehrerbietung und Liebe empfängt. Sei darum willig, in einem solchen Verhältniß, der Empfänger vieler Wohlthaten von deinen Gliedern zu sein. Es wäre wirklich hochmüthig, dieses Gegenseitigkeits-Verhältniß abzulehnen. Ist es doch weit edler, den Geist Christi zu haben, als hochmüthig zu sein. Während Christi Erdenwallfahrt, als der Diener Aller, war er so huldreich, daß er immer von den Menschen alle ihm in herzlicher Zuneigung angebotenen Dienste annahm. Frauen folgten ihm, wie die Evangelien uns berichten, auf seinen täglichen Gängen voll Wohlthuns und Milde und dienten ihm mit ihrer Habe. Die Heimath, die Immanuel als Gast in Bethanien hatte, die Salbung, die er in Simons Hause von liebenden Händen empfing, das Thränenbad, das seine Füße empfingen, und das pathetische Trocknen derselben von dem Weibe mit ihren Haaren,— diese Thatsachen alle bezeugen des Heilandes stete gnädige Bereitwilligkeit, sich von Andern dienen zu lassen. Es ist klärlich offenbar, daß er erwartet, daß auch seine Diener gleicherweise die Gegenstände solcher Liebesbezeugungen von Seiten der Menschen sein sollten; wir erinnern uns seiner Verheißung: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer euch mit einem Becher Wasser tränken wird in meinem Namen, darum, weil ihr Christo angehört, wahrlich, ich sage euch, es soll ihm nicht unbelohnt bleiben.

Wir können darum in der Behauptung nicht irren, daß es ganz nach dem Willen des Herrn ist, daß seinen Dienern wieder gedient wird von denen, welchen sie dienen. Es ist dein Privilegium, wenn du ein hingebungsvoller Diener Christi bist, die freiwilligen und herzlichen Anerbieten von Hülfe von deinen Mitmenschen anzunehmen. Mehr noch, es ist sogar deine Pflicht, das zu thun, und zwar um ihretwillen mehr als um dein selbst willen. Aber um dich zu diesem Privilegium zu berechtigen, um die Erfüllung dieser Pflicht fruchtbar zu machen, ist nothwendig, daß deine Hingebung ans Amt eine allen Augen offen daliegende sein muß. Es ist das ein äußerst zartes Verhältniß, das du dir gegenüber, deiner Gemeinde und deinem Herrn gegenüber aufrecht zu halten hast. Hüte dich, dich einer tändelnden Weichlichkeit hinzugeben; hüte dich, eine Unbeholfenheit in irdischen Dingen zu erheucheln, die keine Wahrheit zum Untergrund hat; hüte dich, eine verabscheuenswürdige Simonie

aus dem einzigen, erhabensten Verhältniß zu machen, welches Menschen zu Menschen einnehmen. Aber hüte dich ebenso vor jenem blendenden weltlichen Geist, welcher jede von deinen Freunden dir dargebrachte Freundlichkeit zurückweist als eine Beeinträchtigung deiner Unabhängigkeit. Wahre Unabhängigkeit des Pastors ist etwas ungleich Höheres, als diese hochmüthige Verschmähung von Liebesgaben. Du kehrst das ganze Verhältniß um, wenn du es auf Eine Linie stellst mit einer ganz gewöhnlichen Wiedervergeltung. Des Pastors Stellung ist eine ungleich höhere und andere als solche. Wir fahren am sichersten, wenn wir alles zusammenfassen in das Wort: „Ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war!" Folget Jesum nach nicht blos darin, wie er gedienet hat, sondern auch darin, wie er sich hat dienen lassen!

Andeutung von leitenden Grundsätzen für pastorale Besuche.

1. Betrachte die Kanzel und die Seelsorge als gegenseitig sich ergänzend und hülfreich, und deshalb theile deine Zeit und Aufmerksamkeit gleichmäßig zwischen beiden.

2. Im Allgemeinen verwende den Morgen zum Studium für die Kanzel und den Nachmittag zu pastoralen Besuchen.

3. Systematisire deine Arbeit, aber so elastisch, daß du für viele unterbrechende Vorfälle Raum lässest, die sicher kommen, aber unmöglich vorausgesagt werden können.

4. Mache dein System der Arbeit für dich, dessen eingedenk, daß schon das Machen derselben dir nicht weniger nützlich sein wird, als das System selbst, sei dasselbe auch noch so gut.

5. Fertige ein Verzeichniß deiner Glieder an, dergestalt, daß du von Zeit zu Zeit hinter jedem Namen solche Notizen machen kannst, die dir in deinen pastoralen Besuchen sehr nützlich sein können. Sieh dir immer wieder diese Notizen an und vermehre sie regelmäßig.

6. Führe überdies ein besonderes Notizenbuch, in welchem du besonders interessante Erfahrungen in deinem pastoralen Amte fixirst. Sei pünktlich, genau und ausführlich im Aufzeichnen solcher Thatsachen.

7. Auf diesem Wege schaffe dir eine Fülle von Anmerkungen, auf die du immer wieder zurückgreifen kannst, z. B.: **Wann** du eine besondere Familie besuchtest, **welche neue** Information über ihre einzelnen Glieder du dann gewonnen, **welche Gegenstände** während des Besuches besprochen wurden.

8. Strebe darnach, jeden folgenden Besuch zu einem Fortschritt zu machen in dienstbarer Bekanntschaft mit der Familie!

9. Unterlaß nie, bei jedem Besuch, **namentlich** nach jedem einzelnen Gliede der Familie zu fragen, so weit dasselbe nämlich zu denen gehört, die deiner pastoralen Pflege befohlen sind.

10. Richte deine Besuche der Zeit nach so ein, daß du entweder zu Einem mal oder wenigstens in mehreren Besuchen alle Familienglieder sprechen kannst.

11. Zu dem Ende überlege, ob es nicht gerathen ist, eine Einladung

vorausgesetzt, hin und wieder eine Mahlzeit zur passendsten Zeit eines seelsorgerlichen Besuches zu wählen.

12. Mache ja keinen Unterschied bei deinen pastoralen Besuchen zwischen den Reichen und Gebildeten und den Geringeren deiner Gemeinde.

13. Im Allgemeinen denke immer daran, deine Besuche da zu machen, wo sie als eine That dienender Liebe aufgenommen werden.

14. An den Tischen der Reichen hüte dich, deinen Wohlgeschmack an den Delikatessen zur Schau zu tragen.

15. Als Gast der Armen sei eben so sorgfältig, sie nicht zu belasten mit besonderen Auslagen, um dich zu befriedigen, als auch ihr Gefühl nicht zu verletzen, indem du zu stark deine Sorge für sie in dieser Beziehung kund thust.

16. In all diesen Ausübungen deines pastoralen Amtes sei so einfach und mäßig, daß du durch deinen Geschmack und deine Lebensart dir nicht den Namen eines klerikalen Schmarotzers zuziehst!

Der Methodismus und die evangel. Kirche Deutschlands.

Von Dr. Förster, Superintendent in Halle.

(Abdruck aus den Deutsch-evangel. Blättern.)

Die Literatur über den Methodismus hat neuerdings einen bedeutenden Umfang gewonnen, — ein Symptom, welches auf die Gefahren hindeutet, die an verschiedenen Orten von der methodistischen Propaganda drohen. Um nur zwei neuere bedeutsame Kundgebungen zu nennen, so sei an Kolde's und Pestalozzi's eingehende und interessante Arbeiten über die Salvation-Army erinnert. Das Thema der von dem Methodismus drohenden Gefahren ist in verschiedenen Kirchenprovinzen zur Erörterung gelangt, und es ist wohl kein Zufall, daß gerade seitens der von der Union nicht berührten starrer geschlossenen Landeskirchen, in denen das kirchliche Leben in seinen festgefügten Formen langsamer pulsirt als anderwärts, die Besorgniß vor der angedeuteten Invasion einen besonders lebhaften Ausdruck empfängt. Ich möchte von vornherein, um alle Mißdeutungen auszuschließen, aussprechen, daß ich dem Methodismus, dessen geschichtliche Bedeutung ich vollauf anerkenne, seine Existenzberechtigung nicht bestreite, daß ich an ihm manches zu schätzen weiß und zur Nachahmung empfehle. Ich verstehe vollkommen, daß Wesley seinen Platz unter den englischen Geistesheroen in der Westminster-Abtei gefunden hat und will seine und seiner Genossen Verdienste nicht bemängeln. Dennoch erkläre ich in Rücksicht auf die evangelischen Kirchen Deutschlands ebenso unumwunden, daß die Importirung des Methodismus in irgendwelcher Gestalt, daß der Versuch ihm innerhalb der vom Geiste der Reformation gegründeten und genährten Kirchenbildungen Eingang zu schaffen vom Uebel sein würde.

Es ist ein Gewinn, daß dies jetzt voller erkannt und zugestanden wird als noch vor 10—12 Jahren. Damals als Pearsall Smith seine methodistischen Vorstellungen inscenirte und als Moody und Sankey den Continent

besuchten, um mit ihren Ansprachen und rührenden Gesängen neue Schaaren zu gewinnen, glaubten viele, sich dessen freuen zu sollen, und schätzten sich glücklich, wenn es gelang den gefeierten und liebenswürdigen Smith zu einem Vortrag zu gewinnen. Mit einer jetzt nicht mehr ganz verständlichen Naivetät begrüßten gerade lutherische Kreise diese exotische Erscheinung als etwas Congeniales; lutherische Geistliche ließen sich bereit finden, auf fremde Kosten nach England zu reisen, um die Erweckungsmeetings in Brighton mitzumachen, und in überschwänglichen Ausdrücken feierte ein namhafter lutherischer Professor nachher das geistliche Leben in England, dessen Zeuge er gewesen, auf Kosten der evangelischen Kirche Deutschlands, wo der geistliche Tod grassire. Meines Wissens war es damals unter den kirchlichen Blättern allein die „Evangelisch-lutherische Kirchenzeitung," welche, wo so manche lutherischen Männer und Frauen die rechte σωφροσύνη und Nüchternheit verloren, auf den völlig unlutherischen und bedenklich unevangelischen Charakter der Smith'schen Bewegung hinwies, und der beklagenswerthe Ausgang dieses Mannes wirkte ja wie ein kalter Wasserstrahl auch vielfach ernüchternd. Jetzt werden schwerlich unter den Geistlichen viele zu finden sein, welche eine methodistische Bewegung in ihren Gemeinden befördern möchten, zumal wenn sie selbst die bekannte Erfahrung gemacht haben, daß die methodistische Mission weniger die ungläubigen Massen der großen Städte, als die erweckten, schon lebendigen Kreise der Gemeinden zum Object hat. Dagegen besteht in den Laienkreisen die Gefahr unvermindert fort, weil hier der rechte Maßstab der Beurtheilung einer solchen Erscheinung fehlt, und weil die Sendboten derselben es wohl verstehen, die tiefgehenden Differenzen zwischen ihren Anschauungen und denen der Landeskirche zu verhüllen.

Da, wo das geschichtliche Urtheil nicht genügend entwickelt ist, stellt man wohl den Methodismus in Parallele zum Pietismus Deutschlands, und meint, er habe eine ähnliche Mission zu erfüllen gehabt, nämlich den steifen Dogmatismus zu erweichen, das religiöse Gefühl in sein Recht einzusetzen und auf praktisches Christenthum zu dringen. Die Parallele ist völlig verfehlt. Es ist mit Recht, auch von K o l d e, darauf hingewiesen worden, daß es nicht Dogmatismus oder starre Orthodoxie war, gegen welche Wesley sich richtete, sondern jener weniger die Theologie als das kirchliche Leben beherrschende Rationalismus, der bei äußerlichem Festhalten der anglikanischen Ordnungen und Satzungen sich mit völliger Skepsis paarte, und zwar die Cultusformen der Kirche bestehen ließ, aber zur vollen religiösen Gleichgültigkeit im Deismus geführt hatte. Hat der Spener'sche Pietismus seinen Zusammenhang mit dem kirchlichen Protestantismus nie preisgegeben und sich nur als ein Ferment in der schwerfälligen Masse des officiellen Kirchenthums erweisen wollen, so drängten Wesley und Whitefield sehr bald zu einer Separation von der vom heiligen Geist verlassenen Staatskirche, und dies separatistische Element im Methodismus zeigte sich sofort in weiteren Spaltungen innerhalb der jungen Gemeinschaft selbst, namentlich in der Gründung der e p i s c o p a l e n Methodistenkirche.

Schon dieser Umstand sollte den evangelischen Christen Deutschlands vorsichtig machen in der Bewunderung der methodistischen Bewegung und nüchtern gegenüber allen auf ein Nachahmen methodistischer Praxis gerichteten Vorschlägen. Die Bewunderung ausländischer Erscheinungen und Sitten, die man dem Deutschen nachsagt, und die Neigung, darüber das Vaterland und seine Eigenthümlichkeiten gering zu achten, wie sie damals im Kreise der nach Brighton eingeladenen deutschen Geistlichen hervortrat, regt sich auch jetzt noch stark, und es fehlt nicht an wohlmeinenden Stimmen, allerdings mehr unter christlich angeregten Laien als unter Pastoren, welche unsrer Kirche wider den Indifferentismus und die Lauheit ihrer Glieder, die religiöse Unwissenheit und Stumpfheit der großen Gemeinden durch englisch-importirte Mittel aufhelfen wollen, durch große Erweckungsversammlungen, durch begabte Bußprediger, welche auf Bekehrung dringen, durch Straßenpredigten, ja, wenn es sein kann auch durch die Heilsarmee. Daß dies alles Methodismus ist, ein fremdartiges, heterogenes Pfropfreis am Baume des deutsch-evangelischen Christenthums, ein entschiedener Gegensatz zu den Grundsätzen der Reformatoren, welche diese Richtung als Schwärmerei oder Enthusiasmus abgewiesen haben, — dessen ist man sich kaum bewußt —, oder man rechtfertigt das eigenthümliche Unterfangen mit dem Gedanken, die kranke Zeit mit ihren riesigen Nothständen erfordere andere Heilmittel als die Zeit der Reformation. Damit ist denn die gesunde evangelische Position preisgegeben und dem Enthusiasmus Thor und Thür geöffnet. Jedenfalls soll man dann nicht mehr sich einbilden, auf dem Boden des ächten evangelischen Bekenntnisses zu stehen. In Art. VIII. der Schmalkaldischen Artikel lehrt Luther im Einklang mit allen Reformatoren und in Uebereinstimmung mit Art. 5 der Augsburger Confession (damnant anabaptistas et alios, qui sentiunt sanctum spiritum contingere sine verbo externo hominibus per ipsorum praeparationes et opera.*) constanter tenendum est deum nemini spiritum vel gratiam suam largiri, nisi per verbum et cum verbo externo et praecedente, ut ita praemuniamus nos adversus enthusiastas, i. e. spiritus, qui jactitant se ante verbum et sine verbo spiritum habere.†) Und weiter: Quare in hoc nobis est constanter perseverandum, quod deus non velit nobiscum aliter agere nisi per vocale verbum et sacramenta.‡) Er fügt hinzu, daß das, was sich ohne Wort und Sakrament als Geist rühme, der Teufel sei.

Mir will scheinen, als sei in das Christenthum recht zahlreicher Kreise viel von diesem Enthusiasmus eingedrungen, welcher seine Hoffnung auf eine

*) Und werden verdammt die Wiedertäufer und andere, so lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangelii den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen.

†) (Und in diesen Stücken so das mündliche Wort betreffen) ist fest darauf zu bleiben, daß Gott Niemand seinen Geist oder Gnade giebt, ohne durch oder mit dem vorhergehenden äußerlichen Wort. Damit wir uns bewahren für den Enthusiasten d. i. Geistern, so sich rühmen ohne und vor dem Wort, den Geist zu haben.

‡) Darum sollen und müssen wir darauf beharren, daß Gott nicht will mit uns Menschen handeln, denn durch sein äußerlich Wort und Sakrament.

unmittelbare von den geordneten Gnadenmitteln des Worts und Sakraments losgelöste Geistesmittheilung setzt und auf eine neue Geistesausgießung wartet. Ich habe ernste Männer angesichts der kritischen Zustände im evangelischen Christenthum großer Städte sagen hören, man müsse Gott bitten um eine neue Geistesausgießung. Aber es ist in keiner Stelle der apostolischen Schriften eine solche Hoffnung begründet; die Apostel weisen beständig hin auf den am Pfingstfest mitgetheilten, allezeit in den Gemeinden mittelst Wort und Sakrament wirkenden Geist; sie vertrauen, daß er von der Kirche Christi sich nicht zurückziehen werde, daß er auch in dürftigen und schwachen Gemeinden sich nicht werde unbezeugt lassen, daß allenthalben, wo noch Gottes Wort gepredigt und seine Sakramente stiftungsmäßig verwaltet werden, etwas vom Geiste Gottes werde zu spüren sein; — aber nirgends trösten sie in einer trüben Gegenwart die Christen mit der Aussicht auf eine zukünftige neue Geistesmittheilung. Darin läge ja auch das Zugeständniß, daß jene erste unwirksam geworden sei, und daß die Kräfte des Pfingstgeistes versagten. Verläßt man erst einmal den schriftmäßigen Boden und die Grundgedanken der Reformation, so steht man schon mitten im Enthusiasmus. Mit der Geringschätzung des äußeren Wortes bei den Methodisten hängt die Betonung der inneren Erfahrung zusammen, auf welche statt jenes das größte Gewicht gelegt wird, sowie der geringe Werth, welcher der Taufe beigemessen zu werden pflegt. Nicht die Taufe vermittelt den Zugang zur Gemeinde, sondern die Bekehrung, und der evangelische Grundsatz, daß die Taufe das christliche Leben, das Leben der Menschen in Christo principiell begründe, und daß dieses Leben dann durch Unterweisung und die stille Einwirkung des christlichen Gemeinschaftslebens zur Actualität sich entfalte — wobei die specielle Frage nach der dogmatischen Auffassung des Taufsakraments von secundärer Bedeutung ist — findet bei dem Methodismus keine Annahme, sondern bestimmte Ablehnung. Vielmehr dringt derselbe auf bewußte, nachweisbare Bekehrung auch schon der Kinder, — und man kennt ja jene ungesunde Methode, Sündenbewußtsein und Gnadenempfindung künstlich in der für solche tiefste Lebenserfahrungen noch gar nicht vorbereiteten Jugend hervorzubringen.

Das Bedenklichste und dem evangelischen Christenthum der deutschen Reformation Widersprechendste bleibt doch die völlige Abstumpfung oder Umbiegung der Rechtfertigungslehre, — eine Thatsache, welche keineswegs dem Methodismus nur imputirt, sondern von seinen hervorragendsten Vertretern, und auch neuerdings in charakteristischen Aufstellungen methodistischer Emissäre hervorgehoben wird. Die Rechtfertigung ist nicht die That des gnädigen Gottes, welcher den Sünder um seiner Buße und seines Glaubens willen für gerecht ansieht und in den Gnadenstand aufnimmt, aus welcher Grundthatsache alsdann der Dank des gerechtfertigten Menschen im Kindesgehorsam und der Heiligung des Wandels folgt, sondern sie ist — nach römischer Anschauung — eine Gerechtmachung, welche als eine neue Geburt plötzlich sich vollzieht, indem unter den Schrecken des Gewissens der neue Mensch geboren

wird, so daß man Tag und Stunde dieser neuen Geburt bestimmt angeben kann, und wer dies nicht vermag, nicht gerechtfertigt ist, sondern suchen muß, die Gnade mit allen Kräften zu erringen. Die Frucht der Rechtfertigung muß sich aber sofort beweisen in der völligen Liebe Gottes, in der vollkommenen Freiheit von der Sünde und im ungetrübten Frieden, — einem Besitz, der dem Gerechtfertigten verbürgt, daß er die Gabe des heiligen Geistes empfangen habe. Wie sehr bei dieser Auffassung die evangelische Heilsgewißheit, welche sich auf die Thatsache der Liebe Gottes in Christo und die durch ihn geschehene objective Erlösung gründet, zerstört wird, wie der Trost der Vergebung schwindet, weil das hiernach verlangende Gemüth im letzten Grunde auf das eigene Ringen und Streben verwiesen wird, liegt am Tage. Wie im römischen System aus der Verdunkelung der Rechtfertigungslehre, aus der Vermischung des objectiven und subjectiven Factors in derselben alsbald jene Unsicherheit über das eigne Heil, jene Vielgeschäftigkeit und Werkseligkeit folgt, so weist auch der Methodismus, weil er den Glauben nicht als das empfangende Organ der freien Gottesgnade würdigt, in seiner Ethik unevangelische Züge auf. Was Luther in der „Freiheit des Christenmenschen" so siegreich und wahrhaft apostolisch ausführt, daß der gerechtfertigte Sünder sei ein freier Herr aller Dinge, daß er niemandem unterthan sei, und kühnlich als Gotteskind sagen könne: „Alles ist euer" — kommt im methodistischen System nicht zu seinem Rechte, wo vielmehr eine unevangelische ascetische Richtung, ein Princip der Weltflucht und gesetzlichen Aengstlichkeit Einzug hält. Unter der Firma „vollkommene Heiligung" wird ängstlich alles, was „Welt" heißt, auch das Edle, Berechtigte, vom Christenthum zu Durchdringende, z. B. auch die Kunst fernzuhalten gesucht. Man thut in der That dem Methodismus kein Unrecht, wenn man ihn für eine dem deutsch-evangelischen Wesen fremdartige Erscheinung erklärt, und es hieße an der evangelisch-kirchlichen Entwickelung der letzten vier Jahrhunderte irre werden, wollte man den Methodismus als Ferment in unsre kirchlichen Zustände einführen.

Dies schließt nicht aus, daß man von ihm lernen soll, und wenn, wie es glaubhaft ist, der Methodismus an verschiedenen Orten Deutschlands Fortschritte macht, so würde dies auf Versäumnisse und Mängel der landeskirchlichen Gemeinschaften hinweisen, denn das Aufkommen jeder Secte ist bekanntlich eine Anklage gegen das officielle Kirchenthum. Die Art und Weise, wie man es von methodistischer Seite anfängt, in den Gemeinden Eingang zu finden, ist bekanntlich ein Gegenstand zahlreicher Klagen von Geistlichen verschiedener Orte und verschiedener Standpunkte. Es muß gerügt werden, daß die wahre Absicht gewöhnlich verhüllt, daß das Specifisch-methodistische zurückgehalten wird, daß man an die kleinen Kreise Erweckter sich wendet und keine klare Farbe bekennt, bis man die Leute für sich gewonnen und der Kirche entfremdet hat. Der Gedanke, die wandernden Methodistenprediger, welche in öffentlichen Lokalen Abends für alle Stände einen religiösen Vortrag ankündigen und denselben auch schlicht und schriftgemäß zu halten wissen, seien ganz harmlose Leute, die es gut meinten, ein Herz hätten für das arme Volk,

und weiter nichts wollten als Seelen für Gottes Reich gewinnen, ist ein allgemein im Volke verbreiteter. So wenig diese — gelinde gesagt — diplomatische Form, sich einzuführen, zu billigen ist — es ist doch manches in dem Auftreten der methodistischen Missionare, was zu denken gibt und der Beachtung werth ist. Ein Grundschaden, an dem wir leiden, und welcher einer methodistischen Invasion immer wieder Anlaß bietet, wie etwa ein sumpfiges Terrain der Fieberepidemie, ist das Elend der Massengemeinden. Um größere Städte handelt es sich doch bei der vorliegenden Frage vornehmlich, — die Dörfer werden den Methodisten in seltenen Fällen nennenswerthe Ausbeute gewähren; — und da ist es das rapide Anwachsen der Gemeinden, welches zur Desorganisation führt, zu Zuständen, wo der Pastor nicht mehr eine Gemeinde, sondern einen ihm fremden Haufen vor sich hat, mit welchem er, so gut es gehen will, sein Heil versucht. Das Bewußtsein gliedlicher Zusammengehörigkeit ist in unseren Gemeinden ebenso verschwunden, wie das damit verbundene Gefühl christlicher Verantwortlichkeit. Den Geistlichen trifft für diesen Mangel des kirchlichen Bewußtseins zumeist keine Schuld, er müht sich redlich, ein Hirt, ein Seelsorger und Beichtvater zu sein; — aber er ist es nur Einzelnen; und auch den Geförderten in der Gemeinde kann er bei der Ueberlast amtlicher Geschäfte nicht das bieten, was er möchte. Zahlreiche Gemeindeglieder lernen den Pastor höchstens einmal in der Predigt oder bei casualen Anlässen kennen, — im übrigen gehen sie ihm aus dem Wege, sie bedürfen seiner auch nicht. Da kommt zur guten Stunde der methodistische Missionar, der es versteht, die ecclesiola zu sammeln, persönlich Einzelnen nahe zu treten, als Mitchrist und Laie ohne Talar gemüthlich mit dem geringen Mann zu sprechen. Er braucht noch gar nicht über die officielle Kirche und ihre Prediger abfällig zu urtheilen — wie es später nach gesicherter Ernte doch auch reichlich geschieht, wo die Wendungen: „Babel," „Miethlinge," „falsche Propheten" u. a. nicht fehlen — schon sein Erscheinen und Auftreten ist eine Anklage gegen das bestehende Kirchenthum. Namentlich die schlichten, einfachen Leute werden sich von dem Fremdling angezogen fühlen: er predigt ja auch Gottes Wort, er betet so innig, die Gesänge sind rührend, er spricht so natürlich und kunstlos; — wer will von derartigen Zuhörern erwarten, daß sie die dogmatischen oder andern Abweichungen merken, die noch dazu nicht geflissentlich in den Vordergrund geschoben werden? Die Behauptung Kolde's, unsre Gottesdienste seien zu vornehm, ist schwerlich eine gewagte; die Physiognomie unsrer Kirchen trägt entschieden das Gepräge, als wären sie nur für die besser Situirten da: die vermietheten Plätze, der Schmuck des Sonntagskleides, das ganze feierliche Gepränge, — so trefflich und würdig es ist, es schreckt doch den Armen von dem Gottesdienste ab; er ist ihm zu vornehm. Nur in die Wochengottesdienste wagen sich die, welche kaum einen ordentlichen Rock haben. In der methodistischen Versammlung dagegen, die in einem bescheidenen Lokale zur Abendzeit stattzufinden pflegt, sieht man den gewöhnlichen Mann in der Arbeiterblouse, das Dienstmädchen, den kleinen Handwerker u. a. Leute, die sich hier mehr unter Ihresgleichen fühlen, als in der

Kirche. — Was von Kolde noch weiter vermißt und beklagt wird, der Mangel des gesanglichen Bestandtheils im Cultus und die Monotonie im Gottesdienst, der Perikopenzwang u. a. bezieht sich mehr auf baierische Verhältnisse und wird in der preußischen Landeskirche weniger als ein dem Umsichgreifen des Methodismus förderlicher Umstand gefunden werden.

Die Gefahr für die evangelische Kirche, insonderheit ihre Diener, liegt nun darin, daß sie sich einerseits zu polizeilichen Maßregeln verleiten lassen und die Hülfe des Staates zum Schutz ihrer Gemeinden aufrufen, oder andrerseits es ihnen abzulernen suchen und die Methode sich aneignen. Es mag, was das Erstere betrifft, der Fall vorkommen, daß es geboten erscheint, bei einem eclatanten Friedensbruch und einer die Gemüther verwirrenden „Allotrioepiskopie,“ wenn gütliche Wege zu keinem Ziel führen, den Weg des Gesetzes zu beschreiten. Aber in der Regel gilt, daß gegen einen Geist nicht mit dem Schwert zu streiten ist, und daß die evangelische Wahrheit in sich die Kraft besitzen muß, fremdartige Bewegungen zu überwinden. Auch ist es mißlich, den Methodismus, der in den Augen einer wenig urtheilsreifen Menge so manchen Reiz besitzt, noch mit dem Nimbus des Märtyrerthums zu umgeben. Was aber das andre, die Nachmachung der Methode anbelangt, so befindet sich der, welcher es versucht, auf abschüssiger Bahn: er adoptirt ein Princip, das doch in seinem Wesen unevangelisch ist. Der deutsche evangelische Geistliche wird es doch dem englischen Methodisten nie nachthun, ein gewisser sensus naturalis, die größere geistliche Nüchternheit wird ihn vor den Extravaganzen bewahren, die dort gerade als Zeugniß des Geistes gelten. In diesen Künsten bleibt er doch — Gott Lob — im Vergleich zu dem methodistischen Enthusiasten immer ein Stümper; besser also, er fängt gar nicht damit an. Es wird mancherlei von England und Amerika importirt, was wir doch erst sehr auf seinen religiösen Werth prüfen müssen. Wir nehmen das Gute, Bewährte, die Sonntagsschule, den Missionseifer, den Kampf für die Sonntagsheiligung u. a., — auch dies zum Theil etwas ermäßigt, geläutert, evangelisch-corrigirt. Aber bei andern Erscheinungen halten wir vorsichtig zurück. Und wenn in Berlin und anderwärts etwas gar zu gewaltsam große Meetings, Theeabende, Erweckungsversammlungen mit Laienansprachen u. a. veranstaltet werden, so haben nicht Wenige, die etwas kritischen Blickes dabeistehen, das Gefühl: es ist doch nicht recht gesund, es ist künstlich gemacht, ein plötzlicher Regenstrom auf ein Land, das noch gar nicht genügend vorbereitet ist, und wenn ein schöner Effekt, eine erbauliche, tiefgreifende Wirkung von solch einer Versammlung gerühmt wird — man täusche sich doch nicht —, wie wenig bleibt als positiver Ertrag übrig, als gereifte Frucht einer sittlichen Persönlichkeit; — und, was das Bedenklichste ist — wie viele verlieren nach solchen mehr oder weniger gewaltsamen religiösen Anreizungen und Genüssen den Geschmack für die schlichte, gesunde Kost der evangelischen Wahrheit, für die einfache aber unentbehrliche Verkündigung des Wortes Gottes.

Unsere Rathschläge möge vielen, die mehr zu außerordentlichen Maßregeln rathen zu müssen glauben und von dem religiösen Enthusiasmus, wie

heutzutage vielfach als das recht Merkmal pastoraler Treue und Tüchtigkeit gepriesen wird, angesteckt sind, sehr nüchtern und altbacken vorkommen; wir halten doch dafür, sie sind und bleiben die evangelisch allein richtigen, im Laufe der Kirchengeschichte bewährten. Unermüdlich und treu das Evangelium von Christo in die Gemeinden bringen, es als den einzigen Trost im Leben und Sterben bezeugen, den Nachweis führen, daß dies allein dem Herzen seine sittlichen Kräfte, dem Geist seine tiefste Befriedigung, der Zukunft volle Klarheit giebt, daß alle Fragen der Zeit und alle Lebensräthsel dadurch die befriedigende Lösung finden, daß den schwierigsten Lagen und den verzweifeltsten Krankheitserscheinungen die Heilkraft des Evangeliums gewachsen ist, — das fort und fort in das Bewußtsein der Zeitgenossen hineinzurufen und darin zu bekräftigen bleibt unerläßliche Aufgabe. Nicht blos Rom, sondern auch dem Sektenthum gegenüber muß sich die reformatorische Wahrheit als die die Geister befreiende, sittlich überlegene Macht erweisen, welche die Seelen ebenso fest an Gottes Wort bindet als sie die Gewissen von knechtischer Satzung und vom Joch der Menschen löst. — Vorbedingung für eine erfolgreiche Geltendmachung dieser Heilsgedanken ist aber die Verkleinerung der Parochieen und Vermehrung der gottesdienstlichen Lokale, ohne welche die Theilung des Wortes, eine Seelenpflege an allen Gliedern unmöglich ist und ein persönliches Verhältniß zum Seelsorger, zumal wenn, wie es in den großen Gemeinden üblich ist, mehrere Geistliche zusammenwirken, zu den Ausnahmen gehört. Hier kann von den Methodisten gelernt werden, welche ihre kleinen, übersichtlichen Gemeinden in viel lebendigerer Beziehung zum Hirten zu halten wissen. Und auch dies ist eine fruchtbare Anregung für die Predigt, daß dieselbe unmittelbarer, persönlicher und individueller gehalten werden soll, daß namentlich in den Nebengottesdiensten, Bibelstunden u. a. ein warmer Ton der speciellen Seelenpflege und der Sorge um die einzelne erlösungsbedürftige Seele zu merken sei, und daß das freie Gebet, besonders nach der Predigt, mehr zu seinem Rechte komme. Damit in Verbindung steht die Heranziehung bewährter frommer Helfer aus der Gemeinde, welche sich auch erst bei organischen Gemeindeverhältnissen ermöglicht, wenn die Massengemeinden überwunden sind, und wodurch die kirchlichen Gemeindeorgane erst recht in die eigentliche Sphäre ihres Berufs zum Dienst an den Armen, Irrenden, Schwachen eintreten würden. Dies schließt nicht aus, daß auch ein bestimmtes Amt neben dem Geistlichen, das der Gemeindediakonie für besondere Zweige der christlichen Liebesarbeit, eingesetzt würde. *) Neben dem Hauptgottesdienst, welcher

*) Mit Recht sagt Kolde, daß bei solchem organischen Dienst der Gemeinde mehr erreicht werde, als die „innere Mission", welche jetzt häufig als einziges Universalmittel angesehen wird, und die doch vielfach außerhalb des Gemeindeverbands steht, je leisten kann. Natürlich übersehen wir dabei nicht, daß bei den gegenwärtigen ungesunden Gemeindeverhältnissen die innere Mission eine Nothwendigkeit und ein Segen ist, für den wir Gott danken müssen. Aber es ist zu beherzigen, was Kolde hierzu bemerkt: „was soll die innere Mission nicht alles leisten! Es giebt wenig Begriffe, mit denen man in unseren heutigen kirchlichen Kreisen mehr operirte, und mit denen sich unklarere Vorstellungen verbänden als mit diesem. Wo sich ein kirchlicher, sittlicher oder socialer Nothstand herausstellt, und wo man vergeblich hin und her über seine Abstellung debattirt

vielfach etwas kürzer gestaltet werden kann, müßten bequem gelegene Abend- und Wochengottesdienste eingerichtet werden, womöglich auch in Räumen, die weniger feierlich und ausschließlich-kirchlich erscheinen, welche dem Entfremdeten Muth machen sich einzustellen, wo dann der Pastor auch ohne Talar menschlich näher tritt, der Gesang einen weiteren Spielraum hat, der freie Austausch sein Recht bekommt. Auch hier kann von der Methodistenpraxis gelernt werden. Das alles ist durchaus nichts Neues, aber es ist evangelisch und wächst naturgemäß aus dem Boden des evangelischen Kirchenthums in Deutschland. Das ceterum censeo bleibt: schafft kleine Parochieen mit selbstständigen Pastoren und organischen Gemeindeverhältnissen, — dann sind die Gefäße da, in welchen Gottes Geist durch Wort und Sakrament seine Wirkungen thun kann. Auf stürmische Erfolge, plötzliche Erweckungen und Geistesbezeugungen soll auch da nicht gewartet werden, am wenigsten da, wo es an treuer, stiller Säemannsarbeit und anspruchsloser Pflege der einzelnen Glieder gefehlt hat. Aber daß Gottes Geist sich nicht unbezeugt lassen wird auch ohne Methode und gewaltsame Reizmittel — darf uns als evangelischen Christen nie zweifelhaft werden. Dr. Förster.

Ueber Citate in der Predigt.

Von Friedrich Winfrid Schubart, Pastor zu Eisenach.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft“.)

Eine größere Tragweite, als dies auf den ersten Blick wenigstens erscheinen könnte, hat das an sich eng und speziell lautende Thema „Ueber Citate in der

hat, da ist schließlich das erlösende Wort: „innere Mission,“ und flugs gründet man einen neuen Verein. Denn das gehört ja zur Signatur unseres modernen Christenthums, daß man sich seiner persönlichen Christenpflicht gegen den Nächsten durch einen Vereinsbeitrag entledigt und dann mit gutem Gewissen andere arbeiten läßt. Es liegt mir natürlich fern, den überaus großen Segen der innern Mission in allen ihren Verzweigungen herabsetzen zu wollen, aber je länger je mehr hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß wir schon zu viel innere Mission und zu wenig Seelsorge haben; es giebt in der That manche Geistliche, die vor lauter innerer Mission gar keine Zeit mehr zur speciellen Seelsorge haben, die in Jünglings- und Jungfrauenvereinen, Herbergen zur Heimath, christlichen Vorträgen, neuerdings sogar christlich-socialen, förmlich aufgehen, und es muß leider gesagt werden, daß in manchen Gegenden die kirchlichen Behörden dies Unwesen mit verschulden, indem sie den Stand der Gemeinde und die Tüchtigkeit des Geistlichen nach der Zahl der christlichen Vereine und sonstiger Gründungen abschätzen, während doch, wie ich meine, diejenige Gemeinde als die gefördertste gelten müßte, die gar keiner innern Mission bedarf u. s. w.“ — Wir möchten dies Urtheil nicht nach allen Seiten hin vertreten, das aber ist richtig, daß auch in die innere Mission insofern ein Stück „Enthusiasmus“ hineingekommen ist, als man sie als das Universalmittel wider alle Nöthe betrachtet und ihr Wirkungen zutraut, welche die alten Mittel der Seelsorge nicht zu erreichen im Stande sind. Daß es leichter ist, einen Verein für innere Mission zu gründen als den mühevollen Weg der Seelenpflege mit eigener persönlicher Verantwortlichkeit nachzugehen, ist gewiß, und daß auch kirchliche Behörden den rechten Maßstab der Beurtheilung des Gemeindelebens verlieren, wenn sie da, wo viel Echauffement und oft recht wenig wirkliche geistliche Frucht ist, die Blüthe der Amtsthätigkeit und das Verdienst des Arbeitens zuerkennen, — darin dürfte Kolde so Unrecht nicht haben.

Predigt" in der Geschichte und für das Wesen der Predigt aller Zeiten. Man kann dieses Thema nicht erörtern, ohne eine ganze Anzahl prinzipieller Fragen der verschiedensten Art, ohne namentlich den Entwickelungsgang der Predigt wenigstens zu streifen.

Allem voran gilt es, den Begriff des Citates klarzustellen. Unter den Begriff Citat läßt sich im weitesten Sinn alles begreifen, was sich in Jemandes Rede von entlehnten Erzählungen, Bildern, Gleichnissen, Gedanken rc. vorfindet. So weitgreifend faßt die französische Sprache den Begriff, wenn sie, wo wir von Citaten reden, die Bezeichnung „l'esprit des autres" gebraucht. Nicht in diesem weitesten Sinne glauben wir hier über Citate reden zu sollen, sondern in dem beschränkteren und wohl eigentlichen, der unter Citaten nur citata verba versteht.

Citate sind dem eigenen Gedankenausdruck eingefügte Aussprüche anderer, die als solche irgendwie kenntlich gemacht werden. Bleibt die erstere Bestimmung, die Einfügung in den eigenen Gedankengang, unerfüllt, so wird das Citat zum Recitat, zum Hersagen blos auswendig gelernter, nicht inwendig verarbeiteter Worte anderer; bleibt die letztere Bestimmung, die irgendwie erzielte Kenntlichmachung der gebrauchten Worte als nicht eigener, unerfüllt, so wird das Citat zum Plagiat, zum Gedankenraub und Wortdiebstahl. In der gegebenen Begriffsbestimmung liegt schon ausgesprochen, daß ein richtig gebrauchtes Citat niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck sein darf. Ob das Citat tonanschlagend, eine geistige Stimmgabel, an die Spitze, ob es ein- oder mehrfaches Echo gebend in die Mitte, ob es alles in einen Schlußakkord zusammenfassend an das Ende einer Gedankenskala gestellt wird, immer muß es begleitende zweite, nimmer darf es Melodie führende erste Stimme sein. Man kann also eigentlich die Frage nicht wohl beantworten, welches der Zweck der Citate sei; denn dieser wird sich immer bei rechtem Gebrauch mit dem vom Citirenden selbst gewollten zu decken haben, und wird ebendeshalb so mannigfaltig sein wie jener. Wohl aber kann man fragen nach dem Zweck des Citirens? Wozu citirt man?

Große selbstbewußte Geister könnten die ganze Citatenfrage als eine überhaupt nur für inferiore unselbstständige Naturen in Betracht kommende erklären, das Citat mit der Ironie der französischen Sprache als „l'esprit de ceux, qui n'en ont pas" brandmarken, und ihm so als einem testimonium von Geistes- und Gedankenarmuth Recht und Zweck in der Rede absprechen. Dem und anderen denkbaren Einwänden gegenüber dürfte es doch gelten die berechtigten Zwecke, denen hauptsächlich das Citat in der Rede dienstbar gemacht werden darf, zu betonen.

Da stellen wir in erste Linie den Grundsatz: „Durch zweier Zeugen Mund wird alle Wahrheit kund." Was der Richter bezweckt, wenn er in zweifelhaften Rechtsfällen Entlastungs- und Belastungszeugen citirt, nämlich Wahrheit und Recht ans Licht zu bringen, das sucht der Redner zu erreichen, wenn er bestätigende oder widersprechende Aussagen citirt; im Proceß, den die Rede für oder wider den Hörer führt, werden alle Instanzen an-, alle

Zeugen aufgerufen, daß sie Wahrheit und gutes Recht der geführten Sache bezeugen. Je höher die angerufene Instanz, je glaubwürdiger der verhörte Zeuge, desto rechtskräftiger und unanfechtbarer das gefällte Urtheil. Zugleich gewinnt durch den Nachweis des consensus bez. die Entkräftung des dissensus laut werdender Stimmen des Redners subjektives Urtheil an Objektivität und damit auch an Beweis- und Ueberführungskraft. So dienen Citate zunächst als Wahrheitszeugnisse, als aktenmäßiges Beweismaterial.

Und als Heimathsklänge zum anderen, als Heimathsklänge aus der Welt des Wortes, des gelesenen oder des gehörten Wortes, in der der Redner seine Hörer heimisch weiß oder wähnt. So gebraucht, wecken sie zu neuem Erwachen, was im Gedächtniß des Hörers schläft, locken sie, wie das Anstimmen eines wohlbekannten Liedes zum unwillkürlichen Ein- und Beistimmen, grüßen sie wie altbekannte Freunde den Hörer, und erobern dem Redner rasch dessen Interesse und Vertrauen. Zugleich werden solche allen wohlbekannte Worte die Höhe- und Ruhepunkte der Rede, von denen aus der Hörer, wenn er sie in Rückerinnerung wieder betritt, den zurückgelegten Gedankenpfad noch einmal und in Ruhe überschaut.

Auch um der Rede Würze und Anmuth zu geben, dürfen ihr Citate eingegliedert werden. Sei es die Vollendung der Form in Bezug auf Schönheit, Klarheit, Knappheit, sei es die Wahrheit, Ursprünglichkeit, Hoheit der Gedanken, sei es die Berühmtheit oder das autoritative Ansehen des einen oder anderen Autors, was den Redner veranlaßt, diesen oder jenen Ausspruch seiner Rede einzufügen, immer wird und darf ein solches Citat, ist es nur mit edlem Geschmack und sicherem Takt verwerthet, der Rede Lebendigkeit, Mannigfaltigkeit, kurz Würze und Anmuth verleihen.

Hiermit dürften, nicht alle, aber die hauptsächlichsten Zwecke, denen Citate in der Rede dienstbar gemacht werden und werden dürfen, genannt sein.

Wann, wo, wie und wie viel nun aber Citate der Rede einverleibt werden dürfen, darüber eine allgemein gültige Regel festzustellen, möchte wohl kaum möglich sein, deshalb nicht, weil hierbei fast mehr noch als Inhalt und Form des Citates die individuelle Art des Citirenden in Frage kommt. Was, wie und wo der eine ohne Anstoß, ja mit großer Wirkung citirt, das würde so von den Lippen eines anderen nur störend, ja verletzend wirken. Citate sind, wie Büchmann sagt, geflügelte Worte. Ein jeder sehe denn zu, wo er die Flügel hernehme und wie er damit fliege. Jedenfalls darf die Anwendung solcher „geflügelter" Worte durch den Redner, um im Bilde zu bleiben, weder so sein, daß er mehr auf Gänsefüßchen, als auf eigenen geht und steht, noch so, daß er der mit gefundenen Pfauenfedern prunkenden Ente der Fabel gleicht, weder so, daß er gedankenlos, wie ein Papagei, mühsam erlernte fremde Brocken nur nachschwatzt, noch so, daß er unstet, wie ein Schmetterling, von Blume zu Blume flattert, oder gar so, daß er, wie Luther sagt, gackert, wie eine Henne, die ein Ei gelegt hat, sondern so, daß sein Fleiß, wie die Biene in die Waben, aus allerlei Blüthenstaub gewirkten Honig in die Reihen seiner Gedanken sammelt, oder so, daß seine Begeisterung zu hohem Schwunge die

Adlersfittige erhabener Geister leiht, oder so, daß seine Andacht und Inbrunst auf den Flügeln des Gesanges einer Wittenberger oder anderen Nachtigall emporschwebt, oder endlich so, daß er mit Taubenflügeln über sündfluthlichen Wassern das grünende Oelblatt sucht und zur Arche trägt. Gilt es aber doch einen ganz allgemeinen Grundsatz über den rechten Gebrauch von Citaten aufzustellen, so könnte es wohl nur der altbewährte sein: „Das rechte Wort am rechten Ort."

Ob nun aber solch rechter Ort in der Predigt sei? Das eben ist die Frage. Theorie und Praxis, Homileten und Homiletiker aller Zeiten, beide antworten mit einem fast einstimmigen, wenn auch zu verschiedenen Zeiten verschieden motivirten und modificirten Ja.

Die Theorie zuerst. Wohl finden sich in jeder Homiletik strenge Erlasse gegen die Citatenjagd gewisser Zeiten und Kreise, wohl rügen sie scharf den einen oder den anderen hier und da in dieser Hinsicht herrschend gewordenen Mißbrauch, aber nirgends und niemals hat die Homiletik ein allgemein prinzipielles Veto gegen den Gebrauch des Citates in der Predigt erhoben. Darf man die Predigt definiren als die Verkündigung des im Herzen des Predigers lebendig gewordenen, auf die Seelenbedürfnisse der anwesenden Christengemeinde angewendeten Wortes Gottes, so liegt zwar in der Forderung des individuellen Zeugnisses eine Schranke, in der Forderung aber aus und zu dem Gemeindebewußtsein zu reden, ein Recht, und in der Forderung Gottes Wort zu verkündigen, wenigstens in gewissem Sinne eine Pflicht des Citirens in der Predigt; so daß also in dem Wesen der Predigt an sich nichts liegt, was das Citat prinzipiell ausschlösse, wohl aber manches, was dasselbe als naturgemäß und wünschenswerth erscheinen läßt.

Eines freilich wird man dabei auch in unserer Zeit nicht scharf genug betonen können, daß nämlich jede Predigt persönliches Glaubens- und Lebenszeugniß des Predigers sein soll und in diesem Charakter weder durch die Menge, noch durch die Art der gebrauchten Citate geschädigt werden darf:

Sitzt ihr nur immer, leimt zusammen,
Braut ein Ragout aus And'rer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus euerm Aschenhäuflein raus;
Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Das ist des Dichters Urtheil in der Citatenfrage. Mit lauter Stimme möchte man es in dieser und noch mancher Hinsicht der Predigt und den Predigern unserer Tage zurufen: mehr Eigenes, mehr persönliches Zeugniß, mehr von deinem zu meinem Herzen. Und wie manchen unter uns Predigern dürfte das Wort Emerson's in einem „Selbstvertrauen" überschriebenen Essay treffen: „Der Mensch sollte es sich mehr angelegen sein lassen, den Lichtstrahl, der ihm von innen kommt, zu entdecken und zu beobachten, als den Glanz am Firmament der Sänger und Weisen. Der Mensch ist schüchtern und unselbstständig, er geht nicht aufrecht. Er wagt nicht zu sagen: „Ich denke, ich bin,"

sondern er befragt einen Heiligen oder einen Weisen. Wie mancher wagt nicht Gottes Stimme zu hören, wenn sie nicht in der Phraseologie von ich weiß nicht welchem David, Jeremias oder Paulus zu ihm spricht."

Hat die Theorie eine prinzipielle Einwendung gegen das Citat in der Predigt nie erhoben, so hat die Praxis stets eine reiche Anwendung davon gemacht. Es ist nicht unsere Absicht, hier schon einen allgemeinen Ueberblick über die Geschichte des Citates in der Predigt zu geben, wir gedenken dies vielmehr bei der Einzelbesprechung der verschiedenen für die Predigt in Frage kommenden Citate zu thun; nur das sei konstatirt: seit auf Erden gepredigt worden ist, ist auch in den Predigten citirt worden. Die Predigten, die — wann, wo und von wem immer sie gehalten seien — gar kein Citat irgend welcher Art enthalten sollten, dürften sehr vereinzelt sein. Vielmehr wird man sagen müssen, in keiner anderen Art menschlicher Rede ist das Citat so allgemein und vielfältig gebraucht, als in der Predigt.

Um von der Predigt der Gegenwart in dieser Hinsicht ein wenigstens ungefähres Bild geben zu können, haben wir die von Stöckicht in drei Bänden unter dem Titel „Christliche Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands" herausgegebene Predigtsammlung durchgesehen. Die Sammlung enthält 200 Predigten von 178 verschiedenen Verfassern. Von diesen Predigten ist nur eine einzige ohne jedes Citat; in den übrigen 199 Predigten zählten wir in Summa 3037 Citate der verschiedensten Art. Darunter sind 53 Predigten, die eine jede mehr als 20 Citate enthalten, die am citatreichsten haben 40, 42, 45, 46 Citate bis zum Maximum von 69 Citaten in einer Predigt.

Die an Citaten bunteste Predigt aus der Gegenwart, die uns vorgekommen, ist eine Adventspredigt eines Geistlichen in L.; dieselbe enthält: 21 Bibelcitate, acht Liederverse, drei Reime von Silesius, ein Citat aus der Agende, Aussprüche von Augustin, Zinzendorf und Monrad, Worte von Kant, Lessing, Tiedge, Platen, von Rückert das: „Mit Pilgerstab und Muschelhute", von Göthe vier Citate, darunter das: „Lang hab' ich mich gesträubt." Außerdem treten auf Orpheus und das Pantheon, und weil das noch nicht genug scheint, so sind noch Aussprüche von Jean Paul, Göthe, Kant, Jacobi und Friedrich d. G. in Anmerkung gesetzt.

Auf die weiter zu beantwortende Frage, was und wie wird citirt, ertheilt die eben erwähnte Predigt eine der Praxis entnommene Antwort. Da sich aber in thesi auf diese Frage kaum eine allseitig gültige Antwort würde geben lassen, so sei uns gestattet, die für die Citate in der Predigt in Betracht kommenden Quellengebiete gesondert zu behandeln und nachzuweisen, wie die Einmündung all dieser verschiedenen Zuflüsse dem Strom der Rede Lebendigkeit, Tiefe und hinreißende Kraft zu geben vermögen. Wir theilen die in der Predigt vorkommenden Citate in zwei Hauptgruppen: die kirchliche und die weltliche; zu ersterer zählen wir das Citat aus der hl. Schrift, aus dem Liederschatz und aus der Geschichte der Kirche, zu letzterer das Citat aus Volksmund (Sprichwort und Volkslied), aus heidnischen und christlichen Klassikern, aus der Welt der Kunst und Wissenschaft.

Eine allgemeine Bemerkung müssen wir vorausschicken, etwaigem Mißverständniß vorzubeugen. Die Citatenfrage ist nicht gleichbedeutend mit der, ob und inwieweit der Prediger auf dem einen oder dem anderen Gebiet, dem Citate entnommen werden, heimisch ist und sein soll. Citate dürfen in keinem Sinne als Maßstab gelten für das Vertrautsein oder Nichtvertrautsein des Citirenden mit den dabei in Betracht kommenden Gebieten des geistigen oder geistlichen Lebens. Weder beweist der durch den Prediger gemachte Gebrauch von diesen Gebieten entnommenen Citaten, daß er auf denselben heimisch sei, noch der Nichtgebrauch, daß er's nicht sei. Es kann einer die Klassiker sehr wohl kennen und citirt nie aus ihnen, und wiederum kann einer weiß wie viel aus ihnen citiren und kennt sie doch nicht. Das ist also eine Frage, die hier gar nicht zur Erörterung steht.

Unter den für die Predigt in Betracht kommenden Citaten nimmt das Schrift- oder Bibelcitat in Bedeutung und Anwendung, also auch in unserer Erörterung das Primat ein. Das Schriftcitat hat den Herrn selbst zum Gewährsmann. Mit dem oft von ihm gebrauchten „γέγραπται", „es steht geschrieben" hat er der Predigt aller Zeiten und Zungen die höchste so untrügliche als unvergängliche Wahrheitszeugin gewiesen. Die in der Apostelgeschichte uns erhaltenen Bruchstücke apostolischer Heilsverkündigung, wie die zum neustamentlichen Kanon gewordenen Schriften dieser inspirirten Verfasser bezeugen uns, von dem häufigen „ἵνα πληρωθῇ τὸ ῥηθέν" bei Matthäus bis zu dem νέφος μαρτύρων des Hebräerbriefes, welche Bedeutung auch sie dem alttestamentlichen Schriftcitat beimaßen. Von dem dankenswerthen Reichthum alt- wie neutestamentlicher Citate in den Schriften der apostolischen Väter kann sich jeder überzeugen, der den Index locorum sanctæ scripturæ in Harnack's Ausgabe der Opera patrum apostolorum nachschlägt, welcher z. B. für den zweiten Brief des Clemens Romanus an die Korinther, den die neueste Homiletik von Krauß, „als die älteste uns erhaltene gottesdienstliche Predigt" bezeichnet, trotz seiner Kürze allein gegen 120 biblische Anführungen, bez. Anklänge nachweist. Ihren Fußstapfen folgen die Kirchenväter. Von den Schriften der drei großen Kirchenväter Irenäus, Tertullian und Clemens Alexandrinus hat man gesagt, „daß sie einem Teppich gleichen, in dem die beständig wiederkehrenden Schriftstellen wie ein in den Zettel eingewobener Goldfaden das Gewebe fest und reich machen;" von Chrysostomus wird erzählt, daß er die Bibel so inne hatte, daß er sie nach Belieben hersagen konnte, und seine Homilien bezeugen, wie viel es dieser Goldmund gethan hat; Augustin lehrte die Schrift aus der Schrift erklären, und was er forderte, wie hat er's selbst befolgt! Wie reichen Gebrauch überhaupt die Predigt der alten Kirche vom Schriftcitat machte, davon überzeugt ein auch nur flüchtiger Blick in die Sammlung von Predigten von Kirchenvätern, in zwei Bänden herausgegeben von Augusti.

Für den Mißbrauch, Schriftstellen in Uebermaß zu citiren, macht zwar Löhe im „Evangelischen Geistlichen" den Mönch Antiochius von Saba (629 als ersten Vorläufer namhaft; daß er aber auch schon früherer Zeit nicht

fremd war, beweist eine in der eben erwähnten Augusti'schen Predigtsammlung aufbewahrte Predigt des Hippolytus, von deren 238 Zeilen 137 durch citirte Bibelstellen ausgefüllt werden, und die dennoch mit den Worten schließt: „Diese wenigen Zusammenstellungen aus der Schrift habe ich dir, Geliebter Gottes, mitgetheilt, damit du, was geschrieben ist, im Glauben bewahrest."

Von der Predigt des Mittelalters fehlt uns die Kenntniß, also auch das Urtheil. Der Doctor mellifluus hat sich aber auch vielfach seinen Honig aus dem Wort geholt, das süßer ist als Honigseim. Die ungenaue und freie Art, die Schrift zu citiren, sogar in Aussprüchen, die gar nicht in der Bibel stehen, wie sie Nebe in der „Geschichte der Predigt" dem berühmten Berthold von Regensburg nachweist, läßt uns einen Blick thun in die Unbekanntschaft des damaligen Geschlechtes mit der hl. Schrift. In des trefflichen Tauler Predigten haben wir nur wenige Seiten gefunden, auf denen nicht ein oder mehrere Schriftworte citirt wären.

Das Schriftcitat gelangt, wie die Schrift selbst, mit der Reformation zu seiner höchsten Bedeutung und edelsten Anwendung. Luther's Losung ward wieder das urchristliche „Es steht geschrieben," daher der Muth zu seinem Wormser Wort „Hier stehe ich." Luther's Herz lebte in der Schrift und die Schrift in Luther's Herzen, darum redete sein Mund Gottes Wort bei Tisch, wie auf der Kanzel. Wenn aber Luther predigte, so brannten die Herzen. Die Glaubensgluth der Reformatoren schmolz das Schriftwort zu flüssigem Gold, an dem sich arme Seelen bereicherten. Daß Luther, und wie er die Schrift in der Predigt citirt hat, wer wüßte es nicht? Die Walch'sche Ausgabe der evangelischen Kirchenpostille Luther's weist im Register 2124 erklärte Bibelstellen nach. Luther folgen in ihren Postillen Matthesius, Veit Dietrich, Brenz und andere bis auf Joh. Gerhard, in gesunder, keuscher, gewaltiger Anwendung des Schriftcitates.

Die seit Pangratius sich mehr und mehr einbürgernde synthetische Predigtweise, und die mit Schriftgelehrsamkeit prunkende Rechtgläubigkeit des 17. Jahrhunderts aber zeitigt jene unglückliche Manier, die Predigt mit Schriftcitaten zu überladen, eine Manier, die zwar der hundertmethodige Carpzov mit dem Glanz seines Namens deckt, an der auch die Bibelstelle an Bibelstelle reihenden Predigten eines glaubensinnigen Spener noch kranken, die aber in den späteren Vertretern des Pietismus ihre entschiedenen Gegner in Wort und That findet. Schon Arnold's „Kirchen- und Ketzerhistorie" rügt es, „daß man in den Schulen nichts besseres lerne, als wie man etliche Sprüche aus der Bibel nach der Konkordanz zusammensetze;" die nimia locorum scripturæ citatio rechnet Joach. Lange unter die vanitates artis homileticæ, und Rambach „unter die vitia, die am gemeinsten und bei manchem zur Mode geworden sind, wenn man alle periodos der Predigt mit Sprüchen der hl. Schrift erfüllet, ja wohl eine bekannte Sache mit allerlei dictis ganz vergeblich und überflüssig cumuliret und also die citationes dictorum oft die halbe Predigt wegnehmen."

Vor dem Kanzelgeschwätz der Aufklärung über tausend und einfältige

Dinge und dem trockenen Lehrton des Rationalismus kommt das göttliche Wort als Citat wenig oder gar nicht zu Worte, ja wird selbst der Text vielfach blos zum Prätext. Einsame Zeugen rufen und kehren zum Besseren. Eifert Herder in den „Briefen das Studium der Theologie betreffend" auch gegen „die Unart der synthetischen Predigtweise, die die Bibel nur in ausgerupften herbeigezwungenen Stellen darbiete," so erklärt er doch gleichzeitig „die Bibelauslegung für die vornehmste, beste Predigt," fordert, „daß der Prediger in wahrhaftem Sinne gehe post illa verba Christi et apostolorum" und preist an der analythischen Lehrmethode das „als das Schönste, daß sie alle Schätze der Bibel öffne und durch sie der Zuhörer immer nur Bibel, für sich belebte Bibel höre," und ruft dem vor Monotonie sich fürchtenden zu: „ei, welche Menge von Sprüchen liegt außer, liegt oft dicht am Text da, die man mit ihm in Verhältniß stellen, in Verbindung ziehen und dadurch sich und seinen Vortrag verjüngen und beleben darf." An und durch Reinhard aber, der, wie seine „Geständnisse" sagen, als fünfjähriger Knabe in den Sprüchen Salomonis lesen lernte und die Bibel seitdem als Gottes Wort zu lesen nie aufhörte, erfüllte sich in glaubensarmer Zeit vielen zum Segen das Wort: „Weil du von Kind auf die Schrift weißt, kann sie dich unterweisen zur Seligkeit."

Mit dem Wiedererwachen evangelischen Glaubenslebens tritt auch in dem Gebrauch der Schrift und des Schriftcitates für die Predigt eine neue Periode ein. Männer wie Menken, Stier, Nitsch, Beck haben die Bahn gebrochen, auf der die Predigt der Gegenwart im großen und ganzen geht. Im Allgemeinen wird man sagen dürfen, daß die Predigt der Gegenwart einen so maßvollen als angemessenen Gebrauch vom Bibelcitat macht. Wir wüßten kein Predigtbuch der Neuzeit namhaft zu machen, gegen das man den Vorwurf übermäßiger Anführung von Schriftstellen erheben könnte. Freilich geben die im Druck erscheinenden Predigten noch kein maßgebendes Gesammtbild der zu einer Zeit herrschenden Predigtweise. Wenn die 200 Predigten der erwähnten Stöckicht'schen Predigtsammlung in Summa 2373 Bibelcitate enthalten, im Durchschnitt also 11—12 auf eine Predigt kommen, so ist das zwar ein reichlicher, aber doch wohl noch kein übermäßiger Gebrauch vom Bibelcitat. Wenn aber 25 dieser Predigten je 20 und mehr Bibelcitate enthalten, eine sogar 65, so halten wir das allerdings für Ueberschreitungen des zuläßigen Maßes.

Als Schriftcitate „geflissentlich vermeidend" kennzeichnet die Kritik im „Theol. Literaturblatt" die Evangelienpredigten von Römheld; als solche kennzeichnen sich auch die Predigten selbst; denn in dem ganzen Bande haben wir, von den wiederkehrenden Textesworten natürlich abgesehen, keine zehn Bibelcitate auffinden können; als solche kennzeichnet sie auch der Verfasser in der Vorrede zu denselben. Die zehn Jahre später erschienenen Epistelpredigten, die an Bibelcitaten weit reicher sind, lassen annehmen, daß der Verfasser sich eines Besseren besonnen hat. Uebrigens herrscht allerwärts, sogar bei Katholiken, man vergleiche Fenelon's Gespräche über Beredtsamkeit und die vorgedruckte Anrede von Werkmeister, Einstimmigkeit, daß das Bibelcitat in der Predigt nicht fehlen darf.

Wie und wozu aber soll es angewendet werden? Das Wie anlangend gewiß vor allen Dingen maßvoll. Nichts ist unziemlicher und unwirksamer als Ueberhäufung der Predigt mit Bibelworten. Schon die Ehrerbietung vor Gottes Wort selbst sollte davon abhalten. Denn Löhe hat Recht, wenn er sagt: „Wer eine Predigt aus Bibelstellen zusammensetzen will, wird sicher, auch wenn er ein großer Textualis wäre, gar oft den genauen Sinn des Spruches beiseite setzen und mit Gottes Worten anderes sagen, als Gott damit sagt; schier keine schwerere und verantwortlichere Sache als ipsissimis verbis Domini die eigene Meinung zu sagen." Wer mit Luther empfindet, der gesagt hat: „Mir ist also, daß mir ein jeglicher Spruch die Welt zu enge macht," der wird von selbst sparsam werden in der Anführung von Bibelstellen. Daher man behaupten kann: übermäßiges Anführen von Schriftstellen ist ein sicheres Merkmal nicht von Schriftkenntniß, sondern von Schriftunkenntniß.

Auch der Respekt vor sich selbst wie vor der Predigt an sich sollte es dem Prediger verbieten, einerseits sich selbst zum bloßen Recitator auswendig gelernter Bibelstellen, andererseits seine Predigt, mit Guth im „Pastoralspiegel" zu reden, „zu einer Waschhänge zu machen, auf welcher, so weit das Seil reicht, Bibelspruch an Bibelspruch sich reiht." Zudem wird sich unausbleiblich an solcher Predigt Theremin's Wort bewahrheiten: „Eine ganz aus Bibelstellen zusammengesetzte Predigt, und wären es die schönsten Stellen, wird keine Rede sein; es wird ihr an Einheit und oratorischer Kraft fehlen, weil man in ihr nicht die stetige und fortschreitende Handlung einer Seele fühlen wird, in welcher alle Wahrheiten, welche die Rede enthalten kann, sich gewissermaßen personifizirt haben."

Endlich verbietet auch die Rücksicht auf die Zuhörer ein gehäuftes Anführen von Bibelstellen. Man pflegt biblische Predigten hier und da für besonders populär zu halten. In Vinet's „Homiletik" ist ein treffender Ausspruch Schleiermacher's angeführt, der schon diesen Irrthum bekämpft. Und wen hat es nicht selbst schon aufs peinlichste berührt, wenn von den Lippen des Predigers ein Schwall von Bibelworten fließt, deren jedes eine Welt von Wahrheit in sich birgt? Alle diese Worte könnte auch eine Maria nicht behalten, geschweige denn im Herzen bewegen; den Schriftliebhaber und Schriftkundigen wird solch gedankenloses Herleiern ihm theuerwerther Worte wehe thun, dem Schriftunkundigen aber klingen, wie eine fremde Sprache oder wie hohle Phrase. „Häufung von Citaten aus der Schrift," sagen wir daher mit Krauß, „ist nur da erlaubt, wo sie geboten ist, nämlich wo eine Behauptung als so sehr zum Wesen des Christenthums gehörig erwiesen werden soll, daß sie als überall in der Schrift wiederkehrend aufgezeichnet werden muß."

Ein gänzliches Unterlassen von Anführungen aus der Schrift wäre freilich eben so irrig. Denn sowohl das Gemeindebewußtsein wie das Wesen der Predigt, namentlich der synthetisch gehaltenen, fordert entschieden, daß die heiligen Klänge wohlbekannter Kernsprüche in der Predigt immer von neuem wiederkehren; und sodann, welchem Prediger sollte sich noch nicht die Empfindung aufgedrängt haben, daß es Wahrheiten des Glaubens gibt, die

wir zwar glauben und fühlen, auch entwickeln und auslegen können, die aber zum volltönenden und erschöpfenden Ausdruck erst dann gelangen, wenn sie mit den Worten der Offenbarungsurkunde ausgesprochen werden. Denn für die höchsten Offenbarungswahrheiten hat der Geist Gottes selbst in der hl. Schrift auch Offenbarungsworte geschaffen.

Maßvoll sollen Bibelstellen angeführt werden und zum anderen sinngemäß. Jener Spielerei soll Thor und Thür verschlossen werden, die blos nach der Konkordanz eine lange Reihe von Verbalparallelen aufmarschiren läßt, jener Spielerei, die etwa am ersten Advent der Eselin im Evangelium zu Liebe alle Esel der Bibel herbeiholt von Bileams und Sauls Eselin, von Simsons Eselskinnbacken und Hiobs tausend Eseln, von Jesajas Esel, der die Krippe kennt, bis zu dem am Sabbath in den Brunnen gefallenen Esel, von dem der Herr redet. So unwürdig solche graue Eseleien sind, so ist doch nicht blos die Vergangenheit, sondern hier und da auch noch die Gegenwart in dieser Hinsicht grau.

Auch Realparallelen sind unzulässig, wenn sie dem angezogenen Spruch einen anderen Sinn unterlegen, als er ursprünglich hat. „Schriftworte anderes und mehr sagen zu lassen, als sie eigentlich in sich schließen" nennt Krauß „die theologische Erbsünde", deren er schon den Origines zeiht. Daß solche scheinbar geistreiche und tiefsinnige Aneinanderreihungen von Schriftworten nach Vieler Geschmack sind, spricht mehr gegen als für sie. Bemerkenswerth ist, daß sich selbst ein Schleiermacher in der Vorrede zum ersten Bande seiner Predigten in dieser Hinsicht entschuldigen zu müssen glaubt. Wer aber kann, um ein Beispiel anzuführen, des alten Krummacher Predigten, insbesondere die fünfzehn über das Hohe Lied, lesen, ohne zu empfinden, was schon Goethesche Kritik an ihnen tadelt, daß dieser Mann in Herbeiziehung und Anwendung von Bibelstellen überschwänglich gewesen ist und eine wenn auch noch so geist- und gefühlvolle Spielerei mit den Worten der Schrift getrieben hat.

Sinngemäßheit des Anführens schließt aber deßhalb durchaus nicht aus, daß ein und derselbe Spruch in mehrfacher Gedankenverbindung verwendet wird. Vielmehr sollen Bibelcitate immer den Charakter der Frische und Neuheit tragen, erquicken wie frisches Wasser, duften wie Frühling, leuchten wie Sonnenaufgang. Wir haben die in der Stöckicht'schen Predigtsammlung vorkommenden 2373 Bibelcitate nicht darauf hin auszählen können, wie viel verschiedene Sprüche dabei vorkommen; wir können nur sagen, daß wir hier und anderwärts den Eindruck großer Monotonie bekommen haben, immer dieselben Sprüche, und was die Hauptsache ist, immer in derselben Gedankenverbindung, Stereotypen. Wie unbegreiflich bei dem unerschöpflichen Reichthum der Bibel! Und selbst wenn man das Gebiet der anzuführenden Sprüche begrenzen wollte auf Kern- und Hauptsprüche: sind denn diese Edelsteine nicht vielkantig oder muß man sie denn immer in der alten Fassung bringen, während in neuer Fassung ihr vielseitiger Glanz erst recht aufblitzen und strahlen würde? An dieser Monotonie und Stereotypie trägt gewiß

neben anderem auch die verhältnißmäßig geringe Verwendung von Citaten aus dem alten Testament die Schuld. In der Stöckicht'schen Sammlung sind drei Viertel der Schriftcitate neutestamentliche, nur ein Viertel alttestamentliche. Treffliche Winke über Auffindung neuer, neue Anwendung üblicher Schriftcitate gibt Steinmeyer in der „Topik". Als meister- und mustergültig aber dürften wohl in dieser Hinsicht z. B. Theremins und Becks Predigten gelten.

Durch Schriftcitate wird mancherlei zu erreichen gesucht, was thatsächlich nicht oder doch nur scheinbar durch sie erreicht wird, durch sie allein auch nicht erstrebt werden sollte.

Daß die Inspirationswirkung der Predigt nach der Zahl der ihr eingereihten Bibelstellen zu bemessen sei, ist zwar ein offenbarer Irrthum, aber ein bei Hörern wie Predigern nicht seltener. Die Inspirationswirkung der Predigt aber ist durchaus nicht an den buchstäblichen Gebrauch von Schriftworten gebunden; wir haben nicht Schriftstellen, sondern über Schriftstellen, nicht Gottes Wort als fixirten Schriftbuchstaben, sondern als lebendiges Gnadenmittel zu predigen. Ist doch das gerade die Hoheit des Predigtamtes, daß ich beten darf als ein Diener des göttlichen Wortes: „Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige!" Und jeder Prediger, der sein Amt im rechten Geiste treibt, liest mit dankbarer Freude Worte, wie sie bei Frank im „System der christlichen Wahrheit" stehen: „Das in der Kirche lebende Zeugniß von Christo besitzt nicht blos insoweit generative Kraft, als Schriftworte in demselben wiederholt werden. Wo immer aus dem Besitz der durch den einwohnenden Christus mitgetheilten Erlöserfülle heraus das Zeugniß von Christo ertönt, da hört man geisterfülltes Gotteswort."

(Schluß folgt.)

Geschichte in der Schule.

(Eingesandt von F. Clauß.)

(Fortsetzung.)

Was ist nun unsere Aufgabe? — Diese epochemachenden Zeiten, jene Stürme des Völkeroceans herauszugreifen, sie um Persönlichkeiten zu gruppiren und auf die Weise in plastisch anschaulicher Form den Augen der Kinder vorzuführen. Man wirft vielleicht ein, daß dies zum Theil gar nicht möglich, daß Geistesgrößen überhaupt dünn gesät seien. — Wohl wissen wir, daß Sterne erster Größe nicht besonders häufig sind, aber fragen wir billig, sind solche zweiter und sogar dritter Größe im Vergleich zu andern nicht immer noch helle Lichter? — Lebte auch in einem Washington nicht der Genius eines Napoleon, so war er immerhin ein nicht zu verachtender Feldherr, der heutigen Tages noch unsere Anerkennung hervorruft. — Wir behaupten deßhalb ruhig: Jede Periode gebiert ihre Männer, Charaktere, in welchen sich gleichsam die ganze Zeitrichtung verkörpert, und die deßhalb consequenter Weise alle Vorzüge, aber auch alle Nachtheile der letzteren an sich tragen.

Auf diese Weise würde somit unsere ganze Geschichte in Geschichten, in Biographien zerfallen. Ja, um mit einem neuern Pädagogen zu reden, „Geschichten aus der Geschichte,“ wollen wir lehren.

Aber sagst du, wo bleibt da der innere Zusammenhang? Erbarmungslos zerreißest du das schöne Ganze! — Dieser Zusammenhang ist jedoch absolut nicht maßgebend für unsere Verhältnisse; außerdem ist es selbstverständlich, daß wir die Geschichten nicht unvermittelt aneinandergereiht, daß wir von einem Lebensbild zum andern Brücken geschlagen gewünscht wissen möchten. Weil aber, wie schon oben bemerkt, jeder große Mann ein wahres Kind seiner Zeit, der Mikrokosmus des Makrokosmus der jeweiligen Richtung, so muß auch die Darstellung, um auf Objectivität Anspruch machen zu können, eine derartige sein, daß sie diesen Zeitumständen Rechnung trägt, den Mann so giebt, wie er war. — Zu gerne modernisiren unsere gegenwärtigen Geschichtslehrer. Was können wir aber mit einem modernen Cäsar thun? Können wir ihn und seine Handlungen verstehen? Nie und nimmer. Nichts rächt sich hier mehr als wenn der Geschichte Zwang angethan wird.

Daß wir natürlich hier keine strengen Biographien wünschen, d. h. daß uns der Mann und dessen Leben Selbstzweck sind, brauchen wir kaum zu bemerken. — Geschichte wollen wir ja lehren. So muß deßhalb auch in diesen Lebensbeschreibungen die Geschichte den dunklen Hintergrund bilden, von welchem sich das Leben des Helden pyramidenartig abhebt. — Hiemit ist auch schon gesagt, daß wir das Erzählen von schnurrigen Anecdoten verdammen. Man sagt mir zwar, die Kinder behalten solche Geschichten gerne und leicht. Ganz richtig, aber was ist uns damit gedient? Was thut das der G e s c h i c h t e gut, wenn die Kinder von dem „Treaten“ oder „Nichttreaten“ eines Benjamin Franklin unterrichtet werden; der ganze Buchdrucker sogar ist uns ziemlich Nebensache, und wenn wir ihn trotzdem mit aufnehmen, geschieht es bloß der Vollständigkeit halber. Im Geschichtsunterricht interessirt uns Benjamin Franklin hauptsächlich als Staatsmann und als Forscher.

Mit Befriedigung sehen wir, daß auch unser neues Lesebuch beinahe durchschnittlich den Weg der Biographien eingeschlagen. — Daß wir nun aber genau uns an dasselbe anschließen sollen, ist hiemit noch garnicht gesagt. Jeder Lehrer wird wohl von selbst ausfinden, was am besten seinen Verhältnissen frommt. — „Greif nur hinein in's volle Menschenleben, und wo du's anfaßst ist es interessant,“ sagt Göthe. Ja jeder uns auch noch so undankbar scheinende Stoff kann den Zwecken der Pädagogik dienstbar gemacht werden; handelt es sich ja weniger um das „W a s“ als das „W i e“ der Sache.

Und hiemit kämen wir also auf die Methode des Geschichtsunterrichtes zu sprechen. Wie ein Feldherr, ehe er seine Operationen beginnt, die Fühlhörner in Gestalt von Patroullien nach allen Richtungen hin ausstreckt, um sich über Stärke des Feindes, über etwa noch nicht erforschtes Terrain ꝛc. Gewißheit zu verschaffen, so muß auch die Sache des Lehrers sein, auf sicherem, bekanntem Grunde sich zu bewegen, d. h. er muß den Schauplatz, auf welchem seine Darstellung spielen soll, in kurzen, markigen Zügen den Augen seiner Schüler vor-

führen. Landkarte ist also das erste Moment, gedrängte Geographie das Vorspiel. — Was hilft es mir etwa, einen Alexander über den Bosporus ziehen, ins Herz Persiens eindringen, ja bis zum Indus hin seine gewaltigen Schaaren vordringen lassen, wenn dieser ganze ungeheuere Länderstrich den Kindern ein unbekanntes böhmisches Dorf ist? Ist selbst in früheren Geographiestunden das etwa in Betracht kommende Gebiet behandelt worden, so wird trotzdem eine Auffrischung bei solchen Gelegenheiten nöthig, ja unerläßlich sein. — „Nicht als der in die Luft streichet," sicher wollen wir gehen.

Wäre so der Grund geebnet, so kann mit der Darstellung begonnen werden.

Da biblische Geschichte und Weltgeschichte homogene Fächer, wird auch ihre Behandlung eine ähnliche sein müssen, und in der That, ein guter Religionslehrer wird auch auf dem Gebiet der Geschichte gewöhnlich reiche Ernten halten. — Theilen wir die Methode des Geschichtsunterrichts in folgende Unterabtheilungen:

1. Vorerzählen des ganzen Pensums.
2. Zergliedern in kürzerere Abschnitte.
3. Abfragen jedes Abschnittes mit Entwicklung einer an die Wandtafel zu schreibenden Disposition.
4. Nacherzählen der Schüler an der Hand der Disposition.
5. Verwendung des behandelten Stoffes zu schriftlichen Arbeiten.

1. Vortrag des Ganzen. Wenn irgend ein Fach einen ganzen Lehrer beansprucht, so ist es nebst Religion die Geschichte; ein mittelmäßiger wird nie viel auf diesem Gebiete leisten. Wir suchen beim Geschichtslehrer zunächst einen Schatz von Kenntnissen, dann eine schöne, gediegene Sprache und endlich eine Ader Phantasie, die im Stande ist Lehrer und Schüler für Momente der Prosaik des Alltagslebens zu entrücken und für die Ideale des Guten, Wahren und Schönen zu begeistern. (Schluß folgt.)

(Aus dem Lehrer=Boten.)

Gedanken über die Grundtriebe des Menschen und ihre Befriedigung in der Schule.

Vorgetragen auf der Bezirksschulversammlung in Crailsheim am 4. Aug. 1886 von Pfarrer S. in Markt-L.

Hochgeehrte Versammlung!

Die Gedanken, für deren Darlegung ich heute Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte, sind in mir angeregt worden durch eine in Chr. Heinrich Zellers biblischer Seelenlehre sich findende Ausführung über die menschlichen Triebe. Er sagt in jener Schrift, drei Grundtriebe seien es, welche dem Menschen innewohnen und die ihm von Gott anerschaffen seien, nämlich der Genußtrieb, der Besitztrieb und der Ehrtrieb.

Man könnte diese Aufstellung anfechten und nur e i n e n Trieb als den beherrschenden annehmen wollen, nämlich den Selbsterhaltungstrieb. Man könnte zur Begründung dieser Annahme sagen: Genuß suche der Mensch nur,

um in seinem leiblich geistigen Sein sich zu erhalten und zu behaupten, und Besitz erstrebe er darum, weil er, um genießen zu können, etwas haben müsse; was endlich die Ehre betreffe, so sei das darauf gerichtete Streben wiederum nur ein Ausfluß des Selbsterhaltungtriebs, sintemalen ein Leben ohne Ehre, ohne eine der Person als solcher gezollte Achtung und Anerkennung weder in der Familie noch in der bürgerlichen Gesellschaft möglich sei. Wir wollen mit denen, welche alles aus e i n e r Wurzel abzuleiten suchen, jetzt nicht weiter rechten, denn auch zugegeben, daß der Selbsterhaltungstrieb der alles beherrschende Grundtrieb sei, so ist jedenfalls auch das nicht zu leugnen, daß er in den drei von Zeller genannten Trieben zur Auswirkung und Darstellung kommt.

Nehmen wir einmal d e n G e n u ß t r i e b. Da ist es eine Thatsache, die jeder an sich selber erfahren kann, daß auf Genuß, d. h. auf Freude, auf leibliches und geistiges Wohl befinden, auf Sättigung des ganzen Personenlebens aller Menschen Streben gerichtet ist. Die Quellen freilich, an denen die Menschen diesen Trieb zu befriedigen suchen, sind sehr verschieden, aber das Streben nach Befriedigung desselben ist allen gemeinsam.

So verhält es sich auch mit d e m B e s i t z t r i e b. Etwas haben will jeder Mensch, das sieht man schon beim Kinde. Jeder sucht sich ein Eigenthum zu erwerben, um frei darüber zu verfügen, um er zur Erreichung dieses und jenes Zweckes verwenden zu können. Auch hier unterscheiden sich die Menschen nur insofern, als die Güter, auf welche ihr Streben gerichtet ist, verschieden sind, wie denn die einen vorzugsweise materielle, andere dagegen hauptsächlich geistige Güter zu erlangen suchen.........Das Streben aber nach irgend welchem Gut und Besitz ist in jedem Menschen lebendig und wirksam.

D e r E h r t r i e b e n d l i c h zeigt sich als anerschaffener und Grundtrieb darin, daß jeder Mensch darauf ausgeht, wenn auch nicht öffentlich vor der Welt Ehre zu erlangen, so doch innerhalb des ihm beschiedenen Wirkungskreises einen guten Namen zu haben und die Achtung seiner Mitmenschen zu genießen. Daß diese drei Triebe die eigentlich bewegenden Mächte des gesamten Menschen- und Völkerlebens sind, — wem sollte das nicht unmittelbar einleuchten?

D e r G e n u ß t r i e b ist es, welcher die Jugend der Städte und Dörfer hinaustreibt auf Flur und Wiese, um da in fröhlichem Spiele sich zu tummeln; der an Sonn- und Festtagen die Eisenbahnzüge anfüllt mit solchen, die dem Staub der Städte und dem Rauch der Fabriken und dem ermüdenden Getriebe der Werkstätten sich für einige Stunden entziehen wollen, um auch einmal wieder unter Gottes freiem Himmel und im Genuß seiner Gaben ihres Lebens froh zu werden; dieser selbe Trieb ist es, der die Menschen Länder und Meere durchziehen läßt, um deren Köstlichstes zusammenzutragen, der die Gelehrten veranlaßt zu ihren Forschungen, um die Geisteserzeugnisse längst vergangener Geschlechter theils selbst zu genießen, theils andern zum Genuß darzubieten. Ja diesem Triebe verdanken wir unzählige große und kleine Erfindungen, die zur Förderung und Verschönerung unseres Lebens dienen, und ohne die wir gar nicht mehr leben möchten.

Und wie der Genußtrieb so ist der aufs engste mit demselben zusammenhängende B e s i t z t r i e b von größtem Einfluß auf die Gestaltung des Menschheitlebens im großen und im kleinen. Man denke nur an den Welthandel mit seiner ungeheuren Ausdehnung. Alles dreht sich da um den Gewinn und um die Vermehrung von Gütern. Warum durchfurchen die Schiffe der Kaufleute die entlegensten Meere, dringen sogar ein in die eisstarrende Polarwelt? warum durchziehen ihre Karawanen die Sanddwüsten Asiens und Afrikas? Der Besitztrieb ist es, der die Güter und Schätze der Erde sich aneignen möchte und den Menschen zur Ueberwindung der größten Gefahren und Beschwerden anspornt. Er ist es auch — gewiß nicht bloß der Ehrtrieb, — der die Bergsteiger hinauftreibt auf die höchsten Höhen der Erde, und der die Entdecker, wie z. B. einen Stanley und Livingstone, zu ihren Thaten veranlaßt.

Nicht um ein Gut oder einen Besitz im gewöhnlichen Sinn ist es solchen Männern zu thun, natürlich nicht; wohl aber kommt der in der Menschheit als solcher liegende Trieb, die Erde in ihrem gesamten Umfang zu besitzen und sich unterthan zu machen, in ihnen zur Auswirkung.

Diesen Gedanken bringt ein vaterländischer Dichter (Kemmler) sehr schön zum Ausdruck, wenn er in seinen Bergliedern singt:

Ihr rüst'gen Alpenpilger mit Bergstock, Seil und Beil,
Die ihr die höchsten Gipfel erwählt zu eurem Theil:
Der Thor nur mag euch schelten, als treibt ihr Ungebühr,
Als lockt euch nur der Fürwitz und eitle Ruhmesgier.
Wer kann die Berge schauen und spürt nicht im Gemüth,
Ob er im Thal auch bleibe, was euch nach oben zieht?
„Macht euch, ihr Menschenkinder, die Erde unterthan!"
Dies Wort ists, das allmächtig es über euch gewann;
Dies Wort ists, das den Schiffer fern in der Pole Kreis,
Das euch zur Höhe dränget, zu Wolke, Fels und Eis,
Bis zu des Menschen Füßen sich jeder Gipfel schmiegt,
Und seinem Geist erschlossen die ganze Erde liegt.

Aber nicht bloß auf das Gebiet des Sichtbaren lenkt der Besitztrieb den Menschen hin. Bekannt ist jenes Gedicht von Schiller: „Das verschleierte Bild von Sais," das uns einen Jüngling vor Augen führt, der, von brennendem Durst nach Wahrheit getrieben, ungeachtet der dringenden Warnung des Priesters von einem Götterbilde den Schleier abhebt, um hinter demselben die Wahrheit zu schauen. In ihren Besitz will er gelangen, koste es, was es wolle. In diesem Gedicht kommt jedenfalls des Gedanke zum Ausdruck, daß unter diejenigen Güter, auf welche der Besitztrieb des Menschen gerichtet ist, nicht in letzter Linie d i e W a h r h e i t gehört. Ihrer, wenn ich so sagen soll, mächtig zu werden, die letzten Gründe und den innersten Zusammenhang alles Seins und Lebens zu erfassen, das ist von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage herab das Streben der edelsten Geister gewesen.

Von diesem Triebe erfaßt versuchte es Keppler auf dem Gebiete der Sternkunde, in eindringenden mathematischen Untersuchungen „die Gedanken Gottes nachzudenken;" welche Wonne aber den Menschen durchdringt, wenn ihm

nur einmal in einem Gebiet die Wahrheit aufgegangen und in lebendiger Erkenntnis zu eigen geworden ist, das beweist jene Sage, wonach Archimedes, als er bei der Untersuchung des Goldgehalts einer für König Hiero von Syrakus angefertigten Krone das Gesetz des spezifischen Gewichts entdeckte, freudig ausgerufen haben soll: εὕρηκα, d. h. ich hab's gefunden.

Wir sehen, von welch großer Bedeutung der Besitztrieb ist für das gesamte leibliche und geistige Leben der Menschheit. Ein gleiches zeigt sich uns beim Ehrtrieb. Was wird von den Menschen nicht alles gethan, damit sie sich Achtung, Ansehen und einen Namen verschaffen! Den aufstrebenden Themistokles ließen die Ruhmeszeichen des Miltiades nicht schlafen. Um eines vergänglichen Kranzes willen, welcher von den Bürgern ihrer Vaterstadt dargereicht wurde, enthielten sich die griechischen Wettkämpfer, wie der Apostel Paulus sagt, Tage und Wochen lang alles Dings. Damit ihre Söhne im Jüngerkreise die höchsten seien, bittet Salome den Herrn, er möge sie sitzen lassen den einen zu seiner Rechten, den andern zu seiner Linken. Weil sie nicht gleich ihren Schwestern eine Königskrone trage, kam einst nach einem Feste die Gattin Karls von Anjou weinend vor ihren Gemahl. „Sei ruhig, Gräfin," sagte dieser, „ich werde dich bald zu einer größeren Königin machen, als sie alle sind," — und siehe, dem Worte folgte die That! Auf der Wahlstatt von Tagliacozzo wurde dem unvergeßlichen Hohenstaufen Konradin der schon errungene Sieg wieder entrissen, in Neapel fand er bald darauf ein blutiges Ende und die Gräfin von Anjou war Königin beider Sizilien geworden.

Noch ein Wort Napoleons lassen Sie mich anführen zum Beweis, welche Macht der Ehrtrieb ausüben kann auf einen Menschen und wie er dadurch für die Geschicke ganzer Länder von bestimmendem Einfluß wird. Als der gewaltige Korse sich nicht mehr verhehlen konnte, daß sein Stern im Erbleichen begriffen sei, da äußerte er: "Les affairs vont mal. Eh bien! j'aurai toujours joué un grand role et l'histoire parlera de moi."*) Wir sind damit an einem Punkt angekommen, wo wir uns daran zu erinnern haben, daß die genannten Triebe jetzt nicht mehr rein und sündlos, sondern in's Sündliche verkehrt und verzerrt sind. Der Genußtrieb ist zur Genußsucht, der Ehrtrieb zum Ehrgeiz, der Besitztrieb zur Habsucht geworden.

Ueber die Verheerungen, welche die Genußsucht anrichtet, hört man landauf landab klagende Stimmen. Was die Habsucht betrifft, so ruft schon ein römischer Dichter aus: "auri sacra fames, quid non mortalia cogis pectora!"**) Was der Ehrgeiz für Folgen hat, zeigt die Welt- und Tagesgeschichte jedem, der sehen will, zur Genüge.

Das Unselige und Verhängnißvolle an dieser sündlichen Ueberspannung und Verkehrung der menschlichen Grundtriebe besteht nun aber keineswegs blos darin, daß in den äußeren Verhältnissen des Lebens Schaden und Un-

*) Die Sachen gehen schlecht. Wohlan, ich werde immerhin eine große Rolle gespielt haben und die Geschichte wird von mir erzählen."

**) Fluchwürdiger Hunger nach Gold, wie zwingst du der Sterblichen Seelen!" (Virgil.)

heil dadurch angestiftet wird, sondern namentlich darin, daß nun der einzelne Mensch die zu seinem wahren Glück und Wohlsein durchaus nöthige Befriedigung dieser Triebe nicht mehr findet. Denn während dieselben einerseits nur auf solche Dinge gerichtet sind, die entweder gar keine oder nur eine vorübergehende Befriedigung gewähren, sind sie andererseits durch Ueberspannung und Ueberreizung überhaupt nicht zu befriedigen. Der zur Genußsucht gewordene Genußtrieb ist ein Ungeheuer, das alles verschlingt und doch nicht satt wird. Das zeigt sich nicht blos bei Schlemmern und Feinschmeckern, die nach Art der alten Römer in üppigen Gastmählern prassen, auch nicht blos bei denen, die alle Romane, welche zu haben sind, in ihrer Lesewuth verschlingen; es zeigt sich allenthalben, wo der Lebensgenuß, das Wort im weitesten Sinn genommen, als Ziel des Erdendaseins aufgestellt wird. Da heißt es wahrhaftig:

Sie essen und sind doch nicht satt,
Sie trinken und das Herz bleibt matt,
Denn es ist lauter Trügen."

Oder um das Wort eines Lehrers an unserer vaterländischen Hochschule anzuführen: „Man nehme alle theoretische und ästhetische Vergeistigung des Lebens zusammen, man sublimiere und destilliere diese Genüsse noch so sehr, ein in sich gesättigtes und befriedigtes Dasein kommt e r s t r e c h t n i c h t h e r a u s!" (Pfleiderer, „zur Ehrenrettung des Eudämonismus" Seite 12.) Ebenso geht es beim Besitztrieb, sofern er zur Habsucht und beim Ehrtrieb, sofern er zum Ehrgeiz geworden ist; beide sind unersättlich. Wie ist nun da zu helfen? und es muß ja geholfen werden, denn Glück und Wohlsein der ganzen Menschheit wie jedes einzelnen Menschen sind durchaus davon abhängig, ob und wie diese Triebe befriedigt werden.

Man hat schon gemeint, es könne dann geholfen werden, wenn man die Menschen lehre und dazu bringe, daß sie diesen Trieben absterben und entsagen. Genuß, Besitz, Ehre, alles, was dem Leben Werth und Reiz verleiht, sollen sie nicht mehr wollen, sondern einzig und allein darauf soll ihr Streben gerichtet sein, in Nichts zu zerfließen. Das ist das Ziel, worauf d e r B u d d h i s m u s seine Anhänger hinlenkt.

Maja, d. h. die Welt mit ihrem Zauberglanz, welcher den Trieben des Menschen so viele Befriedigung verspricht, aber ein Geschlecht ums andere mit seinem lockenden Scheine täuscht, — sie soll völlig verleugnet werden, ihr soll der Mensch gänzlich absterben, um durch nichts mehr gebunden ins Nichts übergehen zu können. Der erste, welcher dieses Ziel angeblich verfolgt hat, ist der Stifter dieser Religion, B u d d h a. Von ihm heißt es zum Vorbild für alle die müden Seelen, die von Herzen nach Erlösung verlangen:

„Maja mit dem Blüthenkranze um die schwellend goldnen Locken
Warb umsonst zum Lebenstanze, konnt' den Starken nicht verlocken.
Preis des höchsten Geistesstrebens ward dem Starken, schönstes Loos:
Freiheit von der Qual des Lebens, Ruhe in Nirwanas Schooß."

Also Abtödtung aller Lebenstriebe ist hier die Losung: um der Qual des Daseins zu entrinnen, muß die Nirwana, das Nichts, des Menschen Ziel werden.

Wie ganz anders ist doch das Ziel, das im Christenthum dem Menschen gezeigt und als ein mit aller Macht zu erstrebendes vorgehalten wird! Da ist es nicht das Nichts, sondern das gerade volle Gegentheil des Nichts, nämlich das ewige Leben. „Und das ist die Verheißung," sagt Johannes, „die er uns verheißen hat: das ewige Leben." Und Paulus bezeugt: „der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserem Herrn."

Es ist jetzt nicht angezeigt, den Begriff des ewigen Lebens nach der Schrift näher zu entwickeln, aber das kann ich mir nicht versagen, darauf hinzuweisen, wie eben das ewige Leben der Zustand der Dinge ist, in welchem die Grundtriebe des Menschen ihre wahre und volle Befriedigung finden. Wenn uns dasselbe das Anschauen Gottes gebracht haben wird, wenn uns darin eine Welt umgeben wird, vollkommen in allen Stücken, jedes Geschöpf ein lauterer Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, wenn der Umgang und die Gemeinschaft mit selig vollendeten Geistern unser Theil sein wird und wir selbst verklärt und vollendet sein werden an Leib und Seele, dann wird in der That nichts mehr fehlen zur Befriedigung des Genußtriebes, dann werden wahrhaft Leib und Seele sich freuen in dem lebendigen Gott.

Ebenso wird der Besitztrieb volle Befriedigung finden. Wenn Jesus von Schätzen redet, die wir uns sammeln sollen im Himmel, und wenn der 1. Petri-Brief uns hinweist auf ein unvergängliches und unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das uns aufbehalten sei in dem Himmel, so ist es gewiß erlaubt, hier an Besitzthümer zu denken, die ähnlich, wie es hienieden der Fall ist, dem Menschen zur freien Verfügung gestellt sind, an Besitzthümer jedoch, die nicht bloß ein Schein-Eigenthum sind, wie jegliches Erdengut, sofern es ja jeden Augenblick uns entrissen werden kann, sondern wahrhaft unser Eigenthum, unverlierbar in alle Ewigkeit.

Wenn endlich der Herr sagt: „Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich," und wenn denen, die um der Wahrheit willen Schmach und Verfolgung auf sich nehmen, ein Mitherrschen mit ihm, dem Allgewaltigen, in Aussicht gestellt wird, so ist damit eine Ehre und eine Würde gegeben so hoch und erhaben, daß sie der gewöhnliche Welt und Menschensinn nicht einmal ahnt, geschweige denn zu erstreben sucht.

Es ist nun aber freilich nicht an dem, als ob der Christ die Befriedigung dieser Triebe schlechthin erst in der jenseitigen Welt zu erwarten hätte. Nimmermehr! So gewiß das ewige Leben nach den bestimmten Aussagen Christi nicht bloß etwas Zukünftiges ist, sondern schon während seines Erdenlebens dem Christen eingepflanzt wird, so gewiß kommt es bei ihm zu einer wenn auch nicht vollkommenen Befriedigung derselben, so doch zu einer solchen Befriedigung, welche hinreichend ist, ihn, soweit es in dieser sündigen Welt überhaupt sein kann, glücklich zu machen.

Es ist also das Christenthum weit entfernt, eine Verleugnung dieser Triebe vom Menschen zu fordern. Der Mensch soll Genuß haben; alle die unzähligen Güter und Kräfte, die das Weltall erfüllen und durchweben, sind nach Gottes Absicht da zu seiner Freude und Wonne, zu seiner Beglückung

und Beseligung (vgl. auch das Lied Nr. 381, Vers 6); er soll Besitz haben, um innerhalb desselben und durch denselben sein eigenthümliches Wesen zur Ausgestaltung zu bringen; er soll Ehre haben, als Gottes Ebenbild geschaffen, daß er etwas sei zum Lob seiner herrlichen Gnade. Da ist aller Pessimismus und jeglicher Lebensüberdruß prinzipiell überwunden und ausgeschlossen. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Ueber die nicht katholischen Klöster, welche der englische Ritualismus ins Leben gerufen hat, sind allerlei Aufschlüsse durch einen Prozeß in London gemacht worden. Das protest. Kloster „Maria vom Kreuze" im Ostende Londons, um welches es sich handelt, ist das Werk einer selbstgeschaffenen Superiorin, der Schwester Monica, die sich im gewöhnlichen Leben Miß Skinner nannte, und eines ritualistischen Geistlichen, H. Nihill. Ihr Werk schien ein gutes zu sein; denn wenn beide auch jährlich Ausflüge nach Schottland, Tirol, der Schweiz unternahmen und sich dabei das Passionsspiel in Oberammergau ansahen, so hinderte sie das doch nicht, sich den übrigen Theil des Jahres den Klosterpflichten und der Pflege armer Pockenkranker zu widmen. Und diese Klosterpflichten waren, wenn auch weniger für die Superiorin und den Klostergeistlichen, so doch für die „Nonnen" höchst mühsam und peinlich. Sie hatten zu betteln, zu waschen, zu putzen und zu scheuern; denn Mägde gab es nicht, dagegen Strafen bei dem kleinsten Fehltritt. Ein Fräulein, welches dem Kloster 120,000 Mk. geschenkt, hatte einmal drei Monate lang von Morgens 6 Uhr bis Abends 9 Uhr am Waschzuber zu stehen. Andere hatten wochenlanges Stillschweigen zu beobachten, oder tagelang auf einem Stuhle zu sitzen ohne sich zu bewegen. Armuth und Gehorsam war das Losungswort. Die Stimme der Superiorin galt für die Stimme Gottes, welcher alle schweigend und auf den Knieen zuhören sollten. Der Prozeß, welcher diese Umstände in wenig günstiger Weise darlegte, wird schwerlich dazu beitragen, den Geschmack für das anglikanische Klosterwesen zu fördern.

In der böhmischen Diöcese Leitmeritz ist es in Folge der czechischen Parteibestrebungen des Bischofs Schöbl und seines Generalvikars Ruhak so weit gekommen, daß innerhalb der Diöcese dem deutschen katholischen Klerus, dessen nationale Geduld ja überall unerschöpflich zu sein scheint, doch endlich die Geduld ausgegangen ist und derselbe sich zu einer öffentlichen Kundgebung entschlossen hat. Die maßlosen und schmachvollen Angriffe des „Czech" auf das Warnsdorfer katholische Volksblatt und seinen geistlichen Redakteur P. Opitz haben den Erzdechanten Ant. Hoffmann in Reichenberg und vierzehn andere Geistliche zu folgender Erklärung veranlaßt: „Wir unterzeichnete deutsche Priester des Reichenberger Vikariates drücken Ihnen unsern Dank und unsere Freude aus, daß Sie in so muthvoller Weise in Ihrer Zeitung der katholischen Sache, die ja auch unsere Herzenssache ist, dienen; daß Sie dabei aber auch nicht vergessen, für die Rechte des deutschen Volkes in Oesterreich und besonders in unserm Heimatlande Böhmen jederzeit so entschieden einzutreten. Was Sie in letzterer Zeit in Betreff der betrübenden Vorfälle im Seminar zu Leitmeritz in Ihrer Zeitung gebracht haben, zeigt uns deutschen Priestern, daß Ihr Blatt katholisch und deutsch ist, und wir stimmen ganz und rückhaltlos dem bei, was Sie der Oeffentlichkeit übergeben haben. Fahren Sie wie bisher fort, Ihre Zeitung im katholischen und deutschen Geiste weiter zu führen, der Sieg wird nicht ausbleiben. Das deutsche Volk wird hoffentlich doch noch zur Einsicht kommen, daß seine Priester nicht Feinde desselben sind, wie es ihnen gerade in der Gegenwart in nicht zu rechtfertigender Weise nachgesagt wird. Indem wir wünschen, daß die katholische und deutsche Haltung Ihrer Zeitung nicht blos im Volke, sondern auch in höheren Kreisen Anerkennung finden möge, verbleiben u. s. w."

Seit vierzig Jahren wird an der Restauration des 1377 gegründeten, seit 1492 unfertig gebliebenen erhabenen Denkmals der Gothik, der schönsten Kirche der evangeli-

schen Christenheit, dem Münster zu Ulm, gearbeitet, welches durch den muthigen, raschen Beitritt des ulmer Raths zur Reformation am 30. November 1530 dem Protestantismus gerettet worden ist, während andere berühmte Denkmale, wie das Münster zu Freiburg, Frankfurt und Regensburg, uns verloren gingen, und Straßburg nach längerem evangelischen Besitz wieder an die Katholiken zurückfiel. Der Münster in Ulm ist aber nicht allein die schönste, sondern auch die größte Kirche der evangelischen Christenheit; denn bei einem Flächeninhalt von 57,600 Quadratfuß hat er für 28,000 Menschen im Innern Platz. Der letzte vollständige Ausbau des ulmer Gotteshauses, die Vollendung im Inneren und besonders des Thurmes nach dem Matth. Böblinger'schen Originalriß, der im Besitz des Münsters sich befindet, ist schon seit mehreren Jahren in Angriff genommen. Der Thurm ist auf 160 Meter berechnet und wird mit dieser Höhe alle Thürme und Kunstbauten der Erde überragen. Von den ersten Erbauern, Matth. Ensinger und Matth. Böblinger, ist nur das Viereck mit 70 Meter Höhe ausgeführt. Nachdem die beiden Chorthürme 1882 vollendet und sodann die nothwendigen Fundamentverstärkungen des Hauptthurms durch den gegenwärtigen Münsterbaumeister, Prof. Aug. Beyer, 1882—85 ausgeführt waren, wurde von demselben am 30. Juni 1885 der Grundstein zum neuen Achteck gelegt, welches auf eine Höhe von 32 Metern berechnet, bis jetzt auf 18 Meter geführt ist. Darüber wird sich der wundervoll durchbrochene Helm von 58 Metern erheben, und darauf die Kolossalfigur Christi. Die reiche, glänzende Facade des kölner Domes wird nach dem Urtheil der Sachverständigen und Architekten von der nicht minder reichen, aber einheitlicheren und in wunderbar organisch sich entwickelnder Geschlossenheit aufsteigenden Thurmfacade des ulmer Münsters noch überboten werden. Bis 1889 ist die Vollendung in Aussicht genommen.

Schulnachrichten.

In Württemberg, Deutschland, besteht ein Verein evangelischer Lehrer, dessen monatliches Correspondenzblatt der Lehrerbote ist. Ein Artikel in diesem Lehrerboten beginnt: „Hie Lehrer, hie Pfarrer! — klingt nächstens als ein Gegensatz, wie andere Gegensätze: hie Kirche, hie Staat! hie Reich, hie Welf! hie Rom, hie Evangelium! Unser Lehrerbote stimmt zwar in den erstgenannten Gegensatz nicht ein, indem gerade unser evangelischer Lehrerverein die Treue gegen die Kirche und gegen deren Organe besonders auf seine Fahne geschrieben hat." — Gewiß, auch der deutsche evangelische Lehrerverein von Nord-Amerika hat die Treue gegen die Kirche und deren Organe, namentlich gegen unsere evangelische Synode, auf seine Fahne geschrieben. Es will derselbe keineswegs als ein Gegensatz zur Synode sich darstellen, sondern im rechten Sinne des Wortes als ein integrirender Theil derselben sich bethätigen. Zu diesem Zwecke dürften noch einige andere Aussprüche in oben genanntem Artikel auf das Verhältniß unseres Lehrervereins zur Synode zu beider Nutz und Frommen Anwendung finden. Es heißt dort weiter, wie folgt: „Wo die Ueberzeugung vorherrscht, daß beide Stände, nämlich Pastoren und Lehrer, einander Handreichung thun sollen, da können selbst Fehler von beiden Seiten ein Antrieb zur Selbsteinkehr werden und zu der ernsten Bitte führen: Vergieb uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben. Wir Lehrer wollen also, statt zu untersuchen, wie weit die Hirten der Schafe uns noch mehr entgegen kommen könnten, uns lieber vorerst darauf besinnen, wie wir als Hirten der Lämmer jenen rechte Vorarbeitersdienste thun sollen, gewiß, daß jene uns dann auch in ihrem Dienst an der ganzen Heerde als Mitarbeiter schätzen und Schulter an Schulter mit uns zu gemeinsamer Arbeit unter das Volk hineinstehen werden." „Welche Summe von geistigem Kapital ist in diesen beiden Ständen noch verborgen und bedürfte nur des Weckrufs zu vereinter Auslösung, um unberechenbaren Segen zu stiften! Welche Stände wären mehr dazu befähigt, als Träger des christlichen Weltrettungsgedankens ein Salz gegen die materialistische Fäulniß, ein Licht in aller Finsterniß und Verworrenheit der kräftigsten Irrthümer zu werden!"

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. Juni 1887. Nro. 6.

Die Ordination.

Referat von Insp. Haeberle.

Diese sehr allgemeine Fassung des Themas gestattet Ihrem Referenten einen großen, weiten Spielraum in der Behandlung desselben. Indeß hoffe ich ganz im Sinne der ehrw. Conferenz gearbeitet zu haben, wenn ich mir die Ziele nicht zu hoch gesteckt und die Grenzen nicht zu weit ausgedehnt habe.

Der Zweck einer Behandlung dieses Themas wird ja allermeist der sein, daß wir es uns auf's neue klar bewußt werden, wie wir als evangelische Christen die kirchliche Handlung der Ordination aufzufassen haben. Eine gesunde, nüchterne, evangelische Darstellung der Ordination läßt uns dann am richtigsten ihre hohe Forderungen und Verpflichtungen erkennen und führt zu einer würdigen, kirchlichen Handhabung derselben.

Die Ordination und der Begriff der Ordination hängt auf's engste zusammen mit dem geistlichen Amt und der Auffassung desselben, darum sei es mir gestattet, zunächst das Nothwendige und Hierhergehörige über den Beruf des Dieners am Evangelium zu sagen.

Bekanntlich existirt nicht nur zwischen der römischen und der reformatorischen Kirche ein großer Unterschied in der Auffassung des geistlichen Amtes, sondern innerhalb der letzteren gehen die Anschauungen betreffs des Berufes und der Stellung des Geistlichen auseinander. Auf's höchste geschraubt erscheint auf reformatorischem Boden der Amtsbegriff in der englischen Episcopalkirche, während die Dissenters in mannigfaltigen Abstufungen zu der einfachen apostolischen Lehre vom Amt zurückgekehrt sind. In der römischen Kirche bildet die Clerisei eine von der Laienwelt abgesonderte und hoch über derselben stehende Priesterkaste, welche sich zuspitzt im Papst, dem sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden. Die römischen Priester sind mit außerordentlichen, persönlichen Vollmachten ausgerüstet, welche nicht nur dies Erdenleben umspannen, sondern auch in das Fegfeuer des Hades hinabreichen; Vollmachten, die ganz dazu angethan sind, sie zu Herrschern über die Gewissen zu machen. Und fragen wir, was ist es denn, das ein gewöhnliches Menschenkind zu einem solchen Halbgott macht? so lautet die Antwort: es ist die Ordination oder richtiger die Priesterweihe, eines der sieben Sakramente der römischen Kirche; sie verleiht dem römischen Priester den Charakter indelebilis, einen unzerstörbaren priesterlichen Charakter, der ihm für das ganze Leben bleibt, auch

dann, wenn er wegen irgend welcher Uebelthat oder wegen unwürdiger Führung seines Amtes entsetzt werden muß und keinerlei priesterliche Funktionen mehr verrichten darf. Es ist ihm ein für alle mal durch das Opus operatum der Priesterweihe dieser unaustilgbare Charakter aufgedrückt worden. Wie sehr auch in der griechisch-katholischen Kirche der Begriff der Unverlierbarkeit des geistlichen Charakters eines Priesters fast bis zur Lächerlichkeit gesteigert ist, erhellt aus Folgendem: „es soll dort vorkommen, daß ein Pope, der gestohlen oder sich betrunken hat, auf höheren Befehl von den Soldaten gepeitscht wird; sein Popengewand wird ihm zuvor abgenommen; sowie er dasselbe nach der Execution wieder angelegt hat, küssen ihm dieselben Soldaten, die ihn soeben gepeitscht haben, ehrfurchtsvoll die Hand. Es ist dies gewiß eine consequente Durchführung des Princips der Achtung vor dem Amte in abstracto, die aber der evangelischen Kirche nimmer als Ideal dienen dürfte." (Ebrard, Vorlesungen über praktische Theologie.)

Die reformatorische Kirche machte sich durch Gottes Gnade los von diesen gefährlichen Schlingen hierarchischer Irrthümer und stellte sich fest auf biblischen Grund und Boden, indem sie das allgemeine Priesterthum aller Christen kräftiglich betonte gemäß der Stelle 1 Petri 2, 9: „Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden deß, der euch berufen hat von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Licht." Das ganze Christen-Volk ist ein dem Herrn geweihetes, ein königlich-priesterliches Volk. Unter den Gläubigen stehet einer dem Herrn so nahe wie der andere und ist vor Ihm kein Ansehen der Person; der höchste Würdenträger ist vor Ihm nicht mehr als der ärmste Tagelöhner, der ein begnadigtes Gotteskind ist. Im Glauben hat ein Jeder ohne Unterschied einen freien Zugang zu Gott dem Vater, und zu all den großen, heiligen Gnadengütern, die Christus uns erworben hat durch Seinen heiligen Opfertod. Luther sagt (in der Schrift von Winkelmesse und Pfaffweihe): „Dazu sind wir nicht allein Christi Kinder, sondern auch seine Brüder, daß wir nicht allein nach Kindesrecht, sondern nach Brüderrecht eitel Pfaffen und Priester sind. Diese unsere angeborene und erbliche Priesterschaft wollen wir ungenommen, ungehindert und unverdunkelt, sondern hervorgezogen, ausgerufen und gerühmt haben mit allen Ehren, daß sie leuchten und scheinen soll wie die liebe Sonne und dem Teufel seine Larven und Greueln in die Augen stoßen, daß seine Winkelweihe und Chrisam dagegen scheinen und stinken ärger denn Teufelsdreck." Aber der gesunde, nüchterne, biblische Sinn bewahrte die Reformatoren auch vor der entgegengesetzten Gefahr und Verirrung, in welche die Schwarmgeister und Sekten hineingeriethen, welche nun von einem besonderen Berufe, das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu verwalten, nichts wissen wollten. Sie steiften sich darauf: alle gläubigen Christen sind gottgesalbte Priester, und folgerten: also mögen auch alle Wort und Sakrament verwalten. Während nun die erstere Behauptung unbestritten bleiben soll, muß die daraus sich für sie ergebende Folgerung als unrichtig und falsch bezeichnet werden. Wohl kann und soll

jeder gläubige Christ Zeugniß ablegen von Christo und Grund geben der Hoffnung, die in ihm ist, aber nicht jedem ist es gegeben, eine Predigt zu halten in öffentlicher gottesdienstlicher Versammlung und nicht jeder ist dazu berufen. In diesem Sinn schreibt Luther: „es ist wahr, alle Christen sind Priester, aber nicht alle sind Pfarrer; denn über das, daß einer ein Christ ist, muß er auch ein Amt und Kirchspiel haben; der Beruf und Befehl macht Pfarrer und Prediger.“ — Wohl mag im Nothfall jeder Christ die heilige Taufe und das heilige Abendmahl verwalten, es ist dazu kein besonderer priesterlicher Charakter erforderlich außer dem allgemeinen priesterlichen Charakter der Heiligen, allein die stetige und allgemeine Verwaltung des Worts und der Sakramente seitens aller müßte unvermeidlich zu allerlei Unordnungen und zur Vernachlässigung und Geringschätzung der Gnadenmittel und also zur Schädigung der Sache des Christenthums führen.

Indeß ganz abgesehen von dem allem, ist es in der heiligen Schrift auf das klarste ausgesprochen und bezeugt, daß die Heilsvermittelung innerhalb der sündigen Menschheit auch besonderer Organe bedarf, ohne welche dieselbe nicht geschehen könnte und würde. Ephes. 4, 11 lesen wir: „Er,“ nämlich Jesus, der hinuntergefahren ist in die untersten Oerter der Erde und aufgefahren ist über alle Himmel, auf daß Er alles erfüllete, „Er hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche aber zu Propheteu, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, zu der Zubereitung der Heiligen, zum Werk des Amtes, zur Erbauung des Leibes Christi.“ Nach Luc. 11, 49 spricht die Weisheit Gottes: „Ich will Propheten und Apostel zu ihnen senden.“ — Und in vielen Gleichnissen des Herrn ist die Rede von Knechten, und Arbeitern im Dienst und Weinberg des Herrn, von Haushaltern Gottes, und Er selbst fordert uns auf: „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter sende in Seine Ernte.“

Ja, wir müssen sagen, daß der Herr zuerst diese Organe und geistlichen Bauleute zubereitet hat, noch ehe Seine Gemeinde da war, und daß Er sie zubereitet hat zur Gründung Seiner Gemeinde. Das waren in erster Linie die Apostel des Herrn. In Seiner persönlichen Lebensgemeinschaft und durch die Ausgießung des heiligen Geistes wurden sie tüchtig und geschickt zur Bezeugung der großen Erlösungsthaten Gottes. Und infolge ihres geistesgewaltigen Pfingstzeugnisses erstand die erste Christengemeinde zu Jerusalem. Und eingedenk des Wortes ihres Herrn: „Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch“ — und Seines ausdrücklichen Befehls: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur“ — zogen sie aus als „Botschafter an Christi Statt“ mit der gnadenvollen Heilsbotschaft: „Lasset euch versöhnen mit Gott.“ Und überall, wo die Apostel hindrangen mit dem Evangelium, erstanden christliche Gemeinden, und die Zahl derer, die da glaubten und selig wurden, wurde immer größer, so daß die zwölf Apostel nicht mehr allein das Netz des Evangeliums ziehen konnten, sondern nothwendigerweise Helfer und Mitarbeiter, Presbyter und Bischöfe erwählen und einsetzen, und abordnen und aussenden mußten zur Pflege und Fortpflanzung der christlichen Lehre und des christlichen Lebens.

Auf Grund solcher Schriftzeugnisse sagen wir: Das Predigtamt ist nicht nur ein Erzeugniß der geschichtlichen Entwickelung der Kirche, sondern das Predigtamt ist eine gottgewollte Institution, die auf dem ganz bestimmten Willen Gottes beruht, das Heil in Christo der ganzen verlorenen Sünderwelt zu vermitteln. Der Aufbau und Ausbau des Reiches Gottes auf Erden erfordert ganz bestimmte Thätigkeiten, und zur Ausübung derselben sind ganz bestimmte Persönlichkeiten erforderlich.

Wie Gott in Seinem ewigen Erlösungsrathschluß die Heilsstiftung geplant hat, so lag auch die Heilsvermittelung in Seinem Gnadenplane, ohne welche Sein ewiger Liebeswille gegen die verlorene Sünderwelt und alle seine großen Gottesverheißungen nicht zum Ziel der herrlichen Vollendung gelangen könnten oder würden. Darum sendet er fort und fort Seine Boten aus, die da Gutes predigen, Heil verkündigen. Die zu Zion sagen: dein Gott ist König. Also der Herr beruft Seine Diener, Er beruft wen und wie Er will, und sendet aus wen und wohin Er will, das ist Sein königliches Majestätsrecht; und wer ein vom Herrn berufener und gesandter Prediger des Evangeliums ist, der ist ein rechter Knecht Gottes und Jesu Christi. Solches thut der Herr aber nicht ohne und außerhalb Seiner Gemeine, sondern innerhalb und durch Seine Gemeine, welcher Er den heiligen Geist verheißen hat, der sie in alle Wahrheit leitet. Darum konnten die Apostel die Einsetzung der Aeltesten in den verschiedenen Gemeinden auf den heiligen Geist zurückführen, und sie als ein Werk des heiligen Geistes bezeichnen. Act 20, 28 lesen wir die Worte, welche der Apostel zu den Presbytern der Gemeinde in Ephesus gesprochen: „So habt nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde, unter welche euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeine Gottes, welche Er durch Sein eigenes Blut erworben hat.“ Das Normale ist also gewiß allezeit, daß zu der Vacatio interior auch die Vocatio exterior komme, oder daß der Herr durch Seine Gemeine Seine Diener berufe und sende. Das Verhältniß wäre demnach so, daß der äußere Beruf den inneren voraussetzt; nicht aber verhält es sich so, daß überall, wo der äußere Beruf vorhanden ist, nun auch nothwendigerweise der innere Beruf vorhanden sein müßte. Abgesehen davon, daß einer seinem inneren Beruf untreu werden kann und seinen äußeren Beruf nur noch wie einen Raub festhält, kann es auch geschehen, daß dem äußeren Beruf von vorn herein die innere Berufung und Erwählnng seitens des Herrn gefehlt hat. So daß, wie es auf dem Ackerfeld des Reiches Gottes Unkraut unter dem Weizen giebt, also es auch unter den Hirten der Heerde Miethlinge, unter den Gesandten Gottes falsche Propheten und Wölfe in Schafskleidern giebt. Das alles ist wohlgeeignet, uns vor dem Wahn zu bewahren, als ob die Ordination, und beruhete sie auch auf apostolischer Succession, einen jeden, der sie empfängt, zu einem wahren Diener Gottes und Jesu Christi machte.

Andrerseits aber kann der innere Beruf nur dann zur rechten subjectiven Klarheit und Gewißheit und Kraftentfaltung gelangen, wenn die Gemeinde Christi uns beruft und ihr Ja und Amen dazu spricht. In dem Sinne sagt

Luther: „Wer berufen ist, der ist geweiht, und soll dem predigen, der ihn berufen hat. Das ist unsers Herrn Gottes rechte Weihe und Chrisam."

Und das wodurch solche Berufung zum Ausdruck kommt, der Aktus, durch welchen Jemand zum Dienst des Herrn berufen, ausgesondert, geweihet und ausgesandt wird, das ist die Ordination. Sie ist also zunächst eine That der Kirche, eine thatsächliche, feierliche Bezeugung und Bestätigung, daß der Ordinand würdig und fähig sei, als Diener Jesu Christi ausgesandt zu werden; er wird von der Kirche im Namen Gottes als solcher deklarirt und ausgesandt und ein jeder Ordinand, der in Demuth und im Glauben und mit lauterem, aufrichtigem Sinn an den Stufen des Altars sein Haupt zur heiligen Weihe neigt, kann es hernach freudig erheben und getrost sprechen: „Dies ist der Stab in meiner Hand, ich weiß, mich hat der Herr gesandt." Welch ein groß und köstlich und wichtig Ding es aber ist um solche Gewißheit der Berufung, welchen Halt zum Schutz und Trutz wieder allerlei Anfechtungen des Teufels und die Welt und des Fleisches, wider alle Verzagtheit und allen Kleinglauben und Unglauben sie gewährt, das weiß jeder rechtschaffene Prediger des Evangeliums. Und wer es selbst noch nicht erfahren hätte, der kann es erkennen aus den Briefen des Apostel Paulus, der immer und immer wieder zurückkommt auf seine Berufung nicht von Menschen und durch Menschen, sondern aus Gott.

Ein anderes Moment der Ordination ist die h. Weihe, welche dem Ordinanden ertheilt wird. Dieselbe geschieht nicht durch Weihwasser und Salböl und Einkleidung in priesterliche Gewänder und dergleichen, sondern nach apostolischem Vorbild einfach durch Handauflegung und gläubige Fürbitte. Die Handauflegung ist Symbol der Mittheilung des heiligen Geistes, welcher als die höchste Amtsgabe dem nicht fehlen kann und darf, den der Herr aussendet in Seinen Dienst an der Gemeinde. Und wenn menschliche Väter, die doch arg sind ihren bittenden Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten. Wird der nicht gesegnet sein, den Er segnet? Wenn es uns also fern liegt die Ordination zu einem opus operatum zu machen, so sei es auch fern von uns, sie zu] einer bloßen äußeren Ceremonie herabzuwürdigen, die ebensowohl auch unterbleiben könnte. Wenn der Segen des dreieinigen Gottes auf uns gelegt wird, und wenn die Gemeinde des Herrn mit gläubiger Fürbitte hinter uns steht und wir selbst in heiliger Glaubensfreude oder auch mit Furcht und Zittern uns dem Herrn weihen zu Seinem Dienst und Eigenthum, so ist das ein Augenblick unseres Lebens, der nicht nur unvergeßlich für uns ist, sondern dessen Inhalt für uns selbst und für viele andere Bedeutung hat sowohl für dieses Erdenleben als auch für die Ewigkeit.

Es ist aber die Ordination nicht nur ein Thun der Kirche, sondern sie involviert auch eine That des Ordinanden, der das gute Bekenntniß vor vielen Zeugen bekennt, in dem besonderen Dienst des Evangeliums sein ganzes Leben dem Herrn Jesus zu weihen, und gleichsam als Streiter Christi Seinem himm=

lischen König den Fahneneid leistet und Ihm Treue schwört bis in den Tod. Gerade dieses Moment des Ordinationsgelübdes, die feierliche Verpflichtung auf die evangelische Heilslehre, wie sie gegründet ist in Gottes lauterem, klarem Wort und bezeugt in den Bekenntnissen unserer evangelischen Kirche, ist durchaus nicht unwesentlich. Wir haben uns als ordinirte Prediger feierlichst vor Gottes Angesicht verpflichtet, es hinfort zu unserer Lebensaufgabe zu machen, Gottes Wort rein und lauter zu predigen, und die heiligen Sakramente nach dem Willen des Herrn zu verwalten und nicht uns selbst sondern den Herrn und Seine Ehre und Reichssache zu suchen und zu fördern, so daß wir mit dem Apostel sprechen müssen: „Daß ich das Evangelium predige darf ich mich nicht rühmen, denn ich muß es thun. Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte. Thue ich's gern, so wird mir belohnet, thue ich's aber ungern, so ist mir das Amt doch befohlen."

In kräftigen Zügen ist die hohe Bedeutung der Ordination ausgesprochen in einem Briefe den Claus Harms an seinen Sohn auf dessen Ordinationstag geschrieben: „Mein Sohn, mein lieber, theurer Sohn. Nach der leiblichen Gegenwärtigkeit bin ich nicht dabei, aber im Geiste bin ich da, singe mit, bete mit, lege die Hand mit auf und schließe nach der Ordination Dich in meine Arme, drücke Dich an mein Herz. Gehe hin in das Heiligthum Gottes, daß Du geheiligt werdest, ausgesondert von der Welt, zu einem Geistlichen gemacht, nehmend was der Herr Dir verleiht zu Deiner Ausrüstung. Sohn, viel begehrend, wirst Du viel bekommen. Als Probst Leutheuser mich ordinirte, und sprach die Worte, ungefähr diese: Nun nehme ich Dich aus der Welt und weihe Dich zum Dienste im Reiche Christi — ich erinnere mich klar, wie mich das durchdrang und erfüllte. Israels Priester wurden die Hände gefüllt und Priester Christi die Herzen; werde Dein Herz überlaufend erfüllt. Stehe auch ich hier, liege hier, hebe meine Arme für Dich zum Himmel mein Sohn, der Du jetzt mein Bruder werden sollst und wirst es in gleicher Weihe. Mein Sohn, den ich empfangen habe bei der Geburt. Gott weiß es mit welchen Empfindungen, und den ich darnach zum andernmal empfing bei der heiligen Taufe, in manchen heiligen Stunden späterhin empfangen habe von Gott, so wie heute noch niemals — höre mich, Gott Vater, geuß Göttliches über meinen Sohn aus, Gott Sohn, Jesus Christus, laß ihn empfinden, wie so noch nicht, daß er ein Christ ist und Du sein Herr bist! Gott heiliger Geist, Gabe Du und Geber beides, gib Dich ihm, Dreieiniger Gott, erhöre mich. Lehre ihn, hilf ihm seine Hände waschen in dem herabfallenden Gnadenthau, daß sie zum Beten rein werden. Laß zu ihm wie zu dem Propheten einst einen Engel fahren, der seinen Mund mit einer glühenden Kohle berührt, zur Reinigung gleichfalls, daß er das heilige Wort rede mit Eindrang und Ueberwältigung. Amen. Amen."

Fragen wir nun nach der Berechtigung und Nothwendigkeit der Ordination so können wir wohl sagen, *dieselbe ergiebt sich aus der Heiligkeit der Sache.* Wenn es dem kirchlichen Decorum entsprechend erscheint und dem christlichen Gefühl gleichsam Bedürfniß ist, diejenigen Ge-

genstände, welche gottesdienstlichen Zwecken dienen sollen, als da sind Kirchen, Gottesäcker, Glocken, Orgeln 2c. von dem gewöhnlichen Gebrauch auszusondern und durch einen besonderen Weiheakt sie dem heiligen Dienst des Herrn zu weihen, so muß das noch vielmehr der Fall sein bei Personen, welche dem Dienst des Herrn geheiligt sein sollen Aber noch mehr, wir haben biblischen Grund und Boden unter den Füßen, wenn wir die Berechtigung und Nothwendigkeit der Ordination darlegen sollen. Wer hätte nicht schon mit heiligen Schauern die göttliche Weihung des Propheten Jesaias zum Boten Jehovahs gelesen Jes. 6, 1—8. — Israels Priester wurden feierlich geweiht zum Dienst im Heiligthum durch Waschung und Salbung und Anlegung des priesterlichen Schmuckes 3 Mos. 8.

Alle diese Ceremonien sind ohne Zweifel typischer Natur. Seitdem der Herr Seine Apostel mit dem heiligen Geist gesalbet hat, bedarf es solcher Typen nicht mehr. Aber der einfache, dem evangelischen Geist und Wesen entsprechende Akt der Weihung ist geblieben auch im Neuen Bunde. Selbst unser Herr Jesus, der Apostel Gottes (Hebr. 3, 1), der ewige Hohepriester, König und Prophet hat zu Seiner erlösenden Thätigkeit auf Erden die Weihe Seines himmlischen Vaters empfangen, die Amtsweihe, bei Seiner Taufe im Jordan, als Er gesalbt wurde mit dem Geist ohne Maß und das Zeugniß Seines himmlischen Vaters empfing: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe. Die Apostel wurden am Pfingstfest zu ihrem hohen apostolischen Berufe geweiht, und hernach haben sie alle diejenigen, welche ihnen zur Seite traten in ihrer evangelisirenden und christianisirenden Thätigkeit, feierlich geweiht und eingesetzt zum Dienste in den Gemeinden. Die ersten sieben Diakonen zu Jerusalem, Männer voll heiligen Geistes und Glaubens und Weisheit, wurden unter Gebet und Handauflegung der Apostel zu ihrem Dienste geweiht. Act. 6, 6. Selbst Paulus empfing diese Geistesweihe unter Handauflegung des Ananias. Act. 9, 17. Nach Act. 13, 3 wurden Barnabas und Saulus unter Fasten und Beten und Handauflegung zu ihrer speciellen Missionsthätigkeit von der Gemeinde zu Antiochia abgeordnet. Ohne Zweifel hat der Apostel die Ordination des Timotheus im Auge, wenn er 1 Tim. 4, 14 an ihn schreibt: „Laß nicht außer Acht die Gabe, die dir gegeben ist durch die Weissagung und Handauflegung der Aeltesten."

Eine ganz genaue Kunde über die Art und Weise der Einsetzung und Weihung der Presbyter und Bischöfe haben wir allerdings nicht, thut auch nichts zur Sache. Es ist wohl anzunehmen, daß zur Apostelzeit solche Einsetzung und Weihung unter Mitwirkung der Apostel und deren Gehülfen geschah. So schreibt der Apostel Tit. 1, 5: „ich habe dich in Creta gelassen, daß du solltest vollends ausrichten, da ich's gelassen habe und besetzen die Städte hin und her mit Aeltesten."

Nach dem Vorgang der Wahl der ersten sieben Diakonen in Jerusalem ist allerdings anzunehmen, daß nicht die Apostel und ihre Mitarbeiter allein und ausschließlich die Diener des Evangeliums beriefen und einsetzten, sondern es geschah solches mindestens unter Zustimmung der Gemeinde. Und wir kommen damit

zur Beantwortung der Frage: Wer kann und darf die Prediger des Evangeliums einsetzen und ordiniren zum heiligen Dienste? Es ist die Gemeine, die den Herrn Jesum als ihr Haupt verehrt und in deren Mitte der heilige Geist waltet. Nicht ein einzelner Pastor kann und darf aus sich selbst Jemand zum Predigtamt ordiniren. Die Ordination muß stets im Namen und Auftrag der Gemeine Christi resp. des Theils der Kirche Christi geschehen, welchem der Ordinirende und der Ordinand angehören und für welchen speciell ordinirt wird. Der Ordinirende steht da als Repräsentant der Kirche, in deren Namen er handelt, und die im Namen und Auftrag des Herrn Diener des Evangeliums aussendete. Diese Auffassung ist ebensowohl historisch begründet als auch dem Princip der evangelischen Kirche und der Idee der Sache entsprechend.

So wenig wir der apostolischen Succession der Episcopalkirche einen innern Werth beilegen und auf solche äußere Legitimität Gewicht legen können, ebensowenig können wir einem einzelnen Pastor das Recht einräumen zu ordiniren, wen e r wollte. Es wäre das nicht nur principwidrig, sondern würde auch zu schnöder Willkür und zu allerlei Unzuträglichkeiten und zu Unordnung in der Kirche führen. In unserer evangelischen Synode von Nord-Amerika ist es der ehrw. Synodalpräses, welcher die Synode repräsentirt und der im Namen der Synode die Erlaubniß und den Auftrag zur Ordination erteilt. Eine sogenannte Privatordination aber kann und darf seitens der Kirche nicht anerkannt werden, zumal wenn dieselbe erlangt wurde, um den von Gott geordneten Weg zu umgehen. (Siehe Ev. Joh. 10, 1. 2.)

Und doch können wir uns den Fall denken, daß ein Prediger des Evangeliums sich genöthigt sehen könnte, einen Nachfolger oder Gehilfen im Dienst des Evangeliums zu ordiniren. Angenommen, er bediente in einer entlegenen Gegend Nord- oder Süd-Amerikas, oder in Australien oder Afrika oder Asien eine Gemeinde oder Ansiedelung, wo eine Verbindung mit einem kirchlichen Körper nicht möglich wäre. Unter seiner Aufsicht und Pflege bildete sich ein christlicher Jüngling heran zum Kirchendienste. Er weihete ihn nach apostolischem Brauch mit Zustimmung der Gemeinde. Wer wollte bestreiten, daß solches eine richtige, legitime Ordination wäre? Und doch, sobald eine Aenderung der Verhältnisse einträte und Pastor und Gemeinde sich einem Kirchenkörper anschließen könnten und wollten, so wäre eine solche Ordination zwar nicht zu wiederholen, aber doch durch einen kirchlichen Act gutzuheißen und zu bestätigen, ähnlich der kirchlichen Bestätigung der Nothtaufe. — Ein solcher Fall dürfte allerdings ein höchst seltener Ausnahmefall sein, aber er ist denkbar und möglich.

Eine andre Frage wäre die: welche Ordination erkennen wir von unserem evangelischen Standpunkt aus als legitim und vollberechtigt an und welche nicht? Zuerst nennen wir die römische Priesterweihe, welche etwas ganz anderes ist als die evangelische Ordination und darum als solche bei uns keine Geltung haben kann. Der römische Priester wird zu anderen Zwecken und Thätigkeiten geweiht als der evangelische Pastor, der zum Dienst des Evangeliums geweiht wird.

Zweitens erkennen wir die Ordination solcher religiösen und kirchlichen Gemeinschaften und Vereine nicht an, welche auf negativem Standpunkt stehen, nicht mit uns bekennen, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, die nicht bekennen, daß Jesus Christus ist Gottes Sohn hochgelobet in Ewigkeit, die nicht bekennen, daß wir allein durch den Kreuzestod Jesu mit Gott versöhnt sind und allein in Seinem Blut die Vergebung der Sünden haben. Solche Vereine und Gemeinschaften zählen nicht zur Kirche Jesu Christi, ihre Ordination verpflichtet den Ordinanden nicht zum Glauben an Jesum und zur Predigt des Wortes vom Kreuz, darum ist eine solche Ordination für uns evangelische Christen nicht vorhanden.

Wir erkennen aber die Ordination aller derjenigen Kirchenparteien an, welche mit uns auf dem alten, heiligen Glaubensgrund der Apostel und Propheten stehen, da Jesus Christus der Eckstein ist. Einem solchen Ordinirten können wir die Bruderhand reichen in dem Bewußtsein, daß er mit uns dasselbige theure Amt überkommen hat, das die Versöhnung predigt.

Es ist dem Dekorum entsprechend, daß die Ordination vor versammelter Gemeinde in feierlichem Gottesdienst vollzogen werde, nach dem Ritus unserer evangelischen Kirche; am richtigsten ist es ohne Zweifel, wenn der Ordinand in der Kirche oder Gemeinde ordinirt wird, an welche er berufen ist und nun seine Arbeit da aufnimmt obwohl solches nicht wesentlich ist. Wesentlicher ist, daß die Ordination unmittelbar vor dem Eintritt in den aktiven Dienst der Kirche stattfindet. Nur im alleräußersten Nothfall kann und mag die Ordination vor wenigen Zeugen in kleinerem Kreise stattfinden. Jeder ordinirte Pastor kann, wenn er von seiner resp. Kirchenbehörde damit beauftragt ist, ordiniren. Eine Wiederholung der Ordination wäre durchaus unstatthaft. Der Herr beruft nicht für etliche Jahre sondern fürs ganze Leben. Seine Wahl und Berufung mögen Ihn nicht gereuen. Es ist, ohne daß es irgendwo besonders ausgesprochen wäre, dem christlichen Bewußtsein tief eingeprägte, daß der pastorale Beruf sich über das ganze Leben erstreckt, und wer denselben mit einem andern Beruf vertauscht, es sei denn aus Gesundheitsrücksichten oder anderen rechtfertigenden Gründen, der wird mit gerechtem Mißtrauen angesehen. „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes," spricht der Herr.

Noch bleibt uns die wichtigste und schwierigste Frage zu beantworten übrig: Wer soll und darf ordinirt werden? Der Apostel Paulus mahnt den Timotheus: „Die Hände lege Niemand bald auf" (1 Tim. 5, 22). Er warnt vor der Gefahr und Sünde, Unwürdige und Untüchtige mit dem Dienst des Evangeliums zu betrauen, zum Schaden der guten Sache des Christenthums. Aber wer ist dazu tüchtig? Und wer will die Würdigen von den Unwürdigen unterscheiden? Der Herr kennt die Seinen. Zu uns aber spricht Er: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Als erstes Erforderniß ist wohl anzusehen, daß derjenige, dem die Hände aufgelegt werden von Herzen an den Heiland glaubt, und mit Petrus sprechen kann: „Herr, Du weißt alle Dinge, Du weißt, daß ich Dich lieb habe." Zum andern soll

er die zum heiligen Amt erforderlichen Charaktereigenschaften, Gaben und Fähigkeiten und die nöthige theologische Bildung besitzen um den Anforderungen zu entsprechen, die in unserer Zeit an einen Prediger des Evangeliums gestellt werden.

Damit nicht Unwürdigen und Untüchtigen das hl. Predigtamt übertragen wird, muß nothwendig ein Examen der Ordination vorausgehen, damit festgestellt werde, ob der die Ordination Begehrende im Glauben stehe, mit dem Worte Gottes wohl vertraut sei und die Gabe habe es andern auszulegen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu weisen.

Nur da, wo eine göttliche Berufung vorausgegangen ist, wo die Salbung des hl. Geistes stattgefunden hat, ist die Ordination in ihrem vollen Rechte und ist Ausdruck und Verwirklichung der großen Gnadenverheißungen des auferstandenen Heilandes: „Friede sei mit Euch. Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich Euch. Nehmet hin den hl. Geist, welchen ihr die Sünde erlasset, denen sind sie erlassen und welchen Ihr sie behaltet, denen sind sie behalten." Wohl der Kirche, die viele solcher geistgesalbten Diener des Worts hat. Sie wird sein wie ein Baum, gepflanzt an frischen Wasserbächen und wird grünen und blühen und Früchte bringen zur Verherrlichung ihres verklärten Hauptes Jesus Christus, der da ist hochgelobet in Ewigkeit.

Thesen:

1. Der Begriff der Ordination als Weihe zum heiligen Predigtamt wird bestimmt durch den Begriff des Predigtamtes selbst.

2. Das evang. Predigtamt ist nach der hl. Schrift eine gottgewollte und vom Herrn geordnete Institution zur Vermittlung des Heils an die Menschenwelt.

3. Die evang. Kirche betont nachdrücklichst das allgemeine Priesterthum, hält aber fest an der Nothwendigkeit, daß bestimmte Persönlichkeiten die zur Erhaltung und Erbauung und Ausbreitung der Kirche nöthigen, d. i. alle pfarramtlichen, Thätigkeiten verrichten.

4. Diese Nothwendigkeit ist begründet in der Natur der Sache, aber auch besonders in dem Gnadenwillen Gottes.

5. Die Uebertragung dieser besonderen Thätigkeiten innerhalb der christlichen Kirche an eine bestimmte Persönlichkeit geschieht durch die Ordination.

6. Das Wesen der Ordination besteht:

a. in der thatsächlichen Berufung und Bestimmung des Ordinanden zum heiligen Predigtamt seitens der Kirche;

b. in der feierlichen Verpflichtung des Ordinanden auf das unverfälschte, lautere und ganze Wort Gottes und die Bekenntnißschriften unserer evangelischen Kirche;

c. in dem heiligen Gelübde des Ordinanden, sein ganzes Leben dem ausschließlichen Dienst des Evangeliums zur Erbauung der Kirche Jesu Christi zu weihen;

d. in der feierlichen Weihung des Ordinanden zur evangelischen Führung des heiligen Predigtamtes.

7. Die Berechtigung und Nothwendigkeit der Ordination ist begründet:
a. in der Heiligkeit der Sache selbst;
b. in der heiligen Schrift.

8. Zur Ordination darf nur derjenige zugelassen werden, welcher:
a. den inneren Beruf zum Predigtamte hat;
b. einen unbescholtenen, christlichen Lebenswandel führt, einen gediegenen, christlichen Charakter und die nöthige Begabung und Fähigkeiten besitzt;
c. der in Gottes Wort wohl unterrichtet ist und den Heilsweg nach der heiligen Schrift klar darlegen und bezeugen kann;
d. der die sonstige nöthige theologische Bildung hat zur würdigen Führung des heiligen Amtes.

9. Es muß deshalb der Uebertragung des heiligen Amtes resp. der Ordination nothwendigerweise ein eingehendes Examen vorausgehen.

10. Die Ordination soll nach dem Ritus unserer evangelischen Kirche vor versammelter Gemeinde unter Bezeugung des göttlichen Wortes mit Gebet und Handauflegung geschehen und bedarf keiner Wiederholung.

11. Das Recht der Ordination steht nicht den einzelnen Gliedern der Kirche zu, sondern allein der Kirche selbst.

12. Als evangelische Christen erkennen wir weder die römische Priesterweihe, noch die Ordination solcher religiöser oder kirchlicher Vereine an, welche nicht auf positivem Glaubensstandpunkt stehen; wohl aber die Ordination aller derjenigen Kirchengemeinschaften, welche mit uns auf demselbigen Glaubensgrund der Apostel und Propheten stehen.

Ueber Citate in der Predigt.

Von Friedrich Winfrid Schubart, Pastor zu Eisenach.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für Kirchliche Wissenschaft".)

(Fortsetzung.)

Auch die Schriftgemäßheit und Rechtgläubigkeit einer Predigt wird durch häufiges Anführen von Schriftstellen allein noch nicht erhärtet. „Auch der weiße oder gleißend Teufel," sagt Luther in einer zu Schmalkalden gehaltenen Predigt, „schmücket sich mit der Schrift; dieselbige kann er so wunderlich und meisterlich fürgeben und drehen, daß er einen bald irre macht." Wie manches Schriftcitat wird auch heute noch auf den Lippen irr- und ungläubiger Prediger zum Judaskuß, mit dem sie den Herrn verrathen, zum Schafskleid reißender Wölfe. In einer Zeit, wo sich auch Falschmünzerei des edlen Metalles der Schriftworte bedient, gilt es zu gedenken, daß Schriftcitate an sich noch nicht die Schriftgemäßheit und Rechtgläubigkeit einer Predigt verbürgen.

Eben so wenig wird durch sie die s. g. Biblicität der Predigtsprache bedingt. Bibelcitat macht noch nicht Biblicität. Wir müssen uns versagen, wiederzugeben, was Vinet, Nitzsch, Krauß betreffenden Ortes Treffliches in dieser Hinsicht geschrieben haben. Wer blos durch Bibelcitate seiner Sprache den Charakter der Biblicität zu geben trachtet, der redet nicht die heilige

Sprache Kanaans, sondern der mauschelt. Das Geheimniß, wie die eigene Sprachweise biblisches Gewächs wird, erschließt sich nur dem, der mit Hamann sagen kann: „Die Bibel ist mein Element und mein Aliment.“

Einen gewiß sehr berechtigten Zweck, dem das Bibelcitat dienstbar gemacht werden soll, nennt Krauß, wenn er sagt: „Ein bekanntes Bibelwort als glückliches Citat gebraucht, nagelt als goldener Nagel die vom Prediger vorgetragenen Ideen im Geiste der Gemeinde fest.“ Doch ist das von vielen Zwecken nur einer; die vielen aber, denen Bibelcitate dienen sollen, wir wissen sie nicht besser zusammenzufassen, als indem wir sagen: „Bibeltexte sollen predigen, sollen Predigten sein in der Predigt, Gastpredigten der Apostel und Propheten, ja des Herrn selbst auf unseren Lippen, auf unseren Kanzeln. Die Predigt soll in ihnen ihre Kulminationspunkte finden, und allen heiligen und herrlichen Kräften, die durch die Verkündigung des göttlichen Wortes wirksam gemacht werden sollen, sollen die Bibelcitate die mächtigen Schlagworte sein: der Strafpredigt die felsenzerschmeißenden Hammerschläge, der Trostpredigt die felsenfesten Trostgründe, der Gesetzesverkündigung zuckende Blitze vom Sinai, der evangelischen Botschaft Morgensterne an dunkeln Orten, der seelsorgerischen Warnung Mark und Bein durchdringende Schwertstreiche, der heilverkündenden Hirtenstimme wundenheilender Balsam und seelenerquickender Morgenthau: immer aber so, daß der Hörer stets von neuem erfährt und bekennt: „Herr, du hast Worte des ewigen Lebens.“

Als der Apostel Paulus die Kolosser ermahnte: „Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen,“ da fügte er hinzu: „und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern;“ damit und mit der ähnlich lautenden Epheser-Stelle hat er dem Liedercitat in der Predigt den Charakter der Schriftgemäßheit wie das Zeugniß heilsamer Wirkungsfähigkeit gegeben.

Das Gesangbuch, aus dem der Herr und die Apostel gesungen und citirt haben, ist der alttestamentliche Psalter. Psalmenworte sind auf den Lippen unseres Erlösers bis in den Tod hinein. Aus den Psalmen sang auch die alte Kirche, wie die Namen der Sonntage vor und nach Ostern noch bezeugen. Die Psalmencitate aber ersetzen der vorreformatorischen Predigt die Liedercitate unserer Predigt. Zwar besaß, wie bekannt, auch die alte Kirche einen reichen Schatz herrlicher Hymnen, aber in der Predigt als Citat scheint sie denselben nur wenig verwerthet zu haben. Unter den 96 Predigten der Augustischen Predigtsammlung enthält nur eine einzige ein Liedercitat, und zwar den Preis der Maria in Versen des Sedulius in einer Predigt des Beda Venerabilis, dem eine Anmerkung des Herausgebers den Gebrauch christlicher Dichterstellen in der Predigt als eine Eigenthümlichkeit beimißt; ist er doch auch gestorben das Gloria auf den Lippen.

Ueber Luther kam zu derselben Zeit, wie neuerdings erwiesen ward, als er die heiligen Dichtungen des Alten Testamentes übersetzte, der Geist der Psalmisten. So viel neue Lieder er auch dem Herrn sang, der Gemeinde lehrte: vom Liedercitat in der Predigt macht doch auch er sehr sparsamen Gebrauch.

In einer alten Ausgabe der Hauspostille (Jena 1563) fanden wir sieben, im ganzen bei Luther zehn Liedercitate. Fast alle von ihm citirten Lieder nennt er in folgender Stelle einer Osterpredigt: „Im Papstthum hat man feine Lieder gesungen: der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darin überwand; item Christ ist erstanden von seiner Marter alle; das ist von Herzen wol gesungen. Zu Weihnachten hat man gesungen: Ein Kindelein so löbelich, zu Pfingsten: Nun bitten wir den heil'gen Geist, in der Messe das gute Lied: Gott sei gelobet und gebenedeiet." Dazu kommt noch das Te Deum laudamus, in der Kirchenpostille das Marienlied: Ubere de coelo pleno, in der Hauspostille die Sequenz: Agnus redemit oves. Nur diese Sequenz, das Weihnachtslied: „Ein Kindelein so löbelich" und das Osterlied: „Christ ist erstanden" citirt er ganz, übrigens nur die Anfangsstrophen. Nebe in der „Geschichte der Predigt" bemerkt: „Luther habe, soweit als er gesucht habe, auch nicht eine Strophe von seinen Liedern auf die Kanzel gebracht;" wir haben auch nur in der Predigt am Sonntag nach Christtag die Strophe gefunden: „Mit Fried und Freud far ich dahin."

Cyriakus Spangenberg hielt zwar schon Predigten über Luther's Lieder, aber in der Predigt selbst braucht man das Liedercitat auch in der nächsten Folgezeit, wie es scheint, noch sehr spärlich. Joh. Arnd citirt in seinen Evangelienpredigten nur vier Lieder, keines von Luther; Joh. Gerhard in seiner Postille fünf, alle von Luther; Valerius Herberger in der „Evangelischen Herzpostille" zwölf, darunter drei von Bernhard, drei von Luther; dagegen enthält des letzteren posthum erschienene „Epistolische Herzpostille" bereits eine größere Anzahl von Liedercitaten. Wohl erst als mit Paul Gerhardt, unter dessen 120 Liedern sechzehn mit „ich" anfangen, die geistliche Liederdichtung einen subjektiveren Charakter annimmt und auch das allgemein Menschliche — Wiege und Sarg, Morgen und Abend, Heimat und Fremde, die goldene Sonne und der Mond Aufnahme findet, legt sich auch dem Prediger auf der Kanzel das Liedercitat häufiger auf die Lippen. In Heinrich Müller's „Evangelischer Schlußkette" ist bereits selten eine Predigt ohne Liedercitat und finden sich im Ganzen 123 ausgedruckte Liederverse, darunter auffallend wenige von Luther. Ein Predigtbuch aber aus gleicher Zeit, Otho's „Evangelischer Krankenspiegel" wimmelt bereits von Liedercitaten, eigenen Reimereien und gereimten Dispositionen. Die Zeit, die ungezählte Lieder in dickleibige Gesangbücher sammelte, die Zeit, die Liederkonkordanzen schrieb und brauchte, die Zeit, die den s. g. Kanzelvers gesprochen oder gesungen aufbrachte, die Zeit, in der Joh. Menzer sang: „O, daß ich tausend Zungen hätte": die stimmte thatsächlich auch auf der Kanzel ein Loblied nach dem andern an bis zum Ueberdruß, und ist wohl als die Zeit zu betrachten, in der das Liedercitat nicht nur Gast-, sondern Hausrecht auf der Kanzel erhielt, freilich auch bereits als die, in der die Stimmen der Homiletik (Rambach) gegen den „stropharum metricarum cumulus" als eine „affectatio pompæ" Protest zu erheben für nöthig erachtet.

Es sei gestattet eine beiläufige Bemerkung einzuschalten. Wie das Kir=

chenlied seinem Ursprung nach wesentlich evangelisch und germanisch ist, so scheint auch das Liedercitat der Predigt germanischer Zunge eigenthümlich zu sein. Saurin's Predigten, Vinet's und Monod's Reden haben wir wenigstens vergeblich nach Liedercitaten durchblättert; auch entsinnen wir uns nicht, je in einer französischen Predigt ein Liedercitat gehört zu haben.

Wie vom Schriftcitat, so macht die Predigt der Aufklärungszeit auch vom Liedercitat nur einen geringen Gebrauch, dabei aber vollbringt sie, die das Wunder von Kana nicht glaubt, das Wunder, den edlen Wein des Kirchenliedes total zu verwässern. Die jener Zeit nahestehende Mühlhäuser Predigtsammlung enthält im zweiten Bande in 46 Predigten nur 16 Liedercitate, aber mit welch entstelltem Text! Die Charfreitagspredigt fängt gar mit einem bekannten Goethe'schen Vers an, aber in welcher Umdichtung!

Der du Leid und Sehnsucht stillest, und das Herz mit Trost erfüllest,
Das sich reuvoll seiner Schuld bewußt: Ach ich bin des Wogens müde,
Banger Schmerzen, wilder Lust, Geist vom Himmel, Gottes Friede,
Komm und wohn in meiner Brust!

Selbst ein Klaus Harms, der sehr viel Lieder citirt, führt kein einziges altes Kirchenlied in seiner altkirchlichen Form an.

Das ist besser geworden. Bischof Albertini's und L. Hofacker's Predigten bringen zwar vorwiegend das gefühlvolle Lied der Brüdergemeinde, daneben aber doch auch das Kernlied mit unverfälschtem Text auf die Kanzel. Die Predigt der Gegenwart aber gönnt dem Liedercitat einen sehr breiten, einen zu breiten Raum. Giebt es auch noch Prediger, die, wie einst Theremin, in dessen vier Bänden Predigten vom Kreuz wir kein, wie Schleiermacher, in dessen sieben Predigtbänden wir nur ein Liedercitat gefunden haben, keinen oder fast keinen Gebrauch vom Liedercitat machen — wie denn auch in der Stöckicht'schen Predigtsammlung 70 Predigten ohne Liedercitat sind — so verwendet doch heut zu Tage die Mehrzahl der Prediger das Liedercitat mit Vorliebe und sehr reichlich auf der Kanzel, ja einige gleichen hierin weiland Hippel's Mutter, die alles, was sie sagte, mit dem Gesang eines Liederverses bez. eines ganzen Liedes bekräftigte. Die 130 Predigten mit Liedercitaten in der Stöckicht'schen Sammlung haben deren in Summa 384, darunter sind zwei Predigten mit acht, drei mit neun, eine mit zehn, zwei gar mit zwölf Liedercitaten, also dutzendweise. An Liedercitaten besonders reich sind z. B. die Predigten von Albertini, Hofacker, Dräseke, Kapff, Knak, Fengler; von Zezschwitz hat zwar nicht eben viele, aber auffallend lange bis zu fünf Versen. Als den singenden Prediger aber und Liedercitator muß man für unsere Zeit wohl Gerok namhaft machen, dessen Epistelpredigten z. B. 477 Liedercitate enthalten.

Nebe in der „Geschichte der Predigt," namentlich aber Dekan Majer in der Schrift: „Bist du ein Geistlicher?" erheben energischen Einspruch gegen den allzu häufigen Gebrauch des Liedercitates in unserer Zeit, und mit Recht. Ueberfluß wirkt Ueberdruß, das gilt überall, bei dem übermäßigen Gebrauch des Liedercitates aber namentlich; denn so wirksam dasselbe sein wird bei keuschem, sparsamen Gebrauch, so unliebsam bei ungereimtem, trotz schönster

Reime. Rechter Gebrauch und Mißbrauch verhalten sich hier wie Orgelspiel und Drehorgel, wie goldene Leier und ewige Leier. Tritt zu dem Uebermaß nun auch noch die beliebte Manier das Liedercitat immer nur an bestimmten Stellen in der Predigt, am Anfang oder Schluß der einzelnen Theile, da aber mit unfehlbarer Stetigkeit, zu verwenden, so wirkt es schließlich auf die Hörer wie zu viel süße Speise auf den Magen.

Tadel verdient auch die Bevorzugung des neueren und neuesten geistlichen Liedes vor dem Kern- und eigentlichen Kirchen-Lied, wie sie uns bei Durchforschung der neueren Predigtliteratur aufgefallen ist. Die gefühlvollen, subjektivistischen Verse des geistlichen Liedes mögen weinerlichen Seelen und empfindsamen Thränendrüsen einen noch so sichtlichen Eindruck machen, in die Predigt auf der Kanzel gehören sie so wenig, wie in das Gesangbuch unter der Kanzel. In dieser Bevorzugung scheint uns eine unbewußte Einwirkung methodistischer Predigtmanier zu liegen. Man vergleiche nur, um sich zu überzeugen, die 1883 in Stuttgart erschienene Predigtsammlung von Predigern der evangelischen Gemeinschaft. Das Liedercitat hat vielmehr entschieden die Aufgabe, der christlichen Gemeinde nicht nur das Gedächtniß, sondern auch den Geschmack an den alten herrlichen Kernliedern unserer Kirche zu wahren bez. wieder zu schaffen.

De Wette nennt zwar ganz allgemein das Liedercitat „ein Ueberbein in der Predigt," dennoch wird niemand, von gedachten Mißbräuchen abgesehen, dem Liedercitat das Zutrittsrecht in der Predigt absprechen wollen, vielmehr ist dasselbe als eine Bereicherung der Predigt zu begrüßen. Römheld, derselbe, der das Schriftcitat meidet und ziffermäßig mehr Liederverse als Bibelstellen in seinen Evangelienpredigten anführt, sagt in einer Predigt: „Alle gute geistliche Lieder sind Wort Christi; hier (Kol. 3, 16) steht's, der Apostel Paulus hat es gesagt, und daraus weiß ich, daß mich mein Herz darüber nicht getäuscht hat." Da das aber an jener Stelle offenbar nicht steht, so wird den werthen Prediger sein Herz denn doch wohl getäuscht haben. Wort Christi sind auch die besten geistlichen und Kirchenlieder nicht; sie sind nur Christen Antwort auf Christi Wort, sie sind nicht Schriftzeugnisse, sondern Schrifterzeugnisse. Im Schriftcitat ist Gottes Wort, im Liedercitat der Gemeinde Gesang auf des Predigers Lippen; im Schriftcitat redet Gott zur Gemeinde, im Liedercitat die Gemeinde zu Gott; das Schriftcitat ist ein Niederschlag des Geistes Gottes, das Liedercitat ein Aufschwung des Geistes des Menschen.

Lassen wir Vilmar den Kenner sagen, was dem Kirchenlied und damit auch seinem Citat in der Predigt die eigenthümliche Weihe und Würde verleiht: „Das Kirchenlied spricht die allgemeine Erfahrung der Gläubigen überhaupt aus, es ist volksthümlich im strengsten Sinne des Worts; den Inhalt des Kirchenliedes bilden Thatsachen, die von jedem Kirchenglied nacherlebt werden müssen." Das ist's; Volkslied ist's, das heilige Volkslied der Christenheit, das Volkslied vom großen Siegesfürsten und dem geschlagenen Riesen, von der heiligen Gottesminne und der armen Braut, von der Wanderschaft im Fremdlingsland und dem Heimweh nach der schönen Ewigkeit,

von des armen Sünders Noth und von des reichen Königs Gnade. Liedercitate wollen singen, was und wie das Christenvolk singt. Wie Windhauch in Aeolsharfen will das Liedercitat in Menschenherzen wunderbares Klingen wecken. Wenn der Prediger die Liedesworte citirt, die die ganze Kirche singt, dann wird seine Stimme, wie die der homerischen Helden, zehntausend Männer stark, und wenn das Liedercitat von seinen Lippen geht, dann soll bei allen Hörern geschehen, was der Apostel meint, wenn er sagt: „Singet und spielet dem Herrn in eueren Herzen."

Wir kommen zum kirchengeschichtlichen Citat. Joh. Gerhard schreibt in der Vorrede zu seiner Postille: „Etliche Prediger ziehen viel aus den alten Kirchenlehrern an, wie dieselbigen dieses oder jenes in heiliger Schrift erklärt, auch was sie sonst für schöne Sprüche in ihren Schriften hinterlassen haben; das möchte man nennen die kirchengeschichtliche Art und Weise zu lehren (modum docendi ecclesiasticum)." Das zur Begriffsbestimmung des kirchengeschichtlichen Citates; folgendes über seine Anwendung.

„Durch den Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist," sagt der Hebräerbrief von Abel, und giebt damit, wie überhaupt mit seinem 11. Kapitel, ein schönes Muster dessen, was kirchengeschichtliches Citat sei und bedeute. In der alten Kirche wurden neben der hl. Schrift auch Kapitel aus den Schriften der apostolischen Väter öffentlich bei den Gottesdiensten vorgelesen. Die Glaubensstimmen der sterbenden Märtyrer ließ die alte Kirche namentlich gern in ihren Gottesdiensten wieder und weiter klingen; vgl. Augusti, „Casualreden der berühmtesten Homileten des 4. und 5. Jahrhunderts." Die Predigt der mittelalterlichen Kirche erniedrigt sich zur bloßen Dolmetscherin der Tradition und verliert auf diese Weise alle Zeugenkraft. Die Sententiarii des Scholasticismus füllen auch die Predigt nicht blos mit der Summa, sondern sogar mit der Unsumme sententiarum patrum. Die Predigt der Reformationszeit zerbrach mit elementarer Kraft den Bann todter und tödtender Tradition, aber es erwachte in ihr der Geist der ersten Zeugen. Unbefangen, der Glaubenseinheit mit ihnen bewußt, lassen Luther und die Reformatoren die Stimme der Väter in ihren Predigten laut werden, Luther namentlich die des Augustin und des geschätzten Tauler. Die Verirrung der Predigt des 17. Jahrhunderts, mit dem Ingrimm der Pedanterie und steifen Rechthaberei allerlei gelehrte dicta probantia der Kirchenväter und Scholastiker, noch dazu in fremder Sprache, auf die Kanzel zu bringen, ist berüchtigt. Erzählt man doch von einem Dr. Rich, daß er, um zu beweisen, daß auf einen Sonntag ein Montag folge, eine Reihe von Citaten aus den Kirchenvätern und Scholastikern beigebracht habe. Auch hier ist es das Verdienst des Pietismus, den Herd der Predigt von diesen todten Schlacken für neue lebendige Gluth gereinigt zu haben. Rambach fordert „mit dictis patrum soll man parce ac sobrie umgehen. Lutheri Worte kann man zum Stichwort brauchen suspicionem novitatis abzulehnen." Mosheim sagt apodiktisch: „Die Erläuterung der vorgetragenen Wahrheiten durch anderer Gelehrten und Verständigen Aussprüche haben wir in unserer Zeit von der Kanzel wegge-

schafft." Man kann fast das Gleiche von der Predigt der Gegenwart sagen. In den 200 Predigten der Stöckicht'schen Sammlung kommen nur in 58 Predigten 92 kirchengeschichtliche oder theologische Citate vor. Polykarp, Hieronymus, Tertullian, Irenäus, Pascal, Tauler, Melanchthon, Herberger, H. Franke, J. Stilling u. a. treten je einmal, Chrysostomus zweimal, Augustin achtmal, Luther 37 mal (darunter siebenmal: Hier stehe ich), Zinzendorf fünfmal (darunter viermal: Das that ich) redend auf.

Die Predigt der Gegenwart macht entschieden zu wenig Gebrauch vom kirchengeschichtlichen Citat; sie vergißt zu sehr, daß auch sie auf den Schultern einer langen, gesegneten Vergangenheit, die Kanzel auf der Säule der Kirchengeschichte steht, und daß ihr eigenes Zeugniß ja gewiß Gottes Geist zum Vater, aber die Kirche, die Gemeinde der Gläubigen, zur jungfräulichen Mutter hat. Von der Kirchengeschichte gilt im höchsten Sinne, was ja im gewissen Sinne von aller Geschichte gilt, daß sie die magistra veritatis sei, und ist sie das auch vor allem durch die großen Thaten Gottes, die eben Gott in ihr gewirkt hat, so doch auch durch das Bekenntniß der Gläubigen aller Zeiten von und zu diesen großen Gottesthaten, und darum sollte die Predigt dieses Bekenntniß nicht nur fortsetzen, sondern auch geeigneten Ortes in besonders aus- und eindrucksvollen Glaubensworten derer, die nun droben schauen, wiederholen. Wendet man ein, daß unsere Gemeinden zu wenig mit der Kirchengeschichte bekannt, und ihnen also etwa citirte Aussprüche und deren Autoren fremd seien, so ist das kein stichhaltiger Gegengrund; die Gemeinde soll eben, wie dies auch Palmers Homiletik fordert, mit der biblischen, so mit der Kirchengeschichte bekannt und vertraut werden. Zudem steht das historische Wissen hierbei gar nicht im Vordergrund, sondern, indem die Predigt so die Stimmen der Gläubigen aller Zeiten, das, quod semper, ubique et ab omnibus creditur, laut werden läßt, erhält sie und wahrt sie sich den Charakter wahrer Oekumenicität und bringt den Gliedern der Einzelgemeinde die großartige Einheit der Gesammtgemeinde aller Zeiten und Orte glaubenstärkend zum Bewußtsein. Das Schriftcitat ist Predigt, das Liedercitat Gesang, das kirchengeschichtliche Citat Bekenntniß in der Predigt.

Zwei hier einschlägige Fragen seien wenigstens erwähnt. Die erste betrifft die Benutzung von Postillen und Predigtliteratur überhaupt, die andere den Katechismus.

Postillen und die gesammte Predigtliteratur alter und neuer Zeit nach Möglichkeit wenigstens in den hervorragendsten Leistungen kennen zu lernen, bez. zu studiren, ist der Geistliche nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet. Es gibt kein besseres Mittel sich und seine Predigt vor Einseitigkeit und Manier zu wahren, als ein fleißiges sich Prüfen an homiletischen Meistern und Meisterwerken. Daß die Benutzung derselben nicht im Kopiren bestehen dürfe, sollte keiner Erwähnung bedürfen. Dennoch redet Löhe im „Evangelischen Geistlichen" einem derartigen Postillengebrauch das Wort; dennoch sind die Prediger nicht selten, die sich eines solchen Gebrauchs nicht schämen. In der Stöckicht'schen Sammlung steht die Predigt eines Berliner

Predigers, aus der ein anderer Berliner Prediger in seiner Predigtsammlung einen langen Satz wortgetreu abgeschrieben hat, ohne denselben irgendwie als entlehnt zu kennzeichnen. Dem Nikolaus v. Lyra setzte man in ehrenvollstem Sinne die Denkschrift aufs Grab: postillavit (Biblia); das könnte man auch manchem Prediger über seine Predigten als Grabschrift, aber nicht zu Ehren schreiben. Den Postillenreitern hat zuerst Karl der Große das Pferd gesattelt mit dem auf seinen Befehl gesammelten Homiliarium. Heinrich Müller hielt im Anfang seiner Amtsführung nur Predigten seines Vorgängers Lütkemann, und in Spener's Predigten hat man die seitenlangen Anführungen aus Luther „Die Fettaugen auf der Spittelsuppe" genannt. Rambach läßt sich von einem erzählen, der sich 40—50 Postillen angeschafft habe. Wenn er nun eine Predigt zu machen hatte, so legte er sie alle 40 auf einen langen Tisch nach einander hin und schrieb den ersten periodum aus der ersten, den zweiten periodum aus der zweiten rc. ab. In unserer Zeit aber, hat einer gesagt, seien „Ahlfeld und Gerok die Märtyrer der Homiletik." Wer in dieser Hinsicht der Buße bedarf oder sonst ein kräftiges Wort gegen dies Unwesen lesen möchte, der schlage Weber „Betrachtungen über die Predigtweise und geistliche Amtsführung unserer Zeit" (Berlin 1869), Seite 157 und 176 nach.

Die andere Frage betrifft die Verwendung des Katechismus in der Predigt; es ist befremdlich, wie gering dieselbe ist. An guten Katechismuspredigten ist unsere Kirche ja nicht arm, um so mehr am Katechismuscitat in der Predigt. Um den Katechismus aber und die Katechismusworte krystallisirt das religiöse Wissen und Denken der großen Menge der Gemeindeglieder. Der Katechismus ist Gemeinbesitz aller von Kindheit an durch Schul- und Konfirmanden-Unterricht. Behältlichkeit, Eindrücklichkeit, Faßlichkeit wird den in der Predigt vorgetragenen Wahrheiten für viele gegeben werden, wenn sie ihnen zusammenfassend in den wohlbekannten, zudem ja so köstlichen Worten unsererS Luther'schen Katechismus gegeben werden. Die vorgetragene Wahrheit in ein Katechismuswort zusammenfassen, ist dasselbe, was in der Mathematik die kürzeste Formel für einen Lehrsatz finden heißt. Der Katechismus ist die Laienbibel, das Katechismuscitat also Laienbibelcitat im schönsten und vollsten Sinne.

Noch erledigen wir, ehe wir uns zur Besprechung des weltlichen Citates in der Predigt wenden, kurz die formale Seite des Citirens.

Es gehört, wie oben gesagt wurde, zum Begriff des Citates, daß der angeführte fremde Ausspruch irgendwie als solcher kenntlich gemacht werde. Wie wird das zu geschehen haben? Das Liedercitat macht sich schon durch sich selbst kenntlich; auch vom Bibelcitat kann man, je bekannter es ist, um so unbedenklicher Gebrauch machen, ohne besondere An- und Einführung, und sollte es in beiden Fällen thun, ohne die ganz störende Anführung von Kapitel und Liedernummer und Vers. Es gibt Prediger, die sich auf diese Weise mit ihrem Gedächtniß und ihrer Bibel- oder Gesangbuchs-Kenntniß spreizen. Dräseke führt in einer Predigt viermal Liedercitate mit Nummer und Vers

an: „Mit dem 5. Vers unseres 698. Liedes.“ Rambach gibt in den “Praecepta homiletica” S. 191 ein treffendes Exempel der verwerflichen Art, „wenn man bei allen phrasibus den locum biblicum citiret mit Kapitel und Vers.“ Auch der alte leipziger Superintendent Deyling tadelt eine solche Anführung von Büchern und Kapiteln als ebenso überflüssig wie widerlich.

Anders liegt die Sache bei Anführung eines anderwärts entnommenen und der Gemeinde nicht allgemein bekannten Ausspruchs. Hier erfordert die Ehrlichkeit entschieden eine irgendwie erzielte Kenntlichmachung der fremden Worte, nur daß dies taktvoll geschehe. In einigen Fällen wird es gelingen durch die bloße Betonung, die den fremden Worten gegeben wird, deren Kenntlichmachung als fremder zu erreichen, in anderen und in den meisten Fällen aber wird sich eine direkte Einführung erforderlich machen. Pomphaft darf dies aber in keinem Fall geschehen, etwa: „wie der unvergeßliche Herder“ oder „wie der Verfasser des Nathan, der Prophet der Toleranz, unser Lessing“ oder „wie der große Dichterfürst Göthe“ rc. sagt, oder wie es Tholuck thut, der den Sokrates apostrophirt: „O ich begreife dich, großer Sokrates,“ sondern mit schlichtem Wort: „nach des Dichters Wort“ oder “wie einer sagt“ rc. Nur biblische Autoren und kirchengeschichtliche Autoren sollten auf der Kanzel mit Namen genannt werden. Der Name Goethe, Schiller hat für viele Ohren sofort etwas Befremdendes, und weckt, wie Palmer richtig bemerkt, allerlei Andacht störende weltliche und Theater-Reminiscenzen. Tholuck's Art, seine vielen Citate einzuführen, kann im allgemeinen als Muster gelten.

Eine kurze Vorbereitung und Einführung des Citates erfordert übrigens auch schon die Rücksicht auf das Gedächtniß. Es geschieht nur zu leicht — wer wüßte das nicht aus Erfahrung — daß diese geflügelten Worte gerade im entscheidenden Augenblick davonfliegen oder des Ikarus Schicksal theilend jämmerlich ins Meer der Vergessenheit fallen. Ein Citat in der freien Rede ist wie eine Barrière in der Rennbahn; es gilt darum den rechten Anlauf nehmen, daß der Sprung gelinge, und das geschieht am besten, indem man der Ankündigung des Citats erst noch einen Hülfssatz, als Stichwort, beifügt, etwa mit einer bezüglichen historischen oder sonst orientirenden Notiz.

(Schluß folgt.)

Geschichte in der Schule.

(Eingesandt von F. Clauß.)

(Schluß.)

Gut vorbereitet tritt der Lehrer vor seine Klasse. Die äußere Ordnung ist hergestellt. Der Vortrag beginnt. Das Interesse wächst mit der Erzählung. Der Vorwelt silberne Gestalten scheinen heraufzusteigen, aufs Neue sich mit Fleisch bekleidend, den „Kampf um's Dasein“ noch einmal beginnend. Natürlich muß der Vortragende vollständiger Meister der Sprache sein, dann wird es ihm nicht schwer fallen, die wilden Schaaren der Hunnen am geistigen Auge des Kindes vorüberbrausen zu lassen, oder aber es hineinzuführen in die stille Zelle des Franciscaner-Mönchs, der brütend über seinen Mischungen

sitzt, den „Stein der Weisen" suchend, bis ein aus seinem Feuerzeug fallender Funke Mischung und all, was drum und dran hängt unter dröhnendem Getöse zur Decke emporsendet.

Ja, sagst du, solch ein Zauberkünstler bin ich nicht, bis zu diesen Höhen wollen meine Schwingen mich noch nicht tragen und seufzst mit dem im „Faust" spielenden Wagner: „Allein der Vortrag macht des Redners Glück, ich fühl es wohl, ich bin noch weit zurück." Aber in Wirklichkeit, was ist es, daß dem einen in überzeugend packender Weise die Worte, Perlen gleich, vom Munde träufeln, den andern über jedes auch noch so kleine Hinderniß stolpern, über jeden mittelgroßen Stein fallen läßt, und ihn so seines Erfolges beraubt? Es ist die subjective Stellung des Lehrers zum Gegenstande seiner Behandlung. Hat er seinen Helden, wie ein Schauspieler seine Rolle, studirt, gleichsam das Ringen und Wirken des Ersteren im Geiste selbst mit durchgelebt und so jene objective Persönlichkeit zu seinem subjectiven Eigenthum gemacht, dann strahlt aus seinem Auge eine Begeisterung, eine innere Wärme, die überzeugen und fesseln muß. Tritt für wenige Augenblicke einmal in ein Schulzimmer ein. Die Perserkriege werden behandelt. Der Lehrer schwärmt für seinen Leonidas. Nun betrachte jenen Knaben dort drüben. Er ist ganz Ohr, sein Auge hängt am Munde des Erzählenden. Eben sendet Xerxes seine „Unsterblichen" vor, aber nur, um sie unter den wuchtigen Streichen der grimmigen Spartaner fallen zu sehen. Siehst du die Begeisterung, die im ganzen Angesicht des Jungen sich zeigt, ist es nicht, als wäre er bereit, selbst die „offene Brust" den „Barbaren" entgegenzuwerfen?! Doch Ephialtes führt verrätherischer Weise die Feinde seines Vaterlandes über unwegliche Gebirgskämme den tapferen Griechen in den Rücken. Bemerkst du, wie sich die Hand unwillkürlich zur Faust geballt, wie das Auge mit Verachtung blickt. Sollte je „das Vaterland rufen," der indeß zum Mann erwachsene Junge würde unverzagt dem Rufe Folge leisten.

Die innere Ueberzeugung, innere Wärme ist das große Geheimniß des Erfolges auf diesem Gebiete. Wie richtig sagt doch Göthe:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern und von Affen,
Wenn euch danach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Gleich hier wollen wir bemerken, daß der Vortrag an geeigneten Stellen durch Absingen eines passenden Liedes oder durch Einschalten einer auf die Umstände Bezug nehmenden Deklamation unterbrochen und auf diese Weise der Gesammteindruck ungemein gehoben werden kann. Greifen wir noch

einmal zu einem Napoleon zurück. Der Stern des großen Korsaren hat auf den Trümmern Moskaus bereits seinen Zenith passirt und geht mit einer in geometrischen Progressionen wachsenden Geschwindigkeit seinem Untergang entgegen. „Vom Fels zum Meer" glüht durch Alldeutschland das Gefühl der Begeisterung, der Wunsch die verhaßten, zu lange getragenen Fesseln abzuschütteln. Der Landmann verläßt seinen Pflug, der Handwerker die Werkstätte, beide mit der Losung zur Fahne eilend: „Keine Umkehr, bis der letzte Franzmann von deutschem Boden vertrieben!" Wie passend kann hier das Körner'sche:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

eingeschalten und

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall"

gesungen werden.

Noch möchten wir aber hauptsächlich hervorheben, daß wo nur immer Gelegenheit sich bietet, die Moral herbeizuziehen ist. Jede Tugend wird anerkannt, jedes Laster verdammt. Doch weicht der Lehrer hier billig vom Vortrag ab und sucht solche sittlichen Wahrheiten katechetisch zu entwickeln. Wir würden z. B. nie sagen: dieser Mann handelte weislich, würden vielmehr versuchen, jenen Ausspruch aus dem Kinde herauszubekommen. Nicht zu vergessen wäre bei solchen Gelegenheiten die Nutzanwendung: „Wie sollen auch wir sein." In solchen und ähnlichen Fällen doch sonst nirgend sind „Entscheidungsfragen" mitunter sehr gut angebracht. Ist es doch, als fälle sich Dieses oder Jenes hiedurch häufig sein eigenes Urtheil. „Ist das Lügen erlaubt?" wird z. B. gegebenen Falles ein als lügnerisch bekannter Junge gefragt. Das nun folgende (falls nicht schon Verstocktheit eingetreten) beschämte „Nein" wird mehr Wirkung haben, als wenn der Lehrer ihm eine zehn Minuten lange, salbungsvolle Predigt über die Lüge und deren Folgen halten würde.

Haben wir so der wichtigsten Momente des Vortrages gedacht, so gehen wir über auf Punkt 2 und 3, da dieselben ja auch in der Methode beständig neben einander hergehen. — Schon vor dem Beginn der Schule hat der Lehrer sein Pensum in mehrere (womöglich kurze) Theile zergliedert. Diese Abschnitte werden nun einzeln vorgenommen, in gedrängter Kürze noch einmal erzählt und dann abgefragt, der ganze Theil am Schluß in einen kurzen Satz zusammengefaßt, der an die Wandtafel geschrieben wird. Hier viele Worte zu verlieren, halten wir kaum für nöthig, da dieser Gegenstand ins Gebiet der Frage gehört und so einer besonderen Behandlung bedarf.

4. Nacherzählen der Schüler. Um die Kinder in der Sprache zu fördern, halten wir es für unumgänglich nöthig, nicht nur darauf zu dringen, daß alle Antworten in Sätzen gegeben werden, sondern auch und hauptsächlich, daß sie zuweilen (und je öfter je besser) gehalten sind, dieses oder jenes zusammenhängend zu reproduciren. — Aus Erfahrung ist uns zwar bekannt, daß diese Pille für die Schüler gewöhnlich die bitterste ist, trotz alledem sie muß geschluckt werden. Wir halten von solchen Uebungen ungleich mehr

als von gedankenlos hergeleierten Deklamationen; denn sie bereiten mit für das spätere Leben vor. Wie oft kommt es hier zu Lande vor, daß Dieser oder Jener aufgefordert wird, einige Worte zu sprechen, hat er es aber in der Schule nicht gelernt, was dann? — Also Uebungen im mündlichen Ausdruck! — Hiezu bietet nun der Geschichtsunterricht hinlänglich Gelegenheit. Durch zweimaliges Vorerzählen und ein an dasselbe sich anschließendes Abfragen sind die Kinder hinreichend mit dem Stoff bekannt, so daß des Hauptaugenmerk nun auf die Form gerichtet werden kann. — An der Hand der Disposition erzählt der eine von der Jugend Alexanders, der andere von seinem Zug gegen die Griechen, ein dritter von seinen ersten Eroberungen ꝛc. — Wie nun aber solche Uebungen im mündlichen Ausdruck von unberechenbarem Nutzen sind, eben so nöthig bedürfen wir

5. jener Exercitien für die schriftliche Ausdrucksweise: Aufsatz. Auch hiezu ist die Geschichte verwendbar. Das Lebensbild beinahe eines jeden großen Mannes kann gewöhnlich in mehrere Abschnitte getheilt werden, wovon jeder ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Doch besonders hier gilt: Halte Maß. — Jede solche schriftliche Aufgabe sei kurz und was Schwierigkeit anbelangt dem Alter der Kinder angemessen. —

Welch ein reiches Feld ist also die Geschichte. Wäre es nicht lohnend, dasselbe besser zu bebauen, als seither geschehen? Sind wir es nicht uns selbst, nicht unsern Kindern schuldig, sie hineinblicken zu lassen in die Tiefen der Geschichte unseres Geschlechts?

Und nun zum Schluß noch einige Worte für dich, du christlicher Jugendlehrer.

Denke nicht etwa, als ob Geschichte dich vom rechten Wirken in der Religion abbringe. Nein und abermals nein. — Wie in der hl. Geschichte der Herr seine Männer auserwählte, sie bestimmte seine Pläne auszuführen, so auch in der profanen Geschichte. Ist dein Sinnen und Denken rechter Art, so findest du, je tiefer du in die Geschichte blickst, wie alle Fäden in der Hand eines allmächtig rächenden Gottes zusammenlaufen, wie er unter allen Völkern seine Werkzeuge sich erkoren, die er aber, so bald sie sich selbst die Ehre gaben, um mit Gerok zu reden, in die Gluthen, wie stumpfe Besen, warf.

Darum halte deine Geschichte hoch, zeigt sie dir doch, „daß Er den Knoten mit dem Schwert zerhauen oder sanft auflösen kann, wie es ihm gefällt," lehrt sie dich ja, „daß Er im Regimente sitzt und alles wohl führet."

(Aus dem Lehrer=Boten.)

Gedanken über die Grundtriebe des Menschen und ihre Befriedigung in der Schule.

(Fortsetzung.)

Doch, meine Herren, wir sind hier versammelt als Vertreter und Freunde der Schule, und es ist nun Zeit zuzusehen, wie die Grundtriebe des Menschen in der Schule ihre Befriedigung finden, resp. finden sollen. Es kommen da sowohl die Schüler in Betracht als auch der Lehrer; für beide ist, wie ich im

folgenden zu zeigen versuchen möchte, gerade die Schule der Ort und das Feld, wo der Genußtrieb wie der Besitztrieb und der Ehrtrieb vollauf Genüge finden. Nehmen wir einmal den Genußtrieb, sofern er vorhanden und wirksam ist beim Schüler.

Wenn jemand sagen würde: der findet seine Befriedigung überall, nur nicht in der Schule, so könnte ich das ganz wohl begreifen. Der beweglichen unruhigen Knabenseele ist es wohl eitel Lust und Wonne, in freudigem Spiel auf der Gasse sich zu tummeln, frei in Wald und Flur umherzuschweifen, in Sprung und Wurf die Jugendkraft zu bethätigen und nach Belieben bald diesem bald jenem sich zuzuwenden; aber still und ruhig in die Schule hineinsitzen, ihrer Ordnung gehorsam sich fügen, auf des Lehrers Wort und Wink unbedingt merken, vollends unter viel Noth und Mühe Schreiben und Lesen und Rechnen lernen — nein, das ist dem Kinde kein Genuß!

Meine Herren, wir sind alle einmal Schüler gewesen und haben gewiß alle mehr oder weniger deutliche Erinnerungen an unsere Schulzeit. Müssen wir dem eben Gesagten nicht bestimmen? War es uns nicht ein Hochgenuß, wenn ein Tag kam, an welchem die Schule ausfallen mußte, oder wenn ein Feiertag auf den Montag fiel und zwei Tage der Freiheit hintereinander winkten, oder wenn vollends die Vakanz herbeikam, dieser Inbegriff aller Wonne für einen Schüler? Gewiß war das der Fall; nur wäre es ganz verkehrt, daraus den Schluß ziehen zu wollen, nicht innerhalb, sondern nur außerhalb der Schule finde der Genußtrieb des Kindes seine Befriedigung. Denn so bestimmt wir uns daran erinnern, daß wir der Schule auf einige Tage oder Wochen mit Vergnügen den Abschied gaben, ebenso bestimmt werden wir uns auch daran erinnern, daß wir an gewissen besonderen Tagen oder auch während einer ganzen Reihe von Jahren gerne zur Schule gegangen und in der Schule gewesen sind. An gewissen besonderen Tagen — etwa am Dienstag und Freitag — ja, da kam eben das Fach vor, für welches wir besondere Neigung und Begabung hatten; oder gar während einer ganzen Reihe von Jahren, denn da hatten wir einen Lehrer, der die verschiedenen Fächer so zu geben und die verschiedenen Kinder so zu behandeln wußte, daß man nicht anders konnte als mit Lust sein Schüler zu sein. Daß also der Genußtrieb in der Schule irgendwie seine Befriedigung findet, ist unstreitig, sonst wären die bestimmten Erinnerungen an genußreiche Schultage und Schuljahre gar nicht erklärlich, ja überhaupt nicht vorhanden. Doch es ist der Mühe werth, der Sache näher zu treten.

Wenn wir uns fragen, wodurch der Genußtrieb, sofern er dem Gebiet des Leibeslebens angehört, seine Befriedigung finde, so wird darauf zu antworten sein, daß dies geschieht einmal durch eine empfangende, sodann durch eine, wenn ich so sagen soll, auswirkende Thätigkeit unseres Leibes. Zur empfangenden Thätigkeit gehört das Aufnehmen von Speise und Trank, das ja für jedermann ein unmittelbarer Genuß ist; zur auswirkenden Thätigkeit gehört die durch die Aufnahme von Speise und Trank ermöglichte Kraftbethätigung des Leibes in und an der uns umgebenden Welt. Welch hohen Ge-

nuß gerade diese letztere, die auswirkende Thätigkeit, dem Menschen bereitet, das zeigen die mancherlei Spiele, deren Reiz nicht zum geringsten Theil darin besteht, daß in ihnen die Leibeskraft zur Bethätigung kommt.

Aehnlich nun wie auf dem Gebiet des leiblichen verhält es sich auch auf dem Gebiet des geistigen Lebens; auch da handelt es sich um ein Aufnehmen und um ein Auswirken. Wie der Leib das Bedürfniß hat, Speise und Trank in sich aufzunehmen, und eben in dieser Aufnahme Lust empfindet, so, ja noch unendlich viel mehr hat unser Geist das Bedürfniß, die seiner Natur entsprechende Nahrung in sich aufzunehmen. Und wiederum, wie der Leib seine Kraft auszuwirken strebt, so auch der Geist.

Ist aber Aufnahme leiblicher Nahrung und Auswirkung leiblicher Kraft für jeden Menschen ein Genuß, so noch viel mehr Aufnahme geistiger Nahrung und Auswirkung geistiger Kraft.

Machen wir nun davon die Anwendung auf das Leben des Kindes in der Schule.

Daß hier das Kind gerade das hat, was es, in gleichem Maße wenigstens, zu Hause nicht hat, nämlich eine Nahrung für seinen Geist, das ist klar. Man nehme z. B. den Unterricht in der Geschichte und Geographie, den ja auch die Volksschule hat. Welche Fülle neuer Gedanken, Anschauungen und Vorstellungen wird da dem Kinde zugeführt! Jetzt ist es ihm möglich, was ihm in seinen gewöhnlichen Verhältnissen nicht möglich ist und wonach es doch so sehr verlangt, die innere Welt seiner Vorstellungen mit mehr und mit neuen Gestalten zu bereichern und zu beleben und den Umkreis der inneren Anschauung zu erweitern. Man wird daher die Erfahrung machen, daß gerade die Geschichts- und Geographiestunden Lieblingsstunden sehr vieler Kinder sind; da wird die sprichwörtlich gewordene Neugierde der Kinder, die ja nur die erste Form der Wißbegierde ist, vollauf befriedigt, und nur ungerne bemerkt der Schüler das Schwinden der Stunde, welche ihm durch Vorführung fremder Länder, vergangener Zeiten, großer und gewaltiger Persönlichkeiten so genußreich geworden ist. Es ist tief zu beklagen, daß unsre heranwachsende Jugend den Trieb nach Genuß vielfach auf eine so gemeine und bedenkliche Weise zu befriedigen sucht, sei es in der raucherfüllten Wirthsstube bei Trunk und Spiel oder auf dem Tanzboden oder sonst in schändlicher Ausgelassenheit. Dem ist entgegenzuwirken und kann, wenn auch immerhin in bescheidenem Maße, entgegengewirkt werden, wenn in der Schule durch klaren, lebendigen und anschaulichen Unterricht den Kindern der Beweis geliefert und gezeigt wird, daß es außer dem Essen und Trinken, außer der Unterhaltung und dem Zeitvertreib gewöhnlichen Schlags Genüsse noch anderer und zwar viel höherer und edlerer Art gibt.

Ich glaube, wenn ein Schüler gerade etwa beim Geschichtsunterricht das lebendig erkannt hat, so wird es bei ihm auch über die Schulzeit hinaus in wohlthätiger Weise nachwirken und die geschichtlichen resp. geograpischen Abschnitte im Lesebuch oder die Lektüre einer aus der Schulbibliothek entlehnten

Weltgeschichte wird ihm manche Stunde verkürzen, die seine Kameraden entweder in tödlicher Langeweile zugebracht oder zu schlimmen Streichen mißbraucht haben.

Doch es legt sich hier noch ein anderer Gedanken nahe. Das Kind hat in der Schule nicht bloß mit Geschichte und Geographie zu thun, sondern noch mit manchen andern Fächern, die ihm vielfach ebensoviel Noth machen, als jene ihm Genuß bereiten. Welche Mühe kostet es, bis ein Kind nur recht lesen kann! mit welchem Bangen sehen manche Schüler der Rechenstunde entgegen! wieder andere haben ihre Noth mit dem Schreiben, vollends mit dem Rechtschreiben. Da ist von Befriedigung des Genußtriebes keine Rede, da ist vielmehr eitel Verdruß, oft genug fließen Thränen, offen oder im Verborgenen. Es wäre thöricht, das beklagen zu wollen. Wenn das Kind in der Schule merkt und zu erfahren bekommt, daß das Leben nicht bloß Genüsse, sondern auch ernste und harte Arbeit mit sich bringt, so ist das dem Kinde nur heilsam; die Schule wird so eine gute Vorschule fürs Leben. Wenn aber die Arbeit ihre Frucht bringt, wenn das Kind, das in irgend einem Fache anfänglich Mühe hatte, endlich Licht bekommt und des Stoffes Meister wird und auch wagen darf, seine Hand mit denen, die gerne antworten möchten, zu erheben, dann ist wiederum sehr viel gewonnen für's Leben. Dann weiß das Kind einmal: treue und redliche Arbeit hat ihren Lohn; die Zeit, da man ihrer Frucht froh werden darf, kommt gewiß; umgekehrt aber weiß es dann auch das, daß man wahren Genuß und wahre Befriedigung nicht nur wie einen Raub an sich reißen kann, sondern daß man sie erarbeiten muß in redlichem Mühen. Nicht als ob diese Erkenntniß beim Schüler klar entwickelt wäre in der Weise, daß er darin ein Gesetz erkennete, welches für alle Verhältnisse des Lebens gilt, aber in seinem Lebenskreise jedenfalls hat er eine wichtige Erfahrung gemacht, welche ihm für eine spätere Zeit von Nutzen werden und ihn zu dieser Erkenntniß führen kann.

Zu dem Lohn, welcher dem Schüler aus treuer Arbeit erwächst, gehört, wie wir soeben flüchtig berührt haben, unter anderm auch das, daß er es wagen darf, die Hand zu erheben, um dem Lehrer zu antworten. Es ist ein gutes Zeichen für eine Schule, wenn die Hände frisch und munter in die Höhe gehen, denn dieser Umstand beweist, daß die Schüler infolge treuer und fleißiger Aufnahme dessen, was sie vom Lehrer empfangen haben, nun auch fähig sind zum Ausgeben, ja nicht bloß fähig, sondern auch voll Lust und Eifer dazu. Es ist dieses Ausgeben, oder sagen wir statt dessen Antwortgeben, sehr wichtig; es ist die geistige Kraftbethätigung und Kraftauswirkung der Schüler, welche ihnen die Schule so recht zur Lust und Freude macht. Auch da erfüllt sich in seiner Weise das Wort: Geben ist seliger denn Nehmen. Man sieht es ja den Kindern an, wie alles an ihnen in Spannung ist, und wie jedes einzelne gleichsam voll ist von dem Gedanken: o, wenn ich nur sagen dürfte, was ich herausgebracht habe!

Ein Lehrer, welcher durch geschickte und klargestellte Fragen diesen Trieb zur geistigen Kraftauswirkung anzuregen weiß, der leistet seinen Schülern

einen großen Dienst: er macht ihnen das Verweilen in der Schule zur Freude und zum Genuß und bringt in das Ganze einen frischen und fröhlichen Zug.

Gehen wir nun über zur Besprechung der Frage, welche Befriedigung der Besitztrieb in der Schule findet. Jedermann weiß, daß auch das Kind darnach strebt, etwas zu haben und sein eigen zu nennen; diesem Triebe kommt aber gerade die Schule in mancherlei Weise entgegen. Von den Prämien, welche es da und dort für fleißige Schüler zu erringen gibt, sei es, daß dieselben in Büchern oder in Geld bestehen, will ich jetzt nicht reden, weil derartige Auszeichnungen doch nur in wenigen Schulen vorkommen; allein ein Gut, zn dessen Erreichung doch wesentlich die Schule unseren Kindern behilflich ist, sei hier ausdrücklich genannt, nämlich die Freundschaft. Es mag eine Uebertreibung sein zu sagen, daß die meisten Freundschaften während der Schulzeit geschlossen werden; Thatsache ist jedenfalls, daß viele Freundschaften in dieser Zeit entstehen. Die Kinder, welche durch ihre besonderen Eigenthümlichkeiten einander anziehen, werden in der Schule ganz von selber zusammengeführt und kommen da in der mannigfaltigsten Weise miteinander in Berührung. Da gibt es gemeinsame Gänge und Wege, gemeinsame Freuden und Leiden, deren Besprechung eine unerschöpfliche Quelle der gegenseitigen Unterhaltung ist; da sind die gemeinsamen Spiele, die zur gegenseitigen Verbindung und Verkettung der Kinder von besonderer Bedeutung sind; kurz, die Schule ist für die Entstehung und Stiftung von Freundschaften in ihrer Weise überaus förderlich, und damit verhilft sie vielen Kindern zu einem Besitz von unschätzbarem Werthe für's ganze Leben. Welche Freude ein solcher Besitz für ein Kind ist, zeigt sich oft in rührender Weise, so z. B. dann, wenn der in der Schule gewonnene Freund zum erstenmal in's Elternhaus gebracht wird. Da kann man so recht wahrnehmen, daß das Kind an demselben einen Schatz gefunden hat, der ihm über alles geht.

Wie verhält es sich nun aber mit den Gütern rein geistiger Art, welche die Schule den Kindern bietet? Darf wohl im Ernste gesagt werden, daß ihr Besitztrieb an denselben Nahrung findet? Ich möchte diese Frage entschieden bejahen. Es hat zwar ein Kind, das vor die Aufgabe gestellt ist, eine gewisse Summe von Sprüchen und Liedern zu lernen und sonstige Kenntnisse sich anzueignen, keine klare Erkenntniß davon, daß es sich dabei um Güter handelt, welche für sein späteres Leben von hohem Werth und von großer Bedeutung sind, aber daß ein Schüler in dem Maße, als er seine Aufgabe bewältigt, von dem freudigen Gefühle durchdrungen wird: so, nun kann ich etwas! nun habe ich etwas inne! das dürfte wohl kaum zu bestreiten sein. Man findet häufig, daß Kinder das in der Schule Gelernte zu Hause im Kreise der Eltern und Geschwister mittheilen, daß sie es dort gleichsam darlegen und ausbreiten gerade so, wie sie ein Geschenk, das sie erhalten haben, den Ihrigen in freudiger Erregung zeigen.

Daraus sehen wir, daß die erworbenen Kenntnisse ihnen auch wie ein Schatz sind, über dessen Besitz sie sich freuen, und der sie gerade so, wie ein

schöner Gegenstand, den sie gefunden oder zum Geschenk erhalten haben, dazu antreibt, solche zu suchen, die sich mit ihnen darüber freuen sollen.

Lassen Sie mich nun an diese Thatsache einen Gedanken anknüpfen, dessen Beachtung mir für christliche Lehrer nicht unwichtig zu sein scheint. Wir alle wissen, daß es sich in der Schule des allerhöchsten Lehrers, unseres Herrn und Meisters Jesu Christi, darum handelt, unsichtbare himmlische Güter kennen zu lernen und schließlich auch zu eigen zu bekommen. Daran erinnert uns schon der bekannte Spruch: „Sammelt euch Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen." Sollte man nun nicht sagen dürfen, daß unsere Schule für die Schule der Jüngerschaft Christi gewissermaßen eine Vorschule und Vorübung ist? Ich glaube, man ist dazu berechtigt. Es eröffnet sich nämlich dem Kinde mit seinem Eintritt in die Schule ein Lebensgebiet, innerhalb dessen es sich zwar auch handelt um die Erlangung von Gütern, aber von Gütern ganz anderer Art als diejenigen sind, welchen das Kind seine Umgebung für gewöhnlich nachtrachten sieht: es sind unsichtbare, geistige Güter. Im gewöhnlichen, um nicht zu sagen gemeinen Leben, hört es vom Vorhandensein derselben gar wenig, in der Schule aber, da ist es anders. Da werden sie ihm als Ziel seines Strebens in gar mannigfaltiger Weise vor Augen gestellt, es lernt, wenn auch unter viel Noth und Mühe, dieselben sich aneignen, es lernt sie schätzen und liebgewinnen, *es beginnt wohl auch zu ahnen*, daß dieselben die gewöhnlichen sichtbaren Güter an Werth und Bedeutung weit übertreffen. Welch ein geschickter Anknüpfungspunkt ist nun hier gegeben, um den Schülern das, was Jesus von den himmlischen Gütern sagt, einigermaßen wenigstens verständlich zu machen! „Sehet," kann man ihnen sagen, „ihr, die ihr treu und fleißig gewesen seid, habt jetzt etwas in euch, einen Schatz, ein Eigenthum, das euch Niemand entreißen kann: das sind die Kenntnisse, die ihr euch angeeignet, die Sprüche und Lieder, die ihr gelernt habt, die so schön und lieblich lauten und schon so vielen Menschen eine Quelle des Trostes und der Erquickung geworden sind. Aber noch viel herrlicher als die Güter, welche ihr in dieser Schule euch aneignen könnet, sind die Schätze, von welchen Jesus redet und die in seiner Schule und Nachfolge uns zu theil werden, denn sie haben nicht bloß für dieses Leben Werth und Bedeutung, sondern sie reichen hinein in die Ewigkeit."

In dieser Weise, glaube ich, ist es möglich, den Sinn und das Verlangen des Schülers auf die wahren, ewigen Güter hinzulenken, nachdem er den eigenthümlichen Werth der höheren geistigen Güter überhaupt in der Schule ganz von selber kennen gelernt hat. Gewiß eine schöne Aufgabe für christliche Lehrer, denen ja doch auch daran gelegen sein muß, in ihrem Theile dem gemeinen niedrigen Sinn entgegen zu wirken, kraft dessen so viele in unseren Tagen nichts Höheres kennen, als möglichst viel Erdengut an sich zu raffen, um schließlich die bittere Erfahrung zu machen, daß sie des Lebens Glück am falschen Orte gesucht haben. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Dr. F. Walther ist am 7. Mai nach siebenmonatlicher Krankheit aus diesem Leben geschieden. Während dieser Krankheit hatte das in der Märznummer der Theol. Zeitschrift berichtete fünfzigjährige Amtsjubiläum stattgefunden. Der Vorstorbene war im Jahre 1811 geboren, studirte in Leipzig, kam 1839 mit Pastor Stephan in Amerika an. Nach der Entlarvung Stephans übernahm Walther die Führung der bis dahin so übel berathenen Sachsen, und er hat während seiner 47jährigen Wirksamkeit bewiesen, daß er der Mann war, um aus den kleinen, hoffnungslosen Anfängen etwas Großes zu machen. Wenn in einer der Leichenreden Dr. Walther der „Luther unserer amerikanisch-lutherischen Kirche" genannt wird, so ist das vollkommen richtig, denn er hat der von ihm geleiteten Synode das ihr eigenthümliche Gepräge gegeben, so daß sie in der That „amerikanisch-lutherisch" ist.

Die Leichenfeierlichkeiten sind demgemäß auch, sowohl dem Ansehen Dr. Walthers als der Größe der Missourisynode entsprechend, prachtvoll gestaltet worden. Freitag den 13. Mai wurde der Leichnam in dem Haupteingang des Concordia-College auf einem prächtigen Katafalk aufgebahrt, wo er besichtigt werden konnte, während die Studenten des Concordia-College eine Leichenwache bildeten. Am Samstag Abend fand in der Aula des Concordia-College eine englische Trauerfeierlichkeit statt. Am Sonntag Vormittag wurden in einer Reihe von lutherischen Gemeinden Trauergottesdienste abgehalten und am Nachmittag wurde nach einer weitern Trauerfeierlichkeit die Leiche in der luth. Dreinigkeitskirche aufgebahrt, von wo aus dann am Dienstag die Beerdigung stattfand. Auch diese hatte man so imposant als möglich gestaltet; nicht weniger als 238 Fuhrwerke befanden sich in dem Leichenzug, von dem die „Rundschau" sagt: „Ein Leichenzug, wie ihn die Stadt noch nie gesehen."

Die Delegatensynode der Missourisynode, welche unserer Generalsynode entspricht, wurde am 4. Juni in Fort Wayne eröffnet. Da der „Lutheraner" so „freundlich" war einige Sätze aus dem Berichte unseres Synodalpräses mitzutheilen, so wollen auch wir die entsprechenden Sätze aus dem Berichte des Präses der Missourisynode hierhersetzen: „Je älter man wird, in desto weniger rosigem Lichte erscheint uns die Welt und man sieht Mängel, die man in jüngeren Jahren unbeachtet gelassen hat. So ergeht es auch mir. Mit Bedauern habe ich wahrgenommen, daß in einigen Gemeinden der Eifer für die Sache des Glaubens im Erkalten zu sein scheint."

Aus den Berichten theilen wir folgendes mit: Das Eigenthum der St. Louiser Bibelgesellschaft wurde von der Synode übernommen. — Der Anfang des Schuljahres im Concordia-College in St. Louis wurde auf den zweiten Mittwoch im September festgesetzt. Die Zahl der Studenten betrug in den letzten drei Jahren 100 — 99 — 93 resp.

„Hierauf wurde der Bericht der Aufsichtsbehörde des Seminars zu Springfield verlesen. Da aus demselben hervorging, daß eine große Anzahl Studenten der dortigen Anstalt zum Vikarieren hinausgeschickt ist und dies von dem Komitee, welchem dieser Bericht zur Prüfung vorgelegt worden war, gemißbilligt wurde, so entspann sich eine lebhafte Debatte darüber, in welchen Fällen von Springfield aus Hilfe gewährt werden solle. Die Synode einigte sich schließlich in dem Beschluß, daß die Herren Distriktspräsides sich mit ihren Gesuchen um Aushilfe hinfort nur in den allerdringendsten Nothfällen nach Springfield wenden sollten. Bloß zum Schulehalten sollen keine Studenten mehr als Aushelfer hergegeben werden; überhaupt soll Sorge getragen werden, daß die Zahl der Aushelfer bedeutend geringer werde. Im letzten Jahre betrug die Zahl der Schüler 213; 167 davon besuchten das Seminar, während die übrigen in dem Proseminar Unterricht erhalten." Ferner wurde berichtet, daß „die Einnahmen für innere Mission mit dem Wachsthum derselben nicht Schritt gehalten haben. Es wurden im Ganzen $26,210 als Zuschuß aus der allgemeinen Missionskasse für die Mission Distrikte verlangt, aber nur $15,010 konnten ausbezahlt werden." Das

Progymnasium in Milwaukee, welches der Missourisynode zum Geschenk angeboten worden war, wurde von dieser übernommen, dagegen ging der Antrag, dasselbe zu einem Vollgymnasium zu erheben, nicht durch. Es wurde geltend gemacht, daß im Gymnasium zu Fort Wayne, wo gegenwärtig 175, vor zwölf Jahren dagegen 300 Schüler gewesen seien, noch Raum genug vorhanden sei und man den Zuzug aus dem Nordwesten nicht abschneiden solle.

In der Kasse für Heidenmission befinden sich bereits $13,580. Es wurde beschlossen, eine Kommission zu ernennen, die sich innerhalb der nächsten drei Jahre nach einem Ort umsehen solle, wo man einen Anfang mit der Heidenmission machen könne, sowie nach einem dafür passenden Manne.

Die Ausgaben für Judenmission haben in den letzten drei Jahren $5000 betragen; nennenswerthe Erfolge scheinen nicht erzielt worden zu sein, denn die betr. Commission wurde ermahnt, den Muth nicht sinken zu lassen.

Die Gehälter der Lehrer an den verschiedenen Lehranstalten wurden neu regulirt und dem durch einen Schlaganfall dienstunfähig gewordenen Prof. Schaller eine Pension von $750 jährlich gewährt. Zum Nachfolger Dr. Walthers als Professor und Präsident des Concordia-College wurde Prof. Pieper gewählt.

Ferner wurde das Pilgerhaus in New York im Interesse der dortigen Emigrantenmission übernommen, mit einer Schuld von $38,000, zu deren Bezahlung bereits $7000 gesammelt sind.

Bezüglich der territorialen Ausdehnung wurde berichtet: „Der Staat Kansas im Verein mit Colorado bildet nun den Kansas-Distrikt und die Staaten California und Oregon den California- und Oregon-Distrikt. Letzterem Distrikt und dem Herrn allg. Präses wurde überlassen, wie oft und bei welcher Gelegenheit er denselben besuchen solle. Die Synode zählt somit 13 Distrikte. Die Brüder der englischen Konferenz von Missouri baten, als Missionsdistrikt in die Synode aufgenommen zu werden, jedoch konnte sich die Synode nicht dazu entschließen, weil das gegen die Konstitution der Synode verstoße; die Synode ermunterte aber diese unsere englischen Brüder, zu einer eignen Synode zusammenzutreten und sich einer von unserer Synode noch zu ernennenden Kommission über englische Mission zu unterstellen. Die Synode erklärte sich bereit, den Brüdern mit Rath und That zur Seite zu stehen."

Die Zeit der Distriktssynoden ist so geordnet, daß der allgemeine Präses alle Distrikte besuchen kann. Die erste der Distriktsversammlungen für 1888 findet am 1. Februar, die letzte am 4. Oktober statt.

In der bischöflichen Methodistenkirche taucht der Vorschlag, die Dienstzeit der Prediger an ein und derselben Gemeinde zu verlängern, immer wieder auf; ebenso wird auf die kleine Anzahl der Laiendelegaten zur Generalkonferenz gegenüber der viel größeren Anzahl der Prediger hingewiesen und der Vorschlag gemacht, die Zahl der Delegaten überhaupt zu verringern. Da in diesem Falle die Zahl der Predigerdelegaten mehr vermindert würde als die der Laien, so würde das Verhältniß beider ein richtigeres werden.

Auch wurde der Vorschlag gemacht, die Bischöfe nicht mehr für lebenslängliche, sondern blos für eine achtjährige Amtsdauer zu wählen. Es zeigt sich in diesen Vorschlägen eben das Bestreben, den Schwerpunkt der Kirchenregierung mehr nach unten zu legen, was für den Bestand einer Gemeinschaft ganz förderlich sein kann, wenn eben nur die Grundlage die richtige ist.

Die kirchenpolitischen Bestrebungen, die innerhalb der evang. **Kirche Preußens** durch den Antrag Hammerstein angeregt wurden, sind endlich aus dem Stadium der stereotypen Zustimmungs- und Ablehnungsbeschlüsse herausgetreten. Dies geschah einerseits durch die Verhandlungen über den kirchenpolitischen Ausgleich mit Rom im preußischen Abgeordnetenhause, bei welchen die Frage nach der Stellung der evangelischen Kirche auch mit herbeigezogen wurde, und durch die Berliner Versammlung am 26. April. Auf dieser Versammlung wurden folgende Beschlüsse angenommen:

„1. Wir erkennen es als die höchste Lebensbedingung der evangelischen Kirche, daß sie auf dem Grunde der Apostel und Propheten, auf den sich unsere Väter in den reformatorischen Bekenntnissen gestellt haben, beständig bleibe und sich darauf erbaue in Kraft des reinen Worts und Sakraments. Wir rufen daher unsere Freunde zur Treue und Wachsamkeit, Hingebung und Opferfreudigkeit auf.

2. Gleichwohl sind wir der Ueberzeugung, daß in der Stellung der evangelischen Landeskirche Preußens zum Staat für die Entfaltung ihrer Lebenskräfte Hindernisse liegen, deren Beseitigung, unbeschadet der von uns rückhaltslos anerkannten Hoheitsrechte des Staats, anzustreben ist.

3. Solche Hindernisse erblicken wir insonderheit in folgenden Punkten: a. daß den Staatsbehörden bei der Besetzung kirchenregimentlicher Aemter nicht blos das Einspruchsrecht, sondern die positive Mitwirkung zusteht, die den Synoden nur in beschränktem Maße eingeräumt ist; b. daß das Gesammtministerium bei allen Kirchengesetzen, auch bei solchen, welche die Mitwirkung des Staats nicht erfordern, ein Placet ausübt, während das Staatsinteresse genügend gewahrt erscheinen muß durch die Bestimmung, daß „kirchliche Gesetze und Verordnungen nur soweit rechtsgültig sind, als sie mit einem Staatsgesetz nicht in Widerspruch stehen." (Art. 13 Abs. 1 des Ges. vom 3. Juni 1876); c. daß dem Landtage trotz seiner interkonfessionellen Zusammensetzung das Recht zusteht, bei jeder Veränderung der inneren Organisation der evangelischen Landeskirche gesetzgeberisch mitzuwirken; d. daß bei der Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren ein den Bedürfnissen der Kirche genügendes Zusammenwirken der kirchlichen Instanzen mit den Staatsbehörden fehlt.

4. Bei der Ausgestaltung der kirchlichen Selbstständigkeit wird sich der Staat der königlich verbrieften, in der Parität begründeten, aber immer noch vermißten Gewährung einer ausreichenden und festen Dotation für die evangelische Landeskirche nicht länger entziehen dürfen.

5. Den Segen des landesherrlichen Kirchenregiments wollen wir der evangelischen Kirche auch fernerhin erhalten wissen und erstreben deshalb für dasselbe, der Staatshoheit gegenüber, eine solche Gestaltung, welche die der Kirche gebührende Selbstständigkeit verbürgt."

Diese Beschlüsse sind so allgemein gehalten, daß die Ausführung derselben immer noch in sehr verschiedener Weise möglich ist. Wieviel davon erreicht werden wird und welcher von den verschiedenen Parteien innerhalb der preußischen Landeskirche die Früchte der größeren Freiheit, die allerdings sehr wünschenswerth wäre, zufallen werden, das läßt sich zur Zeit noch nicht sagen. Jedenfalls haben die Gruppe der positiven Union und die der Konfessionellen die größten Hoffnungen, während die Mittelpartei und die weiter links stehenden sich allerlei Befürchtungen hingeben.

Die Dotation würde sich dagegen gleichmäßiger vertheilen und wäre jedenfalls auch am leichtesten zu erreichen, da Fürst Bismarck selbst im preußischen Landtag seine Zustimmung dazu ausgesprochen hat. Dagegen hat er sich dem übrigen Theil des Antrags gegenüber ablehnend ausgesprochen, indem er auf den durchgreifenden Unterschied der evangelischen Kirche von der römischen hinwies, ebenso darauf, daß die evangelische Kirche Anspruch auf Verbesserung ihrer Lage schon seit lange her gehabt habe und noch habe. Von der Hengstenbergischen Kirchenzeitung wird dem gegenüber kurzweg gesagt: Bismarck habe einige auf Günstigstimmung der Vertreter des positiv evangelischen Standpunktes berechnete Aeußerungen fallen lassen.

Ueber das Verhältniß beider Kirchen zum Staate sagt Bismarck: Eine Gleichheit der beiden Kirchen im preußischen Staate ist ja nach ihrer ganzen Beschaffenheit nicht möglich: sie sind inkommensurable Größen. Wollen Sie die volle Gleichheit haben, dann müssen Sie dem höchsten Oberhaupte der katholischen Kirche im preußischen Staate dieselben Rechte zutheilen, wie dem Oberhaupte der evangelischen Kirche; mit anderen Worten: dieselben, die unser König besitzt. Das ist ja eine vollständige Unmöglichkeit. So lange das Oberhaupt der protestantischen Kirche das volle Drittel im Antheil an

unserer Gesetzgebung hat und im absoluten und alleinigen Besitz der vollziehenden Gewalt ist, mit anderen Worten: so lange der König von Preußen Oberhaupt der evangelischen Kirche ist, ist von einer formalen Gleichheit zwischen beiden Kirchen gar nicht zu sprechen. Außerdem steht noch im Wege, daß beide Kirchen auf ganz anderen Fundamenten stehen: die katholische Kirche ist durch ihre Geistlichkeit, durch den Klerus vollständig hergestellt und abgeschlossen; sie könnte ohne Gemeinde bestehen, die Messe kann gelesen werden ohne Gemeinde; die Gemeinde ist ein nützliches Objekt der Bethätigung des christlichen Sinnes der katholischen Kirche, aber sie ist zur Existenz der Kirche durchaus nicht erforderlich; in der protestantischen Kirche aber ist die Gemeinde durchaus die Grundlage, die ganze Kirche, der ganze Gottesdienst ist ohne Gemeinde undenkbar und die ganze protestantische Kirchenverfassung beruht ursprünglich dem Kirchengedanken gemäß auf der Gemeinde. Der protestantischen Kirche kann damit nicht geholfen werden, daß man das Gewicht der Gemeinde in ihr vermindert und das Gewicht der Geistlichkeit in ihr verstärkt (sehr wahr!); auch dadurch nicht, daß innerhalb der Geistlichkeit und innerhalb der kirchlichen Obrigkeiten überhaupt der Schwerpunkt verschoben wird; ihr kann geholfen werden durch reichlichere, bessere Dotation (sehr wahr!), durch bessere Ausstattung, aber nicht durch einen gesetzgeberischen Eingriff in ihre Verfassung."

Der Abgeordnete Hammerstein gab zwar zu, daß Bismarck ein subjektives Verständniß für das Christenthum haben möge, warf ihm aber vor, daß er kein objektives Verständniß für die evangelische Kirche habe, d. h. daß er von der vorliegenden Frage nichts verstehe. Dergleichen Vorwürfe ist Bismarck gewöhnt und wenn er denselben gegenüber gewöhnlich Recht behalten hat, so könnte er durch einen derartigen Widerspruch doch höchstens in dem Glauben bestärkt werden, daß er diesmal auch Recht habe. Außerdem diente das Auftreten des Welfen Dr. Brüel, der die Gedanken, die das Centrum auf päpstlichen Befehl diesmal verschweigen mußte, um so deutlicher aussprach, und dann im angeblichen Interesse der evangelischen Kirche Bismarck heftig angriff, mit dazu, denselben zu reizen und mißtrauisch zu machen, so daß er meinte, der Antrag Hammerstein käme von Leuten her, die ein Interesse an dem Zwiespalt des Reiches hätten.

Aussichtslos auf eine finanzielle Besserstellung der evangelischen Kirche in Preußen ist die Bewegung nicht, was aber im Uebrigen die Resultate derselben sein werden, das entzieht sich vorerst noch jeder Berechnung.

Das Centrum hat sich bei Schluß des kirchenpolitischen Friedens nur sehr ungern und mit offenem Eingeständniß seines Unglaubens an die päpstliche Unfehlbarkeit dem Willen des Papstes gefügt. Es ist allerdings ein Meisterstück Bismarcks, daß er mit Hülfe des Papstes wenigstens einmal Herr des Centrums geworden ist, während gerade von protestantischer Seite das Centrum lange und vielfach unterstützt worden war. Die Unzufriedenheit der Centrumsmänner und der Centrumspresse gibt sich in Ausdrücken auch dem Papste gegenüber kund, denen weder der Glaube an die päpstliche Unfehlbarkeit noch Ehrerbietung gegen den heiligen Vater in Rom zu Grunde liegt. Der Papst, heißt es da, habe sein siegreiches Heer verrathen und verkauft. Ferner wirft die Centrumspresse dem Papste vor, daß die Kommission der Kardinäle zur Berathung der deutschen Kirchenangelegenheiten seit sechs Monaten nicht mehr berufen worden sei, und daß die Kardinäle Melchers und Ledochowsky überhaupt in dieser Angelegenheit nicht mehr befragt würden. Das stimmt allerdings außerordentlich schlecht zum angeblichen Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit.

Es zeigt sich einmal wieder, wie selbst der unfehlbare Papst nicht im Stande ist zwei Herren zu dienen, und wie die Jesuitische Klugheit Widersprechendes nicht auf die Dauer vereinigen kann. Im Unfehlbarkeits-Dogma ist die römische Kirche nach oben hin absolutistisch gestaltet worden, während nach unten hin Papst und Jesuiten es angezeigt fanden demokratische, ja sogar revolutionäre Politik zu treiben. Indem die Curie die Politik befolgte sich in allen nicht nach römischen Ideen „christlich" regierten Staaten mit den Oppositionsparteien zu verbinden, ja solche erst zu bilden, erlangte sie allerdings ein bedeutendes politisches Gewicht um so mehr, als man den Glauben zu

verbreiten suchte, die oppositionslustigen Katholiken würden auf Befehl des unfehlbaren Papstes sich sofort in gehorsame Unterthanen oder loyale Bürger verwandeln, wenn man nur die Curie zufriedenstellen wollte. Unglücklicher Weise aber ist der Curie das Kunststück die Geister, die sie aufrief, wieder zu beruhigen, noch nicht ganz geläufig, und so findet sich sowohl der Ultramontanismus mit seinen Lokalinteressen verkauft, als auch die Regierungen, welche den geforderten Preis an die Curie für die Beruhigung ihrer ultramontanen Unterthanen bezahlt haben, in ihren Erwartungen betrogen. Daß in dem gleichen Maße der politische Kredit der Curie — und sie lebt politisch nur vom Kredit — sinkt, ist leicht begreiflich, ebenso wie die Leugnung der politischen Unfehlbarkeit des Papstes die Curie an ihrem wundesten Punkte trifft, nämlich in ihren Bestrebungen nach Aufrichtung eines Reiches, das von dieser Welt ist und über diese Welt herrscht. Es thut der päpstlichen Unfehlbarkeit wenig Schaden, wenn einer heilig gesprochen wird, der sich in der Hölle befindet, oder einer aus dem Fegfeuer befreit wird, der gar nicht darin ist; wohl aber schadet es der Curie sehr viel, wenn etwa die revolutionären Irländer, oder die Centrumsleute oder vielleicht auch noch die Arbeitsritter dem Papste erklären: er solle sich mit seiner Thätigkeit auf rein geistliche Dinge beschränken, da er von den politischen und socialen Bestrebungen, in die er dreinreden wolle, nichts verstehe.

Schulnachrichten.

Aus Frankreich. Der Gemeinderath von Paris wirft sich mehr und mehr zu einem Glaubensgericht auf, freilich zu einem Glaubensgericht, vor dem es als das schwerste Verbrechen gilt, überhaupt religiösen Glauben zu haben und zu bekennen. Ein Gelehrter, Herr Touillee, nichts weniger als orthodox, vielmehr scharfer Kritiker und Anhänger der Entwickelungslehre, hatte einige Handbücher verfaßt zum Gebrauche in den Primarschulen, in welchen er sich die Aufgabe stellte, dem Lehrer Anleitung zu geben für den Unterricht in der Sittenlehre. Die Bücher gingend reißend ab, und eine Auflage folgte der anderen. Nun aber ist Herr Touillee trotz seiner Entwickelungstheorie noch so beschränkt, an das Dasein Gottes zu glauben, und demgemäß kommen in dem von ihm herausgegebenen „Lesebuch für Kinder" Stellen vor wie folgende: „Gegen wen haben wir Pflichten? Vor allem gegen Gott." „Kinder, es lebt Jemand, der besser ist als eure Mutter; es ist der, welcher euch diese gute Mutter gab, der euch alles gab, der diese Erde schuf, darauf wir wohnen; es ist Gott!" „Ich möchte gern gut werden und Gott von Herzen lieben." „Wenn ich fleißig bin, so lerne ich lesen, und wenn ich bete, so werde ich besser." — Darüber Schrecken und Entrüstung im Pariser Gemeinderath. Ein Redner schrie, Touillee sei ein Klerikaler; man müsse die edle Lehre des Atheismus und Materialismus noch eifriger vertheidigen gegen die verkehrten Gelehrten der Universität, als gegen die Prediger der Kirche. Ein anderer meinte: entweder habe der Verfasser diesen Unsinn im Ernst geschrieben, dann sei er kein Philosoph, oder er glaube selber nicht, was er lehre, dann sei er ein Heuchler. Darin waren alle einig, daß man die Jugend gegen solches Verderbniß schützen müsse, und der feierliche Beschluß dieser neuen Zionswächter ging dahin: Die Lehrbücher Touillee's seien aus sämmtlichen Schulen der Stadt Paris zu verbannen, weil sie Gift, Unsinn und Lästerung gegen das freie Denken enthalten.

(Appenzeller Sonntags-Blatt.)

In Texas wird für den Aufbau unserer evangelischen Kirche das Bedürfniß tüchtiger, christlicher Lehrer recht fühlbar, die den dort stationirten Pastoren unserer Synode als Mitarbeiter zur Seite stehen.

In Urbana, Ind., und auch in Brunswick, Ind., ist man im Begriff, eine Gemeindeschule zu gründen, die zuvörderst des Kostenpunktes wegen mit der Staatsschule verbunden werden soll.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. Juli 1887. Nro. 7.

Pastorale Fragen.

(Eingesandt von P. Fr. Pfeiffer.)

VI. Das Element der Stetigkeit in pastoraler Arbeit.

Mit dem Ausdruck „Stetigkeit in pastoraler Arbeit" meinen wir nicht ununterbrochenen, unermüdlichen Fleiß von Seiten des Pastors in pastoralen Bestrebungen, wiewohl das selbstverständlich ja eine gute Sache ist. Wir haben dabei vielmehr im Auge ein stetiges, geduldiges, beharrliches Verfolgen besonderer pastoraler Unternehmungen von einer Stufe des Fortschritts zur andern, bis die erstrebte Vollendung erreicht ist.

Gesetzt, z. B. du kennst einen Menschen, der noch kein Glied einer christlichen Gemeinde ist. Deine Idee ist, daß dieser Mensch für Christus gewonnen werden muß. Du wirst hoffentlich nicht blos einfach ihn einmal zu deinem Gottesdienste einladen, und mit dieser Einladung, nehme er an oder nicht, all dein Bemühen um den Menschen abschließen. Nein; du wirst, um weislich zu handeln, nicht mit einer bloßen Einladung zum Gottesdienst mit dem Menschen anknüpfen. Du wirst besser thun, wenn du erst eine persönliche Bekanntschaft mit dem zu gewinnenden Menschen suchst. Um dazu zu kommen, gebrauche deinen gesunden Menschenverstand, weltliche Klugheit, wenn wir sie so nennen dürfen. Laß dich von irgend Jemanden bei ihm einführen, gerade so, wie auch ein Weltmensch es thun würde. Suche einen Gegenstand der Unterredung zu finden, der für euch beide Interesse hat. Laß erst den Pastor im Hintergrund stehen oder wenigstens ganz außer Sicht. Folge nun diesem Leitfaden der Bekanntschaft bei jeder Gelegenheit, die sich bietet. Und bieten sich keine von selbst, so schaffe sie. Studire deinen Mann! Lerne seine Vergangenheit kennen, seine Gewohnheiten, seine Begierden. Trachte auf diese Weise mit seinem innersten Selbst in Berührung zu kommen, um ihn zu seinem Wohle zu beeinflussen. Sei dabei geduldig! Wolle nichts erzwingen! Warte! Aber suche immerfort unvermerkt deinen Einfluß auf ihn auszuüben. Nach und nach wirst du ihn ganz gewinnen!

Wir haben damit ganz genau einen Kurs empfohlen, den Geschäftsleute einschlagen, wenn sie eine Person zu gewinnen wünschen zur Mitwirkung in der Ausführung eines Projektes. Politiker bearbeiten auf diese Weise einen Menschen, den sie zur Förderung ihres eigenen Glückes gebrauchen wollen.

Es giebt keinen Grund, der Pastoren sowie Christen im Allgemeinen verbietet, die Kunst zu üben, sich angenehm und unwiderstehlich zu machen, wenn dadurch für Christum und sein Reich Etwas erzielt werden kann!

Nehmen wir ein anderes Beispiel! Gesetzt, die Anschauung, die innerhalb deiner Gemeinde die herrschende ist, zweifelhafte Vergnügungen betreffend, ist nicht die deinige, möglicherweise zu strenge. Doch wir nehmen das viel Wahrscheinlichere an, daß sie nach deinem Urteil viel zu lax ist. Nun ist es für dich viel besser und weiser gehandelt, mit viel mehr Aussicht auf sicheren Erfolg, wenn du auf pastoralen Wegen in aller Ruhe auf eine Aenderung der Anschauung hinarbeitest, als es sein würde, über den Gegenstand zu predigen. Gieb dich ans besagte Werk mit langsamer und gradueller Stetigkeit deiner Bemühungen. Fasse dir zuerst einen Mann ins Auge, von dem du überzeugt bist, daß er für geistliche Beweggründe und Einflüsse zugänglich ist. Auch mit diesem brich die Sache nicht übers Knie ab. Bearbeite ihn in zarter Weise und indirekter Ueberredung. Gebrauche alle dir zu Gebote stehende geistige Macht, das christliche Gewissen im Allgemeinen zu schärfen. Eisen muß durch Hitze erweicht werden, ehe es nach Wunsch gestaltet werden kann. Vermeide blos deine persönliche Autorität geltend zu machen. Führe gute, gesunde Beweisgründe ins Feld, die in sich selbst überzeugender Natur und Kraft sind, ganz von deiner Person abgesehen und deiner Stellung. Gründe die Anschauung, die du hervorzubringen wünschest, auf den Felsen der Wahrheit und solider Argumente. Mache diese ausersehene Seele zu einem permanenten Magnet, durch den du in innigster Harmonie mit dir selbst Andere zu Christo hinzuziehen vermagst. Dann sind euer Zwei statt nur Einer und dasselbe Verfahren mag wiederholt werden in stetig zunehmendem geometrischen Verhältniß.

Beispiele könnten noch ins Unendliche angeführt werden; sind aber nicht nothwendig. Das Prinzip ist einfach und klar. Es ist das Prinzip der Stetigkeit und Vermehrung. Es sollte im Leben des Pastors keinen Augenblick geben, in welchem er nicht nach verschiedenen Richtungen hin seine Netze ausgeworfen hat. Es wird kaum ein anderer Einfluß mehr dazu beitragen, den Termin pastoralen Dienstes zu verlängern, als die weise, beharrliche Anwendung des Prinzips der Stetigkeit in pastoraler Thätigkeit!

Andeutung von Maximen, pastorale Besuche betreffend.

1. Studire anderer Menschen Gewissen, indem du dein eigenes studirst, immer im Lichte göttlicher Offenbarung und mit Anrufung des hl. Geistes.

2. Mache jeden besonderen Fall zum Gegenstand deines separaten Studiums, wie der geschickte Arzt in der Behandlung körperlicher Leiden.

3. Vergiß nie, daß die Gesundheit der Seele der Zustand der Harmonie mit Gott ist, und daß jede That des Gehorsams gegen Gott ein Schritt für Wiederbringung dieser Harmonie ist.

4. Suche darum jene bestimmten Stellen in Gottes geoffenbartem Willen, in welchen Gehorsam oder ein völliger Gehorsam in jedem gegenwärtigen Fall unverzüglich gefordert wird, und mache diese Stellen den Gewissen ganz besonders eindrücklich, mit denen du zu thun hast.

5. Erweitere und zur selben Zeit verschärfe deine Erkenntniß eines vollkommenen Gehorsams und lerne so genau die Vorschriften den Bedürfnissen anpassen.

6. Erwirb dir diese umfassendere und schärfere Erkenntniß durch's Studium des Wortes Gottes mit dem ernsten Vorsatz, selbst ihm vollen Gehorsam zu leisten.

7. Dann mache einen Unterschied und lehre das Herz, das sich gegen Gott auflehnt, Unterwürfigkeit; das Herz, das Mißtrauen hegt, lehre Vertrauen; dem Herzen, das verzweifeln will, flöße frohen Muth ein; das Herz, das leicht in Zorn entbrennt, lehre Friedfertigkeit; dem Herzen, das rauh und hart ist, bringe Zartheit bei; das Herz, das neidisch und geizig ist, lehre wohlthun und gerne geben; das Herz, das haßt, lehre Liebe; das Herz, das da liebt, lehre eine umfassendere, vollkommenere Liebe, unaufhörlich allen Menschen die einzig wahre Regel gottgefälligen Verhaltens einschärfend, nämlich: „das ist der Wille Gottes, eure Heiligung!"

Ueber Citate in der Predigt.

Von Friedrich Winfrid Schubart, Pastor zu Eisenach.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für Kirchliche Wissenschaft".)

(Schluß.)

Die Frage, ob in fremden Sprachen citirt werden dürfe, ist für unsere Zeit, die sogar in Bezug auf Fremdwörter puristisch verfährt, von geringerem Belang, hat aber zu Zeiten große Bedeutung gehabt. Wie viel Zeit und Mühe hat es bedurft, ehe sich die Predigt in den betreffenden Landessprachen Einlaß und Recht auf der Kanzel erwarb! Die lateinische Sprache war ja auch in dieser Hinsicht lange Zeit die alleinige Kirchensprache. Doch davon zu geschweigen. Luther sagt: „Ach wie bin ich den Leuten so feind, die so viel Sprachen auf der Kanzel einführen, wie Zwingli, der redet hebräisch, griechisch, lateinisch auf dem Predigtstuhl zu Marburg" und ein andermal: „Griechisch, Ebräisch, Lateinisch in Predigten mit einsprengen und ausgießen ist eine lautere Hoffart, die sich nicht an diesem Ort gebühret noch reimet. Ein solcher ehrsüchtiger Mensch war Dr. Carlstadt." Dennoch finden sich auch in Luther's Predigten nach unseren Begriffen noch viele lateinische Citate. Die Predigt aber des 17. Jahrhunderts suchte gerade etwas darin, polyglottisch zu sein. Rambach bemerkt dazu: „Wo eine besondere emhpasis in den griechischen und hebräischen Worten stecket und der meiste Theil aus Gelehrten bestehet, da kann man das Wort im Grundtext aussprechen und den Nachdruck desselben zeigen, aber außer diesem casu zeiget es gemeiniglich von einer vanitate animi, wenn man vor einem einfältigen Zuhörer mit griechischen, ebräischen, syrischen oder auch wohl gar mit arabischen und persischen Worten prahlet oder die Sprüche erst griechisch und hebräisch herbetet, hernach versionem Lutheri subjungiret. In der Stöckicht'schen Predigtsammlung kommen 16 fremdsprachliche Citate vor in hebräischer, griechischer, lateinischer und französischer Sprache.

Ganz zu verbannen und zu verwerfen ist, meinen wir, das fremdsprachliche Citat doch nicht. Auch die H. Schrift führt besonders emphatische Aussprüche in der Ursprache an; wir erinnern nur an das alttestamentliche: „Mene mene tekel," und die neutestamentlichen Worte: „Talitha kumi; Hephatha; Eli eli lama asabthani." Biblische Citate, die zumeist auch agendarische sind, wie: Sursum corda, Agnus Dei und Kyrie eleison, Gloria in excelsis und Sanctus, Benedictus und Magnificat, Ecce homo, die Introiten der Sonntage vor und nach Ostern und andere sind gewiß zulässig. Aber auch sonst kann ein Schriftcitat im Urtext, und überhaupt ein fremdsprachliches Citat etwas Weihevolles, Feierliches haben, dazu dienen die Aufmerksamkeit zu wecken, und mit alten und mit neuen Sprachen gleichsam von neuem über das Kreuz des Herrn zu schreiben ein: J. N. R. J.

Doch nun zu der zweiten Hauptgruppe der Citate in der Predigt, zu dem, was sich unter der Bezeichnung „weltliches Citat" zusammenfaßt. Es ist gar vielerlei, was hierher gehört, wie das Citat aus Volksmund in Sprichwort und Volkslied, so das von den klassischen Lippen der heidnischen oder christlichen Sängerwelt, so das aus der weiten Welt der Kunst und Wissenschaft; es würde zu weit führen, wäre auch dem Thatbestand nicht entsprechend, sollten und wollten wir jedes dieser Gebiete einer gesonderten Besprechung unterziehen. Reden wir daher, alles zusammenfassend, darüber.

In seiner ersten Predigt zu Nazareth hat der Herr das Sprichwort, das später bitterer Hohn dem Gekreuzigten wieder zu rief, citirt: „Arzt hilf dir selbst." Des Apostel Paulus Citat aus dem Aratus auf dem Areopag zu Athen: "*τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν*" Apg. 17, 28 ist der apostolische Präcedenzfall, auf den sich abusus wie usus des weltlichen Citates in der Predigt berufen hat. Außerdem citirt Paulus 1 Kor. 15, 33 den Vers des Menander: "*φθείρουσιν ἤθη χρηστὰ ὁμιλίαι κακαί*" und Tit. 1, 12 den Hexameter des Epimenides von Kreta: "*Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί.*" Petrus aber citirt im zweiten Brief Kap. 2, V. 22 die beiden Sprichwörter: "*κύων ἐπιστρέψας ἐπὶ τὸ ἴδιον ἐξέραμα, καί ὗς λουσαμένη εἰς κυλισμὸν βορβόρου.*"

Daß die Kirchenväter, die aus Heiden Christen geworden waren, und theilweise alle Elemente antiker Bildung eingesogen hatten, ja deren Lehrer gewesen waren, auch in der Predigt, die sie ja wiederum gewesenen Heiden oder solchen, die es noch waren, zu halten hatten, die alten Poeten, Redner und Weisen zu Worte kommen lassen in ihren Vorträgen, wie natürlich und selbstverständlich ist das. Dennoch ist es beachtenswerth, wie selten sie es thun. Ein Origenes, Macarius, Gregorius von Nazianz wollen von heidnischer Kunst und Wissenschaft in der Predigt überhaupt nichts wissen; selbst ein Chrysostomus, der zu den Füßen des Libanius gesessen, und den Aristophanes unter seinen Kopfkissen liegen hatte; selbst ein Augustinus, der den Grundsatz aussprach: "Philosophi, si qua forte vera et fidei nostrae accommodata dixerunt, maxime Platonici, non solum formidanda non sunt, sed ab eis etiam, tanquam injustis posessoribus, in usum

nostrum vindicanda*) und jenen anderen oft citirten von dem Vorhandensein der christlichen Religion der Sache nach auch vor Christo; selbst ein Tertullian, der doch die anima naturaliter christiana so zu belauschen und zu würdigen verstand: sie alle, ja sie citiren wohl griechische und römische Autoren, Chrysostomus auch den Josephus, aber wenn man bedenkt, wer sie gewesen waren, in welcher Zeit sie lebten, und daß sie redeten „zu den Griechen, die nach Weisheit fragten," so können die verhältnißmäßig seltenen Citate aus den Büchern der Weltweisen nur als ein Bekenntniß gelten gleich dem des Paulus: „Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind."

Als Humanismus und Reformation einander begegneten, hatte auch die Predigt von neuem Stellung zu nehmen bezüglich der Aufnahme humanistischer Elemente überhaupt und als Citat auf der Kanzel im besonderen. Letzteres angehend machen Luther, und die Prediger der Reformationszeit überhaupt, trotz reicher Kenntnisse der einschlägigen Literatur nur einen sehr sparsamen Gebrauch. Man kann in Luther's Predigten lange suchen, ehe man ein weltliches Citat findet, abgesehen vom Sprichwort, von dem er oft in deutscher und lateinischer Sprache Gebrauch macht; auch der Gottlosen und der Gläubigen Reim: „Ich lebe und weiß nicht" 2c. citirt er. Das Sprichwort anlangend sei gleich hier bemerkt, daß sich dasselbe als Citat zwar schon bei Berthold von Regensburg, sowie bei Tauler mehrfach findet, daß es aber späterhin bis auf die Gegenwart nur wenig Verwendung in der Predigt gefunden hat, am häufigsten noch bei Lassenius, Herberger, Heinrich Müller, Rieger (namentlich in den Predigten de cura minorum), Klaus und Ludwig Harms, Caspari, Ahlfeld und Römheld. In den 200 Predigten der Stöckicht'schen Sammlung kommen in Summa 55 Sprichwörter vor.

Die Predigt des 17. Jahrhunderts leidet auch hier an der Sucht nach Citaten heidnischen wie christlichen Ursprungs. In unseren Besitz kam kürzlich eine Predigtsammlung aus jener Zeit, betitelt: „Evangelische Sinnbilder" ohne Angabe des Verfassers. Die Zahl und Art der darin aus aller Welt Büchern aufgehäuften Citate ist unglaublich und lächerlich. Arnold erzählt in der „Kirchen- und Ketzerhistorie" von einem, der in einer Predigt über die Ehe mehr als 20 Verse aus Ovid De arte amandi angeführt habe, und fügt hinzu: „Ich will nicht sagen, wie man angefangen hat nach und nach heidnische Fabeln, Poeten 2c. in die Predigten zu mengen, wodurch ein viel ärgerer Schaden geschehen, als durch die papistischen Legenden von ihren Heiligen." Wiederum ist es das Verdienst des Pietismus auch dieses Aergerniß beseitigt zu haben. Rambach schreibt: "Dicta gentilium gehören nicht eigentlich auf die Kanzel; ebenso wenig dicta Rabbinorum, darin sonderlich Carpzov excediret, der ganze Blätter auf der Kanzel daraus hergebetet hat." In der Aufklärungszeit wurde dagegen die Kanzel den Taubenkrämern

*) Wenn etwa die Philosophen, besonders die Platoniker, Wahres und mit unserem Glauben übereinstimmendes gesagt haben, so sind dergleichen Dinge nicht zu fürchten, sondern von ihnen als den unrechtmäßigen Besitzern für unseren Gebrauch in Anspruch zu nehmen.

zum Stuhl, den Wechslern zum Tisch; doch haben ja die glaubenmordenden Thorheiten jener Zeit ihre Geißel, wenn auch zum Verwundern spät, gefunden.

Die Predigt der Neuzeit anlangend so ist Tholuck durch Wort und That Vorkämpfer für das Recht des weltlichen Citates in der Predigt geworden, während Theremin in der Vorrede zu: „Die Beredsamkeit eine Tugend" seine Bedenken gegen die Tholuck'sche Theorie und Praxis nicht verschweigt. Auch hat Theremin in den Predigten vom Kreuz zwar 366 Bibelcitate und sechs andere, aber kein weltliches, während Tholucks Predigten wohl unter die an weltlichen Citaten reichsten zu rechnen sind.

Es ist lehrreich, wie die Predigt der Gegenwart sich zum weltlichen Citat verhält. Prediger von ausgeprägt kirchlicher bez. lutherisch kirchlicher Richtung machen einen äußerst sparsamen bez. gar keinen Gebrauch davon: wir nennen Münkel, Petri, Harleß, Langbein, Thomasius, Uhlhorn, deren Predigten wir vergeblich danach durchsuchten, v. Zezschwitz, der in zwei Bänden nur einmal Plato, Luthardt, der in sieben Bänden, von Bibel- und Liedercitat abgesehen, überhaupt nur 25 Citate, darunter blos neun weltliche hat. In einer unter dem Titel: „Nachklänge aus dem Gotteshaus" erschienenen Sammlung von Predigten „der gefeiertsten Kanzelredner der evang.-lutherischen Kirche," die 68 Predigten von verschiedenen Verfassern enthält, finden sich nur neun weltliche Citate in sieben Predigten, größtentheils Sprichworte. Dagegen in der Stöckicht'schen Predigtsammlung, deren 200 Predigten vorwiegend von der unirten Kirche angehörigen Verfassern stammen, finden sich 150 weltliche Citate, einzelne Predigten mit je sechs, sieben, bis zehn; darunter Worte wie von Homer, Sophokles, Horaz, Virgil 2c., so von Mohammed, aus dem Talmud, von Voltaire zwei, Spinoza, Freiligrath, Prutz, Schiller vier, Goethe sechszehn, D. F. Strauß zwei, Kaiser Wilhelm zwei; von Volksliedern: Zu Straßburg, Lieb Vaterland, Trotz Tod 2c. An Citaten aus heidnischen wie christlichen weltlichen Autoren sind bei einem im ganzen würdigen Gebrauch besonders reich die Predigten, wie gesagt von Tholuck, dann Kögel, E. Frommel, Pank, Beyschlag 2c.

Es gibt eine Richtung, nomina sunt odiosa, innerhalb der Kirche, die zwar noch nicht, wie es die rationalistischen Unitarier Englands und Amerikas thun sollen, ihre Texte aus Schiller und Byron entnimmt, die aber die Predigt mehr von der Schöngeistigkeit weltlicher Literatur als vom heiligen Geist Gottes beheherrscht sein lassen möchte, eine Richtung, die die thörichte Predigt vom Kreuz den gebildeten Kindern der Welt annehmbar zu machen hofft und sucht, indem sie sie mit allerlei schillernden oder lessingschen Ingredienzen verquickt, eine Richtung, deren letzte Konsequenz ein D. F. Strauß aussprach, wenn er im „Alten und neuen Glauben" die religiöse Erbauung an die Genüsse der Kunst und an ästhetische Betrachtungen verwies.

Prinzipiell wird kein Verständiger die Aufnahme des weltlichen Citates in der Predigt verbieten; daß aber hier die äußerste Vorsicht und Decenz geboten ist, darüber herrscht bei Einsichtigen auch Einstimmigkeit. Cancelli heißt Schranken, das sollte man sich hierbei besonders gegenwärtig halten.

Urtheilen wir recht, so geht durch die Predigt der Gegenwart ein Zug der Effekthascherei und der Akkomodation in der Form wie im Inhalt an den Geschmack des Publikums; man sucht die Predigten durch eingestreute Geschichten und Geschichtchen, durch paradoxe Aussprüche ꝛc. interessant zu machen. Das ist unter allen Umständen ein gefährlicher Weg; er ist ein geradezu verwerflicher, wenn er aus unlauteren Motiven eingeschlagen wird. Und welches sind die Motive, die zur reichlichen Einführung des weltlichen Citates in der Predigt veranlassen sollen? Wir schweigen von dem sich selbst richtenden Mißbrauch, den Eitelkeit und Geistreichthuerei vom weltlichen Citat macht; es gilt ernstere Mißbräuche zu kennzeichnen.

Wenn ein neuerer Dichter fragt, und es ist die Frage vieler:

> Was hat denn Christus Neues uns gebracht,
> Das nicht schon längst zu seh'n, zu hören war?
> Das Sokrates und Plato nicht gedacht,
> Und ausgesprochen, wenn auch minder klar?

wenn C. Spieß in dem Vorwort zu seinem "Logos spermaticos" die Einführung der altklassischen Wahrheitszeugen in der Predigt fordert und dabei schreibt: „Wo der Zimmermannssohn von Nazareth, die Fischer von Galiläa, der Teppichmacher von Tarsus nicht für salonfähig gehalten werden, da haben doch die Dichter und Sänger, die Geschichtschreiber und Philosophen, die Staatsmänner und Feldherren des klassischen Alterthums freien Zutritt. Mögen sie denn diese hören; findet deren Wort einmal ein gutes Land, dann darf man darauf auch den edlen Samen des göttlichen Wortes auf Hoffnung ausstreuen"; wenn Tholuck in der Vorrede zu seinen Predigten von einer Zeit reden kann, in der Shakespeare eine stärkere Autorität für viele sei als Paulus, und ein Distichon Goethe's eine kräftigere Belegstelle als der ganze Römer- und Galaterbrief, und dem Prediger durch derartigen Citatengebrauch noch den Vortheil verheißt, das Zutrauen der gebildeten Gemeindeglieder zu seiner Person zu steigern und nicht mehr als der Mann der geweihten Kaste, der aus der Schule redet, angesehen zu werden; wenn Nebe in der „Geschichte der Predigt" fest davon überzeugt ist, daß das bekannte Wort Schiller's zum Schluß der „Braut von Messina":

> "Dies eine fühl' ich und erkenn' ich klar,
> Das Leben ist der Güter Höchstes nicht,
> Der Uebel Größtes aber ist die Schuld"

auf manches Kind unserer Tage einen tieferen Eindruck hervorbringt als irgend ein Spruch der Bibel — so ist das eine Art der Motivirung, über die man sich nicht genug wundern und gegen die man nicht stark genug protestiren kann. Wie? fragt es sich denn auf der Kanzel, was salonfähig sei? Soll denn auf der Kanzel irgend etwas Autorität sein, weil es der oder jener gesagt hat, und wäre es Paulus oder Petrus, oder nicht vielmehr und allein um des inneren wirklichen Wahrheitsgehaltes willen? und sollte denn da wirklich ein Goethe'sches oder sonst welches Wort einen ganzen Römer- und Galaterbrief aufwiegen? Nein in diesem Sinne und aus diesem Grunde kein einziges weltliches Citat auf die Kanzel! Da gilt vielmehr, was Luther sagt:

„Ein Spruch gilt mehr als aller Welt Bücher," oder noch besser, was Paulus sagt: „Nicht in vernünftigen Worten menschlicher Weisheit, auf daß euer Glaube bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft." Wie? sollte denn der Prediger darauf angewiesen sein, mit dem Geistreichthum und den hochklingenden Worten irgend eines Weltweisen oder Dichters das Vertrauen seiner Gemeindeglieder gewinnen zu sollen? oder nicht vielmehr durch die Sprache seines eigenen in Gottes- und Nächsten-Liebe brennenden Herzens? O, „wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle."

Wenn in der Welt der Dichter und Sänger leuchtende Gedankenblitze und strahlende Schönheitsbilder sich finden, ja, wir wollen ihnen Raum gönnen in unserer Predigt, aber nur um zu zeigen, daß alle diese Planeten ihr Licht von der einen ewigen Sonne der Weisheit und Herrlichkeit empfingen; wenn in der Welt der Philosophen und Forscher edle Wahrheitszeugnisse und hohe Ideen laut geworden sind, ja, wir wollen sie mit Freuden wiederholen; denn Wahrheit bleibt Wahrheit, auch in des Fremdlings und Gegners Munde; aber nur, um an diesen Kindern der Welt das Wort zu bethätigen: „Aus deinem Munde richte ich dich" und ihnen zu zeigen, wie Schneider in der Vorrede zu den „Christlichen Klängen aus der Heidenwelt" sagt: „Wie weit Christus noch über sie alle emporragt." Wenn die Kinder der Welt unter Heiden und Christen reiche Schätze der Kunst und Wissenschaft gesammelt haben, ja kommt, ihr Weisen, wenn ihr Gold, Weihrauch und Myrrhen habt, kommt und legt es dem Kinde von Bethlehem, von dem wir predigen, anbetend zu Füßen.

In unseren Bibeln stehen die Apokryphen, nützlich und gut zu lesen, aber nicht kanonischen Ansehens; etwa dasselbe sind weltliche Citate in der Predigt: Apokryphen. Das ihre Berechtigung; und ihre Bedeutung? Eine innere und äußere Mission giebt es in der Kirche; sie giebt es auch in der Predigt und im Citat in der Predigt. Das heidnische Citat beruht auf dem Prinzip der äußeren, das weltliche Citat aus den innerhalb des Christenthums entstandenen Geistesprodukten auf dem der inneren Mission. Das weltliche Citat in der Predigt will und soll missioniren. Darum wird es am häufigsten, wie auch die Praxis bestätigt, in der Missions- und in der apologetischen Predigt zur Anwendung gelangen.

„Alles ist euer": dieses Apostelwort gilt auch für die Citate in der Predigt, und wo wahrhaft evangelischer Glaube und evangelische Geistesfreiheit herrscht, da wird man auch hier mit weitherziger Sicherheit urtheilen und eine reiche und wirksame Anwendung davon machen, wie sie das schöne Wort des Amerikaners Beecher in seinen „Vorträgen über das Predigtamt" lehrt: „Wenn der Prediger fühlt, er ist dazu berufen, ein Baumeister für Menschenseelen zu sein, ein Künstler, der an den Menschenseelen arbeitet, um sie zu veredeln; wenn er fühlt, die Kraft seines Lebens ist der Umgestaltung der Seelen geweiht, um sie einem höheren Ideal für Zeit und Ewigkeit entgegenzuführen, dann sieht er sich um nach den großen Lebenskräften in der Welt und sagt zu ihnen: Ihr müßt meine Diener sein! Zu den Wolken spricht er: Gebt mir,

was ihr an Kräften in euch berget! Zu den Hügeln: Bringet her eure Schätze, zu allem, was schön ist: Kommt und schüttet euren Schmuck auf mich aus! und zu allem, was erfreut: Rüstet mich mit Kraft und gebt der Fülle meiner Empfindungen Ueberfluß!"

So hat die Predigt wie keine andere Rede auf Erden die selige Aufgabe und die heilige Kraft, allem, was Odem holet, das gottbegeisterte Sprachorgan zu werden. Es ist keine Sprache noch Rede, der sie nicht ihre Stimme leihen dürfte oder könnte. Alle Zungen nimmt sie in ihren heiligen Dienst, aber alle so, daß sie alle, die im Himmel, die auf Erden, die unter der Erde: alle bekennen müssen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes, des Vaters. Und wenn dann in einer Predigt solch heiliges Zungenreden geschiebt, dann wird allem Volk, das sich unter der Kanzel aus allerlei Stand und Land versammeln mag, das alte gnadenreiche Wunder vom ersten Pfingsten widerfahren, daß sie überwältigenden Herzens staunend gestehen: Wir hören sie mit unseren Zungen die großen Thaten Gottes reden.

Beiträge zum Kirchenrecht.

(Eingesandt von P. Dobschall.)

I. Der Besitzstand der christlichen Cultusmittel.

Die Zeitungen berichteten jüngst, daß der Senator Gorham aus Michigan in der Gesetzgebung seines Staates einen Gesetzentwurf eingebracht habe, welcher den Römischen Bischöfen dieses Staates das Recht nimmt, als Besitzer von christlichen Cultusmitteln, wie Kirchengebäude, Schulhäuser, Hospitäler, Gottesäcker u. s. w., oder wie in der Bill kurz, aber inconsequent gesagt wird, als Besitzer von kirchlichem Eigenthum eingetragen zu werden. Wir überlassen es billig der römischen Kirche, ihre Rechte zu wahren und wollen hier nur hervorheben, daß, wenn die Bill wirklich Gesetz wird, dies der Constitution der Vereinigten Staaten zuwiderlaufen würde. *) Nach derselben war früher nur den Sklaven der Erwerb von Eigenthum untersagt. Seitdem aber auch in den Vereinigten Staaten staatsrechtlich durch Verfassungszusatz das Institut der Sklaverei aufgehoben ist, bleibt jedem Bürger dieses Landes, sei er großjährig oder unmündig, ja sei er als Gefangener, als Schwachsinniger u. s. w. bevormundet, der Erwerb von beweglichem und unbeweglichem Eigenthum gestattet. Auch setzt die Verfassung der Union keinerlei Grenzen hinsichtlich der Größe und des Werthes dieses Besitzes fest. Allerdings ist die Qualität des Besitzes durch dies oberste Gesetz eingeschränkt, da nunmehr niemand Sklaven, Lotterieloose, gestohlenes Eigenthum, das dem Käufer als solches bekannt war, u. s. w., rechtlicher Weise erwerben kann. Solche Schranken sind offenbar durch die Anschauungen der Bundesgesetze bedingt, welche die Sklaverei, das Lotteriespiel, den Diebstahl u. s. w. als

*) Das scheint doch nicht ganz sicher zu sein, denn der Gesetzesentwurf wäre wohl nicht eingebracht worden, wenn von vornherein klar wäre, daß er mit der Constitution der Vereinigten Staaten im Widerspruch steht. (D. R.)

unsittlich verurtheilen. Wir Evangelische kennen nun zwar den Cultus der Römischen Kirche als einen unbiblischen und unevangelischen; wir fürchten auch, daß durch manche Institutionen derselben, z. B. durch den Cölibat der Priester nicht gerade der Sittlichkeit Vorschub geleistet wird. Indessen ist in unserem Lande durch die Verfassung der Gottesdienst der Römischen Kirche, wie der jeder anderen Kirchengemeinschaft gestattet. Wäre dies aber auch nicht der Fall, wie dieser Cultus in England und in Skandinavien durch Jahrhunderte gesetzlich untersagt war, so bliebe doch die Erwerbung von dergleichen Eigenthum allen Personen, nicht bloß den Bischöfen verboten.

Der angeführte Fall beweist jedenfalls, wie außerordentlich wichtig für jede Kirchengemeinschaft, insbesondere auch für jede Orts-Gemeinde, die Regelung dieses Besitzstandes ist. Es sollen hier nun zwei Rechtsauffassungen, die einander fast diametral gegenüberstehen, die aber beide ihre Berechtigung in ihrer sittlichen Grundlage haben, in Kürze auseinandergesetzt werden.

1. In den Vereinigten Staaten ist das Kirchengebäude nebst Allem, das in und außer demselben dem Bedürfnisse des Cultus der Kirchenbesucher dient, Gegenstand des Besitzes. Als Subjekt desselben, d. h. als Eigenthümer, können in die Grundbücher eine oder mehrere, namentlich zu bezeichnende Personen, aber auch Corporationen, d. h. Gesellschaften, eingetragen werden, die einen bestimmten Namen tragen und deren Glieder durch einen Gesellschafts-Vertrag, den man Verfassung, Constitution, Statuten, Satzungen oder ähnlich nennt, rechtlich mit einander verbunden sind. So lange eine solche Corporation nicht erloschen ist, stehen ihr hinsichtlich ihres Besitzstandes alle diejenigen Rechte zu, welche die Verfassung der Vereinigten Staaten jedem ihrer Bürger gewährleistet, oder wie man zu sagen pflegt: Die Corporation ist eine juristische Person. Wie nun in der alten Heimath einzelne Personen als Besitzer eines Kirchenwesens auftreten, wenn ein König in seinem Schlosse sich eine Kirche, ein Graf in seiner Burg eine Capelle einrichten läßt, so können auch in unserm Lande einzelne Personen, seien es Laien oder Geistliche, für ihre eigene Rechnung und Gefahr ein Kirchenwesen begründen. Solchen Besitzern steht es natürlich frei, anderen Personen den Zutritt zum Gottesdienst bedingungslos oder bedingungsweise zu gestatten oder auch gänzlich zu verschließen. Dieses Recht des Ausschlusses unbetheiligter Personen wird nur dadurch eine Mildernng erfahren, daß Laien die Weihe ihres Gotteshauses und die Zusendung eines Pfarrers Seitens ihrer Kirchengemeinschaft nur dadurch werden erreichen können, wenn sie sich den Ordnungen dieser Kirche, nach welcher sie Gotteshäuser weiht und Geistliche abordnet, fügen. Aber auch Geistliche, als Besitzer eines eigenen Kirchenwesens, sind ohne Zugehörigkeit und Abhängigkeit von einer gewissen Kirchengemeinschaft, nach dem amerikanischen Sprachgebrauche: von einer Synode, rechtlich nicht denkbar, da sie ohne solche Verbindung nicht die Weihe für ihr geistliches Amt erlangen und behalten können, da die Ordination zum Geistlichen keinen character indelebilis in der evan-

gelischen Kirche verleiht. Ueberdies ist in mehreren Staaten der Union (Wisconsin, New York) die staatliche Ermächtigung (license) zur Vornahme von pfarramtlichen Handlungen, z. B. Eheschließung, nur dadurch von dem Geistlichen zu erlangen, wenn er den Nachweis führt, ein ordinirter Geistlicher einer Kirchengemeinschaft zu sein.

Wo nun eine einzelne Person Besitzer eines Kirchenwesens ist, kann von einer Kirchgemeinde nicht die Rede sein, sondern nur von kirchlichen Interessenten, die mehr oder weniger regelmäßig das Gotteshaus gegen Erfüllung der ihnen etwa auferlegten Bedingungen besuchen. Nur wo eine Corporation Besitzer des Kirchenwesens ist, da ist im rechtlichen Sinne eine Kirchgemeinde.

Nun besagt § 5 der Synodal-Statuten, daß unsere Synode zu Mitgliedern evangelische ordinirte Prediger und evangelische Gemeinden zählen soll. Da aber die Statuten allen Mitgliedern, auch den Gemeinden, finanzielle Verpflichtungen auferlegen, so erscheint daher die Forderung der diesjährigen Conferenz des Missouri-Distriktes (Vergl. Friedensbote No. 10, Seite 77) vollständig gerechtfertigt, ja sogar geboten: „nur incorporirte Gemeinden in den Verband der Synode aufzunehmen," da solche allein in der Lage sind, sich durch ihre gesetzlichen Vertreter, der Synode gegenüber, rechtsgiltig zu verpflichten.

Die Orts-Kirchengemeinde hat, sobald sie incorporirt ist, nach den amerikanischen Gesetzen etwa dieselbe Bedeutung, wie jede Handelsgesellschaft. Sie führt einen eigenen Namen, verdankt ihr Dasein dem Gesellschafts-Vertrage und erhält die staatliche Anerkennung durch die vollzogene Incorporation. Während indessen bei der Handelsgesellschaft die Dauer der Vereinigung ziffernmäßig bestimmt, auf 25, 50 oder 99 Jahre, festgesetzt oder auch unbestimmt gelassen sein kann, ist dies Letzte bei der Kirchgemeinde der Fall, da immerwährende Dauer, so lange eben diese Erde steht, erhofft wird. Freilich erweist sich diese Hoffnung manchmal als trügerisch. Die Ungunst der äußeren Verhältnisse, das Erkranken des inwendigen Glaubenslebens, das Ersterben desselben bereiten der Gemeinde einen frühen oder späten Tod. Derselbe wird sichtbar dadurch festgestellt, daß das Gemeinde-Eigenthum seinem ursprünglichen Zwecke: dem bekenntnißmäßigen Cultus zu dienen entzogen, daß es säcularisirt wird. Das Kirchengebäude, das Kloster u. s. w. wird vielleicht in den Dienst eines weltlichen Geschäftes gestellt, oder es wird von der sterbenden Gemeinde durch irgendwelche Rechtshandlung dem Cultus einer andern Glaubensgemeinschaft überwiesen, und damit ist die Corporation als solche erloschen. Die Corporation ist also wie die natürliche Person sterblich. Ja die Sterblichkeit derselben wird schon sehr frühzeitig, meistens bei Aufstellung der Constitution, in Aussicht genommen, da jede gewöhnlich die Satzung enthält, daß drei vollberechtigte Mitglieder der Gemeinde zur Lebensfähigkeit derselben genügen. (Tres faciunt collegium.) Doch gleichviel, ob die Statuten diesen Satz enthalten oder nicht, jedenfalls ist die Stimmen-Einhelligkeit aller vollberechtigten Mitglieder im stande, das Erlöschen der Corporation d. i. die Auflösung der Gemeinde zu bewirken,

und kann kein von außerhalb kommender Einspruch solchen Selbstmord verhindern.

Wenn die Theilhaber der Kirchgemeinde aus einer unbestimmten Anzahl von vollberechtigten und weniger berechtigten Mitgliedern (z. B. Frauen, Kinder, Gäste) bestehen, die durch Leben und Sterben, Aufnahme und Austritt einem beständigen Wechsel unterliegen, so ist trotzdem die Continuität der Persönlichkeit durch die Unwandelbarkeit des Bekenntnisses gewahrt, das bewußte Aufgaben und Ziele zur Voraussetzung hat. Die Kirchgemeinde will als solche ihres Glaubens leben und auf Grund solchen Lebens sich für alle ihre Theilhaber die himmlischen Güter erwerben. Zur Erreichung ihres Zieles bestellt sie sich Pastoren, Lehrer, Küster und andere Bedienstete, die sie nach ihrem Gutbefinden, ja nach ihrer Willkür (tel est mon plaisir) annimmt, besoldet und entläßt. Allerdings sind die Handlungen der Gemeinde nach den Synodalstatuten einer gewissen Controlle unterworfen, da die Synode sich ausdrücklich in § 4 einen „Einfluß" nicht blos auf die ihr gliedlich angeschlossenen, sondern auch auf die von ihr mit geistlichen Kräften versorgten Gemeinden gewahrt hat. Insbesondere aber ist die Synodalgemeinde, wie der Synodalpastor schuldig, Auskunft und Rechenschaft über Lehre und „Wandel" zu geben, so oft solche von der Synode verlangt wird. (Stat. § 16.) Indessen hat die Synode bisher dieses Aufsichtsrecht über ihre Gemeinden nur wenig geübt, vielleicht geleitet durch die andere Satzung der Statuten, die aber hier nicht maßgebend ist, daß die Synode sich nur mit den Angelegenheiten der Einzelgemeinde befasse, sofern sie um solche Einmischung ersucht wird.

Der Pfarrer ist also als solcher nach der obigen Rechtsauffassung nicht Glied und Organ der Gemeinde, wie der Kirchenvorsteher, sondern er ist Beamter derselben; als solcher ist er für seine Amtsführung in erster und hervorragendster Stelle nicht seiner Kirche, der Synode, sondern seinem Auftraggeber, der Ortsgemeinde, Rechenschaft schuldig. Er steht als Seelsorger neben der Gemeinde, wenn auch selbstverständlich in dem Bekenntniß derselben. Demnach besteht unsere Synode, d. h. unsere Kirchengemeinschaft aus Geistlichen und ihnen coordinirten Laiengemeinden. Diese mehr äußerliche Nebeneinanderstellung der beiden kirchlichen Faktoren, statt deren ein organischer Zusammenhang aller Glieder der Kirche, seien es geistliche oder nichtgeistliche Jünger Jesu, zu finden wäre, ist jedenfalls der wunde Punkt in dem ganzen Systeme.

II. Ganz anders ist das rechtliche Verhältniß in denjenigen Ländern Europas, insbesondere im Deutschen Reiche, wo die die Kirche betreffenden Staatsgesetze sich auf das kanonische Recht gründen. Während nämlich die Ortskirche nach der ersten Auffassung Objekt des Besitzes ist, ist die Kirche nach dem nunmehr zu erörternden Rechtsgrundsatze Subjekt des Besitzes. Hier kommt es nun zunächst auf die Feststellung des Begriffes „Kirche" an. Unzweifelhaft sind die beiden Worte „Kirche" und „Gemeinde" im neuen Testamente oft gleichwerthig gebraucht, ebenso stehen sie gleichwerthig im

dritten Artikel des Apostolikums neben einander. Auch darauf ist hinzuweisen, daß die germanischen und slavischen Völker hierfür ausschließlich den Namen Kirche, church, kosciol, die romanischen dagegen den Namen Gemeinde, ecclesia, l'église haben.

So sehr nun wir Christen den dreieinigen Gott als den Ober-Eigenthümer aller Dinge ansehen, so wenig es trotzdem rechtlich statthaft ist, denselben als Eigenthümer in die Blätter irgend eines Grundbuches einzutragen, einfach weil wir den Unermeßlichen und Ungreifbaren nicht zu irgend etwas verpflichten können, ebensowenig ist dies mit der Kirche des dritten Artikels, die eine unsichtbare ist, thunlich. Ja selbst die Papstkirche, die sich sogar mit ihr identifizirt, hat dies niemals zu stande gebracht. Sie spricht wohl von einem patrimonium Petri, das seine Nachfolger als unveräußerliches Erbe zu wahren haben; sie hat sich unter den verschiedensten Titeln reiche, laufende Einkünfte aus allen Theilen des Erdkreises bis auf diesen Tag zu verschaffen und zu erhalten gewußt. Aber sie hat niemals den Satz ausgesprochen, geschweige denn zu verwirklichen gesucht, daß alles dem katholischen Gottes- und Liebesdienst (Hospitäler) dienende bewegliche und unbewegliche Eigenthum ihr gehöre. Solche ungeheure, in ihren Folgen kaum ausdenkbare Ansammlung von irdischen Gütern in einer Hand steht in zu unmittelbarem Widerspruch mit dem Evangelium (Matth. 25, 15), das gerade gegen die Aufhäufung des irdischen Gutes in der sogenannten „todten" Hand ankämpft. Wie also alle Knechte in jenem Gleichnis freie Persönlichkeiten sind, die über die anvertrauten Centner und Pfunde unumschränkte Vollmacht haben, so haben alle die zahlreichen Organe der Römischen Kirche, die entweder ausschließlich aus Priestern (z. B. Bischöfe, Domkapitel) oder ausschließlich aus Laien (z. B. Nonnenklöster) oder aus beiden, z. B. die Ortskirche mit ihrem Pfarrer und seiner vom Bischofe örtlich abgegrenzten Parochialgemeinde bestehen, den Charakter einer juristischen Person, jedoch mit dem sehr schwer wiegenden Unterschiede, daß diese Person unsterblich ist. Solche Corporationen, die niemals durch einen Rechtsakt, sondern nur durch eine Gewaltthat, etwa durch eine Revolution, ihr Leben einbüßen, die auch niemals eigenwillig ihre Auflösung beschließen können, werden im hervorragenden Sinne des Wortes: juristische Personen genannt. Die rechtliche Stellung und Verfassung einer solchen wird, was die Römische Kirche betrifft, durch völkerrechtlichen Vertrag (Concordat) zwischen der betreffenden Staatsgewalt und dem Papste festgestellt. In der unirten Landeskirche Preußens hat fast jede Ortskirche und sehr viele Stiftungen, wie Universitäten, Diakonissen-Anstalten, hervorragende, gelehrte Gesellschaften u. s. w. den Rang einer solchen Person.

Der Name der Ortskirche ist der Name derjenigen juristischen Person, welcher das Ortskirchenwesen, also das Kirchengebäude nebst sämmtlichem Inventar, alles weitere dem Cultus der Kirche dienende Vermögen, etwaige Nebenkirchen, wie Betsäle, Begräbnißkirchen u. s. w. gehört. Alle kirchlichen Interessenten, z. B. die Besucher der Ortskirche, sind nicht Glieder der

Ortskirche, wohl aber durch Taufe und Confirmation Glieder der Kirchengemeinschaft, zu welcher die Ortskirche sich bekennt, vielmehr sind diese Besucher Pfleglinge der Ortskirche. Pastoren, Lehrer, Küster u. s. w. sind Diener der Kirche, aber nicht Diener der Verpflegten. Wie nun ein Hospital zeitweilig ohne einen einzigen kranken Insassen sein kann, dennoch aber mit Ausrüstung und Verwaltungspersonal versehen sein muß, um sich stets zur Aufnahme von Kranken bereit zu halten, so erlischt die Ortskirche keineswegs, sofern sie kürzere oder längere Zeit keine Pfleglinge, d. h. keine Kirchenbesucher hat. Ja, nach der Irrlehre der Römischen Kirche besteht das wesentliche beneficium jeder Kirche darin, daß täglich für die Lebenden irgendwo auf Erden und für die Abgeschiedenen im Fegefeuer in ihr Messe gelesen wird. Dazu ist aber nur die Anwesenheit des Priesters und seines Sakristans erforderlich. Aber auch die Geschichte der evangelischen Kirche in deutschen Landen kennt manches Beispiel, wie der evangelische Pfarrer einsam in der Kirche seines Amtes pflegt, von einem lichtscheuen Nikodemus und einer heilsdurstigen Samariterin umgeben, weil Jesuiten und andere Wölfe die Schafe der Herde zerstreuet haben. Dann ist der Pastor recht eigentlich Missionar in partibus infidelium, und das kanonische: Tres faciunt collegium ist echt evangelisch (Matth. 18, 20), sofern das: In meinem Namen nicht vergessen wird.

Die Ortskirche kann also nicht erlöschen, weil sie ihrem Glauben und ihrem Bekenntniß nicht untreu werden kann. Die Kirche kann verarmen, wenn ihr Heiligthum durch die Gewalt der Elemente oder des Krieges zerstört, wenn der Pfarrer ihr untreu und die Pfleglinge undankbar werden, aber die Kirchengemeinschaft, zu der sie gehört, wird ihr einen neuen Pfarrer setzen, und dieser wird den umgestürzten Altar wieder aufrichten.

Genug. Beide kirchenrechtlichen Auffassungen lassen sich aus Gottes Wort herleiten. Beide haben ihre Vorzüge und wie jedes menschliche Werk auch ihre Mängel. Bei dem Gemeinde-Princip droht die Gefahr, daß die vox populi als vox Dei gelte, während doch im christlichen Glauben, auch im christlichen Culturstaate dieselbe niemals suprema lex werden darf. Bei dem Kirchen-Principe besticht zwar die Aussicht auf Unsterblichkeit der Stiftung. Aber auch diese Hoffnung ist eine eitle, denn auch Julianus Apostata stattete die Altäre und Tempel der Götter Roms mit denselben Privilegien aus, die die Kirchen der alten Heimath noch jetzt besitzen. Und wo das Wort Gottes in der Ortskirche nicht lauter und rein gelehret wird, wo die Sakramente nicht nach der Einsetzung Christi verwaltet werden, wo das Salz des Evangeliums dumm und unbrauchbar geworden ist in den Händen von ungetreuen Miethlingen und todten Kirchengliedern, da hilft auch keine menschliche Verfassung die Gerichte Gottes aufhalten; sie schreiten schnell einher. Dieselbe Sophienkirche, in der einst die gewaltigen Zeugnisse eines Johannes Goldmund (Chrysostomus) erklangen, ist zum Tempel des Lügenpropheten geworden, dessen zum Zeugnisse: Nur das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit.

Erinnerung aus dem Jahre 1865.

(Abdruck aus dem „Pfarrhaus".)

Von den Krankenbetten der Gemeindeglieder münden Segensströme in das Pfarrhaus, allermeist in das Herz des Pfarrers. Alles, was noch von Welt im Herzen des Pfarrers und in seinem Hause ist, wird allmälig und unvermerkt von diesen Segensströmen überfluthet: sie heiligen.

In meiner 33jährigen Amtsführung am hiesigen Orte haben besonders zwei Krankenbetten auf mich und mein Haus segensreich eingewirkt. Man bringt zwar Dinge der innersten Seelsorge nicht gern auf den Markt, aber es gilt hier das zweimalige Wort aus Luk. 15: „Freuet euch mit mir!"

Es war am Neujahrstage des Jahres 1865, eines mir unvergeßlichen Jahres; denn im Frühling und Sommer herrschte hier der Typhus in ungewöhnlicher Weise und forderte besonders unter der erwachsenen Jugend, die ich konfirmirt hatte, viele Opfer. Es waren Schreckenstage; denn außer dem Pfarrhause gab es nur wenige Häuser, wo nicht Todkranke lagen, und der Tod folgte in den meisten Fällen dem Typhus. Ich war alle Nachmittage bis tief in den Abend hinein auf der Wanderung, theils nach dem Kirchhofe hin, wohin ich schließlich, auf Anordnung des Kreisphysikus, die Chorschüler nicht mehr mitnehmen durfte, theils in die Häuser, um dort das Sakrament zu spenden. Es waren ergreifende Abendmahlsfeiern. Die Anfechtung hat aufs Wort merken gelehrt; der Heilige Geist arbeitete sicht-, hör- und fühlbar an allen Herzen. Ich war überall hochwillkommen, wohin ich mit den heiligen Gefäßen kam. Oft war mir's, wenn mich die noch gesunden Familienglieder mit tiefem Ernst begrüßten und mich an das Bett des Fieberkranken führten, als stände ich im Hause des Hauptmanns Cornelius und hörte die Worte: „Nun sind wir alle hier gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist." Wo der nahende Tod zu spüren war, pflegte ich gern zum Schluß der Feier das Herbergersche Lied anzustimmen: „Valet will ich dir geben." Das Lied wurde immer durch Schluchzen unterbrochen, und ich sang oft ganz allein, wiewohl auch mir nicht selten die Stimme versagen wollte. Am ergreifendsten aber war es, wenn mir dann meine todkranken Konfirmanden ihre fieberheißen Hände zum Abschiede hinhielten und mir dankten „für die Hoffnung, die ich ihnen gegeben."

Doch zurück zu dem Neujahrstage dieses Heimsuchungsjahres! Ein junger verheiratheter Mann, Vater von drei kleinen Söhnen, der erst seit etwa einem Jahre hier wohnte, ließ mich zu sich rufen mit der Bitte, ihm zu Hause das Sakrament zu reichen. Ich kannte den Mann noch nicht näher; nur ein paarmal hatte ich ihn bei Begräbnissen flüchtig gesehen. Nicht gerade krank, aber angegriffen fand ich ihn, als ich nachmittags in seine sehr sauber gehaltene Stube trat. Nachdem ich den Abendmahlstisch gedeckt hatte, bat er mich, ihm vor allen Dingen das kurze Tagesevangelium auszulegen. Er habe heute das erstemal in seinem Leben wegen Leibesschwäche die Kirche nicht besuchen können, und doch habe er gerade dieses Evangelium so lieb, weil in ihm der

Name Jesu verkündigt werde. Auch sei es ihm, als stehe ihm in diesem Jahr besonders Schweres bevor, und da wolle er sich gleich am ersten Tage des Jahres an den Namen Jesu anhalten. Wir sangen zusammen das Lied der Gräfin Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus, soll mein Wunsch sein und mein Ziel.“ Dann sprach ich von dem Namen, der über alle Namen ist. Das Herz ging mir auf vor meinem Gegenüber, der das Wort Gottes nicht hörte, sondern trank wie ein Dürstender. Es folgte eine tiefbewegliche Beichte, die er selbst sprach. Mit Freudigkeit absolvirte ich ihn und reichte ihm den Leib und das Blut des Herrn. Der Mann hatte es mir angethan: ich blieb noch bei ihm. Wir setzten uns an den warmen eisernen Ofen, der in der Mitte der Stube stand, und ich bat ihn, mir zu erzählen, wie und wo er zum Glauben gekommen sei. Da erfuhr ich denn viel Neues und Herrliches, das in kurzer Zeit manches Stück von meinem alten Menschen abriß: ich kam an jenem Nachmittag dem Reiche Gottes näher. Mein Gegenüber ahnte aber nicht, welch gewaltige Predigt er mir hielt.

Der Mann war eine Frucht der Tauscherschen Bewegung, die in den dreißiger Jahren vom Pfarrhause zu Wellersdorf bei Sorau ausging. Der weil. Pastor Tauscher in Wellersdorf ist den Lesern des „Pfarrhauses“ bekannt. Ich selbst habe die ersten Spuren seiner gesegneten Wirksamkeit im Jahre '46 in meiner Hauslehrerstelle auf einem Gute bei Sommerfeld gefunden. Meine Prinzipalin stammte aus dem Rittergute Wellersdorf und war von Tauscher zum lebendigen Glauben erweckt worden. Als ich ins Pfarramt eintrat, fand ich, daß die kräftigen Wellenschläge der geistlichen Bewegung von Wellersdorf bis hierher, zwei Meilen Entfernung, gereicht hatten und noch nachwirkten; denn die wenigen erweckten Gemeindeglieder, die ich vorfand, waren das aus ihrer Berührung mit Wellersdorf geworden; auch der liebe Mann, um den es sich hier handelt. Er stammte aus Kunzendorf, halbwegs zwischen hier und Wellersdorf gelegen, und hatte dort die Weberei erlernt. Dann war er in die Fremde gewandert, in Dresden schwer erkrankt, und in einem dortigen Krankenhause von einer Diakonissin gesund gepflegt worden. Der christliche Geist, der in dem Krankenhause waltete, hatte ihn wohlthuend berührt, so daß er nun selbst in den Krankenpflegerdienst dieses Hauses eintrat, und einige Jahre darin verblieb. Der Tod seines Vaters rief ihn in seine Heimath zurück. Hier schloß er sich mit ganzer Seele den von Wellersdorf her Erweckten an und wurde ein häufiger und gern gesehener Besucher in der Studirstube des Wellersdorfer Pfarrhauses sowohl, wie der dortigen Kirche. Zwar war Tauscher nicht mehr da; aber sein Nachfolger Schüttge wandelte in seinen Fußstapfen. Die brausenden Segensströme Tauschers hatten sich nach dessen Weggange in die stilleren Wasser Siloahs gewandelt, und wenn Tauscher wie Paulus gepflanzt hatte, so war nun Schüttge der Apollo, welcher begoß. Die Pflanze gedieh fröhlich unter dem Begießen. Mein lieber Mann gründete sich nun in Kunzendorf seinen eignen Herd und holte sich dazu jene erwähnte Krankenpflegerin aus Dresden als sein Eheweib heim. Er zeigte mir mit großer Freude in seiner alten Bibel, die er als *seine* Bibel in täglichem Gebrauch hatte,

seinen mit Bleistift angezeichneten und mit einem Lesezeichen versehenen Trautext Psalm 73, 23—26. „Diesen Trautext," sagte er, „lese ich mit meiner Frau jedes Jahr an unserm Trauungstage zum Abendsegen." Bald nach seiner Verheirathung war er eines Nachmittags auf dem Felde. Da schlug ihm eine besondere Gnadenstunde. Er hatte bisher nie ernstlich mit seinen Sünden abgerechnet. Er hatte bisher nur die Güte und Freundlichkeit des Herrn gefühlt, jetzt sollte er auch seine Heiligkeit fürchten lernen. Ein Gewitter zog von Süden herauf. Er sah eine Weile zu, wie sich die Wolken immer finsterer zusammenballten und von Blitzen durchzuckt wurden. Der Donner wurde immer lauter, das Gewitter kam näher. Ihm wurde es, als käme es auf ihn zu. Es zog ein zweites Gewitter in seinem Herzen auf. Seine Sünden, die bis jetzt unter der Decke der Liebe zum Herrn geschlafen hatten, erwachten und ballten sich wie drohende Gewitterwolken zusammen. Er fing an zu zittern und zu beben, nicht bloß am ganzen Leibe, auch an der ganzen Seele. Inwendig fühlte er die drohende Wucht seiner Sünden, auswendig am Himmel sah und hörte er die mit der Todesstrafe auf ihn zukommende Heiligkeit des Herrn. Da ward er von Todesangst ergriffen, und — er floh. Ohne zu wissen wohin, floh er, nicht nach Hause, sondern auf Wellersdorf zu. Das Gewitter folgte ihm. Athemlos kam er am Pfarrhause zu Wellersdorf an, athemlos stürmte er die Treppe hinauf ins bekannte Studirzimmer des Pastors Schüttge und fiel dort in seine Kniee. Unter den Donnerschlägen draußen beichtete er hier vor seinem geistlichen Vater alle seine Sünden, und als dieser, mit ihm knieend, den Herrn um Gnade und Vergebung anrief und dann sein Beichtkind absolvirte, da ward Friede innen und außen. Als er das Pfarrhaus verließ, war keine Wolke mehr am Himmel zu sehen, inwendig in ihm aber war's lauter Sonnenschein. Von diesem Tage an datirte er sein eigentliches Leben. Etwa ein Jahr darauf ist er hierher verzogen, seinen zwei Brüdern nach, die schon vorher hierher gezogen waren.

Hiermit schloß die Erzählung des Mannes. Es war Abend geworden, die Frau hatte Licht angezündet. Tief bewegt griff ich nach der Bibel und hielt den beiden lieben Leuten mit ihren drei Kindern einen Abendsegen über die Neujahrsepistel. Dann ging ich: ich hatte einen gesegneten Neujahrstag erlebt.

Die Zeit verrann: die heilige Passionszeit begann. Da kam eines Tages die Frau meines lieben Webers zu mir und bat mich, sogleich mit zu ihrem Manne zu gehen; er sei krank geworden, und die Krankheit scheine ihr eine recht bedenkliche zu sein. Ich fand ihn im Bette, fiebernd, aber getrost. Als ich ihm bemerkte, er möchte doch einen Arzt zur Hülfe rufen, antwortete er: „Nein, Herr Pastor, das kann ich nicht. Ich habe nichts gegen die Aerzte; aber mir fehlen die Mittel, ihre Hülfe zu bezahlen. Sie sehen, ich kann jetzt nichts verdienen; die Noth steht schon so an der Thür. Aber es thut nichts; der Herr wird mein Arzt sein, er kann durch viel oder wenig helfen. Ich will mich allein in seine Hände legen." Was konnte ich darauf noch erwiedern? Ich kniete an seinem Bette; er selbst erhob sich und kniete auch in seinem Bette, und ich betete laut für ihn zum Herrn, daß er sein Arzt sein wolle und

dem Kranken die Freudigkeit geben möge, jede Arznei, und wäre sie auch zum leiblichen Tode, aus seiner Hand als zur Genesung zu nehmen. Ich habe ihn von da an, so oft es mir die Zeit erlaubte, besucht. Die Krankheit blieb lange Zeit dieselbe; sie nahm weder zu noch ab; sein Glaube und seine Geduld gleicherweise. Es waren längere Zeit hindurch Segensstunden, die ich an seinem Bette zubringen durfte. Seine Frau pflegte ihn treulich, leiblich und geistlich; sie wurde wieder voll und ganz eine Diakonissin. Da wurde plötzlich alles anders. Es war am Sonntage Okuli früh; ich wollte eben zur Kirche gehen, da kommt die arme Frau mir ganz aufgeregt und händeringend entgegen und sagt mir, seit gestern Abend sei eine fürchterliche Veränderung mit ihrem Manne vorgegangen. Er spreche gar nicht mehr, habe auch einen ganz finstern Gesichtsausdruck erhalten, der sie förmlich erschrecke. Nach ihrer Gewohnheit habe sie gestern Abend an seinem Bette den Abendsegen halten wollen; kaum aber habe sie angefangen, so habe er sich mit einem fürchterlichen Blicke nach ihr umgewendet, mit der Hand ihr das Andachtsbuch zur Seite gedrückt und durch deutliche Geberden ihr zu verstehen gegeben, daß er nichts mehr hören wolle. Er habe sich dann heftig mit dem Gesicht nach der Wand zu gelegt und so sei er liegen geblieben, ohne sich zu regen, und so liege er jetzt noch da. Sie habe nur noch still für sich unter Thränen beten können. Ich versprach ihr, gleich nach dem Gottesdienst zu ihr zu kommen. Ich fand ihn genau so im Bett liegen, wie seine Frau es gesagt hatte. Ich grüßte ihn: keine Antwort. Ich nannte ihm meinen Namen: keine Antwort. Ich ergriff ihn bei der Hand (sie war fieberlos und kalt) und fragte, ob er nicht mehr mit mir beten wolle. Da wandte er sich hastig nach mir um und sagte hastig mit unheimlicher, hohler, tiefer Stimme und mit einem wunderbar fremden, bösen Blick: „Nein, nein, nicht beten; ich darf nicht!" Es ging mir durch und durch; ich hatte in die Hölle gesehen. Es war klar, der arme Mann befand sich in den fürchterlichsten Anfechtungen; der Teufel war hier, um diese Seele aus der Hand des Herrn zu reißen. Ich winkte die Frau heran und wir knieten am Bette nieder. Der Kranke lag wieder mit dem Gesicht nach der Wand hin. Ich betete lange und laut zum Herrn, er wolle doch diese Seele dem Teufel nicht lassen und sich als den Stärkeren erweisen, indem ich ihm alle seine Verheißungen vorhielt. Beim Segen schlug ich über ihm das Kreuz. Bei dem allen regte sich der Kranke mit keinem Gliede, auch hörte man kaum seinen Athem. Die Frau bat ich nun, für ihren angefochtenen Mann recht anzuhalten am Gebet. Ich habe ihn nun jeden Tag besucht und jeden Tag in ähnlicher Weise behandelt, ohne daß er nur ein Wort noch mit mir gesprochen hätte. Es war immer, als schliefe er mit abgewandtem Gesicht. Er nahm auch in dieser ganzen Zeit keinerlei Nahrung zu sich; alle seine körperlichen Organe waren außer Funktion. So kam der Sonntag Lätare heran. Bei meiner Heimkehr aus der Kirche erwartete mich die Frau des Kranken, diesmal mit Freuden. „Der Bann ist weg," sagte sie, „er glaubt wieder. Kommen Sie nur und sehen Sie selbst, was geschehen ist!" Natürlich ging ich sogleich mit ihr. Ich fand ihn im Bett aufrecht sitzend, die Hände gefaltet. Er reichte sie

mir zum Willkommen; sie waren wieder fieberheiß. Von den Vorgängen der letzten acht Tage wußte er gar nichts, auch davon nichts, daß er vor acht Tagen mit mir geredet habe. Er meinte, es sei ihm, als habe er schrecklich geträumt, als habe er sich an einem kalten, finstern Ort befunden. Er habe zuweilen den Herrn von ferne gesehen, und dann hätte er zu ihm gewollt; so oft er aber flehend seine Hände zu ihm erhoben hätte, hätte ihn der Herr drohend und abwehrend angesehen und sei verschwunden, bis heute früh, wo er den Herrn wieder gesehen habe, diesmal aber freundlich. Er habe ihn zu sich kommen sehen; aber da sei erwacht. Er hatte gleich nach seiner Frau gerufen und sie hatten wieder miteinander gebetet und gelobt. Ich sah zu seinen Häupten an der Wand ein kleines Bild geklebt, so wie sich dergleichen die Schulkinder in ihre Bibeln und Lesebücher zu legen pflegen; es stellte dar das dornengekrönte Haupt des Herrn. Ich fragte, wie das Bildchen dorthin komme, das ich doch bisher dort nicht gesehen habe. Er antwortete: „Als ich heute früh aus meinem schweren Traum erwachte, entsann ich mich, daß mein ältester Sohn in seiner Bibel einen kleinen, gemalten Christuskopf liegen habe. Ich ließ diese Bibel holen und das kleine Bild mir hier an die Wand kleben. Ich weiß, daß mein Ende nahe ist; da will ich, so lange ich noch hier liegen muß, unverwandt den Herrn vor Augen haben, der mich durch seinen Tod errettet hat.“ Mit welcher Andacht habe ich da das unscheinbare Bildchen betrachtet, und mit welcher Ehrfurcht sah ich auf mein Kirchkind! Wir verlebten wieder eine reichgesegnete Stunde vor dem Herrn. Mit meinem Kranken ging's nun schnell dem Ende zu. Die Garbe war reif, die Scheuer stand offen. Er hat beharrt bis ans Ende. Am Sonntag Judika entschlief er sanft mit gefalteten Händen, die brechenden Augen auf das Bildchen gerichtet, unter dem Gebete seines treuen Weibes. Drei Tage darauf begrub ich ihn mit dem Worte Joh. 8, 51.

Ich könnte hier meine „Erinnerung“ abschließen; aber die Geschichte hat eine ergreifende Fortsetzung, die ich noch kurz anfügen möchte. Der Typhus hatte seinen verheerenden Gang durchs Dorf angetreten. Als erstes Opfer hatte er sich die junge Wittwe des oben erwähnten Heimgegangenen ausersehen. Ich erfuhr das nicht sogleich. Erst nach einigen Tagen schickte sie ihren ältesten 13jährigen Sohn zu mir mit der Nachricht von ihrer Erkrankung. Ich fand sie im heftigen Fieber in ihrem Bette liegen, ohne weitere Pflege, als die der älteste Sohn ihr gewähren konnte. Diese war selbstverständlich nicht genügend. Ich ging daher unverzüglich zu ihren Schwägerinnen, um diese zu veranlassen, wenigstens abwechselnd die Pflege der Kranken zu übernehmen. Da kam ich aber übel an. Die eine wollte keine Zeit haben, da sie selbst für die eigene große Familie zu sorgen habe; die andre fürchtete sich vor der Ansteckung, und lehnte bestimmt und hart alle meine Bitten ab. Ich dingte daher zunächst auf eigne Kosten eine arme Frau, die nun die Kranke jeden Morgen besuchen, die Stube reinigen, das Bett machen und die wenige nöthige Nahrung bereiten sollte, soweit das der Sohn nicht im Stande sei. Diesen wies ich an, seine Mutter außer der Schulzeit

nicht zu verlassen und ihr namentlich zuweilen aus ihrem Andachtsbuche vorzulesen. Ich selbst besuchte sie, so oft ich konnte. Auch sie verfiel in die schwersten Anfechtungen. Kein Wunder. Von allen Mitteln entblößt, nun selbst nicht mehr im Stande, etwas zu verdienen, wovon sollten ihre Kinder leben? Und was sollte aus ihnen werden, wenn sie nun stürbe? Ich hatte viel mit ihr im Gebet zu ringen, um sie im Glauben zu erhalten. Ein paar Tage hindurch schien mir das zu gelingen; als ich aber dann wieder einmal zu ihr kam, fand ich sie, wie früher ihren Mann, mit abgewandtem Gesicht da liegen, und als ich ihr meine Gegenwart bemerklich machte und sie fragte, ob ich jetzt mit ihr beten könnte, da antwortete sie, ohne sich umzuwenden, mit rauher Stimme: „Nein, nicht beten, ich glaube nichts mehr." Da habe ich denn um so brünstiger allein gebetet. Ich ließ den Sohn, der neben mir am Bette saß, mit niederknien und bat den Herrn, auf den betenden Sohn zu sehen und in göttlichem Erbarmen dessen Mutter zu r.tten. Durch das Amen klang es wie Erhörtsein hindurch. Ich habe zwar nichts davon zu sehen bekommen; denn nach wie vor blieb sie verstockt bei meinen noch folgenden wenigen Besuchen. Die Krankheit verlief schnell. Nach wenigen Tagen starb sie. Ihre Pflegerin, die den Tod meldete, erzählte aber, daß sie kurz vor ihrem Ende sich aufgerichtet und laut ein paar Worte, die sie sich nicht behalten, gebetet habe. Darauf habe sie mit dem Finger gen Himmel gewiesen und gesagt: „Dort will ich hin." Das sei ihr letztes Wort gewesen. Im Arme ihres Sohnes sei sie gleich darauf gestorben. Das war Donnerstag vor Pfingsten. Am ersten Pfingstfeiertage begrub ich sie mit dem Worte 2 Tim. 4, 18. Unmittelbar nach der Begräbnißfeier fragte ich die Gemeinde, ob Herzen bereit wären, die drei verwaisten Knaben in Jesu Namen aufzunehmen, und zwar sofort; dieselben möchten sich hernach in meiner Wohnung bei mir melden. Ich hatte kaum zu Hause den Talar abgelegt, so kamen drei Männer, die sich erboten, je einen Knaben zu sich zu nehmen. Sie waren mir alle drei wohlbekannt als christlich gesinnte Männer. So kam der älteste Knabe zu einem Schuhmacher nach Sagan, die beiden andern blieben im Kirchspiele. Ich ließ nun einen Aufruf um Gaben für die Waisen in ein Blatt rücken. Der Ertrag waren 150 Mark, die ich in die Sparkasse legte. Von diesem Gelde bestritt ich die Bekleidungskosten des ältesten Knaben bei dessen Konfirmation, das übrige blieb in der Sparkasse. Der erwähnte Knabe starb aber bald nach seiner Konfirmation an der Schwindsucht und kam so wieder zu seinen Eltern. Das Geld ist unterdessen in der Sparkasse fast um das Doppelte gewachsen. In diesem Jahre durfte ich den zweiten Sohn trauen. Er hatte sich gut gehalten und führte mir eine ehrbare Braut vor, auch eine Konfirmandin von mir. Wie freuten sich die beiden, als ich ihnen eröffnete, daß sie aus meiner Hand ein Hochzeitsgeschenk von 129 Mark, die gegenwärtige Hälfte der Sparkassensumme, erhalten würden! Indem ich ihnen die Geschichte des Geldes erzählte, ermahnte ich sie, ihre frommen Eltern nie zu vergessen, ihr Segen ruhe auf dieser Hochzeitsgabe. Die letzte Hälfte des Sparkassengeldes wartet nun noch des dritten Sohnes, bis auch dieser sich, will's Gott, in Ehren verheirathen wird. Gebt unserm Gott die Ehre!

(Aus dem Lehrer-Boten.)

Gedanken über die Grundtriebe des Menschen und ihre Befriedigung in der Schule.

Vorgetragen auf der Bezirksschulversammlung in Crailsheim am 4. Aug. 1886 von Pfarrer S. in Markt-L.

(Schluß.)

Haben wir im bisherigen gesehen, wie sowohl der Genußtrieb als auch der Besitztrieb des Kindes in der Schule Genüge finden kann, so wird sich dasselbe leicht hinsichtlich des Ehrtriebes zeigen lassen. Ich sage „des Ehrtriebes“ und nicht „des Ehrgeizes“. Dem Ehrgeiz in der Schule eine Weide zu bereiten, davor möge sich jeder Lehrer aufs äußerste hüten; ja es ist seine Pflicht, demselben, wo und wie er sich bei seinen Schülern finden mag, mit allem Nachdruck entgegenzutreten. Der Ehrtrieb aber darf und soll in der Schule seine Stelle haben, sintemalen das Bewußtsein eines persönlichen Werthes, und so auch der Trieb nach persönlicher Geltung schon dem Kinde wie überhaupt jedem Menschen innewohnt.

Lassen Sie mich anknüpfend an diese Thatsache zunächst darauf hinweisen, welch' eine Wohlthat die Schule namentlich für armer und geringer Leute Kinder ist. Wie verachtet solche Kinder oft sind, wie manchesmal sie die Armuth und den geringen Stand ihrer Eltern als Schmach zu tragen haben, davon wissen wir wohl alle etwas. Diesem Unrecht des Lebens wirkt die Schule erfolgreich entgegen. In und mit ihr ist auch dem Kinde niedrigster Herkunft eine Stätte gegeben, da es seine Ehre hat und zur Geltung kommen kann. Da ist der Sohn des Tagelöhners nicht geringer als das Kind des reichen Bauern und das Honoratioren-Töchterlein nicht mehr als das ärmlich gekleidete Mädchen kümmerlich sich nährender Arbeitersleute. Da wird durch die schon an sich gegebenen Verhältnisse manchem Hochmüthlein ein heilsamer Dämpfer aufgesetzt, aber ebenso darf auch manches verscheuchte und verschüchterte Kind mit Freuden inne werden, daß denn doch auch ihm ein Gebiet offen stehe, wo es nicht blos Verachtung zu tragen, sondern auch Achtung und Anerkennung zu genießen hat.

Anerkennung — ja das wünscht auch der Schüler. Zwar lobt jegliches Werk, wenn es gerathen ist, von selbst seinen Meister und so wird auch der Schüler, wenn ihm wirklich eine Arbeit gelungen ist, dadurch unmittelbar sich erfreut und gehoben fühlen; allein des Lehrers lobende und anerkennende Beurtheilung ist damit keineswegs überflüssig gemacht. Vielmehr hat sie den Werth, daß der Schüler durch sie zur Klarheit darüber kommt, ob es mit dem Gefühl, seine Arbeit möchte gelungen sein, wirklich auch seine Richtigkeit habe. Sich selbst kann ja der Schüler nicht trauen, endgiltig entscheidend ist und bleibt für ihn das Urtheil des Lehrers. Stimmt dieses mit seinem Gefühl überein, lautet es auf „gut“, so weiß er, daß er nicht umsonst gearbeitet hat, seine Mühe nicht verloren ist; er wird im Bewußtsein seines persönlichen Werthes und seiner Begabung bestärkt und zu neuer Arbeit angespornt.

Wie steht es nun aber bei schwachbegabten Schülern? Bei ihnen, glaube ich, hat sich ein Lehrer fürs erste sehr zu hüten, daß er sie nicht durch immerwährendes Tadeln vollends gar verzagt und kleinmüthig mache; sodann wird er wohl daran thun, wenn er sie je und je durch leicht zu beantwortende Fragen erkennen läßt, daß doch wenigstens eine kleine Kraft in ihnen ist und daß sie also wenigstens etwas erreichen können. Endlich aber möge er nicht blos der guten Leistung, sondern auch der Treue seine Anerkennung zollen. Es giebt in unseren Schulen immerhin manche zwar unbegabte, aber doch treue Schüler, welche thun, was sie können. Diese lasse der Lehrer seine Liebe und Anerkennung besonders spüren und sein Auge mit Wohlgefallen auf ihnen ruhen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß das nicht leicht ist und gelernt sein muß; aber wenn nach der heiligen Schrift Gott selber es ist, der keineswegs den Erfolg, sondern die Treue am höchsten ehrt und belohnt, so gebühret es uns, auch in diesem Stück seine Nachahmer zu werden.

Ich glaube nun im bisherigen einigermaßen wenigstens dargelegt zu haben, wie die Schule sehr viel dazu beitragen kann, daß die Kinder sich glücklich fühlen und ihres Lebens sich freuen, und dies eben dadurch, daß sie in ihrem Theil und auf ihre Weise den Grundtrieben des Menschen eine Befriedigung schafft.

Lassen Sie mich nun noch in Kürze darauf hinweisen, wie die Schule diesen Dienst nicht blos dem Schüler, sondern auch dem Lehrer zu leisten vermag. Ich erinnere mich noch aus meiner Studienzeit, wie der ehrwürdige Gustav Werner in Reutlingen in einem Vortrag erklärte: „Oft, wenn ich unter meine Arbeiter trete, muß ich hineinschauen in einen Abgrund von Haß, Neid und Erbitterung; wenn ich aber dann zu meinen Kindern in die Schule komme, dann geht es mir auf wie ein sonnenheller Morgen.“ Aus diesen Worten darf doch wohl der Schluß gezogen werden, daß diesem Manne gerade die Thätigkeit in der Schule eine besondere Freude gewesen ist. Und in der That, wer unter uns, der ein Lehrer war oder ist, sollte das nicht verstehen können? Es ist ja freilich die Schularbeit mit so viel Mühseligkeit und Widerwärtigkeit verbunden, daß viele von denen, die mit Geringschätzung auf die Diener der Schule heruntersehen, keinen Monat bei derselben aushalten würden; aber diese Arbeit bringt dem, der sich mit redlicher Treue ihr hingiebt, auch reichen Lohn, so daß dem treuen Lehrer das Licht immer wieder aufgehen muß und Freude seinem Herzen.

Man mache sich nur einmal z. B. die Thatsache recht klar, daß ein Lehrer an unsterblichen Menschenseelen zu arbeiten hat, daß ihm, ich will jetzt nicht sagen die Aufgabe gestellt, sondern die Möglichkeit gegeben ist, zum zeitlichen und ewigen Heil so und so vieler Kinder beizutragen und mitzuwirken, — — ist das nicht Grund genug, eines solchen Berufs sich zu freuen und sich glücklich zu schätzen, eine Thätigkeit entfalten zu können, welche in ihren Folgen bis in die Ewigkeit hineinreicht? Ja, wir Lehrer — ich fühle mich auch als ein solcher — wollen uns nur recht oft sagen, daß wir das edelste Material zu bearbeiten haben, denn ein Blick über unsere Schüler hin zeigt uns nicht

blos schmutzige, verkommene, träge und faule Kinder, sondern fürwahr auch manches Kinder-Angesicht, über welches ein Hauch aus der Ewigkeit ausgegossen ist.

Doch nicht blos von dieser Seite die Sache angesehen, ist es eine Lust, Lehrer zu sein. Haben wir oben gesehen, daß es für den Schüler ein Genuß ist, seine geistige Kraft in der Schule zu bethätigen und auszuwirken, so gilt dasselbe auch für den Lehrer, und dies namentlich bei der Ertheilung solcher Unterrichtsfächer, für welche er eine Vorliebe hat. Da wird das, was ihm höchste Pflicht ist, nämlich die Kinder mit dem gegebenen Stoff möglichst bekannt und vertraut zu machen, für ihn zugleich die höchste Lust; Sollen und Wollen vereinigen sich zum schönsten Bunde, und die Unterrichtsstunden werden ihm im besten Sinne des Wortes zum Genuß.

Wir sind hier an einem Punkte angekommen, wo es sich deutlich zeigt, daß die Schule namentlich auch den Besitztrieb des Lehrers befriedigt. Um mit Lust und Liebe unterrichten zu können, muß man vor allen Dingen seines Stoffes Meister sein, muß als über sein geistiges Eigenthum frei über denselben verfügen können. Freilich ergiebt sich das keineswegs von selbst, dazu ist vielmehr Fleiß und Anstrengung erforderlich, denn

„Nur dem Fleiß, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn."

Aber wenn ein Lehrer seinen Unterricht wirklich ernstlich und fleißig betreibt, so geht es bei ihm nach dem bekannten Worte: docendo discimus, d. h. durch Lehren lernen wir: was er zu lehren hat, wird immer mehr sein innerstes geistiges Eigenthum, er sammelt einen Schatz von Kenntnissen, diese hinwiederum führen ihn da und dort zur Wahrheits-Erkenntniß und damit zu einem Besitz, an welchem er eine unerschöpfliche Quelle geistiger Anregung, Erfrischung und Erhebung hat.

Doch noch einen Besitz anderer Art möchte ich nennen, welchen ein Lehrer in der Schule sich erwerben kann und zwar gerade durch einen auf dem Grund solider Kenntnisse ruhenden und mit Lust ertheilten Unterricht, — ich meine die Liebe und Verehrung seiner Schüler. Es mag ein Lehrer arm sein an irdischem Gut und mit Mühe sich und die Seinigen durchbringen, aber wenn das Herz seiner Kinder ihm gehört, wenn sie mit Liebe an ihm hängen und mit Verehrung und Hochachtung zu ihm aufblicken, so ist er wahrhaft ein reicher Mann. Und das ist fürwahr kein todter Reichthum, vielmehr strömt aus demselben Leben hinein in das ganze Getriebe der Schularbeit; denn wo Liebe ist, da ist Leben, wo aber Leben ist, da ist Lust und Freude.

Man sagt von einem römischen Kaiser (Caligula), er habe das Wort im Munde geführt: „oderint dum metuant!" — „mögen mich die Leute hassen, wenn sie mich nur fürchten!" Es ist schlimm, wenn ein Lehrer in diesem Sinn und Geist in seiner Schule waltet, und leider muß man ja sagen, daß das auch schon vorgekommen ist. Aber der Lehrer thut wohl daran, der

darnach trachtet, in den Besitz der Liebe und Anhänglichkeit seiner Kinder zu gelangen, denn das ist ein unvergänglicher Besitz.

Doch nicht blos ein Besitz ist die Liebe der Schüler für den Lehrer, sie ist zugleich seine Ehre. Denn ihr Vorhandensein ist ein deutlicher Beweis dafür, daß sie von ihm fürs Leben etwas empfangen und gelernt haben, daß er in treuer Arbeit etwas aus ihnen gemacht hat.

Es suchen viele in unseren Tagen dadurch Ruhm und Ehre zu erlangen, daß sie statt in aller Stille auf ihren Beruf sich zu beschränken, ins Große wirken und an die Oeffentlichkeit kommen wollen; sie wollen bekannt und genannt werden. Wer dazu Lust hat, der darf kein Lehrer werden. Da gilt es eine verborgene Arbeit, von der in der Welt wenig die Rede ist. Aber, meine Herren, der Mann, der diese Arbeit thut, hat darum doch seine Ehre. Ein Lehrer, der treu an seinen Schülern arbeitet, erhält sie ungesucht, denn nicht blos diese, nämlich die Schüler, sondern auch die Eltern derselben lernen ihn achten und werthschätzen, ja noch in weiteren Kreisen wird das, was er im Verborgenen gethan hat, offenbar.

In einem größeren Dorfe unseres Landes, worin ein Lehrer, den ich persönlich gekannt habe, 58 Jahre gewirkt hat, war einmal Einquartirung. Bei dieser Gelegenheit sprach ein Offizier diesem Lehrer (es war der † Auberlen in Fellbach) seinen Dank aus für die treffliche Schulung, welche die von dem Dorfe stammenden Soldaten durch ihn einst empfangen haben, denn sie begreifen auch etwas und man komme mit ihnen vorwärts.

Aus diesem Beispiel, dem ja gewiß noch andere beigefügt werden könnten, sehen wir: des Lehrers Ehre sind seine Schüler. An ihnen darf und soll er sie suchen, und er wird sie bei treuer Arbeit auch finden. Und sollte er sie bei Menschen auch nicht finden, so hat er sie ganz gewiß bei Gott. „Ihr seid meine Freude und meine Ehre und die Krone meines Ruhmes auf den Tag Jesu Christi", schreibt Paulus an die Thessalonicher. Das ist fürwahr ein schönes Wort; das möge uns zeigen, wo und wie wir als Lehrer die Befriedigung des von Gott in uns hineingelegten Ehrtriebes zu suchen haben. Da steht nicht zu befürchten, daß wir ehrgeizige Leute werden und unsere Arbeit thun mit Dienst vor Augen als den Menschen zu Gefallen; wohl aber werden wir allezeit uns angetrieben fühlen, unsere Zeit und unsere Kraft treu anzuwenden, um an den uns anvertrauten Kindern in unserem Theile das zu erreichen, was Paulus an seinen Thessalonichern zustande gebracht hat.

Meine Herrn! die Gedanken, die ich mir erlaubt habe, Ihnen vorzulegen, sind wie ich schon bemerkt habe, in mir angeregt worden durch einen Mann, der nicht blos ein Schullehrer, sondern wirklich ein Schulmeister gewesen ist, durch Chr. H. Zeller, den ersten Direktor der am Oberrhein gelegenen Rettungs-Anstalt Beuggen. Die Schule und die Schüler waren seine Freude und sein Schatz und seine Ehre.

In den letzten Jahren seines Lebens kam der berühmte Pestalozzi in diese Anstalt. Er ließ sich die Einrichtung derselben zeigen und wohnte auch dem Unterrichte bei. Den Eindruck, den er bekommen hat, hat er zum Ausdruck

gebracht in den Worten: „Ungeheure Kraft, ungeheure Kraft! das war's, was ich wollte!“ Einen solchen Eindruck hat Zeller mit seiner still verborgenen Arbeit hervorgebracht bei dem Manne, der selber einmal die Welt für sich begeistert hatte. Darum denke ich: der Lehrerberuf ist zwar unscheinbar, dennoch aber groß und herrlich; unscheinbar ist er in seiner äußeren Beschränktheit, herrlich durch seine innere Unendlichkeit ..... und von jedem, der in treuer Arbeit demselben sich hingiebt, darf gesagt werden, daß er

„Zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht;
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tag' und Jahre streicht.“

(Rheinische Blätter.)

Einige Winke für das Strafverfahren in der Volksschule.

Von Rudolf Dietrich.

1. Die erste Strafe.

Non scholae, sed vitae discimus. Das gilt nicht bloß für die Wissenschaften und Künste, in denen wir unsere Zöglinge unterweisen — das gilt doch wohl noch viel mehr für die Ausbildung des rein Menschlichen in ihnen, für die Erziehung zur Sittlichkeit. In allen Maßnahmen, welche wir zur Erreichung dieses Zweckes ergreifen, müssen wir der hohen Mahnung eingedenk sein. Unter jene gehören aber nicht in letzter Linie die Strafen. Offenbar dürfen wir doch den Kindern über Sünde und Strafe nicht Ansichten beibringen, die mit denjenigen des Lebens draußen im Widerspruch stehen. Natürlich sind hier nur die berechtigten, die sittlich gerechtfertigten Ansichten gemeint. Nun kommt es im gesellschaftlichen Leben allerdings häufig vor, daß unsere Vergehen nicht mit der entsprechenden Buße belegt werden. Ja man hat Beispiele, daß thatsächlich schwere Verbrechen scheinbar völlig straflos ausgegangen sind. Freilich nur scheinbar. Denn mag auch der Gläubiger dem Schuldner großmüthig verziehen, oder mag es jener gethan haben, um den andern „nicht unglücklich zu machen“: ohne Schaden bleibt der letztere nie, und dieser ist darum nicht weniger empfindlich, weil er äußerlich beinahe gar nicht wahrzunehmen ist. Ein Kaufmann z. B. kann wohl seinen Kassenverwalter, der ihm Gelder unterschlagen, aus Rücksicht auf dessen Familie schonen, vielleicht sogar auf Schadenersatz verzichten — aber wird er ihn in seinem Dienste behalten? Das sind jedoch eben noch nicht die ungünstigsten Verhältnisse. Wenn nun die schlimme That vor den Strafrichter gelangt? Da giebt es keine Rücksicht; da muß das Vergehen gebüßt werden, mag es immerhin das erste sein. Und wie häufig sind die Fälle, in denen die Strafe der Uebertretung auf dem Fuße folgt, ohne Mitwirkung eines anderen Menschen, ja ohne daß überhaupt jemand etwas von der Sünde erfahren hat — jene Fälle, die uns geradezu als göttliche Gerichte erscheinen!

Die Verhältnisse im Leben liegen demnach so: Es geschieht zuweilen, daß

Verbrechen, trotzdem daß sie bekannt geworden, unbestraft bleiben. Dieses zweifelhafte Glück läßt sich aber nie voraussehen. Viel sicherer ist es, daß die schlimme That ihren bösen Lohn findet. Darauf haben wir nun die Schüler vorzubereiten; von diesem Gesichtspunkte aus bestimmen wir unser Strafverfahren in der Volksschule — d. h. das Kind wird schon nach dem ersten Vergehen irgend welcher Art bestraft. Das erscheint hart — und das Leben ist hart. Ueber diese wirkliche Härte wird sich aber derjenige Bürger, welcher nach jenem Grundsatze erzogen worden, weit weniger beklagen als einer, der in seiner Jugend die Strenge der Naturnothwendigkeit einerseits und des göttlichen Gesetzes andererseits (das juristische kommt nicht in Betracht) nicht erfahren hat. Jener kann dahin gelangen, daß er sich in bescheidenem Maße glücklich fühlt — eben weil er gewöhnt ist, vom Leben nicht allzu große Milde zu erwarten. Wenn irgend jemand, dann wird er die Kunst erlernen, im Ernste des Lebens heiter zu sein. Für den andern aber liegt die Gefahr sehr nahe, daß er in Verbitterung geräth. Und mit welchem Rechte dürfen wir denn eigentlich sagen: „Ich will dir's noch einmal vergeben?" Ich — ich! Wer ist denn der Lehrer, daß er so sprechen darf? Allerdings ist er in manchen Fällen der unmittelbar Beleidigte, und da wird es ihm wohl erlaubt sein, daß er dem Kinde verzeihe. Gewiß, das soll er für seine Person ja thun. Aber es gilt doch noch zweierlei zu erwägen: der Lehrer ist eine öffentliche Person, dem Schüler gegenüber das verkörperte Gesetz — und das Kind soll erzogen, d. h. in der Schule fürs Leben vorbereitet werden. Und diese beiden Umstände geben immer den Ausschlag. Also das, was der Lehrer als Mann für sich selbst ist, giebt ihm nicht das Recht, zu binden oder zu lösen.

2. Schule und Haus.

Wenn die Strafe nichts anderes als die natürliche Folge des Vergehens ist, so kann Beschwerde nur von sehr unverständigen oder bösartigen Eltern geführt werden. Da aber auch unter den Vernünftigen und Gutgesinnten nur ein verschwindend kleiner Theil über jene Beziehungen selbstständig nachgedacht hat, so erfordert es zum mindesten die Klugheit, daß der Lehrer die nöthigen Aufklärungen gebe. Dies gelegentlich der Besuche, welche der Lehrer den Eltern macht, zu erledigen, liegt sehr nahe. Allein die Gelegenheit wird doch nur höchst selten einem wirklichen Vortrage über das Strafverfahren günstig sein. Ja ein solcher läßt sich für den ersten Besuch wenigstens nicht einmal empfehlen. Vielmehr würde wohl der größte beiderseitige Vortheil darin liegen, daß die Eltern schriftliche, schlicht und knapp gehaltene Nachrichten über die Behandlung der kindlichen Uebertretungen eingehändigt erhielten. Das würde allerdings den Lehrer zu einer zeitraubenden und langweiligen Arbeit zwingen. Aber vielleicht findet er eine mitleidige Seele, welche einen Hektographen besitzt.

Im folgenden will ich versuchen, ein derartiges Schriftstück zu entwerfen.

Wer seine Freiheit und seine Kraft mißbraucht, der fühle die Stärke eines Mächtigeren. Am härtesten empfindet man das durch körperliche Züchtigung. Diese gilt als Strafe für gewisse Vergehen auf dem Schulwege und

für rohes, boshaftes Verhalten gegen Mitschüler. Aufdringliche, Gewaltthätige und solche, welche während der unterrichtlichen Arbeitszeit spielen, haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie auf bestimmte Zeit von gemeinschaftlichen Spielen ausgeschlossen werden. Unreinliche, Diebe und Niederträchtige erhalten natürlich einen abgesonderten Platz. Wer sich vordrängt, scheint gern vorn zu sein: er wird vorgesetzt, d. h. unter diejenigen, die der Lehrer besonders scharf im Auge haben muß, und das sind die Schwatzhaften, die Unaufmerksamen, die Spieler und solche, welche mit fremdem Eigenthum leichtsinnig umgehen. Wer zu spät kommt, wer während des Unterrichts trotzt oder mit seinen Gedanken wo anders ist, wer liederliche Schrift liebt, wer andere durch Abschreiberei bestiehlt — der versäumt Zeit oder benutzt sie falsch: er muß am Ende der Unterrichtsstunden nacharbeiten. Wer mit seinen Rechten und Freiheiten Mißbrauch treibt, der muß sie einige Zeit entbehren. Das trifft den Aufdringlichen: er darf seinen Arm nicht heben — den Unruhigen: er darf nicht sitzen, sondern muß stehen — denjenigen, welcher fremdes Eigenthum, das ihm zur Bequemlichkeit dient, beschädigt: es wird ihm entzogen — den Schwatzhaften und den Lügner: beiden wird die Unterhaltung mit andern verboten — den Spätling: er muß an der Thüre stehen oder darf einen Sitzplatz nur in der Nähe der Thür einnehmen. Häufige und gründliche Untersuchungen müssen sich Unreinliche und Diebe gefallen lassen. Der Verderber fremder Sachen darf sich nicht wundern, wenn er scharf überwacht wird. Auf Vergeßlichkeit folgt strenge Durchsicht der Schulsachen während mehrerer Tage. Die Klatschsüchtigen und Lügner dürfen nicht verlangen, daß sie als Zeugen für oder gegen andere angehört werden. Dem Vergeßlichen, dem Unreinlichen, dem Diebe, dem Lügner darf man weder etwas leihen, noch auftragen, noch ein Amt übertragen.

3. Der strafende Blick.

Ob man sich von ihm Kindern gegenüber viel versprechen darf? Und wie sieht er denn aus? Bringt er Freundlichkeit, fast eine Bitte zum Ausdruck? Ist's ein ernster, aber milder, sanfter Vorwurf? Erscheint er kalt, scharf, durchdringend? Sind die Augenbraunen finster zusammengezogen, offenbart sich Zorn im Blicke? Läßt er Mitleid erkennen? Oder Verachtung? Wenn er wirken soll, so müssen ihn doch die Kinder verstehen. Welchen von den angedeuteten Blicken fassen sie als Strafe auf? Den ersten nicht; der kann sie sogar verwirren. Die Bedeutung des zweiten mag vielleicht den Schülern der letzten Jahrgänge klar werden. Der dritte macht das Kind wenigstens stutzig, läßt es wohl auch erschrecken: Warum sieht mich der Lehrer auf einmal so an? Den vierten versteht es vollkommen. Der fünfte jedoch übersteigt wieder die Höhe des kindlichen Verstandes. Der sechste endlich ist von vornherein zu verwerfen. Sicherheit gewährt uns demnach nur der zornige Blick, von dem übrigens noch verlangt werden muß, daß er nicht leidenschaftliche Erregung verräth. Es gälte nun zu bestimmen, in welchem Falle dieser strafende Blick anzuwenden wäre — allein oder in Verbindung mit etwas anderem. In seiner Natur liegt ohne Zweifel eine Macht begründet, die wir nicht unterschätzen wollen. Sie ist auch unter erwachsenen Personen bekannt

genug. Wohl jeder weiß sich eines Falles zu erinnern, in welchem er, ohne es zu sehen, fühlte, daß er von einem anderen scharf beobachtet wurde. Er gerieth in Verlegenheit, in Verwirrung, und unwillkürlich oder willkürlich — das erstere ist wohl das gewöhnliche — schaute er jenem ins Auge. Das erscheint uns als eine Art Magnetismus. Sollte sich dessen Anwendung in der Schule nicht empfehlen? Gelegenheit dazu finden wir häufig genug. Der Unaufmerksame hat seine Augen und Gedanken irgendwohin gerichtet, nur nicht auf den Lehrer. Da mag nun dieser beide durch seinen scharfen, durchdringenden Blick zu sich ziehen. Der Unmuth, der Aerger, der Zorn, mit einem Worte die Unfreundlichkeit, welche in dem Blicke zum Ausdruck kommt, mag die Strafe andeuten. Doch der Blick allein genügt nicht; es muß eine plötzliche Pause in der unterrichtlichen Arbeit eintreten, wenn jener wirken soll. Alsdann wendet sich der Lehrer an den fraglichen Schüler, um sich zu überzeugen, wie lange dessen Geistesgegenwart fehlte, um zu erfahren, was ihm alles entgangen ist — und diese Lücke muß ausgefüllt werden, nach Schluß der regelmäßigen Unterrichtsstunden. Man sieht, daß hier der Blick nur eine untergeordnete Rolle spielt. Er leitet das Strafverfahren nur ein. Ein anderer Fall, wo er Anwendung finden könnte, ist unanständiges oder nachlässiges Sitzen. Allein auch da muß dem Blick wenigstens noch eine stramme Körperbewegung von seiten des Lehrers beigefügt werden. Den Schwätzer sieht der Lehrer ebenfalls erzürnt an, indem er die gemeinschaftliche Arbeit auf kurze Zeit unterbricht. Das mag, sofern es sich um das erste Vergehen dieser Art handelt, genug sein obwohl noch zu bedenken ist, daß ein Kind dem andern nicht immer plötzliche Einfälle zuflüstert, sondern daß jenes mit der Sache, welche es zum Ausdruck bringt, schon kürzere oder längere Zeit sich beschäftigt, am Unterrichte sich also nicht betheiligt hat. Die einzige Ordnungswidrigkeit, welche der strafende Blick allein sühnt, ist unerlaubtes plötzliches Bewegen — der Hände z. B., um eine Fliege zu fangen — vorausgesetzt, daß es sich um den ersten Fall handelt.

Wir erkennen schließlich: die selbstständige Bedeutung des strafenden Blickes in der Volksschule ist eine sehr geringe. Wollen wir ihn deshalb aus unsern Erziehungsmaßregeln nicht lieber ganz streichen? Und leidet denn unter dem bekannten Innehalten nicht die ganze Klasse? Was können aber die andern für den Fehler des einen? Haben jene nicht das Recht zur Beschwerde?

Und warum diese umständliche Erörterung? Muß sie nicht pedantisch erscheinen? Ob sie manchem so erscheint, darum kümmern wir uns nicht; denn sie ist es nicht. Ueber allgemeine Verhältnisse hat man nun genug geschrieben und gesagt (mehr gesprochen als gesagt!). Es wird endlich Zeit, daß man auch das Einzelne und Kleine gründlich untersuche. Denn gerade das ist in der Volksschule die Hauptsache. Nur die Kleinigkeiten sind die Bausteine, aus welchen sich ein gesundes Lehrgebäude der Pädagogik errichten läßt. Die gewissenhafte Arbeit in, mit und durch Kleinigkeiten macht den Lehrer groß. Nicht darin besteht sein Ruhm, daß er alle möglichen philosophischen, psychologischen, überhaupt nur ja recht *wissenschaftliche* pädagogische Systeme im Kopfe hat und mit ihnen nun von oben herab in der Volksschule Leben erwecken will.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die 33. Versammlung der lutherischen Generalsynode wurde am Mittwoch den 1. Juni in Omaha, Nebraska, eröffnet. Die Versammlung wurde von Gouverneur Thayer von Nebraska und von Mayor Broatsch von Omaha begrüßt. Am nächsten Tag hielt der seitherige Präsident der Generalsynode, Dr. Rhodes von St. Louis, die Synodalpredigt über Sach. 4, 6. Nachmittags, zu Anfang der eigentlichen Geschäfte der Synode, fand die Beamtenwahl für die nächsten zwei Jahre statt. Prof. Dr. Ort von Springfield, Ohio, wurde zum Präsidenten gewählt.

Einer der ersten Gegenstände, die aufgenommen wurden, war der Bericht der Comite für Heidenmission. Die Einnahmen für die letzten zwei Jahre betrugen $62,196; der Zuwachs an Einnahmen gegenüber der vorigen Periode $1619. Die Ausgaben betrugen $63,574. Da aber der Kassenbestand aus der vorigen Periode nicht unter den Einnahmen gerechnet war, so bleibt immer noch ein Ueberschuß von $5166. Die Generalsynode hat in Indien 4 Missionare, 2 indische Pastoren, 3 Evangelisten, 17 Katechisten, 98 Dorfprediger (village preachers,) 84 Kapellen. Die Zahl der zu dieser Mission gehörigen Getauften beträgt 9530, die in 314 Ortschaften wohnen. Die Zahl der Communicanten beträgt 5815. Ferner wurde eine bedeutende Summe für ein indisches College gesammelt. Im Ganzen empfangen durch die Missionsthätigkeit der Generalsynode 10,600 Personen christlichen Unterricht.

Die Mühlenberg Missionsstation in Liberia, Afrika, erhält sich selbst. Der Pastor der dortigen Gemeinde David Davidson ist ein Eingeborener. Die Gemeinde zählt 122 Seelen, 87 Communicanten und hat 160 Sonntagsschüler. Die Mittel zur Erhaltung dieser Mission kommen hauptsächlich aus den Erträgnissen der 1300 Acker Landes, die Eigenthum der Mission sind, 100 Acker sind mit Kaffeebäumen bepflanzt, wovon in den letzten 2 Jahren eine Einnahme von $2113 erzielt wurde.

Die Einnahmen für innere Mission hatten $61,091 betragen. Ein westlicher Sekretär für innere Mission soll in Omaha stationirt werden. Unter der Leitung des Missionskomites stehen 103 Missionsplätze. $65,000 wurden für die nächsten zwei Jahre bewilligt.

Das Comite für Kirchenbau (Church Extension) berichtete eine Einnahme von $63,628. Die zur Verfügung stehenden Summen werden für die Erwerbung von Kirchen und Pfarrhäusern verwendet, indem sie zum Theil an unbemittelte Gemeinden verschenkt, zum größten Theil aber zu einem niedrigen Zinsfuß oder ganz zinsfrei ausgeliehen werden. Dabei wird nach folgenden Regeln verfahren: Keine Anleihe für länger als fünf Jahre oder höher als $5000 wird bewilligt, ebenso darf für keine Kirche, die mehr als $5000 kostet, ein Geschenk bewilligt werden, und mehr als $500 dürfen nicht geschenkt werden. Die Comite hätte über $100,000 ausleihen können, wenn ihre Mittel dazu gereicht hätten.

Aus den Erträgnissen der Publikationsgesellschaft, die elf Mann als Buchhalter, Schreiber, 2c. beschäftigt, und in zwei Jahren $57,816 einnahm, konnten für die letzten zwei Jahre $6500 für verschiedene Zweige der kirchlichen Thätigkeit vertheilt werden. Die Anträge dem deutschen Seminar in Chicago $1000 und $300 für die schwedischen Studenten zu bewilligen, gingen nicht durch, sondern wurden an die Executiv-Comite verwiesen, welche darüber entscheiden soll.

Mittwoch den 8. Juni wurde eine Exkursion nach Lincoln und Beatrice unternommen, namentlich um den von der Stadt Beatrice angebotenen Platz für die Errichtung eines Colleges zu besichtigen. Das Anerbieten der Stadt ist auch wirklich glänzend. Ein Stück Land von 160 Acker auf der Ostseite der Stadt sollte in Lots ausgelegt werden. Sechszehn Acker an der höchsten Stelle sollten für das College bestimmt sein, während ihm ein Viertel des Erträgnisses des übrigen Landes zufallen sollte, nebst $25,000 in Geld. Als diese Offerte von der Stadt Atchison, die $50,000 anbot und von der

Atchison Land Investment Co., überboten wurde, machte Beatrice den Vorschlag ein Gebäude für nicht weniger als $50,000 zu errichten und 200 Acker Land zu geben. Außerdem waren von Grand Island, Nebr., Lincoln, Nebr., Beloit, Minneapolis und Topeka, Kas., ähnliche Anerbietungen gemacht worden.

Die Herausgabe einer lutherischen Encyclopädie wurde beantragt, aber beschlossen die Sache nicht zu unternehmen.

Die von den Bischöfen der protestantischen Episkopalkirche gemachten Vorschläge einer Vereinigung aller protestantischen auf Grund der Anerkennung der hl. Schrift, des Nicenischen Glaubensbekenntnisses und des „historischen Episkopates" wurde besprochen und erklärt, daß eine organische Vereinigung der verschiedenen Kirchen gegenwärtig weder wünschenswerth noch ausführbar sei. Das Nicenum als dogmatische Grundlage der Vereinigung wurde als ungenügend erklärt und statt dessen die Augsburgische Confession vorgeschlagen, während man sich den „Historischen Episkopat" gefallen lassen wollte, obwohl er etwas unwesentliches sei. Außerdem wurde beschlossen eine Comite zu ernennen, die mit der Comite der Episkopalkirche in dieser Hinsicht weiter unterhandeln soll.

Die General-Assembly der Presbyterianer hielt ihre 99. Sitzung ebenfalls in Omaha Nebr. Die Berichte darüber sind aber nicht vollständig, obwohl die Versammlung schon am 16. Mai stattfand. Es wurden die Vorbereitungen für die 100. Versammlung, die in Philadelphia, dem Ort der Gründung der General-Assembly stattfinden soll, besprochen. Auf dieser Versammlung soll die Vereinigung der nördlichen und südlichen Presbyterianerkirche stattfinden, wenn sie nicht an der Rassenfrage scheitert. Die südlichen Presbyterianer verlangen getrennte Kirchen für die Neger, die nördlichen Presbyterianer dagegen treten dieser Forderung ebenso entschieden entgegen als jene daran festhalten. Die Unterstützung alter Prediger war ebenfalls Gegenstand der Erörterung. Es waren $136,000 dafür eingegangen, $16,000 mehr als im vorigen Jahre, aber wie der Vorsitzende der betr. Comite bemerkte, nicht genug „um der bitteren Noth alter Pastoren abzuhelfen, welche die härteste Arbeit für einen kleinen Gehalt thun." Es wurde vorgeschlagen $1,000,000 zu kollectiren, deren Zinsen zu diesem Zweck verwendet werden sollen. Die G. A. unterhält eine Negermission im Süden; 217 Gemeinden mit 15,880 Gliedern und 15,680 Sonntagschüler gehören zur nördlichen Presbyterianerkirche. Die Einnahmen für Negermission betrugen $118,000, die Ausgaben $126,230. Die Unionsvorschläge der Episcopalkirche wurden auch von dieser Versammlung besprochen, von einem Resultat dieser Besprechung ist nichts berichtet.

Wie man sich in Betreff der Kanzelgemeinschaft auch im Generalconcil helfen kann, darüber gibt der folgende Brief des Inspectors der Anstalt St. Chrischona Aufschluß. Er lautet: „Lieber Hausfreund! In No. 10 Ihres werthen Blattes kommt eine Mittheilung aus Texas, meine Person betreffend, die jedenfalls auf einem Mißverständniß beruht. Es wird dort bemerkt, daß die ehemaligen Studenten der Anstalt St. Chrischona bei Basel, der ich vorstehe, Anstand genommen hätten, ihren ehemaligen Inspector auf ihre Kanzel zu lassen. Dies ist nicht der Fall. Sämmtliche ehemaligen Studenten unserer Anstalt kamen mir mit der größten Liebe und Freundlichkeit entgegen und waren der Ansicht, daß die bekannten exclusiven Regeln des General-Concils in diesem Falle eine Ausnahme gestatten. Ich predigte mit Freude auf den Kanzeln der Brüder im Amte, die ich in meiner beschränkten Zeit besuchen konnte, und wir fühlten uns eins im Glauben und im Geiste. Nur bei der Synode in Burton, bei deren Verhandlungen ich einstimmig als berathendes Mitglied aufgenommen wurde, verlangte es der christliche Tact, daß ich die Kanzel nicht bestieg, da einige Pastoren, die nicht von St. Chrischona ausgegangen sind, es nicht wünschten. Ich hielt eine Ansprache unter dem Himmel, der sich über alle Kinder Gottes wölbt, vor einer Versammlung, die für die Kirche ohnedies zu groß gewesen wäre. — Mit Dank gegen den Herrn und gegen meine lieben Brüder im Predigtamt denke ich an die in Texas verlebten Tage zurück.

Mit christlicher Hochachtung,

Omaha, 2. Juni 1887. C. H. Rappard, Insp.

Die Orgelfrage ist auch hier in Amerika noch nicht ganz von der Tagesordnung verschwunden. Die Versammlung der Vereinigten Presbyterianer in Philadelphia quälte sich mehrere Tage lang mit der Frage über den Gebrauch von Musikinstrumenten beim Gottesdienst. Obwohl schon vor mehreren Jahren entschieden worden war, daß musikalische Instrumente gebraucht werden dürften, so suchten die Gegner derselben dennoch auf indirektem Wege ihren Zweck zu erreichen indem sie beantragten, daß keiner aus der Missionskasse unterstützten Gemeinde der Gebrauch einer Orgel gestattet werden sollte. Obwohl der Antrag mit 127 gegen 61 Stimmen verworfen wurde, so wurde doch von den Antragstellern ein Protest gegen den Beschluß erhoben.

Eine Kathedrale für sechs Millionen Dollars will Bischof Henry L. Potter in New York bauen. Sie soll die große St. Patricks Kathedrale an der 5. Avenue weit in den Schatten stellen und wie Bischof Potter sagt: „eine Volkskirche sein ohne reservirte Sitze;" außerdem sollte die Kanzel der Kathedrale den berühmtesten Predigern aller Denominationen offen stehen, um so das Volk der Weltstadt mit den stärksten und einflußreichsten Geistern in Verbindung zu bringen, was nach der Meinung des Bischofs sich viel wirksamer erweisen würde, als die fortwährende Thätigkeit einzelner Prediger. Wenngleich das Gebäude und der Kultus unter der Verwaltung der Episcopalkirche bleiben müßten, so würde sich doch, meint Bischof Potter, der Einfluß einer solchen Einrichtung zur Förderung des Christenthums im ganzen Lande fühlbar machen.

Der Plan ist keineswegs neu; er hat schon im Jahre 1873 unter dem Bischof Horatio Potter bestanden, aber der Krach von jenem Jahr hatte einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ob's wohl ausgeführt wird? Bei der gegenwärtigen Strömung des kirchlichen Zeitgeistes sind dergleichen Dinge gar nicht unmöglich, wenn nur Geld genug da ist.

Die römische Kirche in den Vereinigten Staaten besitzt nach einer jüngst von einem katholischen Blatte veröffentlichten Statistik; 6810 Kirchen, 3281 Kapellen und Stationen, 36 theologische Seminare, 88 Kollegien, 593 Akademien, 485 wohlthätige Anstalten und 2687 Pfarrschulen mit 535,785 Schülern. Die Geistlichkeit zählt einen Kardinal, 12 Erzbischöfe, 61 Bischöfe, 7568 Priester und 1560 Studenten der Theologie. Vor 94 Jahren gab es erst ein Bisthum in der Union; jetzt gibt es 62 Bisthümer und neun apostol. Vikariate. Die Zahl der Katholiken ist in derselben Zeit von 25,000 auf 10 Millionen angewachsen, hauptsächlich durch die Einwanderung.

Daß die Katholiken in Amerika es besser verstehen die Grenzlinie ihres Gehorsams gegen die Kirche zu ziehen, als den Bischöfen und dem Papste lieb ist, wird durch die folgende Mittheilung bewiesen: „Erzbischof Corrigan hat dem Herrn Dr. O'Loughlin, Editor des „Catholic Herald", einen Brief geschrieben, in dem er sich über des Editors Parteinahme für den abgesetzten Priester Dr. McGlynn beklagt und denselben auffordert, davon abzustehen, sonst „thun Sie es auf Ihre eigne Gefahr hin". Der Editor bemerkte, daß, während er ein guter Katholik und auch anders bereit sei, den kirchlichen Vorgesetzten zu gehorchen, er es niemals dulden werde, daß irgend Einer sich in seine Geschäfte mische. Er wird den Brief des Erzbischofs unbeantwortet lassen und fortfahren, die Sache des Dr. McGlynn zu befürworten."

Wie wenig die römische Kirche da, wo sie das politische Uebergewicht hat, daran denkt, auf Bekämpfung der Zustände hinzuarbeiten, die mit der Zeit nothwendig zur socialen Revolution führen müssen, zeigt sich sogar in den Aeußerungen ultramontaner Blätter, die in diesem Falle unverdächtige Zeugen sind. Das wiener „Vaterland" schreibt: „Seit einer langen Reihe von Jahren haben wir die belgischen Arbeiterzustände, namentlich die der Kohlengruben, als eine Schmach für die katholische Christenheit gekennzeichnet und die ernstesten Vorwürfe gegen die Katholiken jenes Landes gerichtet, welche wiederholt die Mehrheit im Parlament und die Regierungsgewalt in den Händen gehabt haben, ohne in diesen Zuständen Wandel zu schaffen. Es ist das traurig aber begreiflich, wenn man weiß, daß seit fast einem Jahrhundert Belgien von den Ideen der kapitalistischen Wirthschaft inficirt ist, welche die Organisation des Volkes und damit

die Rechte der ehrlichen Arbeit unterdrückt haben. So tief haben jene Ideen die Geister Belgiens verseucht, daß selbst auf der katholischen Universität Löwen ein im übrigen höchst achtbarer Gelehrter den Katheder der Volkswirthschaftslehre lange Jahre einnehmen konnte, der voll und ganz auf dem Standpunkt der kapitalistischen Wirthschaftstheorie stand und die Brutalität derselben nur mit charitativen Phrasen zu verhüllen suchte. Alles dies erklärt die Dinge in Belgien, kann sie aber nicht rechtfertigen, nicht einmal entschuldigen." „Wir haben uns immer und immer wieder," bemerkt dazu die „Köln. Volksztg.", „namentlich gelegentlich des vorjährigen lütticher socialen Kongresses in klarer Weise ausgesprochen: wenn das katholische Ministerium nicht endlich mit der „liberalen" Wirthschaftspolitik bricht, so fehlt ihm das Verständniß für die dringlichsten Aufgaben der Gegenwart, und wird Belgien einer sehr trüben Zukunft entgegengehen."

Die Synode der englischen Presbyterianerkirche hat vom 25.—29. April in Manchester ihre Sitzungen abgehalten. Da jede der Gemeinden ihren Pastor sowie einen Aeltesten sendet, so betrug die Zahl der Abgeordneten etwa 560. Der ausscheidende Moderator Dr. McEvan aus London hielt die Eingangspredigt. Der neue Moderator P. Swanson war bisher Missionar in China gewesen, wo die englischen Presbyterianer etwa 100 Gemeinden mit 80 eingeborenen Predigern, 50 Studenten der Theologie, 16 ordinirten und 8 ärztlichen europäischen Missionaren, 7 Arbeiterinnen und 2 Missionslehrern haben. Für diese Mission wurden $84,600 verwendet. Im Ganzen haben die 286 Gemeinden mit 61,800 Communicanten $970,550 aufgebracht. Jede Gemeinde trägt nämlich zu dem sog. Unterhaltungsfond (Sustentation Fund) nach Kräften bei. Aus dieser Kasse werden nun an jede Gemeinde zum Unterhalt ihres Pastors $970 (200 Pfd. St.) bezahlt. Größere Gemeinden bezahlen aus ihrer eigenen Kasse noch Zuschüsse zu diesem Minimum, so daß manche Pfarrgehälter die Höhe von $4000—$5000 erreichen. Die Sonntags- und Wochenschulen der Denomination zählen 83,000 Kinder; 19,000 Personen sind als Sonntagsschullehrer und Arbeiter der inneren Mission beschäftigt.

Auf dem Oelberge wird von den Russen ein gewaltiger Thurm errichtet, der dem Berge ein ganz verändertes Aussehen giebt. Obwohl der Bau schon mehrere Stockwerke zählt, soll er doch noch ein weiteres erhalten, weil man hofft, von der Spitze aus dann auf beide Meere, das Todte und das Mittelländische, herabsehen zu können. Auch eine Anzahl verschiedener Glocken ist schon in dem Thurme aufgehängt, darunter auch eine große, deren Schall weithin und bei Westwind bis nach Jericho gehört werden kann. Am Abhang des Berges wird eine große russische Kirche gebaut. Bei der Ebnung des Bodens fand man eine Anlage von sieben alten christlichen Gräbern, eines neben dem anderen, nur durch eine wenige Zoll dicke und über einen Fuß hohe Zwischenwand getrennt, sodaß ein Sarg neben dem anderen stand. Noch lagen die Gebeine, aber stark vermodert, da. Ueber dem mittleren Grabe befindet sich ein an der Wand tief in den Felsen eingehauenes Kreuz und rings um dasselbe in den vier Eckfeldern eine Inschrift mit altgriechischen Buchstaben, die noch das Wort „Stephanus" ganz deutlich erkennen lassen.

Schulnachrichten.

Dem Synodal-Schulkomite ist vom Hülfs-Schulkomite des Nord-Illinois-Distrikts eine Vorlage zur Berathung zugegangen, in welcher die gänzliche Auflösung unseres Lehrervereins und die organische Eingliederung seiner Glieder sowie aller Lehrer innerhalb unserer Synode in die 11 Distrikte der Synode beantragt wird. Nach geschehener Berathung des Synodal-Schulkomites und der einzelnen Distriktconferenzen über diese Vorlage soll dieselbe der 1889 tagenden Generalsynode zur endgültigen Entscheidung unterbreitet werden. Unser Synodal-Schulkomite hat die Berathung darüber abgelehnt, weil dieser Gegenstand nicht in das Bereich seiner ihm von der Generalsynode gewordenen Aufgabe gehört.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. August 1887. Nro. 8.

Pastorale Fragen.

(Eingesandt von P. Fr. Pfeiffer.)

VII. Die Frömmigkeit des Pastors.

Versteht sich die von selbst und ist es deshalb weder sach- noch zeitgemäß, davon ein Wörtlein zu reden? Das wird wohl kein Amtsbruder behaupten wollen, der beim Studium des menschlichen Herzens die Erkenntniß des eigenen zur Grundlage und zum Ausgangspunkt gemacht hat und täglich gründlicher macht. Auch die Pastoren-Herzen gehören mit zu denen, über welche die heil. Schrift das Urtheil fällt: „Des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding; wer kann es ergründen!" Jerem. 17, 9. Daß innige Frömmigkeit die allerunentbehrlichste Qualification für den Pastor ist, wird kein vernünftiger Mensch bestreiten wollen, am allerwenigsten ein Pastor. Aber ob Jeder das dringende Bedürfniß so lebhaft empfindet als er sollte, das ist eine andere Frage. Wir sehen uns sogar zu der Meinung gedrängt, daß heutzutage die altmodische Frömmigkeit als ein Hauptstück der Ausrüstung zum pastoralen Amte in der geheimen Werthschätzung nicht weniger Pastoren ein wenig gesunken ist. Eine gegenseitige Ermunterung dieses Hauptstückes unserer Befähigung zum heil. Amte täglich zu gedenken, ist darum sicherlich am Platze.

Doch, was ist wahre Frömmigkeit? Es ist nicht Orthodoxie; es ist nicht Pietismus, wie dieser Ausdruck allgemein vom Volke heutzutage verstanden wird. Es ist auch nicht der Glaube und die Liebe als solche allein; weder das eine, noch das andere. Sie gehören als Grundprincipien mit zu einer wahren Frömmigkeit, die Gott gefällt und den Menschen beglückt. Aber der Bogen, der diese beiden Säulen verbindet und krönt, das unirende Prinzip, ist der Gehorsam, die praktische Bethätigung des Glaubens und der Liebe.

In der vollsten Zuversicht und mit dem tiefsten Ernste empfehlen wir diese Idee der Betrachtung unserer Brüder im Amte. Erscheint sie dem Einen oder dem Andern zu einfach, zu kindlich — vergessen wir nicht, auch wir Pastoren kommen nicht hinüber über das Wort unsers Meisters: Es sei, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen! Matth. 18, 3. Wollen wir die unserer geistlichen Pflege anvertrauten Seelen zu einer praktischen Frömmigkeit anleiten, von der schon im A. B. das beherzigenswerthe Urtheil gesprochen war: „Siehe, Gehorsam ist

besser denn Opfer und Aufmerken besser, denn das Fett von Widdern!" 1 Sam. 15, 22 — dann müssen wir in der Uebung solchen Gehorsams unsern Gemeinden und Pflegebefohlenen vorangehen, damit wir mit einem Paulus täglich ihnen zurufen können: „Folget mir, lieben Brüder, und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde!" Phil. 3, 17. Machen wir doch das zum Hauptziel unseres persönlichen unermüdlichen Strebens, den ganzen geoffenbarten Gotteswillen, wie wir denselben durch die ganze heil. Schrift hin in einzelnen Geboten, Vorschriften, Ermahnungen zerstreut finden, in unserm täglichen Leben zu verwirklichen!

Wir finden uns zum Glauben ermahnt; üben wir den Glauben! Wir finden uns zur Liebe ermuntert; üben wir denn Liebe! Wir werden aufgefordert in jenem unaussprechlich reinen, hohen, tiefen und breiten göttlichem Imperativ: „Der Friede Gottes regiere in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in einem Leibe und seid dankbar." Col. 3, 15. Versuchen wir's doch gleich und geben wir unsere Gemüther hin, daß diese köstliche Gottesgabe sie ganz erfülle. Wir lesen: „Seid geduldig gegen Jedermann!" 1 Theff. 5, 14. Geben wir denn prompt auf dieses himmlische Signal Acht und verbannen gehorsam alle ungestümen, unduldsamen Gefühle und Regungen gegen Andere. Wir lesen: „Seid untereinander freundlich!" Ephes. 4, 32. Fassen wir doch diese Mahnung buchstäblich und pflegen wir überall, auch zu Hause, den Geist und das Wort und die That der Freundlichkeit! Wir lesen: Betet ohne Unterlaß! 1 Theff. 5, 17. Sage nicht, das ist buchstäblich unmöglich, und unterlaß nicht, den Versuch zu machen, den Gedanken, den Gott in diesem herrlichen Gebot ausgesprochen hat, zu verwirklichen. Unternimm das Unmögliche und erfahre als Belohnung, wie mit Gott nichts unmöglich ist. Wenn du im Gespräch mit Andern begriffen bist, kannst du wiederholt Gebetsseufzer zum Herrn emporschicken. Wenn du die Straße daher wandelst, kannst du im Herzen beten. Unterbrich, ohne deine Arbeit zu versäumen, im Gegentheil zu beschleunigen — dein Tagewerk, welcher Art dasselbe sein mag, mit stiller Anrufung Gottes. Denke daran: Fleißig und ernstlich gebetet, ist halb studirt! Sei deß versichert, Gott hat in diesem Gebot nichts Unmögliches von uns verlangt.

Das sind nur einzelne Beispiele. Die Anzahl der in der Bibel uns gegebenen göttlichen Imperative sind viel größer als der Eine und Andere denkt. Diesen allen ein Herz und ein Leben voll Gehorsam entgegenbringen, das ist die Frömmigkeit, zu der wir hier ermuntern und die vor Allen uns Pastoren zusteht. Denn Religion ist in ihrer letzten Analyse, in ihrem unirenden Prinzip, Gehorsam gegen den Gott, der in Christo unser Vater geworden ist, oder ein Leben aus Gott, in Gott, mit Gott und für Gott! Wenn du als Pastor deine Pflegebefohlenen zu dieser Frömmigkeit führen kannst, dann wird im Leben deiner Gemeinde die Aera wahrhaftigen Christenthums anheben. Versuche das und damit erfüllst du das Wort Christi: „Ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete!" Joh. 15, 14.

Für einen aufrichtigen, treuen Diener Christi giebt es keine bessere Regel

zur segensvollen Führung seines heil. Amtes, als das zum dir stets bewußten Ziele aller deiner Arbeit an den einzelnen Seelen deiner Gemeinde zu machen, unter den verschiedenen äußeren und inneren Umständen ihres Lebens zu dieser Frömmigkeit hin zu leiten, die uns Pastoren in erster Linie schmücken und als Diener Christi vor der gläubigen Gemeinde und auch der ungläubigen Welt beglaubigen muß. Es ist das eine heilige Kunst, die ein unaufhörliches Studium der geistlichen Heilmittel erfordert, die den einzelnen bedürftigen Seelen zu verordnen und darzureichen sind, damit in den verschiedensten Lebenslagen Gottes Wille, sei es activ oder passiv, von ihnen erfüllt werde zur Ehre Gottes und ihrer eigenen Seligkeit. Denn nur in dem Maße und Grade wird der Mensch selig, als sein Wille in dem Willen seines Gottes aufgeht!

Andeutung von Grundsätzen, pastorale Besuche betreffend.

1. Thue Alles, was du kannst, ohne dabei deine amtliche Autorität zu schwer in die Wagschale zu werfen, um deine Gemeindeglieder zum Lesen guter, geistig gesunder Lektüre zu ihrer geistigen Ausbildung zu vermögen.

2. Suche das vielmehr zu bewerkstelligen durch Empfehlung guter Bücher und Zeitschriften als durch Verdammung der schlechten.

3. Suche allen Ernstes ein solch berathendes Verhältniß wie hier empfohlen, zu pflegen, auch mit den jungen Leuten deiner Gemeinde, und fange damit sehr frühe in ihrem geistlichen Leben an, ohne ihnen aufdringlich zu werden.

4. Demzufolge stehe immer auf der Hut, um die besten Bücher, alten und neuen Datums kennen zu lernen, um sie deinen Leuten empfehlen zu können. Auch lese du sie selbst und lasse deren Inhalt auch ein Mittel dir werden, die Seelengemeinschaft mit den jungen und alten Gemüthern lebensvoll zu unterhalten.

5. Ermuthige diejenigen, welche Zeit dazu haben, sich im Vorlesen zu üben, in Gesellschaft Anderer sowohl um ihres eigenen Nutzens willen, als auch um gelegentlich diese Kunst zu üben, um alten Leuten, Unwissenden, Kranken, Blinden damit zu dienen, oder Andern, die selbst nie lesen gelernt haben, oder aus Mangel an Zeit selten dazu kommen.

6. Sei vorbereitet, bei passender Gelegenheit, den Müttern der Gemeinde guten Lesestoff zu empfehlen für die Kleinen in der Familie, die noch nicht alt genug sind, um mit Vortheil für sich lesen zu können.

7. Kurz, gebrauche deinen gesunden Sinn dazu, stets bedacht zu sein auf alle möglichen Wege und Weisen, um das tägliche Leben deiner Glieder mehr und mehr unter die Herrschaft reinigender, erleuchtender und erhebender Einflüsse aus der Welt des Geistes zu stellen!

Ein anderer Beitrag zum Kirchenrecht.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

„Es wird auch gelehrt, daß allezeit müsse eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen

das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangelii gereicht werden." Augsb. Conf. — Dies ist unser Bekenntniß und darin ist es klar und deutlich genug gesagt, daß nicht juristische Personen, sondern die Gläubigen die Kirche bilden. Die Gläubigen sind nach Gottes Wort und nach göttlichem Rechte nicht Pfleglinge der Ortskirche als einer juristischen Person (wie der Verfasser der Beiträge zum Kirchenrecht in der Juli-Nummer p. 206 sagt), sondern Pfleglinge ihres Hirten Jesu Christi, Kinder des allmächtigen Gottes und als solche **Glieder** der Kirche. Versammelt und verbunden in dem **einen** Herrn Jesu Christo, durch den **einen** Glauben an seine erlösende Macht und durch die **eine** Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes bilden sie eben die Kirche, zu deren Erhaltung und Wachsthum der Herr das heilige Predigt-Amt aufgerichtet und die heiligen Sacramente eingesetzt hat. Dies sind die **göttlichen** Gerechtsame, kraft deren die Kirche besteht und alle Völker zu Christen machen soll.

Nun aber besteht diese wahre, unsichtbare Kirche in der Welt und hat da als sichtbare Kirche auch **menschliche** Rechte und Pflichten, die sehr manigfach, verschieden und veränderlich sind, die aber alle, sollen sie heilsam sein, in jenen göttlichen Rechten wurzeln müssen und diese zur Voraussetzung haben. Die göttlichen Rechte sind essentiell, die menschlichen accidentiell, und beide sind als solche wohl auseinander zu halten. Das war das Verderben der römischen Kirche, daß sie beide vermengte, die aus dem göttlichen gefolgerten menschlichen Rechte als göttliche hinstellte und ein kanonisches Recht aufstellte, nach welchem in Wirklichkeit die Autorität Christi nominell wurde, und kraft der bindenden und lösenden Gewalt seines Statthalters die Seligkeit von dem Gehorsam gegen die Satzungen der Kirche abhängig gemacht wurde, die doch nicht lebendig machen können. Gegen solch unevangelisch Wesen, nach welchem das Reich Gottes durch Rechtsbestimmungen und Zwangsverfügung bestehen soll, protestirte Luther und die ganze Reformation und wandte sich von allen falschen Autoritäten wiederum zu der heilsamen Gnade Gottes in Christo Jesu, um in der freiwilligen Hingabe des Herzens an den wahrhaftigen Erlöser die wahrhaftige Vereinigung von Autorität und Freiheit, die Kindschaft Gottes wieder zu gewinnen. Und wenn heute wieder die Missouri-Lutheraner die Gewißheit der Seligkeit thatsächlich von der Zugehörigkeit zu ihrer Synode abhängig machen wollen und die Confirmanden auf ihre sichtbare Kirche verpflichten, so ist das eben wieder die alte römische Verwirrung, Göttliches und Menschliches zu vermengen, menschliche Rechtsordnung als göttliche hinzustellen und damit die Gewissen zu binden. Gott geben, was Gottes ist, sein Herz, seinen Willen und sein Leben, das kann niemand, es sei denn, daß er sich in sich selbst frei dazu bestimmt in dem innersten Heiligthume des Gemüthes, welches erhaben ist über die Ordnungen, Gesetzen und Rechten der sichtbaren Kirche.

Wer da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren 1 Joh. 5. 1. Dieses von Gottgeborene, neue Leben ist die Wahrheit, die Einheit und der Grund der christlichen Kirche, aus welchem die sichtbare Kirche

hervorgeht, sie ist aber ebenso auch das Ziel und der Zweck, um dessentwillen und zu dessen Erreichung die sichtbare Kirche da ist, damit die heranwachsenden Geschlechter durch die sociale Gemeinschaft der sichtbaren Kirche zur persönlichen Lebensgemeinschaft mit Christo und zur Gemeinschaft der Heiligen gelangen mögen.

Die sichtbare Kirche trägt daher beides in sich; einestheils ist sie das Werk des HErrn, als des Baumeisters der Kirche, dem jedes einzelne Glied dienen soll, anderestheils soll die Kirche jedem einzelnen Gliede dienen denn nicht die Kirche, sondern die Seele des Einzelnen soll selig werden. Die Kirche als eine Gemeinschaft geheiligter Individien, als eine Einheit freier Persönlichkeiten ist ja nicht eine ungeordnete Masse, sondern ein Organismus ein Leib, in welchem, wie in jedem Leibe, jedes Glied dem Ganzen dienen muß, und eins dem anderen Handreichung thut, und das Ganze den Gliedern dient. 1 Cor. 12, Ephes. 4. führt der Apostel diesen Gedanken nachdrücklich genug aus. Es ist göttliche Ordnung, nicht blos Zulassung, daß der Leib sich gliedere, und daß jedes Glied an seiner Gestaltung mitarbeite. Der aber Alles ordnet und gestaltet und erhält ist der Geist. Welchen Reichthum und welche Mannigfaltigkeit der Gliederung finden wir nicht im menschlichen Leibe — also auch in Christo. Die allgemeine Kirche Christi gliedert sich in Sonderkirchen, diese wiederum in Distrikte oder Diöcesen, diese wieder in Gemeinden, und diese wieder in die einzelnen Glieder. Jeder Theil soll für seine Gestaltung und Ausbildung mitwirken, der aber Alles ordnet und bildet und trägt ist der HErr. Diese Mitwirkung besteht darin, daß jede Gemeinde ihre Gemeinde Ordnung jede Kirche ihre Kirchenverfassung und ihr Kirchenrecht haben und halten soll. Christus hat ja keine Gemeindeordnung und Kirchenverfassung gegeben, sondern hat solche Bestimmungen je nach den Verhältnissen und Bedürfnissen den Seinen überlassen, und weil die sichtbare Kirche noch der Acker ist, da der Feind immer Unkraut zwischen den Weizen säet, so können da auch sehr irrige, verkehrte und verderbliche Bestimmungen vorkommen, die aber durch des HErrn Gnade auch wieder vergehen werden. Wenn jedoch der Verfasser „der Beiträge" eine solche verderbliche Bestimmung unserer evangelischen Synode darin finden will, daß der Pfarrer als Glied der Synode der Gemeinde (als Glied) coordinirt ist, und dies dadurch verbessern möchte, daß er die Gemeinden zu subordinirten Pfleglingen macht, so stellt er sich damit auf eine ganz andere Grundlage als diejenige, auf welche unsre Synode ruht. Wenn er ferner zwischen coordinirten Gliedern, wie etwa Mund und Ohr, die Einheit nicht finden kann, so hat er doch kein Recht deßwegen diese Coordination den wunden Punkt in dem ganzen System zu nennen.

Wenn aber der Verfasser der „Beiträge" weiter sagt, daß unsere Synodal-Gemeinden die Pfarrer nach ihrer Willkühr anstellen, während diese doch nach den Synodalstatuten durch den Distrikts Präses zu geschehen hat, wie überhaupt die Gemeinde der Synode für ihr Thun verantwortlich ist—wenn er aus unsern Statuten folgern will, daß der Pfarrer für seine Amtsführung

nicht der Synode, sondern der Gemeinde Rechenschaft schulde, während die Statuten das Gegentheil sagen, — die Gemeinde den „Auftraggeber" nennt, während die Synode ihn, den Prediger, beauftragt hat, das Evangelium zu verkünden, so ist das eine gänzliche Verkehrung unserer synodalen Verhältnisse und Statuten. Betrachtete sich Paulus nicht als Glied, wo er in einer Gemeinde lebte, nicht als Bruder und Gehülfen ihrer Freude? Betrachtete er die Gemeinde etwa, weil sie ihm von ihrer Gabe gab, als seinen Auftraggeber, oder sagt er nicht vielmehr „So wir euch das Geistliche säen, ist es ein groß Ding, ob wir euer Leibliches ernten? 1 Cor. 9, 11.

Aber einem Satze des Verfassers der „Beiträge" stimmen wir bei, nämlich p. 204, a. 22. „Indessen hat die Synode bisher dieses Aufsichtsrecht über ihre Gemeinden nur wenig geübt." — Die Synode im Ganzen wie die einzelne Gemeinde soll volles Selbstbestimmungsrecht haben. Was aber dann als Recht und Gesetz bestimmt ist, dem hat sich jedes Glied als göttlicher Ordnung schlechterdings zu fügen. Die Ehe ist freiwillige Einigung aber sie ist geschlossen, so steht sie als göttliche Ordnung über den Betheiligten. Die Gemeinde erwählt in synodaler Ordnung den Prediger, aber ist die Einigung geschehen, so soll sie ihn behandeln als den Träger des Amtes, das an der Gemeinde ausgeübt wird. — Der Anschluß einer Gemeinde an die Synode ist ein freiwilliger, aber hat sie sich angeschlossen, so soll sie wissen, daß die synodalen Beschlüsse als göttliche Ordnung über die Gemeinden steht. Jede Rechtsbestimmung führt in der einen oder andern Weise eine Einschränkung und in Betreff der Widerwilligen einen Zwang mit sich. Ohne diesen ist keine Ordnung möglich, und ohne Ordnung keine Einheit. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat" (und das war damals eine heidnische.) Ja; sagen manche Zaghafte, wir haben aber die Gewalt nicht, die Beschlüsse durchzusetzen und das Recht zu erzwingen. Wir haben sie wohl! Die Berufung auf die Gerechtigkeit, die Macht des Glaubens und der Wahrheit, die Zucht des Geistes Christi sind diese Gewalt, und wer diese nicht fürchtet und achtet, ist überhaupt kein Glied der evangelischen Kirche, und verdient als unverträgliches, verderbliches Element ausgeschlossen zu werden; aber wie oft ist solches schon vorgekommen? Die Kirchenzucht ist eine Frucht des christlichen Geistes und muß durch diesen in den Gemeinden erzeugt werden. Die Vorstände der Gemeinden müssen sie üben, aber der Impuls dazu muß von der Synode ausgehen, wenn auch nur zunächst dadurch, daß man Gehorsam gegen die Synodalbeschlüsse fordert, ernstlich darnach fragt, ob die Gemeindeordnungen durchgeführt werden, in den statistischen Nachrichten erwähnt wird, ob und wieviele Glieder das Jahr hindurch in dieser oder jener Gemeinde ausgeschlossen worden sind. Das ist die schwache Seite in dem Entwurfe des Kirchenrechtes, daß dieser Punkt zu wenig berücksichtigt ist; um nur eins zu erwähnen p. 14, § 164 heißt es: „Ein Urtheil über des Pastors Lehre, über seinen und seiner Familie Wandel soll — wenn von zwei oder drei andern als wahr bezeugt, als Ergebniß der Visitation protokollirt werden." Warum nicht auch: desgleichen das Ver-

halten der ganzen Gemeinde oder einzelner Mitglieder derselben, sofern es gegen Synodalbeschlüsse, Bestimmungen der Gemeinde-Ordnung oder gegen berechtigte Forderungen des Pastors läuft — soll..... protokollirt werden ??

Gesetz ist nicht blos ein Zuchtmeister auf Christum, sondern auch ein Bewahrer in Christo.

Johann Calvin.

Von Lic. F. Kattenbusch.

(Aus den Jahrbüchern für deutsche Theologie.)

Wir sind gewohnt Calvin mit Luther und Zwingli in eine Reihe zu stellen als einen der Väter des Protestantismus. Indeß dürfen wir doch von vornherein nicht übersehen, daß er erst auf den Plan trat, als Luther bereits längst den Höhepunkt seines reformatorischen Wirkens überschritten hatte, Zwingli bereits von dem Schauplatze abgetreten war. Vollends die Zeit, wo er in der Blüthe stand, wo er die volle Ausbildung seiner Ideen und seiner Persönlichkeit erreicht und denjenigen weitgreifenden Einfluß auf die Entwicklung des Protestantismus gewonnen hatte, der seine eigentliche Bedeutung darstellt, im Allgemeinen die Zeit seit seiner zweiten Anstellung in Genf, war ohne Zweifel bereits Epigonenzeit. Die zweite Generation, welche da schon die Sache des Protestantismus führte, hatte nicht mehr die Energie und Lebendigkeit der ersten. Die evangelischen Ideen, welche Luther und Zwingli wieder entdeckt, sie hatten sich eben nicht voll und ganz auf das nachwachsende Geschlecht zu übertragen vermocht. Das ist auch bei Calvin bemerklich. Wir dürfen es nicht leugnen, der Genfer Reformator trägt auch bereits die Züge eines Nachkömmlings der großen Zeit an sich. Calvin ist nicht wie Luther und Zwingli von sich aus, selbständig zu den evangelischen Erkenntnissen gekommen. Ja er ist nicht einmal der direkte Schüler des einen oder des andern von diesen beiden Männern gewesen. So sind die ursprünglichen Impulse der Reformation nicht mehr ungetrübt und in ihrer vollen Lebendigkeit an ihn gelangt, und er hat auf der Höhe seiner Wirksamkeit zumal den evangelischen Ideen zum Theil eine Gestalt gegeben, die wir als authentische nicht anerkennen können. Wenn wir ihm dennoch den Ehrenplatz neben den beiden großen Deutschen immerdar zugestehen und wenn wir fortfahren werden, ihn den Vätern des Protestantismus im besondern Sinne zuzuzählen, so geschieht das mit Recht, weil er — sei es auch um den Preis einer gewissen Verkümmerung der Gedanken des Protestantismus — der genialste Organisator auf dem Gebiete der jungen evangelischen Kirche gewesen ist. Auf diese Weise hat er besonders den Protestantismus im Westen Europas nicht zwar in's Leben gerufen, aber gerettet.

Johann Calvin wurde geboren im Jahre 1509 in Noyon in der Picardie. Als Sohn eines wohlsituirten Beamten hat er doch keine fröhliche Kindheit gehabt. Die Mutter starb früh, der Vater war mit Arbeit überhäuft und konnte sich der Kinder wenig annehmen. Er verstand aber wegen seines harten

Wesen überhaupt nicht, denselben Liebe einzuflößen. So sind die weichen Seiten des Gemüths bei Calvin in der entscheidendsten Zeit ohne Pflege geblieben. Es war ein Glück, daß eine adelige Familie in der Nähe den talentvollen Knaben bei sich aufnahm, um ihn als Gespielen der Söhne mitzuerziehen. Damals empfing Calvin wohl den aristokratischen Sinn, der ihn stets characterisirt hat. Mit dreizehn Jahren wurde der Knabe nach Paris gebracht. Der Vater hatte ihn für das Studium der Theologie bestimmt. Das Collegium Montaigu, in welches er eintrat, ist — ein merkwürdiges Spiel des Zufalls — dasselbe gewesen, in welchem wenige Jahre hernach Ignaz von Loyola sich aufhielt. Der Stifter des Jesuitenordens und sein gefährlichster Gegner, sie haben dieselben Lehrer gehabt. Calvin war damals ein verschlossener, scheuer und doch hochfahrender Knabe, hart und streng in den Anforderungen die er an sich selbst stellte, sittenrichterlich im Verkehr mit seinen Genossen Kein Wunder, daß er freundlos blieb, einsam in Mitten der großen Schaar von Kameraden. Mit achtzehn Jahren war er soweit, daß er das eigentliche Studium der Theologie hätte beginnen sollen. Da traf plötzlich der Befehl des Vaters ein, daß er vielmehr der Jurisprudenz sich zuzuwenden habe. Gehorsam, wiewohl gegen seine Neigung, widmete er sich in der That nun vier Jahre lang in Orleans und Bourges, den berühmten Rechtsschulen, dem neuen Studium mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und trefflichem Erfolg. Bereits hat er die ersten academischen Würden erlangt, da ändert der Tod des Vaters seinen Lebensplan. Sein eigener Herr geworden ergreift Calvin dasjenige Studium, dem sein inneres Interesse galt, das Studium der alten Classiker. Als Humanist kehrte er nach Paris zurück, um hier wo möglich als unabhängiger Gelehrter ausschließlich seiner Wissenschaft zu leben. Er ist nie wieder in so heiterer Stimmung gewesen, wie in dieser Zeit. Voller Schaffenslust geht er an's Werk, das Düstere seines Wesens scheint sich zu verlieren und das um so mehr, als es glückliche Sterne sind, unter denen er auch bereits auf die literarische Arena sich hinaus wagt. Da tritt abermals ein Wechsel in seinem jungen Leben ein. In Paris, da sollte er — nach Jahresfrist — doch noch Theologe werden, freilich jetzt nicht mehr ein Theologe, wie es ursprünglich bestimmt gewesen, sondern ein Theolog der neuen evangelischen Richtung. Ueber die Umstände, unter denen Calvin zum evangelischen Glauben gelangte, sind wir ziemlich mangelhaft berichtet. Er selbst, der fast nie von sich und seinen innern Erlebnissen redet, hat nur zwei Mal mit kurzen Worten des Wechsels seines Glaubens gedacht. So viel steht fest, daß derselbe im Jahre 1532 schließlich sehr schnell und entschieden zu Stande gekommen ist. Schon vorher hatte Calvin die evangelische Bewegung kennen gelernt. Die Universitäten von Orleans und Bourges waren beide die Sitze lebhafter Reformationsgedanken. Die dortigen Humanisten zumal, mit denen Calvin bereits intimen Verkehr gepflogen, freuten sich des kühnen Vorgehens des Wittenberger Mönchs. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch Calvin den reformatorischen Ideen damals bereits bis zu einem gewissen Grade seine Sympathie zugewandt hat. Doch kam er für jetzt nicht über das Schwanken

hinaus, ja wie er selbst mittheilt, versuchte er schließlich die religiöse Frage sich wieder aus dem Kopfe zu schlagen. Sie war nicht stark genug an ihn herangetreten, daß sie bereits zur Lebensfrage für ihn hätte werden können. In Paris wurde das anders. Man war in dem Kreise der humanistischen Freunde Calvins doch ziemlich unklar gewesen über die eigentlichen Motive und Intentionen Luthers, auch mehr mit Worten als mit Thaten bereit für die Reformation einzutreten. In Paris dagegen traf Calvin nunmehr eine opferfreudige Schaar wirklich bewußter und entschiedener Lutheraner. Es entspricht nur seiner energischen Art, daß er, von Neuem hineingezogen in den großen Kampf der Zeit und denselben jetzt auch ganz anders, als bisher, verstehend, es nicht erträgt, noch lange in der Unentschiedenheit zu verharren. So hat er denn schließlich die Frage nach seiner Stellung zu der evangelischen Lehre sehr schnell zur Entscheidung gebracht. Es ist ein eigenartiges Bild, welches Calvin uns seither gewährt. Bis dahin jedenfalls nicht hervorragend religiös interessirt ist er forthin bis in die letzte Regung von dem religiösen Gedanken durchdrungen gewesen. Zweifel muß er nicht mehr gekannt haben. Diese immer gleiche Sicherheit des religiösen Empfindens gehört zu den eigenthümlichsten Zügen, die Calvin fortan characterisiren. Er ist darin ganz anders als Luther. Er kennt nicht das Jubeln dieses Mannes, aber auch nicht die Anfechtungen desselben. Der Gedanke an Gott, sowie er denselben erfaßt unter dem Wechsel seiner kirchlichen Stellung, ist das Element, in dem Calvin fortan lebt und webt, ohne von principiellen Zweifeln, so viel wir sehen können, je wieder beirrt zu sein. Er hat sich damals in Paris auch sogleich entschlossen, all seine Kraft der Verbreitung des Evangeliums zu widmen. Und auch hierin hat es für ihn kein Zurückblicken, kein Rechts- und Linksschauen mehr gegeben. Nur in einem Interesse war er unter der Wandelung seines religiösen Standpunktes doch der alte geblieben. Er war noch immer G e l e h r t e r seiner Neigung nach. Sein Gedanke war, als S c h r i f t s t e l l e r vorwiegend für die evangelische Lehre zu wirken.

Die nächsten Jahre sind unstete Wanderjahre für ihn gewesen. Wir wollen ihm auf denselben nicht folgen. Der Boden Frankreichs wurde bald für den Protestantismus so gefährlich, daß Calvin sich zur Auswanderung entschloß. In Basel ist es gewesen, wo er 1535 zuerst auf längere Zeit eine Zufluchtsstätte fand. Hier war es, wo er, um König Franz besser, als durch eine Höflinge geschah, über den Glauben seiner protestantischen Unterthanen zu belehren und um denselben, wo möglich, zur Unterstützung der evangelischen Lehre zu bestimmen, die institutio religionis christianae verfaßt hat. Es war noch ein kleines, vielfach unvollständiges Werkchen, diese erste Auflage des Calvin'schen theologischen Meisterwerks. Indeß hat es doch seinen Namen bald genug bekannt gemacht. Es ist auch mit ein Anlaß gewesen, daß Calvin in Genf in die Stellung geführt ist, die seine eigentliche geschichtliche Bedeutung bedingt hat.

Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß Calvin zu seinem eigenthümlichen Einflusse auf die Geschicke des Protestantismus überhaupt nur gelangen

konnte durch seine Beziehung zu Genf. Da überschleicht uns ein merkwürdiges Gefühl, wenn wir sehen, wie zufällig, wie ahnungs- und absichtslos er in diese Stadt gekommen ist.

Er hatte in Basel unter dem angenommenen Namen Martianus Lucanius unbeachtet und seiner Neigung entsprechend nur seinen Arbeiten gewidmet leben mögen. Vielleicht im Herbste 1535, nachdem er das Manuscript seiner institutio vollendet hatte, oder wahrscheinlicher im Frühjahr 1536, als das Buch im Drucke erschienen war, verließ er seinen Zufluchtsort wieder, diesmal um nach Ferrara zu ziehen, wo er die Herzogin Renata, die protestantisch gesinnte Tochter Ludwigs XII. von Frankreich besuchen wollte. Er hat damals auch eine Weile am Hofe dieser Fürstin zugebracht. Aber die Inquisition war doch in Italien zu stark. So zieht er im Juni 1536 wieder über die Alpen, zunächst nach Frankreich. Heimlich sieht er seine Vaterstadt einen Augenblick wieder, um in ihr die letzten Beziehungen zu lösen. Dann wandte er sich wieder nach Deutschland. Er wollte in Straßburg oder Basel nun dauernd seinen Wohnsitz nehmen. Aber die gerade in Lothringen herrschenden Kriegsunruhen zwangen ihn zu einem Umweg über Genf. Nur einen Tag gedachte er dort zu weilen, als er im Juli 1536 diese Stadt berührte. Aber die kurze Spanne genügte, um über sein ganzes weiteres Leben zu entscheiden.

In Genf waren die Verhältnisse eigenthümlich verwirrt. Die Sache der Reformation war hier in besonderem Maaße in die politischen Begebnisse verflochten gewesen. Ein langer Kampf mit Savoyen um die Unabhängigkeit der Stadt hatte Berns Hülfe für Genf unentbehrlich erscheinen lassen. Aber Bern forderte als Bedingung seiner Unterstützung die Einführung der Reformation. Die Mißstände, die der Sache der letzteren auf diese Weise von vornherein anhafteten, waren keine geringen. Die Reformationspartei in Genf, die sich doch nur allmählig zur Herrschaft zu bringen wußte, war begreiflicherweise sehr verschiedenartig zusammengesetzt, sie war nichts weniger als einheitlich religiös, zum Theil geradezu überhaupt nicht religiös interessirt. So war für die Hebung des religiösen Geistes der Stadt erst wenig gewonnen mit dem officiellen Siege der Reformation im Jahre 1535. Es war nicht das Schlimmste, daß nach wie vor ein nicht geringer Theil der Bürgerschaft mit seinen Sympathien im Stillen doch noch auf der Seite des Katholicismus stand, bedenklicher noch war, daß auf der Seite derer, die den Katholicismus gestürzt, nur ein Bruchtheil es ehrlich und treu meinte mit der Einführung der evangelischen Lehre. Der Reichthum der Stadt hatte ein schwelgerisches, vergnügungssüchtiges Wesen erzeugt; libertinistische Grundsätze hatten sich dort nur zu lange bereits festgesetzt. Jetzt fehlte es nicht an Solchen, welche den Protestantismus deßhalb vertraten, weil ihnen die Freiheit, welche derselbe vorkündigte, als eine willkommene Legitimation für jedwede Licenz erschien. Eine andere Partei hoffte von dem Sturze des Katholicismus vor Allem Nutzen zu ziehen für die Befestigung des Uebergewichts des Staates über die Kirche. Es war in der That eine sehr schwie-

rige Aufgabe, welche Farel vor sich hatte, der Mann, der seit 1532 die Sache der Reformation als die ernstliche Erneuerung des kirchlicheu Lebens im Sinne des Evangeliums zu führen unternommen hatte. Leider war Farel ganz besonders wenig geeignet, diese Aufgabe in zweckentsprechender Weise anzugreifen. Unklar und unpraktisch wie er war, konnte er unmöglich die festen Formen schaffen, in denen der evangelische Geist in heilsamer Weise hätte Einfluß gewinnen können. Seinem Wirken fehlte die Grundlage eines klaren Planes. Er empfand die Zuchtlosigkeit, die in Genf überhand genommen, besonders lebhaft als eine Schande für die evangelische Lehre. Sein Ideal war gerade eine durch strenge Zucht der Sitten und straffe Disciplin ausgezeichnete christliche Gemeinde. Aber er kam nicht hinaus über fragmentarische Maaßregeln und verdarb seine Sache obenein durch seine unbedachte Heftigkeit und blinde Leidenschaftlichkeit. Erschwert wurde seine Wirksamkeit noch durch das Verhalten des Raths. Zwar war derselbe keineswegs geneigt, seine Bemühungen zur Wiederherstellung guter Sitten und zur Unterdrückung der noch vorhandenen katholischen Reminiscenzen überhaupt zu durchkreuzen. Aber er fürchtete doch auch für seine eigene Autorität und konnte sich nicht entschließen, die Bestrebungen des Predigers mit durchgreifender Energie zu unterstützen. Es ist begreiflich, daß Farel bis Sommer 1536 nur erst wenig erreicht hatte. Und er hatte allen Grund zu befürchten, daß die Sache der Reformation auch noch weiterhin geringe Fortschritte, ja wohl gar noch Rückschritte machen werde. Mit der Hast eines Versinkenden hat er da nach Calvin gegriffen, als sich die Möglichkeit ihm bot, denselben für sein Werk in der wichtigen Stadt zu gewinnen.

Calvin hatte in Genf einen Freund, Du Tillet, der manche Gefahren mit ihm getheilt hatte. Dieser Freund konnte sich nicht versagen, bekannt zu machen, daß der Verfasser des „christlichen Unterrichts“ in der Stadt angelangt sei. Farel hat das kaum erfahren, so eilt er zu Calvin, den er persönlich keineswegs kannte, um ihn zu beschwören, ihm beizustehen in der Einrichtung und Ordnung der neuen Kirche. Calvin war nicht gemeint, darauf einzugehen. Er wies auf seine Jugend hin, auf die ihm eigenthümliche Zagheit und Schüchternheit bei öffentlichem Auftreten, auf seine Studien, denen er sich nicht entziehen könne. Aber Farel zwingt ihn: „Du schützest Deine Studien vor; aber im Namen Gottes verkünde ich Dir; Gottes Fluch wird Dich treffen, wenn Du uns in dem Werke des Herrn Deine Hülfe versagst und Dich mehr suchst als Christum.“ Solcher Drohung hat Calvin nicht zu widerstehen vermocht. Erschüttert versprach er zu bleiben.

Es steht dahin, wie viel Farel etwa durch Du Tillets Schilderung von Calvin's persönlichem Charakter kannte. Doch macht es auch schon der „Unterricht in der christlichen Religion“ für sich selbst begreiflich, daß Farel zu Calvin das Zutrauen faßte, mit welchem er ihn an seine Seite berief. Was Farel vor Allem abging, das hat allerdings der Verfasser des „Unterrichts,“ wie das Buch selbst beweist, in hervorragendem Maaße, systematischen Sinn und umfassenden klaren Blick. Ansprechend mußte für Farel den

Eiferer sein der tiefe Ingrimm gegen die Greuel des Papstthums, der in dem Buche auf Schritt und Tritt durchbricht — kein Ausdruck ist in dieser Hinsicht für Calvin zu bitter —; ansprechend zumal aber auch die Strenge der sittlichen Auffassung, die sich in dem Buche ausspricht. Daß die Christenheit eine **heilige** Gemeinde sein solle, dieser Gedanke regiert Calvin hier schon im vollsten Umfange. Es ist nun auch die praktische Ausführung, die Calvin diesem Gedanken geben werde, unschwer zum Voraus zu vermuthen. Was nämlich in diesem Werk noch in Betracht kommt, das ist das ausgeprägte Interesse, welches Calvin den Fragen nach der Kirchenverfassung und Kirchenzucht entgegenbringt. Weitläufig wird die Nothwendigkeit eines starken und umfassenden Regiments in der Kirche erörtert und gezeigt, daß die christliche Freiheit nichts gemein habe mit Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit jedes Einzelnen in dieser Beziehung. Verschiedene unter allen Umständen nothwendige Einrichtungen werden besprochen. Betont wird hier vor Allem, daß der Kirche eine feste und unabhängige Strafgewalt zustehen müsse. Es sticht dabei hervor, daß Calvin besonders die Verhängung des Bannes als ein unveräußerliches Recht der Kirche in Anspruch nimmt. Und daß er hier nicht bloße Theorie treibt, das zeigt die Lebhaftigkeit, mit welcher er verlangt, daß die Kirche dieses Zuchtmittel unerbittlich ausübe, wenn ein Glied sich dauernd den Ermahnungen zur Aenderung seines Lebenswandels unzugänglich erweise. In der That, Farel konnte wohl vertrauen, an Calvin den Gehülfen zu gewinnen, dessen er bedurfte. Was er selbst erstrebt in der Lemanstadt, eben das ist nach Ausweis der institutio das Ideal einer christlichen Gemeinde, wie es Calvin sich gebildet! Es ist nur Alles viel zusammenhängender und vollständiger durchgedacht, als es Farel vorgeschwebt. Konnte dieser Calvin bestimmen, sich überhaupt des Genfer Kirchenwesens anzunehmen, so konnte er gewiß sein, daß derselbe gleich ihm vor Allem auf Zucht und Ordnung dringen werde.

Und Calvin war nun allerdings der Mann danach, um solche Zucht und Ordnung wirklich durchzusetzen. Es leuchtet bald ein, daß dieser kleine Mann mit dem schmalen, feinen Gesichte, aus dem zwei helle Augen fast kalt aber scharf hervorschauten, wie Wenige für das praktische Leben und für das praktische Wirken im Dienste der Reformation geeignet war. Mochte er auch selbst meinen, nur für das ruhige Schaffen des Gelehrten befähigt zu sein, so ist doch klar, daß er vielmehr ein Mann war, der durchaus für den Beruf eines Herrschers bestimmt war. Fast noch ein Jüngling — just in jenen Tagen erlebte er den 27. Geburtstag — hatte er schon jetzt eine merkwürdige Stetigkeit und Gleichmäßigkeit. Es lebte in ihm ein unbeugsamer, harter Sinn, mochte er auch fast verlegen sein, wenn er aus seiner stillen Arbeit hervorgezogen wurde. Was er überhaupt ergriff, das hielt er unerschütterlich fest. Gewohnt, wie er war, Alles nach dem Maßstabe seiner Pflicht zu bemessen, ließ er sich Nichts aufreden. Aber was er für nothwendig erkannte, das hielt er aufrecht mit dem Bewußtsein nicht sein, sondern Gottes Werk zu treiben. Die aristokratische Manier, die er seiner Erziehung verdankte,

gab ihm mühelos jene Unnahbarkeit, durch welche die Menge sich mit Vorliebe imponiren läßt. Die lodernde Leidenschaft aber, die in ihm wohnte trotz aller Besonnenheit und Klarheit, die furchtbare Heftigkeit, mit der er aufbegehrte, wenn er gereizt wurde, eine Heftigkeit, die sich der ganzen Gestalt mittheilte, und doch eine bewußte, willenbeherrschte blieb, sie gab seiner Person vollends eine einzigartige Macht über die Gemüther.

Die Genfer haben denn auch bald genug den überlegenen Geist des Exulanten, den Farel ohne Auftrag von Menschen, aber im Namen Gottes in den Dienst ihrer Kirche berufen hatte, empfunden. Eine Zeit lang sondirte Calvin den Boden, dann von Ende 1536 ab, nachdem er als Prediger festen Fuß gefaßt hatte, trat er mit positiven Rathschlägen auf. Aeußerlich läßt er gewöhnlich Farel vorantreten. Aber er ist doch fortan die Seele des Reformationswerks, wie Farel selbst am liebsten betont, der seinen jungen Freund je länger je mehr fast abergläubisch verehrt. Dreierlei ist es, was Calvin so in Genf mit Hülfe einer Obrigkeit, die zwar Schwierigkeiten bereitet, aber seinen „schönen Ermahnungen" doch schließlich in den Hauptsachen nachgiebt, durchsetzt. Zunächst hatte er den eigenthümlichen Gedanken, daß die ganze Bürgerschaft, Mann für Mann, ein evangelisches Glaubensbekenntniß, wie er es aufsetzte, beschwören solle. Das sollte den Resten des Papismus, die, wie er natürlich erfahren hatte, noch ziemlich stark waren in der Stadt, ein Ende bereiten. Zugleich wollte er auf diese Weise der neuen Kirche eine feste Regel und ein deutliches religiöses Fundament verleihen. Sodann faßte er in richtiger Weise in's Auge, das nachwachsende Geschlecht für den Protestantismus zu sichern. In diesem Sinne verpflichtete er die Eltern, daß sie Kinder regelmäßig an dem eigens eingerichteten Religionsunterricht Theil nehmen ließen, und setzte selbst einen Katechismus auf, der bei diesem Unterrichte als Leitfaden dienen sollte. Schließlich veranlaßte er noch eine Reihe von Gesetzen, die zur positiven Regelung des Lebens in der Stadt nach der Norm des Evangeliums gereichen sollten. Sofern dieselben bestimmte Einrichtungen des Cultus betrafen, die Einführung von Psalmgesängen u. A., sind sie kaum auf Schwierigkeiten bei der Gemeinde getroffen. Größere Energie war schon erforderlich, um den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, den der vierteljährlichen Abendmahlsfeier, wirklich einzubürgern. Am mühseligsten war jedenfalls das Unternehmen, die Sittenzucht durchzusetzen, welche Calvin für unumgänglich hielt. In dieser Hinsicht ging der junge Reformator so rücksichtslos vor, wie Farel und die Seinen es nur hatten hoffen mögen. Es war nicht nöthig, daß hier noch besondere gesetzliche Vorschriften getroffen wurden. Was Farel bei dem Rathe schon durchgesetzt hatte, war genügend. Es kam nur darauf an, daß es wirklich aufrecht erhalten und durchgeführt werde. Calvin war wenig dafür disponirt, den Genfern ihre Leichtfertigkeiten nachzusehen. So hält er denn unerbitterlich darauf, daß alles öffentliche Singen und Tanzen, das Spielen mit Karten, auch aller Luxus in der Tracht unterdrückt werde. Der Rath ist fast auffallend willig, ihn gerade hierin zu unterstützen. Er bietet den Predigern zur Realisirung

der Disciplin immer wieder seinen weltlichen Arm, um durch bürgerliche Strafen die Ungehorsamen und Lauen zu zwingen. So werden z. B. Leute, die eine Maskerade aufführen, mit Gefängnißstrafe belegt. Ebenso wird es geahndet, als reiche Damen einen auffallenden Haarputz getragen haben. Ein Mann, der gegen das Verbot ein Spielhaus hielt, wird mit den Karten um den Hals öffentlich am Pranger ausgestellt. In dieser Beziehung läßt der Rath es auch nicht darauf ankommen, daß die Prediger ihn in den einzelnen Fällen erst treiben und ermahnen. Wenn dieselben dennoch nicht zufrieden mit ihm sind, so ist das deßwegen, weil er sich beharrlich weigert, ihnen das Recht der Excommunication zuzugestehen. Er läßt sich überhaupt nicht darauf ein, die Frage nach diesem Zuchtmittel zu ordnen. Es ist der alte Standpunkt desselben, daß er eifersichtig darauf hält, seine Autorität der Kirche gegenüber nicht fahren zu lassen.

Diese Sorge des Raths machte es begreiflich, daß Conflicte zwischen ihm und den Predigern auf die Dauer doch nicht ausblieben. Ja die Situation, die sich einen Augenblick lang ziemlich günstig anließ, wurde bald eine schwierige, der auch Calvin sich für jetzt nicht gewachsen zeigte. Auch er mußte doch erst eine praktische Lehrzeit durchmachen, ehe er die Zügel des Regiments fest genug erfassen konnte, um die Stadt wirklich nach seinem Sinne umzugestalten. Es war ein Mißgriff, daß er den Rath bewogen, von den einzelnen Bürgern den Eid auf das neue Glaubensbekenntniß zu verlangen. Diese Maßregel war eine undurchführbare. Nicht nur diejenigen, die wirklich noch katholische Ideen hegten, sträubten sich gegen diesen Eid, auch protestantisch Gesinnte fanden denselben unerträglich. Es war in der That ein eigenthümliches Verlangen, daß Jedermann die 21 Artikel, die gar nicht nur die einfachen Elemente des evangelischen Glaubens betrafen, direkt beschwören sollte: eine solche Forderung war unerhört, sie begegnet uns nirgends sonst in der Reformationsgeschichte. Die Mißstimmung steigerte sich zur Erregung in der Stadt, als man damit vorging, den Eid wirklich im Einzelnen abzunehmen. Genährt wurde die Erbitterung auch durch die consequente Durchführung der Sittengesetze. Waren die Genfer im ersten Augenblick überrascht gewesen durch die sichere, feste Manier des neuen geistigen Oberhauptes, das sie über Nacht erhalten hatten, so folgte der Rückschlag um so stärker. Es war unklug, daß Calvin seine unüberlegte Maßregel in der Bekenntnißsache absolut nicht zurückzunehmen sich bewegen ließ. Es hieß auch Oel in's Feuer gießen, daß er und Farel nicht abließen in der heftigsten Weise den Sinn der Bürgerschaft von der Kanzel herab anzugreifen. Er überwarf sich schließlich auch mit dem Rath, als er denselben ebenfalls von der Kanzel herunter angriff, daß er zu unenergisch und ungeschickt sei, die Eidweigerer zu strafen und zu zwingen. Die Neubesetzung der städtischen Aemter im Februar 1538 zeigte die Stimmung der Bürgerschaft. Es gelangte jetzt ein Rath zur Herrschaft, der zwar noch immer der Reformation durchaus ergeben, doch aus der entschiedensten Opposition gegen Calvin's specielle Art die Reformation zu betreiben, hervorgegangen war. Die Pre-

diger ließen sich nicht warnen. Sie befolgten die kühne Taktik, umsomehr zu fordern, je abgeneigter der Rath war, ihrem System fürder zu dienen. Und so sind sie denn für diesmal kurz hernach zu Falle gekommen. In einer untergeordnete Sache, durch Festhalten an Dingen, die nach Calvin's eigenen Grundsätzen irrelevant waren, an bestimmten äußeren cultischen Ordnungen, die der Rath aus politischen Rücksichten gegen Bern ändern wollte, brachten die Prediger es plötzlich zum Bruche. Am Osterfeste 1538 war es, wo die Prediger den Rath durch direkte Gehorsamsweigerung so provocirten daß er, wenn er die geringste Autorität bewahren wollte, eingreifen mußte. Der Mehrzahl des Volkes war er sicher. So wurde denn den Predigern aufgegeben, binnen dreimal vierundzwanzig Stunden das Genfer Gebiet zu räumen.

Es waren Fehler gewesen, durch welche die Prediger zu Falle gekommen. Sie empfanden das auch bald selbst, daß sie nichts weniger als schuldlos seien an dem Scheitern ihres Unternehmens in Genf. Wenn jetzt der Katholicismus in der Stadt wieder siegte, wozu jedenfalls Anstrengungen gemacht werden würden, so mußten sie ihrem Eigensinn das mit beimessen. Die Stimmung der Beiden, die anfänglich die gehobene von Märtyrern gewesen war, nahm denn auch bald einen ganz andern Charakter an.

Die Wege der beiden Männer haben sich von da ab geschieden. Farel wurde nach Neufchatel berufen, wo er noch genug Kämpfe gegen sich herauf beschworen, aber doch bis an sein Ende eine Stellung behalten hat. Calvin erhielt eine Aufforderung nach Straßburg zu kommen. Hier hat er dann die nächsten drei Jahre geweilt als Prediger an der französischen Emigrantengemeinde und zugleich Professor an der theologischen Schule. Es ist einmal wieder ein Stillleben, welches er führen mag, freilich im relativen Sinne, denn die Vorgänge in Deutschland, besonders verschiedene Religionsgespräche mit Katholiken, haben ihn doch in Anspruch genommen, und in der Nähe gab's auch Kämpfe über dieses und jenes. Vor Allem ist er schriftstellerisch thätig gewesen. Er hat hier 1539 die institutio durchgreifend umgearbeitet neu herausgegeben. Die wissenschaftliche Arbeit, die er jetzt vollzieht, hat nun die Eigenart seines Standpunktes reifen lassen. Deutlicher als in der ersten Ausgabe bildet er jetzt diejenigen Gedanken hervor, die für ihn charakteristisch sind im Unterschiede von Luther und Zwingli. Das sind nun freilich Gedanken, um deren willen man ihn als einen Epigonen der Reformationszeit bezeichnen muß. Um wenigstens in der Kürze davon zu reden, so ist der Quellpunkt seiner verschiedenen Eigenthümlichkeiten die Auffassung der Bibel, der wir seit 1539 begegnen. In der ersten Auflage, da hat Calvin die Bibel doch viel weniger als jetzt so gewissermaßen als den Codex des Glaubens behandelt, als ein Gesetzbuch, dessen Bestimmungen sämmtlich erforscht werden müssen und sämmtlich Beachtung und Befolgung verlangen.

(Fortsetzung folgt.)

(Rheinische Blätter.)

Einige Winke für das Strafverfahren in der Volksschule.

Von Rudolf Dietrich.

(Schluß.)

4. Das strafende Wort.

Ist es denn — diese Frage hat sich uns bei den vorangegangenen Auseinandersetzungen wiederholt aufgedrängt — ist es denn nicht einfacher, den Blick durch das Wort zu ersetzen? Ersterer wird ja nicht sofort gefühlt, wohl aber letzteres. Außerdem wirkt anerkanntermaßen das gesprochene Wort weit mächtiger als der Blick. Man brauchte nur den Namen des Unaufmerksamen aufzurufen — aber in einem Tone, der gleich verstanden werden muß, der noch lange im Ohr fortklingt, den allein man vor Gericht stellen könnte (vergl. Emilia Galotti, III. Aufzug 8. Auftritt). Und man lese bei Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterricht u. s. w.) nach, was der über die Macht des Stimmtones sagt. Freilich stellt dieser, sofern er strafend wirken soll, dem Lehrer außerordentlich hohe Anforderungen. Nie darf leidenschaftlicher Zorn die Stimme einstellen — ja nicht einmal das Schreien ist erlaubt. Nur vom tiefsten Ernst, von vollkommener Ruhe darf jener Aufruf eingegeben sein. Der Nutzen, den letzteres gewährt, ist offenbar. Zwar bleibt auch hier (wie beim „strafenden Blick") das Innehalten unvermeidlich. Aber es läßt sich entschuldigen. Denn es kann nur heilsam sein, wenn die ganze Klasse zuweilen eine mächtige Erschütterung durchzittert, die doch den kleinen Seelen ähnlich klingen muß wie den großen die Posaune des Gerichts. Alle fühlen die Strafe des Gerichts. Alle fühlen die Strafe des einzelnen mit; sie werden sich hüten, die Strafe wirklich zu verdienen. Aber dieser Gewinn darf uns nicht über den Verlust hinwegtäuschen. Die Kinder leben in einer bestimmten Gedankenreihe; sie haben sich eine bestimmte Gemüthsverfassung angeeignet; sie alle (bis auf einen gewissen) sind mit ganzer Seele bei der Sache; der Lehrer hat sie vielleicht gerade auf den Höhepunkt gebracht, auf den er sie haben wollte, und die Stimmung ist (der Sache durchaus entsprechend) vielleicht gerade eine recht heitere, friedliche oder weihevolle — da tönt plötzlich mitten hinein der strafende Ruf — und all das mühsam Errungene ist fort, ist nie dagewesen — die ganze vorangegangene Arbeit ist vernichtet. Man sieht: das plötzliche, strafende Wort muß den Unterricht ungemein stören.

Bisher dachten wir nur an ein einzelnes, mit der ganzen Macht des Stimmtones ausgestattetes Wort. An eine längere öffentliche Rede dürfen wir in der Volksschule überhaupt nicht denken. Denn die richtet sich an das Ehrgefühl, daß auch auf den obersten Stufen noch nicht genügend ausgebildet sein kann. Und man erinnere sich doch z. B. seiner Seminarzeit! Man war da kein Kind mehr — und welchen Eindruck machte denn da so eine „Rüge" vor der Klasse? Sie wurde angehört — ja. Aber die Augen lagen tief in der Seele, wo ihnen die Phantasie das leibhaftige Bild einer Rüge

schalkhaft vorspiegelte: ein großes, pedantisch, sauber geschriebenes Stück Papier mit der weithin erkennbaren Ueberschrift „Rüge" — aber diese nicht etwa in Lapidarlettern, sondern in recht zopfstilartig verschnörkelten Kanzleizügen. Denn auch die Rüge hat ihre schwachen Seiten: als da sind die fein gestärkte und steif geplättete Förmlichkeit oder ein unpassendes Pathos. Und dann muß sie wirkungslos bleiben, auch wenn das Ehrgefühl auf seiten des Empfängers vorhanden ist. Das aber kommt bei Kindern — wie gesagt — gar nicht in Frage. Dagegen muß der Volksschullehrer wohl bedenken, daß er es mit sehr weich gestimmten Seelen zu thun hat — Seelen, die selbst von einer gelinden öffentlichen Zurechtweisung so tief schmerzlich getroffen werden können, daß sie ganz untröstlich erscheinen. So bliebe noch eine Behandlung unter vier Augen, d. h. ein Zurückhalten des Kindes (nach den Unterrichtsstunden), um mit ihm über seinen Fehler zu sprechen. Allein hier fällt alles eigentlich Wirkende weg. Das Kind fühlt nichts Kränkendes oder Demüthigendes; denn es ist mit dem Lehrer allein — ein mächtiger Stimmton kommt in einer Reihe von Ermahnungssätzen nicht zur Geltung — und auf den bloßen Inhalt der Worte kann man sich eben dem Kinde gegenüber nicht verlassen. Somit wäre das Kapitel vom strafenden Worte erledigt. — Doch halt! Da räth man allen Ernstes zu Vermahnungen in Gegenwart des Direktors oder Schulvorstandes. Aber prüfen wir doch einmal diesen weisen Vorschlag recht genau! Was stellt er denn seinem innersten Kerne nach dar? Gar nichts anderes als ein Stück des leider immer noch üppig lebenden und Leben tötenden, lächerlich gespreizten bureaukratischen Wesens oder Unwesens. Es fehlte bloß noch, daß ein Schreiber mitkommen und ein Protokoll aufnehmen müßte, welches das Kind zu unterschreiben hätte — alles durchaus würdig unserer edlen tintenklexenden Zeit. Und es gilt doch der Satz: Der Lehrer muß in seiner Klasse allein durchkommen und muß allein durchkommen dürfen.

Am Ende unserer Untersuchung angelangt, können wir dem strafenden Worte (wie dem strafenden Blicke) für die Volksschule nur eine sehr geringe Bedeutung und infolge dessen nur eine seltene Anwendbarkeit zugestehen. Wir sehen ein, daß auch für die Zucht im engeren Sinne das Gesetz Rousseaus gilt: So viel man kann, muß man durch Thatsachen sprechen.

5. Nacharbeiten.

Man nennt es gewöhnlich Nachsitzen oder Dableiben, und es ist bekannt, daß die Kinder noch ganz andere Bezeichnungen dafür haben. Diese eigenthümlichen Namen sind aber weiter nichts als Beweise für den Mißbrauch der Sache. Und der mußte naturgemäß der Strafe eine beträchtliche Anzahl von Feinden zuziehen. Denn wenn es bloß darauf ankommt, daß das Kind eben nachsitze, wenn das Wesen des Vergehens nicht nothwendig ein Nacharbeiten erheischt, und wenn der innige Zusammenhang zwischen diesen beiden nicht klar, daliegt und ausdrücklich betont wird: dann darf allerdings die Berechtigung der Strafe angezweifelt werden. Nun verlangen auch die

Freunde der einsamen Beschäftigung am Ende der rechtmäßigen Unterrichtsstunden, daß die Strafe nicht zu häufig vorkommen dürfe. Wenn sie damit meinen — und gewöhnlich ist es der Fall — der Lehrer müsse das Zurückbehalten der Schüler so viel als möglich vermeiden, so sind sie im Irrthume, und zwar handelt es sich nicht bloß um einen Formfehler, um mangelhaften Ausdruck. Der Lehrer muß die Strafe des Nacharbeitens so oft verhängen, als es eben die Natur der Uebertretung gebietet. Welche Ungesetzlichkeiten die hier besprochene Buße wirklich fordern, das ist an anderer Stelle gesagt worden. Es bleibt bloß noch übrig zu erklären, was das Kind während seiner Strafzeit zu thun hat. Nicht irgend welche sogenannte stille Beschäftigung wird ihm ertheilt, sondern es ist immer zu bedeuten, daß es sich in jedem einzelnen Falle um ein ganz bestimmtes Nachholen handelt. Bleibt also z. B. ein Kind zurück, weil es zu spät gekommen ist und deshalb einen Theil des Unterrichts versäumt hat, so nimmt der Lehrer mit ihm genau das auch wirklich durch, was ihm infolge seiner Unpünktlichkeit mangelt. Ist eine schriftliche Arbeit noch einmal zu fertigen, so geschieht es unmittelbar unter den Augen des Lehrers. Dagegen läßt sich in der That nichts einwenden. Denn die Strafe erscheint nur als natürliche Folge der schlechten Handlung, ist wirklich eine Strafe und bringt doch zugleich dem Kinde den möglich größten Gewinn.

Epilog des Herausgebers.

Man wird dem Verfasser, der unseren Lesern bereits durch seine klare und präcise Arbeit über das aus Rousseaus „Emil" für die Volksschule Verwendbare bekannt ist, wohl Beifall geben, wenn er auf die Wichtigkeit und das Verdienstliche der Behandlung von Einzelheiten, von scheinbaren Kleinigkeiten in der Pädagogik hinweist. Geht man doch der Behandlung solcher Einzelheiten nur zu gerne aus dem Wege. Freilich liegt dabei nicht allein die Befürchtung nahe, kleinlich und pedantisch zu erscheinen; sondern es ist auch besonders schwierig, im Detail das unbedingt Richtige zu treffen und jedermanns Zustimmung zu finden. So schwer aber die Sache ist, so nützlich ist sie, und man sollte deshalb jeder Abhandlung, die sich mit der Untersuchung pädagogischer Einzelheiten beschäftigt, auch dann mit Wohlwollen entgegenkommen, wenn man ihr nicht überall zustimmen kann. Wenn Verfasser dem strafenden Worte für die Volksschule nur eine sehr geringe Bedeutung zuschreibt, so dürften dem gegenüber die bekannten Worte Walthers von der Vogelweide in die Wagschale zu legen sein:

Niemen kan mit gerten
Kindes zuht beherten:
Wem man zêren bringen mac,
Dem ist ein wort als ein slac.

Vieles Moralisiren, lange Strafreden, besonders wenn diese pedantisch in der Form und voll von gespreiztem Pathos sind, wird man allerdings verwerfen. Versteht es dagegen der Erzieher, dem Kinde in einfacher und

ungesuchter Weise zur rechten Zeit und im rechten Tone über seine Vergehen oder Fehler Vorhalt zu machen, so kann er dadurch unter Umständen dessen sittliche Entwicklung mächtig fördern. Seine Worte sollen dabei allerdings nicht sowohl eine Strafe als eine Ermahnung für das Kind sein; ein wohlgemeintes ernstes Wort der Ermahnung trifft aber besonders ein tiefer angelegtes Kindergemüth oft empfindlicher als eine besondere Strafe, und daß das Ehrgefühl ein Faktor sei, mit dem man selbst auf der Oberstufe der Volksschule kaum rechnen könne, dürfte schwerlich zuzugestehen sein. Wer z. B. mit angehört, in welch einfacher und natürlicher und zugleich inniger und eindringlicher Weise Wichard Lange seinen Schülern bei ihren Vergehungen ins Herz zu reden wußte, dürfte wohl zugeben, daß das Wort nicht nur eine Macht, sondern eine gewaltige Macht in dem Munde des rechten Erziehers ist.

Aus dem Reiche des Verstandes.

Von A. Breitenbach, Chicago.

Der Forderungen, welche das menschliche Leben an uns stellt, sind gar viele, jedoch wird wohl an nichts auf der Welt mehr appellirt, als an den gesunden Menschenverstand, und die Begehrlichkeit nach diesem Artikel scheint voraussetzen zu wollen, daß dasselbe nicht gerade in übervollem Maße vorhanden ist. Aber wer kein Narr ist, von grauer Theorie umgeben, sondern wem das Leben als grünender Baum mit goldenen Früchten erscheint, der wird bei jeder Wendung und Biegung, die er auf dem „großen Markte" macht, sich von der Wichtigkeit eines gesunden Menschenverstandes überzeugen können; denn Wohl und Wehe der meisten Menschen hängt eben davon ab, ob sie mit der conkreten Welt umzugehen wissen, ob sie verstehen, die „Dinge zu nehmen, wie sie sind."

Gehen wir zuerst auf den Begriff des „gesunden Menschenverstandes" ein. Verstand bezeichnet das Vermögen, die durch Erfahrung vermittelten Vorstellungen gedankenthätig angemessen zu verwenden, (Begriffe, Urtheile, Schlüsse), gleichsam ein aus Vorstellungen erworbenes, in denkender Arbeit sich erweisendes und vergrößerndes Kapital. Der gesunde Menschenverstand ist aber nicht bloß Vermögen, richtige Vorstellungen aus Wahrnehmungen und Anschauungen zu bilden und richtige Regeln daraus zu abstrahiren, sondern zugleich das Vermögen, von diesen Regeln im wirklichen Leben einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen, und daher nicht ein rein theoretisches, sondern zugleich ein entschieden praktisches Verhalten.

In seinem Namen liegt, daß es etwas naturgemäß allen Menschen zukommendes ist, das, was die Franzosen sens commun oder bon sens, die Amerikaner common sense nennen. In dem Attribut „gesund" liegt aber sowohl die Förderung seiner innern Kräftigkeit, als auch die des richtigen Gleichgewichts mit den andern Geistesthätigkeiten. Gesunden Menschenverstand hat sonach nur der, der alle Dinge nach ihrer Wirklichkeit auffaßt und beurtheilt, ohne sich durch irgend welche Vermittelungen, sei es Poesie oder Spekulation, sei es Tradition oder Vorurtheil, darin beirren zu lassen.

Es kommt zweitens in Frage, in welchem Lebensabschnitte des Menschen der gesunde Menschenverstand ganz entwickelt auftritt. Jugend und Greisenalter stehen hier gleich unvollkommen, gleich hilfsbedürftig da. Den Entwickelungsgesetzen des geistigen Lebens gemäß kann der volle Menschenverstand erst nach einer gewissen Zeit zur letzten Entfaltung gelangen und als eine durch Erfahrung ermittelte Erkenntniß und Thätigkeit in Jahren noch nicht vorhanden sein, in welchen reichere Erfahrungen noch nicht gemacht werden können. Daher sagt auch das Sprichwort und mit vollem Rechte: „Verstand kommt nicht vor den Jahren."

Im hohen Alter dagegen ist der Verstand bereits wieder unter die Einflüsse der rückbildenden Metamorphose des Lebens getreten und seine volle Wirksamkeit dadurch beeinträchtigt, daß mit den Jahren die frische entschlossene Thätigkeit abnimmt und ein allzubedenklicher, grübelnder Zustand entsteht. — — In der Regel wird darum der gesunde Menschenverstand in seiner vollsten Entfaltung und Thätigkeit sich im Mannesalter zeigen, wo mit der erforderlichen Lebenserfahrung die volle elastische Kraft der vollen Lebensthätigkeit sich verbindet.

Wir fragen drittens, wo der Menschenverstand als ungesunder oder verkümmerter erscheint. Wo der natürliche Verstand entweder der Anlage nach ungewöhnlich gering ist oder über seine Zeit hinaus unentwickelt geblieben ist, wo er durch einseitige Richtung und geistige Ausbildung nach andern Seiten hin verkümmert, und wo er seinerseits durch einseitige Ausbildung andrer geistigen Thätigkeiten überwuchert, da nennt man ihn, und nicht mit Unrecht, ungesund. Häufig kommen so dürftige Verstandesbedingungen vor, daß aus ihnen ein voller gesunder Menschen-Verstand sich nicht entwickeln kann. In Bezug auf solche Individuen ist eine bescheidene Anwendung jenes Grundsatzes wohl gestattet, welchen Wieland im „Aristipp" empfiehlt:

„So einem soll man gesunde Begriffe, Grundsätze und Maximen in den Kopf oder doch wenigstens ins Gedächtniß einrammen, weil er sie ohne fremde Hilfe nie bekommen würde. Wer nicht vom bloßen Zusehen gehen lernt, muß es in einem Gängelwagen oder am Führbande lernen; wer blind ist, muß eben geführt werden; wer nicht denken kann, soll andern glauben; wer selbst kein Urtheil hat, mag, wenn er nicht schweigen kann, verständigen Männern nachsprechen. So will es die Mutter „Natur" und so ist es recht."

Auch da, wo eine unter dem Drucke äußerer Verhältnisse vernachlässigte oder im Uebergenusse äußerer Güter verweichlichte Erziehung die Verstandesentwickelung nicht hat aufkommen lassen, wird man ähnliche Grundsätze befolgen dürfen, damit aber umsomehr nachlassen müssen, je mehr es der Erziehung gelingt, das Versäumte nachzuholen. — — Hierbei nun, d. h. in der erziehlichen Thätigkeit behufs Entwickelung des gesunden Verstandes, werden sehr häufig zwei diametrale Fehler begangen. Entweder verkümmert man die Verstandesanlagen durch zu einseitige Pflege der Phantasie und des Gefühls, oder durch allzu einseitige Richtung des Verstandes selbst von der empirischen auf die spekulative Seite seiner Thätigkeit hin. In Folge der ersteren Ein-

seitigkeit schaffen Phantasie und Gefühl sich ihr eigenes Reich; der Geist verliert Sinn und Interesse für die Wirklichkeit und ihre Aufgaben und es entsteht jene weltschmerzliche Sentimentalität und Träumerei, welche das Auge für die gesunde Beobachtung der Dinge trübt und die frische Kraft für die Erfüllung der zunächstliegenden Pflichten lähmt. Göthe hat gegen diese Ungesundheit und ihre eitlen, unfruchtbaren Lamentationen in dem Gedicht: „Rechenschaft" einen schönen und kräftigen Protest im Namen des gesunden Menschenverstandes erhoben:

„Ich verfluchte das Gewäsche,
rannte meinen alten Lauf;
Narre, wenn es brennt, so lösche,
hat's gebrannt, bau' wieder auf!"

Derselbe Dichter hat dann auch in dem „Kerl, der spekulirt," das treffende Bild der andern einseitigen Verstandesverkümmerung trefflich gezeichnet, welche „von dem bösen Geiste spekulirender Voreingenommenheit im Kreis herumgeführt, und des Sinnes für die ringsherum sie umgebende schöne Weide frischer Wirklichkeit beraubt wird." Wir hören in diesem Sinne Mephisto ausrufen:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern,
was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
was ihr nicht münzt, glaubt ihr, gelte nicht."

Denn Bildung, und namentlich die des gesunden Verstandes, ist nicht Anhäufung von Wissensstoffen, nicht todte Gelehrsamkeit, sondern Entwickelung des geistigen Vermögens zu realen und lebenden Kräften, Ausgestaltung der natürlichen Anlagen zu einer harmonischen Persönlichkeit, die das Wahre denkt, das Schöne fühlt, das Gute will und welche vor allem Verständniß und Empfänglichkeit hat für die allgemein menschlichen Angelegenheiten und die Dinge zu nehmen weiß, wie sie eben sind.

Betrachten wir viertens das Verhältniß des deutschen Wesens zum gesunden Menschenverstande. Wenn auch letzerer etwas allen Menschen gemeinsam Zukommendes ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in der Innerlichkeit und Tiefe des deutschen Wesens und Geistes eine Versuchung liegt, den soeben geschilderten Einseitigkeiten und Ungesundheiten zu verfallen. Bei dem mehr auf das Aeußerliche und Praktische gerichteten Sinn anderer Völker sind dieselben in demselben Maße von jener Versuchung nicht so leicht bedroht. Daher sind demnach, im Gegensatz zu spekulativen Erkenntnißtheorien, vorzüglich Engländer, Amerikaner und Franzosen als die Vertreter und Lehrer des gesunden Menschenverstandes hauptsächlich aufgetreten.

Uebrigens fehlt es auch bei unserem Volke nicht an zahlreichen öffentlichen Protesten gegen gelehrte Verkehrtheit, und gerade in seinen großen Schatz von Sprichwörtern spricht sich der gesunde Sinn und Verstand unseres Volkes am prägnantesten aus:

„Die Gelehrten — die Verkehrten.“
„Je gelehrter — je verkehrter.“
„Gelehrte Leute sind oft auch große Narren“ u. s. f.

Das Interesse daran offenbarte sich am kräftigsten in der Zeit, da der gesunde Sinn der deutschen Nation gegen den unnatürlichen Zwang reagirte, welchen die römische Kirche ihr unfreiwillig aufgelegt hatte. Damals traten neben der volksthümlichen Komik, Lehrfabel und Satire (von Hans Sachs, Burkhard-Walstics und Fischart) die Sprichwörtersammlungen von Agrikola und Sebastian Frank hervor, und mit ganz besonderen Behagen erging sich der Volkswitz in der ihm so zusagenden Form der Priamel. Eines der deutlichsten Exempel des gesunden Volksverstandes jener Zeit ist wohl das Fastnachtsspiel „ein Kaiser und ein Abt,“ das später Bürger in dem allbekannten Gedicht, „der Kaiser und der Abt“ verwerthet hat. Vor allem gilt Luther selbst aus jener Zeit für den größten Repräsentanten der Sinneshoheit und der Gemüthstiefe als auch des gesunden Menschenverstandes im deutschen Volke. Auch der jähe Sturm des 30jährigen Krieges weckte neben der energischen Vertretung, welche der gesunde Verstand in den Schriften M o s c h e r o s c h s und Balthaser Schupps fand, die Sinngedichte von Logau, und der Faden deutscher Epigrammatik, in welcher Phantasterei und Pedanterie dem gesunden Verstande gegenübergestellt wird, spinnt sich durch Wernicke und Kästner fort bis in Göthes köstliche „Zahme Xenien.“ Daneben stehen G. E. Lessing, der große Kritiker, und L. Uhland, der Romantiker, als Belege, daß der gesunde Menschenverstand der Poesie nicht schadet. Ein recht kerngesunder Vertreter des gesunden Menschenverstandes ist aber Justus Möser, durch dessen Wesen sich diese Geisteskraft am trefflichsten illustriren ließe. Und unter den spekulativen Philosophen hat gerade ihr großer Bahnbrecher Kant das gute Recht des sogenannten Verstandes im Gebiete der Erfahrungsurtheile anerkannt, und Schiller, der als Dichter die Einfalt des kindlichen Gemüths, gegenüber dem Verstande der Verständigen so schön zu preisen wußte, hat auch als Philosoph den Werth der „gemeinen Empfindung“ bei Beurtheilung der Resulte von Philosophieen entschieden geltend gemacht.

Damit kommen wir fünftens auf eine Verstandesrichtung, die das nicht ist, was sie vergibt, sondern eigentlich nur eine krankhafte Ueberwucherung anderer geistigen Thätigkeiten bedeutet. Der geistreiche Philosoph Schelling sagt daher mit Recht: „Die Philosophie ist eben nur dadurch Philosophie, daß sie dem Verstande und damit noch vielmehr dem gesunden Menschenverstande, worunter man die lokale und temporäre Beschränktheit eines Geschlechts der Menschen versteht, gerade entgegen gesetzt ist. Im Verhältnisse zu diesem ist an und für sich die Welt der Philosophie eine ganz verkehrte.“

Man wird dem Verstande gern das Recht lassen, dem erregten Gefühle mit ähnlicher Besonnenheit ermäßigend zur Seite zu treten, daß das Herz nicht mit dem Kopfe durchgehe; aber wenn der nüchterne Verstand seine Gesundheit dadurch zu dokumentiren sucht, daß er auch jeder Begeisterung des Gemüthes, jedem kühnern Pfluge der Phantasie, jeder tiefern Forschung spe-

kulativen Denkens spottend entgegentritt, so muß er als ein Feind jeder wahrhaft großen That und alles höheren Lebens angesehen werden. Dieser Verstand verdient eben nicht den Namen, mit dem er sich so sehr brüstet, sondern er ist der in seiner Einseitigkeit und Beschränktheit sich breitmachende Verstand des ordinären Menschen, unter dessen Einflusse jener herodianische Fürst auf die gottbegeisterten Reden des Apostels antworten konnte: „Paule, du rasest!!" Das sind jene Menschen, von denen der Schauspieldirektor in Göthes Faust zu dem Dichter sagt:

„Was träumt ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe:
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh!"

Vor der Förderung dieses ordinären Menschenverstandes wolle Gott die Erziehung unserer Tage in Gnaden bewahren, denn er ist der Tod aller Begeisterung und kann also wahrhaft Gutes und Großes nie erzeugen. — Kant hat in seiner Prolegomena Werth und Stellung des gesunden Menschenverstandes in trefflichen Worten klargestellt:

„In der That ist es eine große Gabe des Himmels, einen geraden Menschenverstand zu besitzen; aber man muß ihn durch Thaten beweisen. Diese Thaten bestehen darin, daß dasjenige, was man denkt und sagt, auch vernünftig ist. Dadurch bewährt aber niemand seinen geraden Menschenverstand, daß, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiß, man sich auf ihn, als auf ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Neige gehen, alsdann und nicht eher sich auf den gemeinen Menschenverstand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen der neuern Zeit. — — Nur denen wird der gesunde Menschenverstand ein solcher bleiben, wenn er sich bescheiden innerhalb der Grenzen der tagtäglichen Erfahrung hält. — — So sind gemeiner Verstand sowohl wie spekulativer brauchbar; beide aber in ihrer eigenen Art und Weise. — — In der Metaphysik hat der sogenannte gesunde Verstand ganz und gar kein Urtheil, vielmehr ist er in diesem Felde ein sehr ungesunder Verstand."

Wir kommen nun endlich zu der Frage, wie durch die Erziehung die gesunde Entwickelung des Verstandes (in unserm Sinne) zu fördern sei. Die Antwort lag schon zum großen Theil in der bisherigen Ausführung. Bei der Frage nach der Ursache vorkommender Verstandesverkümmerung fanden wir als solche den Druck äußerer, ungünstiger Verhältnisse. Hier gilt zunächst, den darniederliegenden Geist des Kindes zu befreien und zu frischer, lebensthätiger Thätigkeit zu wecken; denn

„Verstand ist im Kinde zu Haus,
wie der Funke im Stein,
er schlägt sich nicht selbst heraus,
er will herausgeschlagen sein." (Rückert.)

Wo er aber unter dem Einflusse einer weichlichen Erziehung erschlafft ist, heißt es, ihn zu selbstthätiger Arbeit anzuregen. Das erste und trefflichste Unterrichtsmittel für die erziehliche Thätigkeit ist der Anschauungsunterricht

(Denkübungen). Das Anschauen nennt Herbart mit Recht „die unentbehrlichste, festeste und breiteste Brücke zwischen Mensch und Natur.“ Hier lernt das Kind mit seinen Vorstellungen gewandt operiren, die Sinne recht gebrauchen, seine Gedanken auf ganz bestimmte Gegenstände richten und festhalten, das Gedächtniß kräftigen, mit Hülfe des Gefühls und der Phantasie neue, lebensvolle Bilder aus seinen Vorstellungen gestalten. So bietet ein gesonderter Anschauungsunterricht die natürlichste und zweckmäßige Vorschule für jene Unterrichtsgegenstände, welche für die allgemeine Bildung des gesunden Menschenverstandes vor allen andern von großer Bedeutung sind: für die Realien, denn sie stehen mit den konkreten Verhältnissen des tagtäglichen Lebens in unmittelbarer Verbindung und verwirklichen vor allem andern den alten Spruch: „Non scholæ, sed vitæ discimus.“ Hier hat man es mit der konkreten Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens zu thun; die Unterscheidung des Charakters der einzelnen Arten von Geschöpfen, wie die Naturkunde sie lehrt, schärft den Verstand; die Vereinigung derselben unter einen gemeinsamen Gattungsbegriff übt das Urtheil, die mannigfache Verbindung und Wechselwirkung von Kräften fordert zu Schlüssen auf. Alles hier Gelernte kann an der Umgebung des Kindes sofort zu lebendiger, fruchtbarer Anwendung gebracht werden. Jedoch darf man von diesen hier genannten Unterrichtsmitteln allein nicht alles Heil für den gesunden Menschenverstand erwarten, und nie darf der Lehrer vergessen, daß er auch die heilige Pflicht hat, in den übrigen Unterrichtsfächern seine Schüler selbständig denken zu lehren, die verschiedenen Disziplinen stets auf einander zu beziehen und das so Erlernte in lebendiger Beziehung zum Leben zu erhalten. Die zweite Aufgabe der Pädagogik auf diesem Gebiete lag schon in dem Protest, den Göthe sowohl gegen jugendliche Sentimentalität und Phantasterei einerseits, als auch andererseits gegen die allzuscharfe Abstraktheit und spekulative Voreingenommenheit erhob. Bei dem Vorhandensein eines regen geistigen Lebens, wie es die rechte Erziehung im Kinde weckt und wahrhaft pflegt, tritt leicht ein Ueberwiegen der Phantasie und das Gefühl über die ruhige Verstandesthätigkeit ein, und die Welt, welche sich der jugendliche Mensch in seinem Gedankenreiche erbaut, ist der wirklichen oft himmelhoch entrückt. Gewiß hat diese jugendliche Erregtheit auch ihr gutes Recht und ihren Werth, vor allem den verspekulirten und ordinären Köpfen gegenüber; aber der vorsichtige Erzieher muß wohl darauf Bedacht nehmen, daß der Zögling einen offenen, klaren Blick für die natürlichen Verhältnisse und Anforderungen der Wirklichkeit behalte und in allen Dingen Maß halten lerne, wo das erregte Gefühl mit dem Verstande durchzugehen droht. Denn das Leben ist das Schiff, die Gemüthsbewegungen sind die Winde, der ruhige Verstand ist der Steuermann. Wehe dem Schiff, wenn die Hand des Steuermanns das Rad verläßt. Die besten Winde sind dann oft die allergefährlichsten. Das ist das Charakteristikum eines für die Welt vollkommenen und glücklich vorgebildeten Menschen, daß er mit dem Feuer edler Begeisterung die klare männliche Besonnenheit des gesunden Verstandes paart. Daher lehrt auch G. Baur: „Gegen unklare und müßige

Gefühlsschwärmerei giebt es kein besseres Mittel, als die ernste Wahrheit des Evangeliums — gegen wildschwärmende Phantasie kein besseres, als die Einführung in die klassische Kunst alter und neuer Zeit." Aber indem man ihren wuchernden Auswüchsen steuert, soll man Phantasie und Gefühl nicht ausrotten oder unterdrücken zu Gunsten des im schlechten Sinne gemeinen Menschenverstandes. Auf eine solche pharaonische Unterdrückung hat mancher enthusiastische Verehrer der sogenannten „Denkübungen" unfreiwillig hingearbeitet, indem er das Kind lehrte, alles nur auf die kahle, seelenlose Nützlichkeit zu beziehen; indem er es wollte nichts weiter lernen lassen, als was es vollständig begriff, wogegen der große weimarsche Dichter räth:

„Manches können wir nicht verstehen;
lebt nur weiter, es wird schon gehen."

Es wurden dem Kinde Reflexionen zugemuthet, die über seine Jahre hinaus waren und darum die Verstandeskräfte nicht entwickelten, sondern bloß zu einer altklugen, schwung- und gefühllosen Afterweisheit führten. Darum sagt Erdmann in seinen psychologischen Briefen sehr wahr: „Ein Kinderkopf verträgt es nicht nur, sondern erfrischt sich durch vieles Lernen; nur eins macht ihn krank, und vielleicht für zeitlebens: das unzeitige Hervorrufen des eigenen Denkens."

Ein wirklich gesunder Menschenverstand ist eben nur bei einem gesund organisirten Geiste möglich, und zur Gesundheit eines Organismus gehört die harmonische Ausbildung aller seiner leiblichen und geistigen Gaben, Anlagen und Kräfte. —

(Rheinische Blätter.)

Das Erziehungswesen der Chinesen.

Von C. A. Geil.

Wenn der Zustand der Volksbildung in China früher auch vielfach überschätzt und erst durch den deutschen Missionar Lobscheid, Inspektor der Schulen in Hongkong, auf sein wahres Maß zurückgeführt ist, so giebt doch Lobscheid selbst zu, daß unter der männlichen Bevölkerung Chinas fast jeder lesen und schreiben kann. Diese hohe Kulturstufe verdankt aber das Volk der Regierung, die seit undenklichen Zeiten nicht nur bestrebt gewesen, die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und Vorbereitung von Kenntnissen durch Vernunftgründe zu beweisen und durch einschlägige Vorschriften einzuschärfen, sondern auch Kenntnisse und Talente auf die ehrendste Weise belohnt. Dadurch, daß die Regierung die Eltern für das Vergehen ihrer Kinder, mögen diese noch so alt sein, verantwortlich, sie andererseits aber auch zu Theilnehmern an deren Ehre und Ruhm macht, zwingt sie die ersteren, alle Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder zu verwenden, und obwohl der Staat selbst nichts für Volksschulen thut, hat doch jede Stadt, jedes Dorf eine öffentliche Schule, und jeder Wohlhabende hält für seine Kinder eine Privatschule.

Die Knabenschule zu Peking ist das getreue Konterfei der dorti-

gen von der Londoner Missionsgesellschaft unterhaltenen Schule. Sie büßt durch dieses christliche Patronat nicht das Geringste von ihrem chinesischen Charakter ein, nur der Lehrer ist ein Christ, und neben christlichen Büchern in chinesischer Sprache werden die chinesischen Klassiker — in denen die Prüfungen abgehalten werden müssen — benutzt. An Karten und anderweitigem Anschauungsmaterial fehlt es nicht. „Ich bin erstaunt gewesen," erzählt R. Werner, „auf einem Dorfe zwei Meilen von Schanghai Kinder von 7 bis 8 Jahren die vier klassischen Bücher des Konfucius mit Geläufigkeit lesen zu hören. Dieses war freilich in einer Privatschule, die nur sechs Zöglinge zählte, aber es ist immer sehr viel, da bekanntlich das Lesen und Schreiben der chinesischen Sprache schwieriger als das einer anderen Sprache ist, weil die Wörter nicht aus Buchstaben zusammengesetzt sind, sondern jeder Begriff ein besonderes Zeichen hat. Wenngleich sich diese Zeichen auf eine bestimmte Anzahl von Wurzeln zurückführen lassen, welche die Stelle des Alphabets vertreten, so hat das chinesische Kind doch 214 Wurzeln zu lernen, während das europäische sich nur 25 Buchstaben einprägen muß."

Anstalten, die unsern Gymnasien und Universitäten gleichzustellen sind, giebt es über das ganze Land zerstreut. Von der „philosophischen Fakultät" in Schanghai erzählt uns der Reisende Kreitner, welcher dorthin durch einen Diener geführt wurde, dessen Vater in jenem Kollegium studirte: „Das ganze Haus war hölzern und die Eingangsthür mittelst aneinander gereihter Bretter verschlossen. Die einzelnen Bretter waren mit der Blüthenlese der chinesischen Litteratur vollgeschrieben, daneben fanden sich gedruckte Plackate mit den Namen der 27 Studenten, welche das Kollege bewohnten, und die Titel ihrer litterarischen Arbeiten. Jene der prämiirten Werke sprangen sofort durch die rothe Farbe ins Auge. Unser Führer geleitete uns zur Zelle seines Vaters, eines fünfzigjährigen Studenten. Die Studirzellen waren recht klein und einfach möblirt. Ein hartes, mit einem Moskitonetze überspanntes Bett, ein oder zwei Büchergestelle, worauf alle Werke in größter Ordnung standen, welche der Student bereits gelesen hatte, ferner seine eigenen kompleten Arbeiten, daneben ein Arbeitstischchen, worauf ich Papier, Pinsel, Tusche, Wasserpfeifen und Theeschalen erblickte, endlich zwei Holzstühle, das ist alles an Einrichtung." Die Studenten, welche Kreitner antraf, standen in dem Alter zwischen 20 und 70 Jahren; jeder erhielt vom Gouverneur (Tautai) ein monatliches Gehalt von zehn Tael (15 Dollars), wovon er sich beköstigen und kleiden muß. Dafür ist er verpflichtet, allmonatlich eine philosophische Arbeit abzuliefern; die beste Arbeit eines jeden Monats wird mit 15 Dollars honorirt. Schiedsrichter ist der Gouverneur, der hier also monatlich 27 philosophische Arbeiten durchzulesen hat.

Anmerk. der Redaktion. Die in diesem Artikel uns vorgeführte hohe Kulturstufe der Chinesen, wie dieselbe in den dortigen Volksschulen und Hochschulen erzielt wird, hat, wie es die Geschichte und das Leben dieses Volkes bis auf die neueste Zeit beweisen, nicht die Kraft in sich, die Chinesen von der Thorheit des unseligen Götzendienstes zu erlösen und sie zu der selig-

machenden Erkenntniß und Anbetung des allein wahren Gottes zu führen. Diese Kraft birgt in sich allein das Evangelium von Jesu Christo, durch welches allein das Volk der Chinesen zu der rechten Kultur und Bildung, nämlich zur Erneuerung in Gottes Bild gelangen kann.

Kirchliche Rundschau.

Die reformirte Generalsynode wurde am 1. Juni in Akron, Ohio, eröffnet; 165 Delegaten waren anwesend. Aus dem Bericht ergibt sich eine Vermehrung der Glieder seit der letzten Generalsynode (vor drei Jahren) um 14,450. An der Arbeit für innere Mission sind 111 Personen betheiligt; die Einnahme für diesen Zweck betrug $89,500. Auf dem Gebiete der Heidenmission betrugen die Einnahmen $35,700. Die Zahl der Stationen beträgt 14, an denen 5 Prediger und Lehrer arbeiten. Schulen sind 2 vorhanden, die Zahl der Heidenchristen beträgt 708. Die Gaben für Heidenmission betragen beinahe doppelt so viel als drei Jahre zuvor, für wohlthätige Zwecke und Gemeindeausgaben wurden etwa je $50,000 mehr aufgebracht als in der vorletzten Synodalperiode. Nicht in demselben Maße ist die Zahl der Kirchen und Prediger gestiegen. Die erstere Zahl ist um etliche dreißig, die letztere nur um 19 (also etwa 6 in einem Jahre) gestiegen; unter den 180,000 Gliedern, die im Bericht angegeben wurden, sind nur 144,000 Abendmahlsgäste. Der Bericht des Schatzmeisters weist eine Einnahme von $2385 und eine Ausgabe von $1162 auf.

Für die Reformirten in Böhmen wurden $800 als Liebesgabe bewilligt. Eine neue Liturgie, die zuvor schon von den Klassen (etwa unseren Districten oder Pastoralconferenzen entsprechend) mit zwei Drittel Mehrheit angenommen war, wurde der Synode vorgelegt und von dieser ebenfalls angenommen. Obwohl diese Liturgie damit die von der Generalsynode autorisirte geworden ist, ging doch der Antrag einer zwangsweisen Einführung derselben nicht durch. Auch die Frage, ob das Reformationsfest am 31. October oder am 19. Januar zu feiern sei, rief eine lebhafte und zum Theil scharfe Debatte hervor, die schließlich dahin auslief, daß zwar der 19. Januar als Tag des Reformationsfestes von der Generalsynode bestimmt, zugleich aber auch erklärt wurde, daß dieselbe nichts dagegen einzuwenden habe, wenn auch der 31. October gefeiert würde. Dem Wunsche nach einem Gesangbuch für sämmtliche englischen reformirten Gemeinden wurde in soweit entsprochen, als die bereits geschehenen Vorarbeiten gutgeheißen und ihre Fortsetzung bis zur nächsten Generalsynode angeordnet wurde. Betreffs der inneren Mission wurde beschlossen, daß die Districtssynoden nur innerhalb ihres eigenen Gebietes missioniren sollten. Etwaige bestehende Missionen, welche außerhalb des Gebietes der Districtssynoden liegen, sollen an die Missionsbehörde der Generalsynode übergehen.

Auch auf dieser Versammlung kamen Unionsgedanken zur Sprache, wenn auch keine so großen Pläne, wie die der Episkopalkirche. Es wurde nämlich die Möglichkeit einer näheren Verbindung mit der niederländisch-reformirten Kirche besprochen und ein Comite ernannt, das mit einem Comite jener Kirche in Unterhandlung treten soll.

Ihre 140. Versammlung hat die alte Pennsylvaniasynode in Philadelphia abgehalten; auf derselben waren 175 Prediger und 87 Laien-Delegaten anwesend. Mehrere Gemeinden der Synode haben ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert. Drei Gemeinden wurden in die Synode aufgenommen. Im theologischen Seminar befinden sich 64 Studenten. Der Vorschlag, den Kropper Anstalten, die ihre Zöglinge für den Missionsdienst des Generalconcils ausbilden, $1000 zu bewilligen, wurde abgelehnt und vielmehr bestimmt, daß die Studenten, welche in Kropp ausgebildet seien, noch ein Jahr im Seminar in Philadelphia zu studiren hätten, ehe sie angestellt werden dürften. Diesen in Philadelphia Studirenden sollen während dieser Zeit Unterstützungen bis zu $1000 im Ganzen zugewendet werden dürfen. Für das neue Seminar sind bis jetzt $41,211 ein-

gegangen; da aber der Bauplatz $35,000 gekostet hat, so soll mit dem Bau noch gewartet werden, bis etwa $25,000 baar vorhanden sind.

Die Synode der reformirten Presbyterianer, die in Newberry, N. Y., tagte, hat u. a. beschlossen, daß man bei keiner Wahl stimmen solle, wenn der Erwählte bei seinem Amtsantritt schwören muß, daß er die Ver. Staaten-Constitution aufrecht erhalten will, es sei denn, daß die Constitution so abgeändert werde, daß sie das Dasein Gottes anerkennt. Niemand soll Prediger werden können, der Tabak braucht; ja es soll niemand ein Amt innerhalb dieser Kirche bekommen, der Tabak raucht. Ob diese Beschlüsse wohl ausgeführt werden? In einzelnen Fällen vielleicht, wo es gerade paßt, im Uebrigen werden sie wohl ein todter Buchstabe bleiben.

Der Lehrstreit in Andover (vgl. Th. Z. 1887 Seite 26. 27) ist insofern zu einer Entscheidung gekommen, als der Aufsichtsrath (Board of Visitors) der Anstalt den Prof. Egbert C. Smyth als abgesetzt erklärt, dagegen die andern Professoren freigesprochen hat. Prof. Smyth wird verurtheilt, weil er Glaubenssätze (beliefs) vertrete, die mit dem Bekenntniß und den Statuten der Anstalt unverträglich seien und im Gegensatz zur wahren Absicht der Gründer der Anstalt stünden, indem er lehre, daß die Bibel nicht „die einzige vollkommene Regel des Glaubens und Lebens" sei, sondern fehlerhaft und unzuverlässig, sogar in manchen ihrer religiösen Lehren; ferner, daß Niemand die Kraft oder Fähigkeit besitze, Buße zu thun, ohne die Kenntniß Gottes in Christo; endlich, daß nach dem Tode eine Entscheidung möglich sei für die, welche Christum während ihres irdischen Lebens nicht entschieden verworfen haben.

Die Frage, welche von dem Aufsichtsrath in Betracht gezogen und entschieden wurde, ist nicht die, ob die fraglichen Sätze an sich richtig oder falsch seien, sondern die, ob dieselben nach den Statuten und nach der Absicht der Gründer der Anstalt in Andover gelehrt werden dürften oder nicht.

Mit dieser Entscheidung ist aber der Streit noch keineswegs zu Ende. Die Mehrzahl des Board of Trustees soll auf Prof. Smyths Seite sein, und es soll die Frage vor das staatliche Gericht gebracht und, wenn nöthig, bis zur höchsten Instanz (in diesem Falle das Obergericht von Massachusetts) verfolgt werden.

In Philadelphia ist eine Vereinigung zwischen den "Free-will Baptists" den "Disciples" und den "Christian Churches" zu Stande gekommen, die sich den Namen "The Philadelphia Conference of Christian Churches" beigelegt hat, und deren Vereinigungsgrundlage durch folgende fünf Sätze gebildet wird:

1. Wir nehmen die heilige Schrift als die einzige und völlig genügende Richtschnur des religiösen Glaubens und Lebens an, und unser Gottesdienst soll nach dem Muster der Apostolischen Kirche sein, wie sie im Neuen Testament dargestellt ist.

2. Der Glaube an den Herrn Jesum Christum als den Sohn Gottes und den einzigen Erlöser der Menschen ist der einzige Glaube, der nöthig ist zur Seligkeit und zur Einheit der Gläubigen.

3. Wir nehmen die Untertauchung der Gläubigen als die „eine" apostolische Taufe an

4. Wir nehmen den Namen „Christlich" (Christian) an als genügende Bezeichnung des Charakters und der Stellung des Volkes Gottes.

5. Während die verschiedenen Kirchengemeinden eins im Glauben und Leben sind, so sind sie, unter Christus, unabhängig in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten.

Die Vereinigung ist allerdings zunächst nur localer Natur, aber es wird von ihren Gliedern die Erwartung ausgesprochen, daß alle Kirchen dieser drei Denominationen derselben beitreten und eine große Gemeinschaft bilden werden, deren hauptsächliche Vereinigungsgrundlage jene oben angeführten Artikel bilden sollten. Breit genug dazu ist diese Grundlage allerdings; ja sie wäre breit genug zu einer „Allerweltsunion," wenn nicht der dritte der obigen Artikel einen dicken Strich durch diese so sehr breite Grundlage machen würde.

Mit der Frage: Sind wir protestantisch? gibt ein Correspondent des "Churchman" eine Beschreibung der Feier des Festes der „Kreuzerfindung" in der „Kirche zum

heiligen Kreuz" in New York. Es heißt in derselben u. a.: „Es war ein vollständig romanisirter Gottesdienst. Die Kleidungen, Stellungen, Verbeugungen u. s. w. dem Altar gegenüber trugen alle diesen Charakter. Das Abendmahl wurde von dem sog. Vater, welcher bei dem Gottesdienste fungirte, blos sich selbst und dem Candidaten, der in den Orden der „Brüder von Nazareth" aufgenommen wurde, gespendet. Die Gebete wurden alle intonirt, zum Theil in einer solchen Weise, daß sie kaum verständlich waren. Die Kniebeugungen und Handbewegungen, welche das Consecrationsgebet bei der Abendmahlsfeier begleiteten, sind geradezu unbeschreiblich. Das Ganze war in jeder Beziehung eine „vermummte Messe." Augenscheinlich wurde es so angesehen und auch ein römischer Katholik würde es so angenommen haben."

Eine Professur für Spiritismus an der Universität von Pennsylvanien war von einem enthusiastischen Anhänger des heutigen Spiritismus H. Seybert gegründet, welcher aber glücklicher- oder unglücklicherweise die Bedingung beigegeben war, daß die Universität eine Commission ernennen sollte, welche den Spiritismus zum Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen habe. Die Commission begann ihre Arbeiten im März 1884 und beschloß sie im Mai dieses Jahres. Die berühmtesten und erfolgreichsten Medien waren eingeladen und untersucht worden, aber alle wurden über Taschenspielerkünsten ertappt und so ist die Untersuchung bis jetzt ohne positives Resultat verlaufen. Der Bericht über die Arbeiten der Commission ist bei J. B. Lippincott erschienen und wird dahin summirt, daß der moderne Spiritismus, wie er bis jetzt von seinen Vertretern vor der Commission gezeigt wurde, ein System von Schwindel und Betrug sei, dessen Entstehung und Ausbreitung hauptsächlich durch die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit einer Menge Leute ermöglicht worden sei. Zugleich macht die Commission das Anerbieten ihre Untersuchungen weiter fortzusetzen, und alle Thatsachen, die entdeckt werden würden, unparteiisch zu berichten.

Der römische Bischof von St. Joseph, Mo., hat sich durch einen Brief an eine irische Gemeinde, in welchem er mißliche Zustände unter der Priesterschaft aufdeckt, große Feindschaft zugezogen; seine Feinde beabsichtigen ihn deßhalb in Rom zu verklagen, nicht etwa, weil er von der Wahrheit abgewichen wäre, sondern weil er Geheimnisse der Priesterschaft den Laien preisgegeben habe.

Bischof Hogan hatte nämlich einer irischen Gemeinde einen deutschen Priester zugesandt; als die Gemeinde darüber sich beschwerte, erwiederte er ihr in obengenanntem Briefe, daß sie doch froh sein solle, daß er ihr wenigstens einen anständigen Mann gesandt habe, wenn er auch kein Irländer sei: da er kein eigenes Seminar habe, so müsse er mit dem Ausschuß zufrieden sein, der ihm von andern Bischöfen zugewiesen werde. Diese Herren im Osten, sowie in Europa, scheinen den Westen als eine Art Besserungs-Kolonie anzusehen und was für Subjekte dem Bischof von St. Joseph zugesandt werden, geht daraus hervor, daß er in einem Zeitraume von sieben Jahren sich genöthigt gesehen habe, Saufens und grober Unsittlichkeit halber 22 Priester fortzujagen.

Respekt und Achtung vor den Bischöfen scheinen bei den Rompriestern auch nicht so sehr vorhanden zu sein; so erzählt Bischof Hogan von einem Dompriester, der einmal eine ganze Woche in seinem Hause besoffen gewesen sei. In einer Nacht sei er davon gelaufen, aus einem übelbeleumdeten Hause hinausgeworfen und in einem Wagen nach des Bischofs Hause wieder zurückgebracht worden. Er habe dann den beiden andern Priestern Galvin und Kiley geheißen sich zur Feier des Osterfestes und des Festes des heiligen Joseph bereit zu machen. Statt dessen hätten sie die ganze Nacht vor Ostern gesoffen und gebrüllt; Kiley sei so gefallen, daß er sein Gesicht braun und blau geschlagen habe. In diesem Zustande hätten sie dann Messe gelesen und Kiley habe auch noch gepredigt. Der Bischof aber habe einen Eid geleistet, keinen anderswo fortgejagten Priester in seine Diöcese aufzunehmen. (R. Kztg.)

Daß die römischen Würdenträger an vielen Stellen ein geradezu fürstliches Einkommen haben, ist bekannt genug. So wird z. B. vom Erzbischof Corrigan von New York berichtet, daß er etwa über $80,000 jährlich zu verfügen habe. Von dem Fond

der Kathedrale hat er jährlich $5000; von jeder Gemeinde der Diöcese $200, oder ein jährliches Einkommen von $15,000; von jedem Begräbniß auf dem „Calvary-"Kirchhof bekommt er einen Dollar, oder etwa $40,000 jährlich; an freiwilligen Gaben von Arm und Reich, an Geschenken und sonstigen Gebühren erhält er wenigstens $20,000 mehr.

Die Berliner Festwoche fand vom 5. bis 9. Juni statt. Sie wurde hergebrachter Weise mit dem Bundesfest der Vereine des östlichen Jünglingsbundes begonnen. Derselbe umfaßt 131 Vereine mit 11,118 Mitgliedern. Am 6. Juni feierten der Verein für kirchliche Zwecke sowie das Johannisstift und die Goßnersche Missionsgesellschaft ihre Jahresfeste. Das der Berliner Missionsgesellschaft fand am 7. Juni statt. Dr. Wangemann berichtete, daß im Laufe des Jahres, trotz der Hinderungen, welche die Methodisten bringen, 1739 Personen (100 mehr als im Vorjahr) getauft worden seien und die Zahl der Getauften auf den 47 Stationen 17,764 betrage. Superintendent Merensky wies in einem Vortrage über die Bassutomission darauf hin, daß durch die Arbeit der Hermannsburger und der Berliner Mission unter den 400,000 Einwohnern des Landes, das etwa so groß ist wie Frankreich, bereits 25,000 Christen sind, bei denen die Rückfälle ins Heidenthum etwa 2 Proz. betragen. In 20 bis 30 Jahren werde voraussichtlich das Bassutovolk in Transvaal ein in seiner größern Zahl bekehrtes Volk sein, wenn eine genügende Anzahl europäischer Missionare mit möglichst viel eingeborenen Helfern zu ihnen gesandt werde. Gegen Jesuiten und Methodisten, Trunksucht und Afterkultur (eine eigenthümliche Zusammenstellung. D. R.) sei die Mehrung der Arbeiter dringend nothwendig.

Die Pastoralconferenz wurde am 8. Juni unter dem Vorsitz von Sup. Tauscher eröffnet, nachdem Konf.-R. Stahn, der 12 Jahre die Conferenz geleitet hatte, zurückgetreten war. Es versteht sich eigentlich von selbst, daß die gegenwärtigen kirchen, politischen Bewegungen und Bestrebungen den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildeten. Schon in der Eröffnungsansprache wies der Vorsitzende darauf hin, daß gegenwärtig eine Zeit sei ähnlich der Zeit des Nehemia, in der man die zerbrochenen Mauern um die Kirche wieder aufrichten wolle. Ebenso behandelte das Hauptreferat von Landrath von Manteuffel die Frage der „Parität," wobei die Anerkennung der Dotationsforderung durch den Fürsten Bismark, nicht wie seinerzeit von der Hengstenbergischen Kzg. als ein parlamentarischer Kniff hingestellt (vergl. Th. Z. 87 Seite 190), sondern als ernst gemeint genommen wurde. An diesen Vortrag schloß sich eine längere Debatte an. Am zweiten Tage der Pastoralconferenz fanden zwei Vorträge statt. Der des General-Superintendent Dr. Schultze aus Magdeburg über „die Seelsorge Christi" und der des Superintendent Vorberg über „Confirmationshandlung und Praxis." Der Redner erinnerte daran, daß die Confirmation eine Verbindung zwischen dem Volksleben und der Kirche bilde, die allerdings nicht so fest sei, wie sie sein sollte, aber durch die Trennung der Confirmation von der ersten Communion nicht gefestigt, sondern gelockert würde, indem in diesem Falle die Confirmation nur zur Entlassung aus dem kirchlichen Unterricht werden würde. Im Großen und Ganzen erklärte sich die Versammlung zustimmend gegenüber den Ausführungen des Referenten.

Den Schluß bildete das Jahresfest der Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, bei welchem auf die Bewegungen unter den Juden Südrußlands hingewiesen und über die Arbeit der Gesellschaft in Posen und Ostpreußen sowie in Berlin selbst berichtet wurde.

Die Vereinigung der Waldenserkirche mit der „freien evangelischen Kirche" in Italien ist wieder auf demselben Punkte angelangt, von welchem sie ausgegangen ist, d. h. die Generalversammlung der „Freien Kirche" hat nach dem Scheitern der früheren Einigungsversuche von neuem ihren Wunsch und ihre Bereitwilligkeit zu einer Vereinigung ausgesprochen. Es war nämlich von Commissionen beider Kirchen ein gemeinsames Einigungsproject ausgearbeitet worden, welches auch im October 1885 von der Generalversammlung der Freien Kirche einstimmig angenommen wurde. Die Waldenserkirche dagegen verschob die Sache bis 1886 und änderte den Entwurf so sehr, daß

etwas ganz neues daraus wurde. Dieser einseitig abgeänderte Entwurf war nun aber derart, daß die Generalversammlung der Freien Kirche (vom 21. bis 23. Mai d. J.) ihn weder annehmen konnte noch wollte, sondern beschloß bei ihrem Votum von 1885, das den früheren Entwurf gutheißt, verbleiben zu wollen und den Wunsch und die Hoffnung einer Vereinigung nochmals auszusprechen.

Auch die deutsch-evangelischen Pastoren Italiens hielten vom 6. bis 9. Juni eine Conferenz und zwar in Neapel. Die Fastenpredigten des Padre Agostino in Florenz bildeten den Gegenstand des einen der Referate. Schon früher hatte der Genannte durch seine Predigten in Pisa und Bologna großes Aufsehen erregt. In Florenz war bei jeder Predigt des Padre der Dom von Zuhörern gefüllt, die häufig ihren Beifall durch Händeklatschen zu erkennen gaben. An der Hand dieser Predigten, denen übrigens nie ein Bibeltext zu Grunde gelegt ist, und in denen die Bibel fast nie, dagegen Dante und Cicero um so öfter citirt werden, konnte der Referent nachweisen, wie ein gewisser Rationalismus sich ganz gut mit dem Katholicismus verträgt. Predigten über „das Dasein Gottes," „die Religion," den Schmerz" 2c. waren rationalistisch, während die Predigten über die Maria, das Fegfeuer und ähnliche Themata gut römisch waren. Ebenso wurde in dem Referat über „Bilder und Bilderdienst in der römisch-katholischen Kirche, Süditaliens" der Verfall der Kirche, der Abfall von der Schrift und der Rückfall ins Heidenthum nachgewiesen.

Die Heilsarmee hat ihr Maimeeting in Exeter Hall natürlich mit glühendster Begeisterung abgehalten und der General Booth wußte von nichts als von Siegen und Triumphen zu berichten. 494 Mädchen und 445 Jünglinge haben wir in unseren Kadettenhäusern; in den letzten vier Monaten haben über 1000 junge Leute dort Zulaß begehrt; in derselben Zeit sind von den ausgebildeten Kadetten 35 neue Corps gebildet worden. Die Marine hatte mit ihrem Dampfer, der Ida, Unglück; aber das gesunkene Missionsschiff ist längst ersetzt. In den Dörfern faßt die Armee immer festeren Fuß; der General beabsichtigt über ganz England 1000 Dorfbaracken zu je 65 Pfd. St. zu bauen. Die Arbeit unter dem „Auswurfe" Londons nimmt immer größere Verhältnisse an; 11 Rettungshäuser nehmen jetzt in London, Plymouth, Jersey, Glasgow, Belfast und Cardiff gefallene Mädchen auf. Von „einigen" Rückfällen abgesehen, sind 613 Mädchen „gerettet" worden. Die Preßerzeugnisse der Armee haben eine „enorme" Höhe erreicht; der „War Cry" allein, obgleich sein Preis sich mehr als verdoppelt hat, hat von Woche zu Woche größere Auflagen; er erscheint jetzt in acht Sprachen und wird wöchentlich in 436,000 Exemplaren gedruckt. Die größten Triumphe aber sind im Auslande gefeiert worden. 203 Missions-Offiziere waren über's Meer gesandt worden. In den Vereinigten Staaten waren die Corps in zwei Jahren von 70 auf 300 gestiegen. In Indien und Ceylon stehen 14 Corps; ein Herr hat den Armeezwecken 6000 Pfd. St. gewidmet. Australien mit 209 Corps bringt jährlich 66,000 Pfd. St. auf; in Transvaal sind 44 Corps, eins in St. Helena, 14 in Schweden, in Amsterdam und Copenhagen sollten an dem dem Meeting folgenden Sonntage Baracken eröffnet werden. In Summa: die Armeecorps waren im vergangenen Jahre von 1558 auf 2081, die Zahl der Offiziere von 3614 auf 5037 gestiegen.

Die im vorigen Jahre gegründete evangelische Synode von Rio Grande in Brasilien hielt am 4. und 5. Mai ihre erste Jahresversammlung in Santa Cruz. Am 3. Mai fand ein Begrüßungsgottesdienst statt; der eigentliche Festgottesdienst am Morgen des vierten. Präses Dr. Rotermund erstattete den Synodalbericht und P. Dietschi referirte über die Frage: Wie können wir zur Hebung des kirchlichen Sinnes beitragen? Auch über das Collectenwesen wurde verhandelt und der Beschluß gefaßt, die Gemeinden zu ersuchen, man möge nur dann Collectanten eine Gabe reichen, wenn die Collecte in der Kirche empfohlen sei.

Am folgenden Tage wurde über ein Referat über die Beerdigung von Selbstmördern verhandelt; ferner die Grundsätze festgestellt, nach welchen die Gemeinden in der Abgrenzung ihres Gebietes zu verfahren und die Geistlichen in der Bethätigung ihrer Collegia-

lität sich zu richten haben. Bei den Wahlen ergab sich als Resultat die Wiederwahl des provisorischen Vorstandes.

Die noch sehr junge evang. Synode kann mit Befriedigung auf das erste Jahr ihres Bestandes zurückblicken. Waren es vor einem Jahre nur sieben Gemeinden gewesen, die sich zusammengeschlossen hatten, so beträgt jetzt ihre Anzahl 25. In Santa Cruz selbst war das Interesse ein sehr reges. Trotz des Regens war die Kirche bei allen Verhandlungen gefüllt; bei den Gottesdiensten war nicht Raum genug für alle, die theilnehmen wollten. „Es ist," sagt der Bericht, „allen neu, daß es hier eine evangelische K i r ch e gibt, und daß diese die Kraft hat, ihre Glieder aus so weiten Entfernungen hier zu sammeln und erhebende und glaubenstärkende Feste zu feiern."

Wie man mit sehr viel Mühe die Schrift studiren kann und wie man darin heute noch eben so interessante Dinge finden kann, als je die Rabbinen gefunden haben, das wird durch ein 500 Seiten starkes Buch unter dem Titel „Seven the sacred number" gezeigt. Nur Schade, daß alle diese mühevollen und interessanten Dinge für das Schriftverständniß beinahe ebenso werthvoll oder werthlos sind als der Talmud. Der Verfasser des Buches, ein Mr. R. Samuel, hat, um seiner Sache sicher zu sein, griechisch und hebräisch gelernt. Und der Erfolg lohnte seine Mühe; durch dieselbe fand er den Schlüssel für alle Mysterien der Schrift. Und zwar ist dieser Schlüssel die heilige Zahl: Sieben. Wie aber kam er dazu, ihn zu finden? Es stieß ihm zufällig auf, daß die ersten 33 Verse des 14. Kapitels von Exodus sich in 7 Abtheilungen, jede derselben sich in 7 Satzglieder, und daß sich die drei ersten Kapitel des Leviticus ebenfalls 7fach theilen ließen. Von dieser Entdeckung aus schritt er vorwärts zu einer Prüfung der ganzen Bibel und fand, daß das ganze Gewebe derselben von dieser geheimnißvollen Zahl durchzogen sei, daß das rechte Verständniß von Textkritik, Uebersetzung und Interpretation der Bibel mit dem rechten Verständniß der Zahl 7 gegeben sei. Der ganze Aufbau der Schrift ist heptadisch construirt. Jedes Buch zerfällt in Heptaden, und zwar in 7 Abtheilungen, deren jede wieder 7 Unterabtheilungen enthält. Im Originaltext treten diese Abtheilungen und Unterabtheilungen deutlicher hervor als in der Uebersetzung. So beginnt jede Unterabtheilung im Hebräischen mit einem Waw conversivum, im Griechischen mit καὶ oder δὲ. Zum Beweis seiner Behauptung der heptadischen Construction der Bibel theilt er aus jedem Buch ein heptadisch gegliedertes Kapitel mit. Aber noch anderweitig ist die Zahl bedeutungsvoll. Für die Worterklärung ist nämlich bedeutungsvoll, daß einzelne Wörter, die von derselben Wurzel abstammen, aber in verschiedener Bedeutung oder in ganz besonderem Sinn gebraucht werden, 7mal oder 7 mal multiplicirt mit einer anderen Zahl in der ganzen Bibel oder auch in einzelnen Büchern derselben vorkommen.

So begegnet man dem Wort „Beelzebub" 7mal, dem Wort „Auferstehung" 42mal, dem Wort ἐπιστάτης 7mal, dem Wort σεισμός 7mal u. s. w. Auch für den Kanon der heiligen Schrift hat die 7-Zahl ihre Bedeutung. Zwar hat die Bibel 60 Bücher, doch nur 49, sobald man die 12 kleinen Propheten als ein Buch faßt. Daraus kann man erkennen, daß unsere jetzige Bibel kein Buch zu viel oder zu wenig enthält. Die 7-Zahl beweist auch, daß der Brief an die Hebräer paulinischen Ursprungs ist. Denn, ihn eingerechnet, hat Paulus gerade 14, die andern Apostel gerade 7 Briefe geschrieben. Mit Hilfe der 7-Zahl löst er auch alle möglichen chronologischen Schwierigkeiten, bestimmt z. B. ganz genau die Zeit der Weltschöpfung auf den Herbst 5395 v. Chr., ja mit ihrer Hilfe löst er auch die schwierigsten Probleme der Naturwissenschaft.

Das Buch verdient jenen Schriften an die Seite gestellt zu werden, welche auf exegetisch-historischem Wege zu dem Ergebniß gelangen, daß die Engländer von den verlorenen 10 Stämmen Israels abstammen. Vielleicht bildet es selbst einen Beweis dafür, indem es ja offenkundig zeigt, daß die geheimnißvolle Gelehrsamkeit altvergangener jüdischer Zeit auch jetzt noch in den Köpfen einzelner Engländer spukt.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. September 1887. Nro. 9.

Johann Calvin.

Von Lic. F. Kattenbusch.

(Aus den Jahrbüchern für deutsche Theologie.)

(Fortsetzung.)

In der Weise Luthers hat er dort noch aus einer praktischen lebendigen Anschauung von dem Wesen nnd wahren Charakter des christlichen Glaubens heraus seine Lehren entwickelt, die Bibel zwar als Beleg und kritische Norm überall heranziehend, indeß unbekümmert darum, ob er auch allen einzelnen Aussprüchen und Bestimmungen derselben gerecht werde. Das ist je länger je mehr bei ihm anders geworden. Er ist seit seiner Straßburger Zeit bereit, Lehren aufzustellen, blos weil sie in der Bibel stehen, auch wenn er sich ihren praktischen Werth und ihren Zusammenhang mit den Grundgedanken der christlichen Religion nur sehr mangelhaft klar zu machen weiß. Um ein Beispiel zu nennen, so gehört hierher seine bekannte Lehre von dem wunderbaren Rathschlusse Gottes, wonach eine willkürliche ewige Scheidung getroffen wäre zwischen Solchen, welche selig werden sollen und Solchen, die verloren gehen. Diese Lehre hat ja auch Luther gehabt, aber bei Weitem nicht bloß auf die Autorität der Bibel hin, sondern vermöge eines religiösen Bedürfnisses, welches wir freilich als eine Nachwirkung seiner ersten Bildung als wenig mustergültig betrachten müssen. Calvin hat sie in der ersten Ausgabe seines „Unterrichts" noch kaum angedeutet, aber hernach hat er sie eingehend ausgeführt und zwar vor Allem, weil er sie in der Bibel zu bemerken glaubte. Praktisch hat er sie im Wesentlichen stets als ein Mysterium verehren müssen, und eine Anwendung davon zu machen auf das Leben hat er sich nicht getraut.

Einschneidender als solche problematische Bereicherung der Dogmatik waren die Folgen jener veränderten Anschauung von der Bibel in einer anderen Richtung. Calvin ist dadurch nämlich am meisten zu jener mechanischen Auffassung von der Vorbildlichkeit der alttestamentlichen Theocratie und besonders auch der apostolischen Gemeinde gekommen, die sein Verhalten als praktischer Reformator so wesentlich bestimmt hat. Für die Kirchenverfassung, für die Regelung der Competenzen von Kirche und Staat, für die socialen Ordnungen überhaupt sich möglichst eng und selbst im Detail anzuschließen an das Vorbild des alten Gottesreichs und zumal der von den Aposteln geleiteten christlichen Gemeinde, das mußte ihm allerdings bei jener Anschauung von

der Bibel als Pflicht erscheinen. Dadurch aber hat seine Organisationsthätigkeit diejenigen Schranken empfangen, die den Calvinismus ganz besonders als eine secundäre Bildung auf dem Gebiete des Protestantismus erscheinen lassen. Die Erörterungen der hier berührten Fragen waren in der ersten Auflage des „Unterrichts" noch ziemlich frei und unbefangen gewesen. Abgesehen von der Institution des Bannes hatte Calvin dort die apostolischen Einrichtungen durchweg als temporäre, nicht allgemein verbindliche dargestellt. Von der zweiten Auflage an ist zu bemerken, wie der Kreis derjenigen Einrichtungen der alten Kirche, die er als arbiträr gelten läßt, immer enger wird. In irgend welcher Umbiegung mindestens sucht Calvin jetzt vor und nach auch die zufälligsten unter den apostolischen Vorschriften auf die Gegenwart anzupassen und in ihr wiederherzustellen. Wie weit er dabei mitbeeinflußt gewesen ist durch Ideen gewisser mittelalterlicher reformatorischer Persönlichkeiten, muß hier dahin stehen. Jedenfalls weicht er hier von Luther wie auch von Zwingli entscheidend ab. Denn diese beiden Männer haben die geistige Freiheit gehabt, aus der Bibel nur die religiösen Ideen für die Leitung der christlichen Gemeinde zu entnehmen und nicht zugleich die für die Zeit des alten Testaments resp. der Apostel passenden, unter den späteren Lebensbedingungen aber fremdartigen und unzulänglichen äußeren Institutionen. So haben sie das Recht der Christenheit erkannt und gewahrt, im Wechsel der Zeiten auch neue Ordnungen zu schaffen, und eben darum ist ihre Reformation nicht identisch mit einem speciellen socialen System.

Die Abschweifung auf die Ausgangspunkte der Calvin'schen Ideenwelt, die ich mir soeben gestattet habe, wird uns nun den Schlüssel bieten für das Verständniß der Einrichtungen, welche der Reformator in's Leben ruft, als er nach Genf wieder zurückgekehrt ist, und sie erklärt uns, warum Calvin's Reformation allerdings identisch ist mit dem Genfer System. Ich will die Geschichte der Rückberufung Calvins in seinen alten Wirkungskreis nicht vorführen, um nicht zu umständlich zu werden. Sadolets Versuch die Genfer wieder für den Katholicismus zu gewinnen, Calvins geschickte, mannhafte Antwort auf Sadolet's Sendschreiben, durch Beides Stärkung derjenigen Partei, die Calvin doch immer in der Stadt behalten hatte, zum Ueberfluß eine schwere politische Compromittirung der Gegner des Reformators — so ist schon bald wieder ein Regierungswechsel zu Gunsten zunächst der Person, dann aber auch des Systems der vertriebenen Prediger in Genf hervorgerufen. 1540 war es nur noch eine Frage der Zeit, wann Calvin die Einladung zur Rückkehr erhalten werde. Wenn es sich doch noch mehr als ein Jahr hingezogen hat, ehe er wirklich in sein altes Arbeitsfeld wieder eintrat, so ist das wesentlich durch sein eigenes Zögern bedingt. Es ist begreiflich, daß Calvin nicht sofort bereit war, den an ihn gelangenden Bitten der Genfer nachzugeben. In der Erinnerung an die stürmischen Auftritte, die er in der Stadt schon erlebt hatte, und in der Voraussicht der Wiederholung derselben, schreibt er an Viret in Lausanne, der ihm zugeredet: „Warum nicht lieber an's Kreuz? denn besser würde es sein, einmal zu sterben, als in jener Marterwerkstatt sich

immer wieder von Neuem peinigen zu lassen". Wichtiger ist, daß Calvin nun zum Voraus, so weit es ging, sich Garantien für sein Wirken in der Stadt sichern wollte. Insofern war es Politik, wenn er sich nicht so leicht erbitten ließ. Und die Wirkung des nachhaltenden Sträubens des Reformators ist denn auch gewesen, daß die Genfer immer weitergehende Concessionen an „ihren guten Bruder und einzigen Freund" machten und daß er eine vollkommen auf Gnade und Ungnade übergebene Stadt vor sich hatte, als er am 13. September 1541 abermals seinen Einzug in dieselbe hielt, jetzt nicht unbeachtet und still, wie damals sondern, empfangen vom Rathe, unter dem Jubel der Menge, wie ein Triumphator.

Calvin hat nicht gesäumt, die günstige Situation so gründlich wie möglich auszunützen. Sofort hat er die Umgestaltung des Kirchen- und Staatswesen nach seinem Ideale in die Hand genommen. Es ist ein überraschend zusammenhängender Plan, dessen Ausführung wir jetzt beobachten können. Was Calvin bei seinem ersten Aufenthalte in Genf erstrebt hatte, erscheint wie ein geringes Vorspiel gegen das Werk, welches er nun durchgeführt hat. Vom 2. Januar 1542 an, wo die ordonannces ecclesiastiques als Staatsgrundgesetz der kleinen Republik proclamirt worden sind, hat Calvin rastlos weiter gearbeitet, um wirklich alle Verhältnisse des Gemeinwesens neu zu gestalten. Zu spät hat Genf es bereut, den Fremdling wieder berufen zu haben. Was half ihm all sein heftiger und schließlich verzweifelter Widerstand, als Calvins System sich in seinen ungeahnten Consequenzen immer weiter entfaltete? Calvin hatte gesiegt und das alte lebenslustige Genf hat das harte Joch, welches Calvin ihm übergeworfen, nicht wieder abschütteln können, es ist immer fester verstrickt worden, bis der Fremdling es ganz überwunden hatte. Wir wollen uns die Grundzüge dieses ausgebildeten Calvin'schen Systems, in welchem naturgemäß unser Interesse gipfelt, in der Kürze vorführen.

Man hat gesagt, das System des Genfer Reformators sei einfach die extremste Theokratie. Indeß diese Meinung bedarf doch zunächst einer Limitirung. Unverkennbar schwebt Calvin doch ein Unterschied von Kirche und Staat vor, freilich nur in Hinsicht ihrer äußeren Organe und Functionen. Es entspricht nämlich den Zuständen in der apostolischen Gemeinde, daß die Kirche ein selbständiges Gemeinwesen ist. Es ist nun aber bezeichnend, welche Rechte und welche Institutionen Calvin demgemäß als unabhängige kirchliche in Anspruch nimmt. Die eigentliche Fundamentalinstitution der Calvin'schen Kirche ist nämlich das Consistorium oder das Gericht der Aeltesten. Dieser rein kirchliche Gerichtshof diente demjenigen, was Calvin den „Nerv" und die „Substanz" der Kirche nennt, der Durchführung der Zucht, der kirchlichen Disciplin. Durchdrungen wie er war von der Idee, daß das ganze Leben der Christen ein Gottesdienst sein müsse, hat Calvin, geleitet durch seine Vorstellungen von dem Lebensernste der alten Christenheit, der Idee der Zucht eine bestimmte gesetzliche Ausprägung gegeben, wobei er auf die Individualität der Einzelnen fast gar keine Rücksicht mehr genommen hat. Genau bis auf

die Stunde schrieb der strenge Reformator dem Genfer Bürger vor, wie er sein Leben Tag für Tag zu führen habe. Der Grundgedanke dieser Tagesordnung entspricht dem Wahlspruche „Bete und arbeite", aber in der positivsten Weise. Das Leben sollte in der That getheilt sein zwischen strenger, ernster Berufsarbeit und gottesdienstlicher Feier. Mit Arbeitstreue ging Calvin Jedem mit leuchtendem Beispiel voran. Es hat vielleicht nie einen Menschen gegeben, der so unausgesetzt der Arbeit nachgegangen ist als Calvin, der ein Bedürfniß an Erholung nicht gekannt zu haben scheint. Aber wer sein Beispiel nicht freiwillig nachahmte, der mußte es in Genf, wohl oder übel. Müssiggang war schlechterdings nicht gestattet. Calvin nahm es vollkommen ernst mit dem Worte des Apostels, daß wer nicht arbeite auch nicht essen solle. So zwang er die Einheimischen zur Arbeit und Fremde, die sich müssiger Weise in der Stadt aufhielten, ließ er kurzerhand ausweisen. Nur der Sonntag war ein Ruhetag. Aber dafür war er auch ganz für die Erbauung und geistliche Belehrung in Anspruch genommen. Drei mal, um 9, um 12 und um 3 Uhr fand in allen Kirchen der Stadt unter bestimmten Variationen Gottesdienst statt, außerdem um 6 Uhr früh in den 2 größten Kirchen, und jedesmal hatte Jeder, dem seine Gesundheit es gestattete oder der nicht sonst durch triftige Gründe verhindert war, sich unweigerlich in seiner Kirche (Wechsel war um der Controle willen nicht gestattet) einzufinden. Auch jeder Wochentag hatte ein oder mehrere Predigten, deren Besuch dem Belieben des Bürgers ebensowenig anheim gegeben war. Daneben war Vorkehr getroffen, daß das Volk nicht säumig wurde im Lesen und Lernen der Bibel, im Lernen des Katechismus, der Jedem stets präsent sein mußte rc. Die Erbauung scheint die Erholung haben ersetzen zu sollen. Calvin hatte gegen jede andere Art von Erholung ein unüberwindliches Mißtrauen. Er giebt als Grund an, „so schlecht seien die Menschen, daß sie keine Scherze treiben könnten, ohne Gott zu vergessen". So hat er denn den Versuch gemacht, mindestens alle öffentlichen Lustbarkeiten zu unterdrücken. Diejenigen privaten Freudenfeste aber, die er nicht umhin konnte zu gestatten, hat er wenigstens mit scharfen Bedingungen beschwert, so daß sie nicht wohl ausarten konnten. Die althergebrachten Volksfeste mußten eingestellt werden. Besonders die Hauptbelustigung der Genfer, theatralische Aufführungen, waren Calvin verhaßt. Er gestattete wohl noch im Jahre 1546 nach langem Parlamentiren ein geistliches Schauspiel. Aber der Rath mußte dann doch beschließen, daß „solche Historien" bis auf weiteres nicht wieder stattfinden dürften. Tanzen und was man ausgelassenes Singen nannte, war schlechthin untersagt. Geschah es dennoch, so mußte es durch Einsperrung bei Wasser und Brod gesühnt werden. Das Spielen mit Karten war ein Frevel, der Geld- oder Gefängnißstrafe erheischte. Ein besonderes Ideal Calvins war die Abschaffung der Wirthshäuser und 1546 setzte er wirklich durch, daß jedem Bürger bei dreitägiger Gefängnißstrafe der Besuch der Schenken untersagt wurde. Indeß mußte er doch für eine Art von Ersatz sorgen. So richtete er denn die sogenannten „Abteien" ein, 5 an der Zahl, in jedem Stadtbezirk eine. In ihnen mochte derjenige Genfer, der ein un-

widerstehliches Bedürfniß an Geselligkeit hatte, seine Lust büßen. Hier herrschte aber ein scharfes Reglement. Nicht nur das Fluchen und Schwören, sondern auch das ortsbeliebte Disputiren war untersagt. Keiner erhielt Speise und Trank, der nicht zuvor ein Gebet verrichtete. Dagegen durfte allerdings auch der Wirth kein Geld erheben, sondern mußte sich mit freiwilliger Spendung begnügen. Um 9 Uhr mußte alle Welt zu Hause sein. Familienfeste, besonders Hochzeiten hatten ihre feste Ordnung. Mehr als 30 Gäste durfte auch der Reichste nicht einladen, mehr als 6 Diener und 6 Mägde nicht beschäftigen. Die Zahl der Gerichte, die aufgetragen werden darf, ist für die verschiedenen Stände genau bestimmt; auswärtige kostbare Speisen, wie z. B. italienische Früchte, sind verboten. Auch die Quantität der einzelnen Speisen hat ihr Maximum. Brautgeschenke dürfen nie den Werth von 25 Gulden überschreiten. Entsprechend giebt es auch eine Kleiderordnung. Vom Handwerker abwärts durfte Niemand Sammt und Seide tragen. Die Aermeren hatten möglichst dunkle Farben zu nehmen. Roth war schlechthin verpönt. Der Schnitt der Kleider war nicht dem Geschmacke der Einzelnen anheim gegeben. Neue Moden durften nur unter vorheriger Erlaubniß der Obrigkeit eingeführt werden. Besondere Bestimmungen regelten die Haarfrisur ꝛc. Um dieses unendliche Netz von Vorschriften, die im Wesentlichen doch sehr bald, Schlag auf Schlag, gegeben wurden, wirklich im Volke durchzusetzen, war das Consistorium eingerichtet. Es war die Sittenbehörde, bestehend aus sämmtlichen Geistlichen und 12 Laienältesten, „Männern von gutem, ehrbarem Wandel, tadellos und frei von jedem Verdacht, beseelt von Gottesfurcht und ausgestattet mit geistlicher Klugheit.“ „Das Amt der Aeltesten“, sagen die Ordonnanzen, „besteht darin, auf das ganze Leben eines Jeden Acht zu haben“. Je zwei Mitglieder des Collegiums, ein Geistlicher und ein Laie, haben einen Stadtbezirk speciell zu bewachen. Und hier haben sie die ausgedehnteste Vollmacht. Jedes Haus muß ihnen offen stehen und sie dürfen über Alles examiniren. Sie haben sich mindestens einmal im Jahre in jedem Hause bei Alt und Jung, bei Vornehm und Gering, durch Fragen, Prüfen und Anschauen zu überzeugen von dem Glaubensstande, von der Ehrbarkeit ꝛc. „und man soll sich gute Zeit nehmen“, heißt es, „um die Untersuchung mit Muße anstellen zu können“. Aber daneben haben die Aeltesten täglich in geräuschloser Weise das ganze Leben des Volkes zu überwachen. Und sie haben in der That Alles überwacht, die Arbeit und die Erbauung, die Kranken und die Gesunden, die Gefangenen und die Freien, die Traurigen und die Fröhlichen. Sie achten auf jedes Wort und auf jede Miene. Jeden Donnerstag hatte das Collegium Sitzung und es hatte das Recht, Jeden vorzufordern, der verdächtig war. Aus den Akten der Verhandlungen ersehen wir, wie wirklich auf Alles die strengen Wächter ihr Augenmerk richteten. Nicht blos wirkliche Vergehungen, ein Scherzwort im Freundeskreise, mangelnde Aufmerksamkeit in der Kirche, ein Lächeln in derselben, konnten eine Vorladung nach sich ziehen. Das Verfahren war scharf und schneidig. Wer auch nur des Anflugs der Häresie, der katholischen Sympathie verdächtig war, wurde um-

ständlich examinirt, wie ein Schulknabe mußte er den Katechismus hersagen, mochte er auch greises Haar haben und zu den vornehmsten Familien zählen. Entschuldigungen galten wenig. Verurtheilt wurde fast sicher, wer überhaupt vorgefordert wurde. Denn Calvin hegte den Grundsatz, es sei besser, daß viele Unschuldige bestraft würden, denn daß ein Schuldiger straflos bleibe. Die Strafen, die das Consistorium selbständig verhängte, waren allerdings nur geistliche in dieser Stufenreihe: Rüge, Zurechtweisung, Kirchenbuße, kniefällige Abbitte vor der Gemeinde, endlich die Excommunication. Diese Zuchtmittel hatte Calvin zu allererst sich garantiren lassen, ehe er darauf einging, mit den Genfern über eine Rückkehr in ihre Stadt zu verhandeln. Aber über die geistlichen Strafen hinaus konnte das Consistorium auch jede beliebige weltliche Strafe veranlassen, nämlich beim Rathe, der sich auf Antrag des Consistoriums mit jeder Sache befassen mußte. (Schluß folgt.)

Beiträge zum Kirchenrecht.

Eingesandt von P. Dobschall.

II. Ueber die Eintheilung der heiligen zehn Gebote.

Bei oberflächlichem Blicke scheint es, als ob dieses Thema nicht recht mit dem allgemeinen Titel zu vereinigen sei, den diese Beiträge tragen. Der Dekalog ist 1500 Jahre älter als die christliche Kirche, also ist er nicht ihr alleiniges Eigenthum. Denn auch die Kinder Israel, welche den Messias bis heute noch nicht gefunden, bekennen sich zu ihm. Mehr: Beiträge zum Kirchenrechte sollen geliefert werden, und hier handelt es sich um das alttestamentliche Sittengesetz. Gesetz und Recht aber sind zwei keineswegs gleichbedeutende Dinge. Dafür spricht folgende Thatsache: Der Richter spricht das Recht und schöpft es aus den Gesetzen. Dies Schöpfen ist seine persönliche That, für die er verantwortlich bleibt. Das Gesetz, aus welchem er schöpft, ist nicht sein Werk. Dasselbe ist rechtskräftig geworden, ehe die Rechtsfrage überhaupt entstanden ist. Kein Gesetz hat rückwirkende Kraft.

Indessen eine der ältesten Rechtsgrundlagen, aus denen das Recht der Kirche erwachsen, ist der Dekalog. Das Evangelium hat denselben nicht aufgehoben, sondern die Gewissen für die Erkenntniß seines vollen Inhaltes geschärft. Wo die Kirche ihre eigenen Gesetze über Eheschließung und Ehescheidung, über Zweikampf und Faustrecht, über Zinsgeben und Zinsnehmen u. s. w. neben den staatlichen hingestellt hat, beruhen diese Anordnungen auf den Geboten vom Sinai, die ihre Auslegung fast auf jeder Seite des neuen Testamentes gefunden haben. Auch die Zählung und Aneinanderreihung der einzelnen Gebote, für welche wenn möglich eine neutestamentliche Autorität als Zeuge beizubringen ist, ist von nicht geringer Wichtigkeit. Denn je nach der Weise, wie man 2 Mose 20, 4—6 zählt und auslegt, gestaltet sich der christliche Cultus, soweit er ausschließlich auf Gottes Wort gegründet sein will, in anderer Weise. Zeugnisse hierfür geben überreichlich die Kirchenordnungen der lutherischen und der reformirten Kirche. Da nun unsere

Synode ihre Glieder hinsichtlich des Dissensus der beiden reformatorischen Kirchen allein an die darauf bezüglichen Stellen der heiligen Schrift verweist (Statut. § 2), so bedient sich Referent dieses ihm verbürgten Rechtes der Forschung, um die Sache neuerdings zu prüfen.

Wie das Gebet des Herrn im N. T. in einer doppelten Recension zu finden ist, die Veranlassung geworden, daß die reformatorischen Kirchen es nach Matthäus, die Römische Kirche es aber nach Lukas betet, also auch das Gesetz des Herrn. Es findet sich 2 Mose 20, 2—17 und 5 Mose 5, 6—21 verzeichnet. Beide Recensionen stimmen fast buchstäblich (?) überein; nur zwischen 2 Mose 20, 17 und 5 Mose 5, 21 ist eine erhebliche Differenz, die weiter unten erörtert werden soll. Die Zahl der Gebote wird 2 Mose 34, 28, ebenso 5 Mose 4, 13 und 5 Mose 10, 4 ausdrücklich auf zehn angegeben. Nirgends aber in der Schrift wird uns gesagt, welches das zweite Gebot sei, wie das dritte laute u. s. w. So ist es erklärlich, daß seit dem babylonischen Exil unter den Schriftgelehrten Israels und in der christlichen Kirche seit Origenes verschiedene Zählungsarten sich geltend machten. Man denkt gewöhnlich nur an zwei Eintheilungen, aber es sind historisch deren vier vorhanden, und jede derselben verdient eine eingehende Erörterung. Zunächst sollen diejenigen drei angeführt werden, die sich bei der Zählungsmethode auf Exod. 20 stützen und dann ist viertens diejenige zu prüfen, die sich auf Deut. 5 gründet. Auf die Recension von Exod. 20 stützt sich:

I. die Zählung der römischen und lutherischen Kirche. Nach derselben wird bekanntlich der erste Satz des Dekaloges: „Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführet habe. Du sollst keine andern Götter neben mir haben" und der weitere Satz: „Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht" nebst der beigeführten Drohung und Verheißung als das erste Gebot angesehen. Für diese Zusammenfassung spricht, daß in derselben jeglicher Götzendienst, sei er grob oder fein, verboten, daß insbesondere die Anfertigung von Bildnissen anderer Götter, wie des goldenen Kalbes, des Baals, des Molochs, der Astarte u. s. w. untersagt ist. Dafür spricht ferner, daß dieses erste Gebot der ersten Tafel wie die nächsten drei folgenden derselben Tafel mit einer Drohung oder mit einer Verheißung versehen sind. Endlich tritt als uraltes Zeugniß für die Richtigkeit dieser Zusammenfassung die Thatsache auf, daß in den Handschriften des Gesetzes, welche die Juden in den Synagogen gebrauchen, die zehn einzelnen Gebote so abgetheilt sind. Die Sonderung geschieht in den Gesetzesrollen noch jetzt so vermittelst leer stehender Räume, obwohl die heutige, offizielle Zählung der decem verba bei den Juden (Vergl. No. III) eine andere ist. Ebenso findet sich in den gedruckten hebräischen Bibeln dieselbe Sonderung durch Einführung der sogenannten Paraschen. — Zur Erreichung der Zehnzahl wird nun bei dieser Zählungsweise Vers 17 von der im Exod. enthaltenen Recension in zwei Gebote getheilt. Für solche Thei-

lung sprechen die oben erwähnten Paraschen und die nachdrucksvolle Wiederholung der Worte: Laß dich nicht gelüsten. Wenn nun aber der römische und der lutherische Katechismus in Uebereinstimmung mit der Exodus im neunten Gebote von dem Hause des Nächsten, im zehnten von dem Weibe des Nächsten, seinem Knechte, seiner Magd u. s. w. spricht, so häufen sich bei dieser Anordnung wieder erhebliche Schwierigkeiten. Man sieht nämlich nicht recht ein, warum das Haus des Nächsten von seinem sonstigen Eigenthume, von seinen Sclaven, von seinem Viehe so scharf durch ein besonderes Gebot geschieden ist. Mag man nämlich die Bezeichnung in der engsten Bedeutung des Wortes als „Gebäude" oder in der weiteren als „Familie" ansehen, die Schwierigkeit bleibt dieselbe. Zur Zeit des Erzvaters Abraham und seiner Nachkommen bis ins dreißigste oder vierzigste Glied war das Haus, die Hütte, das Zelt der allergeringfügigste Theil des oft außerordentlich großen Besitzstandes. Man findet es daher unerklärlich, wie ein so werthloser Gegenstand vor allem übrigen Besitzthume und noch dazu durch ein besonderes Gebot ausgezeichnet werden sollte. Hält man aber mit Luther „Haus" gleichbedeutend mit „Erbe" (property), so fragt es sich wie der wesentliche Bestandtheil des Eigenthumes: „Sclaven und Vieh" mit dem „Weibe" in Verbindung gebracht werden kann. Denn nach mosaischem Gesetze durfte die Ehefrau wohl entlassen, aber niemals verkauft werden; sie war also keineswegs ein Theil des Besitzthumes des Ehemannes. Nach alledem möchte Referent sein Urtheil über diese Zählungsmethode vorläufig beanstanden.*)

II. Bekannt ist fernerhin die Zählungsweise der griechischen und der reformirten Kirche. Die Schwierigkeiten der ersten Methode sind gehoben, wenn der Doppelsatz des Gelüstens in ein einziges Gebot, das zehnte zusammengefaßt, dagegen aber der Satz: Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen u. s. w. als das zweite angesehen wird. Schon Philo in seiner Schrift: de decalogo und Josephus in seiner jüdischen Archäologie zählen so. Unter den Christen vertheidigte zuerst Origenes in seinem Commentar zum Exodus diese Ansicht. Auch Gregor von Nazianz in seinem geistlichen Liede: „Der Dekalog des Moses" bekennt sich zu ihr. Ebenso hat Hieronymus in seinem Commentar zum Epheserbriefe dieselbe Zählung. Die Autorität dieser großen griechischen Kirchenlehrer machte diese Zählungsweise allmählich zum Bekenntnisse der griechischen Kirche, wie dies in dem Katechis-

*) Das Wort „Haus" ist keineswegs gleich „Zelt," sondern bedeutet eben den Hausstand. Wer das Haus des Andern begehrte, der suchte den Andern ganz unter seine Botmäßigkeit zu bringen, so daß dieser keinen eigenen Hausstand mehr hatte, sondern dem des Ersteren angehörte. Vgl. 2 Mose 21, 2—6; 2 Kön. 4, 1; Amos 8, 6. Im zweiten Theil des Gebotes sind diejenigen Dinge aufgezählt, die zusammen eben den Hausstand des Nächsten ausmachen; und wenn auch das Weib keineswegs dem Knechte und der Magd gleichstand, so war sie doch nicht selbständig, sondern gehörte ihrem Manne als ihrem Herrn an. Auch Luther hat, obwohl er die herkömmliche Eintheilung der römischen Kirche beibehielt, doch keinen wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Geboten gemacht, wie sich das durch die Zusammenziehung beider in eine Erklärung beweist. D. R.

mus des Petrus Mogilas (1643) ausdrücklich ausgesprochen ist. In der Helvetischen Kirche bekannte sich Calvin in seinen Institutionen (I, 2, 8) zu dieser Zählung, und von ihm ging sie in den Heidelberger Katechismus, sowie in den Rakauischen Katechismus der Sozinianer über. Auch der Evangelische Katechismus unserer Synode bekennt sich zu ihr. Soll nun das zweite Gebot *dieser* Zählung eine von dem ersten verschiedene Bedeutung haben, so ist damit überhaupt *jede* Abbildung, auch des wahren Gottes, auch die *anschauliche* Darstellung einer der drei göttlichen Personen unter einem Bilde untersagt. So lehrt in der That der Synodal-Katechismus, daß wir Gott *unter keinem Bilde anbeten sollen* (Frage 10). — Zur Erörterung *dieser* Interpretation von Vers 4 und 5 von Exod. 20 sei zunächst daran erinnert, daß im alten Bunde der Gebrauch von Bildern bei dem Gottesdienste keineswegs untersagt sein konnte, da die Bundeslade bekanntlich Abbildungen der Cherubim enthielt, und das gläubige Anschauen der ehernen Schlange (4 Mos. 21, 8.), die Moses auf Befehl des Herrn aufrichtete, die von den Schlangen Gebissenen vom Tode errettete. Doch zur Hauptsache: Das göttliche Wort des neuen Bundes ist die *unfehlbare* Auslegung des Gesetzes des alten Testamentes. Wenn der Apostel schreibt: Wir haben auch ein *Osterlamm*, das ist Christus, für uns geopfert, wenn der heilige Seher ausruft: Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Preis und Ehre, Dank und *Anbetung* von Ewigkeit zu Ewigkeit, wer will noch sagen, daß man den eingeborenen Sohn Gottes nicht unter einem Bilde anbeten solle. Auch die reformirte Kirche und alle unsere Synodalgemeinden singen: Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß mich sehen *dein Bilde* in deiner *Kreuzesnoth*. Das Verbot von Exod. 20, 4—5 kann sich also nur auf die Bildnisse und *Gleichnisse* der andern, der *falschen* Götter beziehen, und die Spaltung des einen Gebotes in zwei verschiedene wird *hinfällig*.*)

---

*) So ungern wir den Mitarbeitern an der Th. Z. widersprechen, so müssen wir doch die Erklärung des zweiten Gebotes, wie sie unser Katechismus gibt, nicht nur als zulässig, sondern als die allein richtige festhalten. Wenn einmal „andere Götter" verboten waren, so verstand sich, da die andern Götter eben Götzen waren, von selbst das Verbot der Anfertigung von Bildern dieser andern Götter. Dagegen verstand es sich keineswegs von selbst, daß auch Jehovabilder verboten seien, und das Verlangen des Volkes nach einer konkreten Darstellung „seines Gottes, der es aus Egypten geführt hatte," war nur die Folge seines auf das Irdische gerichteten Herzenszustandes. Wollte man aber den Gott Israels unter einem Bilde anbeten, so ergab sich als natürliche Folge die Anbetung des Bildes, das sich im Bewußtsein des Volkes mehr und mehr mit der Gottheit identificirte, oder genauer genommen, sie verdrängte. Ebendarum ist auch die Anbetung Jehovas unter einem Bilde Abfall von ihm und deßhalb verboten.

Schon aus dem alten Testament selbst ergibt sich die Richtigkeit dieser Auffassung. 5 Mose 4, 12 ff. wird gerade dieser Punkt ausführlich erläutert. Dort heißt es: „Die Stimme seiner Worte hörtet ihr, aber kein Gleichniß (d. h. Gestalt) sahet ihr außer der Stimme." Und dann Vers 15: „So bewahret nun eure Seelen wohl; denn ihr habt kein Gleichniß gesehen des Tages, da der Herr mit euch redete aus dem Feuer auf dem Berge Horeb; auf daß ihr euch nicht verderbet, und machet euch irgend ein Bild u. s. w." Hier ist doch von nichts anderem die Rede als von der Anfertigung von Jehovabildern

III. Die dritte Eintheilung stimmt insofern mit der zweiten überein, als sie aus den Verboten des Gelüstens nur ein einziges Gebot macht und daß sie das erste Gebot des lutherischen Katechismus ebenfalls wie bei II in zwei Gebote, nur in anderer Weise sondert. Darnach wird als das erste Gebot oder vielmehr als das erste Wort des Dekaloges die Einleitung desselben: „Ich bin der Herr dein Gott, der ich dich aus Egyptenland, aus dem Diensthause geführet habe" angesehen, während das Wort des Götzen- und des Bilderdienstes als das zweite Gebot gezählt wird. Schon Origenes kannte zu seiner Zeit diese Theilung, mißbilligte sie aber ausdrücklich. Sie findet sich bei allen Rabbinern des Mittelalters, insbesondere bei Aben Esra und bei Maimonides. So ist sie die offizielle Eintheilung in den Lehrbüchern des Religionsunterrichts des heutigen Judenthums geworden. Die jüdischen Schriftgelehrten wurden zur Zusammenfassung des Doppel-Gebotes des Gelüstens in ein einziges, also zur Spaltung des ersten Gebotes durch die verschiedenartigen Recensionen des Dekaloges veranlaßt. Während nämlich im zweiten Buche Mosis gelesen wird: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses, laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes u. s. w., haben die beiden Worte im fünften Buche gegenseitig ihren Platz vertauscht. Wollte man nun das Doppel-Gebot des Gelüstens als das neunte und das zehnte Gebot ansehen, so war man genöthigt einer der beiden Recensionen unter Hintansetzung der andern den Vorzug zu geben. Faßte man aber alle Gegenstände des Gelüstens in ein einziges Verbot zusammen, so umging man diese Schwierigkeit, da nunmehr die Differenz geringfügig geworden war. Indessen spricht gegen diese Zählungsart der Rabbiner vor allen Dingen die Thatsache, daß ihr erstes Gebot kein mandatum, sondern nur ein dictum ist. Freilich weisen sie darauf hin, daß die heiligen zehn Gebote Dekalog d. h. decem verba d. h. zehn Worte genannt werden. Indessen geht unwiderleglich aus Deut. 4, 13 hervor, daß im Dekalog verbum gleich-

---

zum Zwecke des Cultus. Dies ist verboten und zwar deßwegen, weil Gott keinem der dem Menschen sichtbaren Dinge gleich ist, weil Gott überhaupt nicht vom natürlichen Menschen geschaut werden kann.

Als Aaron das goldene Kalb machte, bezeichnete man dasselbe ausdrücklich als den Gott, der Israel aus Egypten geführt habe, und Aaron ordnete dann ein Fest des Herrn d. h. Jehovas an. (2 Mose 32, 4. 5.)

Als Gideon ein gegossenes Ephod in Ophra aufstellte, wollte er keine „andern Götter" einführen, sondern nur ein sichtbares Symbol des Jehovadienstes aufstellen; er verging sich nicht gegen das erste, sondern gegen das zweite Gebot und erst nach Gideons Tode kam es zum förmlichen Abfall von Jehova. (Richter 9, 27. 33.)

Die Sünde Jerobeams war die Einführung des Bilderdienstes, nicht anderer Götter; wie er denn die goldenen Kälber als Bilder des Gottes aufstellt, der die Kinder Israel aus Egypten geführt hat. 1 Kön. 12, 28. Jehu rottet den Baalsdienst aus, aber er läßt nicht vom Bilderdienst. 2 Kön. 10, 28. 31.

Das Verbot bezieht sich gerade auf Bildnisse, die Abbildungen Jehovas sein sollten, und es sind zwei zwar verwandte, aber doch genau zu unterscheidende Dinge, von denen in 2 Mose 20, 2—6 die Rede ist. Damit ist auch die Trennung dieser Verse in zwei Gebote vollkommen gerechtfertigt und zwar um so mehr, als diese Eintheilung des Dekalogs die ältesten und gewichtigsten Zeugen für sich hat. D. R.

bedeutend mit mandatum ist. Denn dort heißt es: Er verkündigte auch sein Bundes gesetz, welches er auch gebot zu thun: die zehn Worte, und er schrieb sie auf zwei steinerne Tafeln. Also wird auch die Zählungsweise der Rabbiner hinfällig.

IV. Wenn die beiden ersten Zählungsarten hinsichtlich des Doppel-Verbotes des Gelüstens der Recension von Exod. 20 folgen, so gibt die vierte Methode dem Berichte von Deut. 5 den Vorzug. Alle drei Zählungen nehmen also für sich das Recht der biblischen Text-Kritik in Anspruch. Nachweislich haben auch die Handschriften des alten Testamentes wie diejenigen des neuen und wie die der Profan-Schriftsteller trotz aller angewandten Sorgfalt der Abschreiber den Wortlaut des Textes nicht überall in der ursprünglichen Gestalt aufbewahrt; es sind z. B. da und dort Verschiebungen von Worten vorgekommen. Zur Herstellung des ursprünglichen Textes ist daher die Vergleichung von möglichst alten Handschriften und recht getreuen Uebersetzungen erforderlich. Vielleicht haben solche Kritik bereits die LXX Uebersetzer geübt, die in Alexandrien zur Zeit des Ptolmäus Philadelphus, also im zweiten Jahrhundert vor Christo das a. T. aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzten. Denn in der Version der Septuaginta befindet sich auch im Exod. dieselbe Ordnung wie im Deut., also zuerst: Weib und dann Haus, Knecht u. s. w. Zwei Fälle sind nun möglich: Entweder lautete die hebräische Handschrift von Exod. 20, welche dem Uebersetzer vorlag, entsprechend der griechischen Version, oder der Uebersetzer stellte in seiner Arbeit die Anordnung von Deut. 5, die er für die richtige erkannte, wieder her. In jedem Falle aber sind jene 70 Uebersetzer die ersten und sehr gewichtigen Zeugen zu Gunsten der Recension des Deut. Dazu kommt, daß der Heiland und die Apostel, wenn sie das a. T. citiren, dies fast immer nach jener griechischen Version thun, ähnlich wie bei uns die Lutherbibel im ersten, natürlich nicht im alleinigen Gebrauch ist. In der christlichen Kirche treten für diese Anordnung mit Entschiedenheit ein: Augustinus in seinem Commentare: quaestiones in exodum, (qu. 71), sodann Petrus Lombardus in sententiarum lib. III., dist. 37—40 und von den Reformatoren: Johannes Brenz. Derselbe setzt in seinem Katechismus die Worte: Non concupisces *uxorem* proximi tui dem Gebote hinsichtlich des Hauses ausdrücklich voran.

Wenn nun auch diese vierte Zählungsweise nirgends in einer Kirchengemeinschaft symbolisch sanctionirt ist, so erscheint sie dennoch als die allein richtige, da sie auf die Schrift (Deut. 5) sich stützt und alle Schwierigkeiten, die den andern anhaften, beseitigt. Die ersten acht Gebote sind also wie im lutherischen Katechismus zu zählen, während das neunte Gebot lautet: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib (Matth. 5, 28), das zehnte: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses, noch seines Knechtes u. s. w. Nun gliedern sich auch die Gebote der zweiten Tafel ebenmäßig. Wenn das fünfte, sechste und siebente Gebot die Thatsünden, das achte die Wortsünden verbietet, so soll das neunte und zehnte, entsprechend dem

sechsten und siebenten, die Ehe und das Eigenthum vor der bösen Lust, vor den Gedankensünden schützen.

Wir sind zu Ende. Knüpfen sich nun an das Ergebniß obiger Untersuchung irgend welche Forderungen? Ist etwa zu verlangen, daß der von vielen Synodalgemeinden kraft der in der evangelischen Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit (Bekenntnißparagraph 2) in Gebrauch gebliebene „Kleine Lutherische Katechismus" abgeschafft oder der in Stat. § 16 als Unterrichtsbuch empfohlene Synodal-Katechismus hinsichtlich der Zählungsweise einer Revision unterworfen werde? Das sei ferne. Das Bekenntniß unsrer Synode verbietet das eine, die Pietät das andere. Beide Katechismen sollen, so Gott weiter Gnade gibt, auch fernerhin mit reichem Segen im Konfirmanden- und im Schulunterrichte gebraucht werden. Jede evangelische Gemeinde macht eben als Synodalglied (§ 5) von ihrer Gewissensfreiheit (§ 2) Gebrauch, und der sichtbare Ausdruck dieses ihres Glaubensbewußtseins ist ihre Confession, in welcher Bestimmungen über den Katechismus am gehörigen Ort sind. Aber der andere gleichberechtigte Faktor unsers Synodalkörpers? Der Synodalpastor hat doch auch ein Gewissen. Er wählt sich in voller Freiheit diejenige Gemeinde, in deren Bekenntniß er auch hinsichtlich des Katechismus voll und ganz steht. Aber eine andere Forderung möchte der Schreiber dieser Zeilen stellen. Wie wir lebenslang Kinder in der Erkenntniß und im Verständniß bleiben, so wollen wir uns der Kinderarbeit nicht schämen, den Synodalkatechismus und alle im Bekenntnißparagraphen genannten Katechismen einem immerwährenden Studium zu unterwerfen. Solche Studenten werden ihr Amen dazu sprechen, wenn ich schließe: Es gibt große Katechismen für die Lehrer und kleine für die Kinder. Aber eine andere Herrlichkeit haben die großen, und eine andere die kleinen. Eine andere Klarheit hat der lutherische, eine andere der Heidelberger Katechismus, es übertrifft wohl auch ein Katechismus den andern an Klarheit.

Etliche Pastoralgrundsätze Bengels.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

1. Ein Seelsorger soll seiner Sache d. h. seiner Berufung zum Amt der Versöhnung, sowie der Wahrheiten, die er prediget, göttlich gewiß sein. Er soll sozusagen, seinen geistlichen Geburtsbrief aufweisen können; soll fest entschlossen sein, Gottes Ehre zu fördern, Christo wahrhaftig zu leben und zu dienen, selber in den Himmel zu kommen, und auch viele Andere dafür zu gewinnen. Wer sich von eigenthümlichen Banden (der Sünde) freibehält, so daß er sich hütet, in keinem Stücke Aergerniß und Anstoß zu geben, der ist im Stande, desto lauterer vom Guten und Bösen auf allen Seiten zu urtheilen, und an jenem Theil zu nehmen, von diesem aber frei zu bleiben.

2. Ein Seelsorger soll die Sache tapfer angreifen, und sich unter die Leute hinein machen, und ja den Muth nicht sinken lassen. Er beherzige zu dem Ende:

a. daß, wie ich erachte, kein dritter Sonntag nach Trinitatis vergeht, ohne daß eine Freude im Himmel entstände über einen Sünder, der durch den Vortrag dieses Evangeliums gewonnen wird, und ein solches Körnlein, wenn es einem nur nach langer Zeit einmal bescheert wird, eine außerordentliche Erquickung ist;

b. daß, wenn es manchmal mühsam hergeht, solches für uns gut ist, indem es dem Uebermuthe wehrt. Man wendet es zur Selbsterkenntniß an, demüthiget sich desto mehr vor Gott, und ringt um das Zeugniß des Geistes, das allen Zweifel stillt;

c. daß ja Gott auch so viele Geduld mit denen haben muß, die die Botschaft des Evangeliums haben, glauben und verkündigen. Wie lange sieht er zu, bis etwas herauskommt, das seinen Absichten gemäß ist. Mit welcher Weisheit leitet er sie, um aus ihrer Unlauterkeit und Mangelhaftigkeit etwas Taugliches herauszubringen? Und sie sollten nicht auch Geduld beweisen?

d. daß er nichts dafür kann, daß er in einer so elenden Zeit lebt, wo so gar wenig sich ausrichten läßt;

e. daß Gott (Ezech. 9, 4.) alle diejenigen Leute zeichnen ließ, welche über den im Schwang gehenden Sündengräuel s e u f z t e n, und sie mit der darauffolgenden Strafe deßwegen verschonete;

f. daß er an alle dem, was Gott irgend durch einen seiner Diener ausrichtet, ein Labsal haben könne, wenn er in Demuth sich ebenso darüber freut, als ob es durch ihn geschehen wäre. Dadurch ist ihr Gutes auch sein, und er ist zugleich außer der Gefahr der Selbstgefälligkeit;

g. daß, wenn auch die Leute durch den ernstlichen Vortrag des Evangeliums nicht wirklich erweckt werden, sie doch ein wenig erweicht, gezähmt und milde gemacht werden.

Wenn Gott dem Einen eine größere Ernte gibt, als dem Andern, so folgt darans noch nicht, daß jener besser bei Gott daran sei. Die Chirurgen haben verschiedene Instrumente: einige brauchen sie täglich, andere nur in langer Zeit einmal bei besonderen Curen, und letztere können ihnen doch so lieb sein, als jene. Ferner: fällt ein Baum nicht von einem Streich; braucht er fünfzig, und der eine thut drei, der andere fünfundvierzig, und der dritte, bei welchem er fällt, zwei, so fragt sich's: Welcher hat am meisten bei dieser Sache gewirkt, welcher wird mehr Lohn bekommen, und welcher weiß am wenigsten, wie viel er dazu beigetragen hat, daß der Baum gefällt wurde? So ist's auch mit der Arbeit an den Seelen.

3. Wo man irgend eine besondere Gelegenheit hat, Andere zu erbauen, da muß man seiner nicht schonen, und sich aus vernünftelnder Ueberlegung zurückziehen. Im A l l g e m e i n e n aber darf man wohl eine billige Ueberlegung anstellen, und seine Kräfte zu Rath halten, damit man sich nicht vor der Zeit aufzehrt. Wenn mir einer 10 Jahre lang 200 Fl. liefert, so ist es mir lieber, als wenn er mir ein für allemal 400 Fl. gäbe. Daneben

sollte freilich, wer das Predigtamt erwählt, nicht auf Bequemlichkeit, Ehre und Wohlleben in der Welt, sondern auf den Endzweck seines Berufes sehen. Es ist ohnehin ein kurzer Durchgang durch diese Welt, man muß daher nicht verlangen, Alles auf's Bequemste zu haben, sondern zufrieden sein mit dem, wie es eben gerade ist. Kann man etwas verbessern, so thut man es, wo nicht, so hält man sich auch nicht dabei auf. Man vergleiche sich daher nicht mit denen, die es besser, sondern die es schlechter haben. Hat man etwas zu leiden, so denke man daran, daß man in der Welt ist, und überlasse sich kindlich der Regierung Gottes. Auch möge Jeder bedenken, daß das Predigtamt das Leben in zwei Hälften theilt; die besseren Tage sind dann in der Regel vorbei, aber die Unerfahrenen halten es für den Hafen und Ziel.—Es ist besser, sich in dasjenige Plätzchen, darin man kommt, schicken und schmiegen, als haben wollen, daß die Stelle nach uns soll eingerichtet und zugeschnitten werden. Durch Letzteres macht man sich nur das Leben verdrießlich; durch Ersteres aber gewinnt man wenigstens so viel, daß man das Lob bekommt: man wisse sich in seine Stelle so zu schicken, wie wenn man dazu gemacht wäre. Ueberhaupt kommen diejenigen nicht allein im bürgerlichen Leben, sondern auch im Christenthum am besten durch, welche das ihnen anvertraute Plätzchen gewissenhaft auszufüllen suchen, sich aber hernach in nichts weiter einlassen. Da gibt es zwar, so lange sie leben, wenig von ihnen zu sagen, sie schleichen so unbeschrieen durch die Welt, aber hernach, wenn sie weg sind, vermißt man sie doch.

4. Ein Seelsorger soll vor Allem den Weg zur Seligkeit deutlich vortragen, die Buße fein, lieblich vorstellen, als eine freundliche Einladung, den Irrweg zu verlassen und auf den rechten Weg umzukehren. Wie anhaltend und liebreich haben die Apostel gebeten. 2 Cor. 5, 20! Das sei unser Vorbild.

5. Ein Seelsorger muß wie eine Gluckhenne sein, welche ihre Küchlein unter ihre Flügel nimmt und es sogar leiden kann, wenn sie ihr auf den Rücken hüpfen. Wahre Vertraulichkeit kann nicht mit Gewalt erzwungen, sondern allein mit Liebe zu Wege gebracht werden; ein freundlicher Umgang thut oft viel mehr, als alles mögliche Beweisen und Predigen. — Wenn die Sonne brennt, legt der Wanderer von selbst den Rock ab. Es ist besser, wenn eine einzige Taube selbst geflogen kommt, als wenn Viele in den Schlag eingetrieben werden. Es wäre sehr gut, wenn man es in seiner Gemeinde dahin bringen könnte, daß das Fragen und offenherzige Reden zur Gewohnheit würde.

6. Auch den freundschaftlichen Umgang mit Weltleuten bei erlaubten Gelegenheiten soll der Prediger nicht vermeiden, nur nicht fremder Sünden sich theilhaftig machen. Er legt sich unvermerkt etwas Gutes an, wenn das, was auf der Kanzel gepredigt wird, mit dem übereinkommt, was man im Umgange bezeugt. Vieles wird zwar verschlungen, endlich aber gibt's doch etwas. Es ist, wie wenn es schneit, so wird manche Schneelage von der Nässe des Erdbodens verschlungen; endlich kommt es doch zu einer Consistenz

und weißem Ueberzug. Darum sparge, sparge, quam potes, (streue aus, so lange du kannst).

7. Immer ist es eine bedenkliche Sache, wenn Pfarrer keine brüderliche Gemeinschaft mit andern wahren Christen zu unterhalten sich bemühen. Ihre Pfarrgeschäfte werden ihnen allmälig zu einer leichten Handwerksarbeit, und Viele lassen es sich im Uebrigen wohl sein, oder versinken dabei in's Zeitliche, ob man gleich nicht viel von Pfarrern zu sagen wüßte, die als solche bedeutend reich geworden wären. Die gemeinen redlichen Seelen sind die Hand, die redlichen Lehrer das Auge; jene kann waschen, heben, angreifen, tragen und daher dem Auge selbst nützlich sein.

8. Die Erfahrung lehrt, daß die Seelen zwar häufig durch den allgemeinen öffentlichen Vortrag heilsamlich verwundet werden, aber der Gnadenrest wird ihnen erst durch individuelles Traktament gegeben, daher darf man die Privatseelsorge ja nicht gering achten. Namentlich kann ein Prediger durch die Hausbesuche oft viel mehr thun, als durch das öffentliche Zeugniß von der Kanzel.

9. Wegen des Privatumganges mit den Beichtkindern merke man sich das: Man thue nichts im Eigenwillen, und im Willen Gottes unterlasse man nichts. Man suche den Seelen, von denen man einige Hoffnung hat, in solchen Augenblicken beizukommen, da sie in keiner Verwirrung stehen; auf Unartige aber muß man immer mit dem Worte Gottes setzen. Man muß suchen, auf eine angenehme Manier den Diskurs anfänglich durch gleichgültige Gespräche dahin zu leiten, daß die Leute endlich selbst antworten, was sie nicht eigentlich gefragt wurden. Wo man viele und tägliche Gelegenheit hat, mit den Leuten umzugehen, da läßt es sich am besten thun, daß man einen günstigen Augenblick abwartet. Wo man aber nur selten oder gar nur eine Gelegenheit hat, lasse man sie ja nicht vorbei, ohne ein Zeugniß abzulegen. Wenn solche Leute oft unvermuthet sterben, kann die Unterlassung einem Angst machen, und umgekehrt, das abgelegte Zeugniß der Wahrheit einen freuen. Man sei nicht ängstlich, sonst verdirbt man viel. Man mache Alles nur zuerst mit Gott aus, nicht mit sich selbst, auf daß es heiße: „es ist geschehen, was du, o Gott, befohlen hast.“ Ein einziges Wörtlein, ein Blick, kann bei einer Seele die Entscheidung geben, wenn man den Nagel auf den Kopf trifft.

10. Man muß da, wo es gilt Seelen zu gewinnen, nichts für gering achten, und sie, wenn ihrer auch noch so wenige wären, wissen lassen, daß man es der Mühe werth halte, sie dem Heiland zuzuführen.

11. Man muß Niemand ganz verachten. Wenn Jemand irgendwo einen Fehler hat, so soll man suchen, ihn zur Erkenntniß und Verbesserung desselben zu bringen. Im Uebrigen aber, es gehe dieß von Statten oder nicht, doch ihn auf der Seite ansehen, wo er noch brauchbar ist. Aber die heutige Welt will lauter ganz vollkommene Leute, daher ist Heuchelei und Verstellung an der Tagesordnung. Wer aber einen Fehler an sich merken läßt, den hält man sogleich für ganz unbrauchbar. Ach wie ganz anders ist das Verfahren des langmüthigen, großen Gottes!

12. Es gibt Seelen, die, je mehr man auf sie eindringt und sie kennen lernen will, sich nur desto mehr raffiniren; man muß daher auch warten, stille sein, auf's Früchtesehen eine Zeit lang verzichten können. Der Stand der Passivität, davon Tauler und Andere schreiben, ist Vielen, die sich und Andere zu viel treiben, gar zu unbekannt. In demselben geht oft in einem Augenblick mehr vor in einer Seele, als sonst in ganzen Monaten, und das ist dann viel dauernder, als das Erzwungene und Erkünstelte.

13. Wo wahres Leben ist, das erhält sich selbst. Wenn man so immer an ihnen drängelt, so verlassen sie sich darauf, werden träge und lassen sich tragen. Wenn ich ein Bäumlein hätte und wollte immer daran schnipfeln, darum graben u. s. w., es würde darum nicht besser gedeihen.

14. Was ist das Vornehmste in der Seelsorge? Das, was so oft in den Psalmen als jaschar vorkommt: Geradheit des Sinnes.

15. Ihr lieben Seelsorger! Wir wollen unser Herz mit Christi Liebe füllen: diese macht uns munter, wacker, rüstig, hilft uns erkennen, wie eine Seele stehe, damit wir sie um so leichter herumholen können. — Man sollte viel vertraulicher mit einander handeln, stets bedenkend, daß man Mitmenschen, Miterlöste vor sich hat; wie man z. B. in Pestzeiten oder andern Nöthen mit einander handelt und des geringen äußern Vorzugs und Unterschiedes vergißt.

16. Ich lasse gerne einer jeden Seele ihren Glaubensgrund: wenn auch die Vordersätze schwach oder gar falsch sind, wenn nur der Schluß richtig ist. Es ist wie bei einem Kind, das über den Stubenboden gehen soll, und es hält sich an seinem eigenen Rock; wenn es nur fortkommt, so mag man ihm diese vermeinte Beihülfe wohl lassen. O wie subtil will der Mensch behandelt sein!

17. Wenn einer ein Schöpplein Wein trinken will, so läßt man ihm die Wahl wo er es trinken mag; ebenso muß man einem auch in dem Geistlichen zuweilen ein Extra vergönnen; doch sollte ein Seelsorger recht Acht darauf haben, ob nicht auch gute Seelen häufig aus seinen Predigten wegbleiben? Es möchte ein Beweis sein, daß sie mit Heu, Stroh und Stoppeln von ihm gefüttert werden, statt mit dem Brod des Lebens.

18. Von alle dem, was offenbar gegen das Gesetz Gottes ist, soll ein Prediger die Sündlichkeit so ernstlich und deutlich zeigen, daß es Jedermann verstehen könne, und sich nicht durch Menschenfurcht davon abhalten lassen; um so mehr, als sich die Welt viele bittere Wahrheit ungestraft in's Angesicht sagen läßt. Allerdings soll aber das Bestrafen mit Klugheit geschehen, wozu gehört:

a. Man hüte sich vor offenbar vergeblichen Unternehmungen, denn so lange bleibt das Ansehen bewahrt; wenn es aber einmal Fehlschüsse gibt, so helfen die herrlichsten Siege nichts mehr.

b. Man halte nicht etwas so leicht für eine persönliche Beleidigung, sonst plagt man sich vergeblich. Solches muß man lieber schleifen lassen.

c. Man suche den rechten Zeitpunkt zu treffen, denn wenn man etwas zur Unzeit anbringt, das einen Stachel mit sich führt, so bringt es bei dem, den es trifft, um so mehr Bitterkeit hervor, je mehr es den Anschein hat, als ob man sich mit Gewalt an ihn machen wollte.

d. Wenn man von den alten Sachen eines Menschen hört, so muß man ihn nicht gleich darüber zur Rede stellen; es ist besser, wenn man wartet und und auf denselben genau Acht gibt, bis er wieder anlauft. Darnach kann man auf frischer That mit ihm reden; man muß aber nicht bei dem einzelnen Falle stehen bleiben, sondern den ganzen Zustand des Menschen dazu nehmen.

e. Man zeige Unparteilichkeit, Liebe und Mitleid, denn wenn man einen Menschen nur merken läßt, daß man ihn für einen Mitmenschen halte, so kann man ihm schon sein Herz abgewinnen.

f. Man muß Alles auf angemessene Art vorzubringen wissen, ein übergoldetes Nein! hat oft mehr Annehmlichkeit, als ein rohes Ja!

g. Man muß nicht Alles ohne Unterschied zu groben Sündern machen, wodurch leicht ein heimlicher Pharisäismus bei den Leuten entsteht, indem Jeder denkt: ich habe eine bessere Einsicht, führe einen rechtschaffenen Wandel, so übel steht es bei mir nicht. (Schluß folgt.)

Die erziehliche Wirksamkeit des Lehrers in Bezug auf das Wohlverhalten der Kinder außerhalb der Schule.

(Eingesandt von A. Breitenbach, Chicago.)

Wir alle wissen, daß sich kein Lehrer der erzieherischen Einwirkung auf seine Schüler entschlagen kann; in jeglicher Stunde und bei jedem Unterrichtszweige wird selbst bei dem trockensten Kollegen ein Theil seines innern Seins, seines Charakters, seines Gemüthes, seiner Gefühle und Neigungen zum Durchbruche gelangen und vorbildlich auf das lernende Kind einwirken; die Wärme des Lehrers beim Unterrichte, sein Eifer und sein wissenschaftlicher Geist übertragen sich auf das Kind und sind gleichsam der Pfingstgeist, der die Kleinen mit feurigen Zungen anredet und zur Nachbildung anreizt. Das in Liebe gegründete freundschaftliche Verhältniß aber, welches sich bei längerer gemeinschaftlicher Thätigkeit zwischen Lehrer und Schüler bildet, erhebt und kräftigt in dem Kinde jenes Vetrauen, welches die Grundlage der opferwilligen Menschenliebe bildet.

Wenn es wahr ist, daß sich der Unterricht im engern Sinne fast nur mit der Ausbildung der Vorstellungen und Fertigkeiten beschäftigt, während der Erziehung die unendlich wichtigere Gemüths- und Charakterbildung zufällt, so freuen wir uns, daß die uns zugewiesene bescheidene Aufgabe durch die Bethätigung im erzieherischen Sinne gekrönt und verherrlicht wird.

Und thatsächlich ist es ja an dem, daß eben beide, Erziehung und Unterricht, „beständig ineinander greifen und ineinander greifen müssen"; der Erzieher z. B. bildet im Kinde jene Aufmerksamkeit und innere Sammlung,

ohne welche selbst bei den trefflichsten Anlagen des Kindes und der besten Methode des Lehrers der Unterricht erfolglos bleibt, während der Unterricht wieder theilnimmt an der Ausbildung der geistigen Vermögen und Kräfte, des Wahrnehmungs- und Beobachtungsvermögens, des Gedächtnisses, der Verstandes- und Urtheilskräfte, wie auch durch den Unterricht die Gewohnheit zur Aufmerksamkeit, zum Fleiß, zur Ordnung gefördert wird, eine ganze Menge sittlicher Begriffe, Lebensweisheiten und Ideale bewußt oder unbewußt gewonnen wird. Wir sind demgemäß einig in der Behauptung, daß sich der Lehrer nicht begnügen kann, seine Stunden zu geben und dafür zu sorgen, „daß in denselben Ruhe und Stille herrsche," sondern daß der Lehrer auch der sittlichen Bildung des Kindes fortwährend mit großem Ernste seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hat. Daß diese erzieherische Thätigkeit des Lehrers einen eindringlichen Charakter in sich trägt, dafür bürgt uns die Thatsache, daß der Schule alle bei der Erziehung nothwendigen Elemente zur Verfügung stehen; denn die Erziehung des Lehrers wird nicht einzig und allein, getragen von der Autorität, die seiner eigenen Person innewohnt und von dem Beispiele, das Lehrer und Mitschüler gewähren, sondern dieselbe wird auch wesentlich gefördert durch die in der Schule übliche Gewöhnung und die hier reichlich fließende Quelle der Unterweisung. Da uns nun in unserm Amte in so reichlichem Maße Gelegenheit geboten wird, die Erziehung der Kinderwelt zu fördern, erwächst aus dieser Thatsache einem Jeglichen unter uns die Pflicht, seine Kräfte bei und neben dem Unterrichte dieser höchsten, weil segensreichsten Aufgabe zu widmen, die einem Menschen je gestellt werden kann. Daß wir aber ja nicht unterlassen, Hand an's Werk zu legen, ist um so nothwendiger, weil gerade auf dem Gebiete der Erziehung noch gar viel der Arbeit zu verrichten ist.

Wir wissen alle, daß das Ziel der Erziehung in ethischer Beziehung, die Heranbildung eines sittlich selbständigen Menschen, nur bei einer äußerst geringen Zahl unsrer Schüler erreicht wird, weil eben kein Erzieher die Seele des Kindes so fest in seiner Gewalt hat, daß er dieselbe ganz und gar in Uebereinstimmung der Norm des Sittlichen zu bringen vermag.

In einem unbewachten Augenblicke lernt das Kind einen verbotenen Genuß kennen, der demselben ungemeine Befriedigung gewährt und deßhalb höher geschätzt wird, als das erlaubte Vergnügen; je öfter die Gelegenheit zur Befriedigung des fraglichen Genusses gefunden und benutzt wird, desto höher steigt derselbe in der Werthschätzung des kleinen Burschen und dadurch bildet sich die Begierde, die Neigung aus. Auf dem Wege entstehen in den Kindern eine ganze Menge von Neigungen und Begierden, die im Gegensatze zu den sittlichen Grundverhältnissen stehen und die ein Handeln nach sittlichen Grundsätzen unmöglich machen. Entstehen derartige Neigungen schon in bedauerlichem Umfange oft unter einfachen Verhältnissen, so liegt es in der Natur der Dinge, daß die Zahl derselben um so größer wird, je aufregender das Leben der Umgebung des Kindes gestaltet ist. In dem Gewühle der Großstädte wirken so ungeheuer viele verwirrende, ablenkende, unverstandene und

schädliche Eindrücke auf das Kind ein, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn sich in der nur allzu empfindlichen Seele des Kindes eine Menge bedauerlicher Gebilde entwickeln, und das immer nervös aufregende Leben und Treiben der Großstadt-Bevölkerung übt einen so unheimlichen Einfluß aus, daß es der höchsten Aufmerksamkeit des Erziehers bedarf, um schädliche Wirkungen zu verhüten. Bei dem harten Kampf um das Dasein fehlt aber gar vielen der naturgemäßen Erzieher, den Eltern, die Zeit dazu, eine beständige Kontrolle über die Einflüsse auszuüben, welche auf die Kinder einwirken, ganz abgesehen davon, daß tausende von Vätern und Müttern, weil selbst unerzogen, nicht das geringste Verständniß für eine vernünftige Erziehung besitzen. Kommt nun noch dazu, daß der erziehliche Geist in der Familie von der Schwäche geleitet wird, die aller ernstlichen Zucht feindlich gesinnt ist, die von der Nothwendigkeit steter liebevoller Behandlung faselt, und sich dabei von der Jugend auf der Nase herumtanzen läßt, dann begreift auch der Fernerstehende, daß wir es mit einem Materiale zu thun haben, welches in einem hohen Grade unsrer erziehlichen Wirksamkeit bedarf.

In der Schule allerdings wird es der aufmerksamen und konsequenten Zucht des Lehrers gelingen, bei den ihm anvertrauten Kleinen ein anständiges und gesittetes Verhalten zu erzielen; um so frischer und fröhlicher aber zeigt sich der jugendliche Uebermuth in allerlei Thorheiten und dummen Streichen, wenn sich die Schulstubenthür hinter ihm geschlossen, und ist erst das Vesperbrod verzehrt, dann ist auch der minder gutmüthige, rohere Geselle, zur Verübung von allerlei Gewaltthaten bereit. Da zeigt sich denn, daß es eine gar schwere und harte Arbeit ist, die in einer Kinderseele entstandenen unmoralischen Neigungen und Begierden zu überwinden und an deren Stelle starke, sittliche Gebilde zu setzen, daß das Kind auch dann auf den Bahnen des Rechtes wandelt, wenn das Auge des Erziehers nicht auf sein Thun und Lassen schaut. Es ist eben leider eine Wahrheit, daß wir zur Besiegung einer unsittlichen Neigung viel stärkerer Einwirkungen bedürfen, als nothwendig waren, jene falsche psychische Eigenschaft entstehen zu lassen.

So lange aber in den Seelen unsrer Schüler derartige unsittliche Neigungen und Begierden vorhanden sind, so lange wird auch das Verhalten der Kinder außerhalb der Schule vielfach zu Tadel Veranlassung geben; denn wie unsere Stilbücher die beste Kritik der Gesammtleistungen unseres Unterrichts abgeben, zeigt uns das Verhalten der Kinder in der Zeit, da sie der Aufsicht entbehren, in wie weit an ihnen das Werk der Erziehung gelungen ist, in wie weit es möglich geworden ist, die vorhandenen unsittlichen Neigungen zu überwinden durch starke sittliche Gebilde, die zur Uebersetzung in die sittliche That die Kraft verleihen. Da es nun eine Thatsache ist, daß gerade das Leben unter unsern Verhältnissen, das sehr dazu angethan ist, falsche sittliche Werthschätzung in der Kinderseele zu erzeugen, so liegt es auf der Hand, daß wir in einer Großstadt und deren unmittelbaren Nähe mehr über tadelnswerthes Verhalten der Kinder zu klagen haben, als dies unter den einfachen Verhältnissen der entlegenen Landschule der Fall ist. Diese Er-

scheinungen sind somit, zum großen Theile wenigstens, nichts anderes als die Kehrseite der Medaille, als die Schattenseiten der hoch entwickelten Kultur, Verkehrs- und Produktions-Verhältnisse, deren wir uns zu erfreuen haben, und nur der oberflächlich Urtheilende wird sich damit begnügen, die Ursachen der oben erwähnten Thatsache in einer angeblich zu humanen Gesetzgebung oder andern mechanischen Einwirkungen zu suchen. Demgemäß haben wir uns auch dagegen zu verwahren, daß man aus dem Wortlaute des Themas einen Nothschrei heraus hören wollte, einen Nothschrei des Inhalts, daß die Führung der uns anvertrauten Kinder eine ganz besonders schlimme sei, schlechter als an andern Orten und Schulen unter gleichen Verhältnissen; die Klagen, welche aus allen Theilen des Landes ertönen, beweisen vielmehr daß unsere Jugend um nichts schlimmer sich zeigt, als die Kinderwelt aller übrigen Industriecentren — was ja auch ganz natürlich ist, da gleiche Ursachen fast immer gleiche Wirkungen erzielen.

Manch kluger Mann, und wir haben ja in unsern Städten, Vorstädten und Landgemeinden gar sehr kluge Herren, meint freilich sofort, wenn er gesehen, daß ein Knabe die mangelnde Straßenbesprengung aus eigener Kraft zu regeln versuchte oder daß ein Mädchen im Uebermuthe an Häusern und Wänden seine Zeichenkünste übte, es stehe denn doch recht schlimm um die Wirksamkeit des Lehrers und die Schule trage ob diesem sittlichen Defecte unsrer Jugend allein alle Schuld. Nein; wir wissen ja, daß die Schule an ihrem Theile nicht nur alles Schlechte und Gemeine von ihren Kindern abzuhalten sucht, sondern auch redlich bemüht ist, die Tugend in den Kleinen groß zu ziehen, so, daß nur absolute Böswilligkeit oder bedauernswerthe Unkenntniß eine derartige Behauptung aussprechen kann.

Jene Herren Kritiker vergessen, daß der wesentlichste Theil der Erziehung immer in den Händen der Familie liegt, gelegen hat und auch immer in deren Händen verbleiben wird, namentlich aber gilt dies von der Erziehung in den ersten Lebensjahren, welche bekanntermaßen für die Charakterbildung des Kindes von ausschlagender Bedeutung ist. Wenn wir nun noch erwähnen, daß auch der Staat und die Kirche einen gewissen, wenn auch vielleicht nur bescheidenen Einfluß auf die Erziehung ausüben, und wenn wir schließlich daran erinnern, daß die ganze Umgebung, die gesammte geistige und sittliche Atmosphäre, in der das Kind lebt und athmet, auf die Entwickelung der jungen Seele einwirkt, so wissen wir, daß die Schule weder die alleinige Verantwortung trägt für das Mißlingen, noch den alleinigen Ruhm verdient für das Gelingen der erzieherischen Thätigkeit. (Fortsetzung folgt.)

Nachklänge der Lehrer-Conferenz in St. Charles.

(Eingesandt von S. Klein.)

Die schönen Conferenztage sind vorbei mit ihren Freuden und Genüssen im collegialischen Verkehr. Die einzelnen Lehrer stehen wieder größtentheils in ihren Arbeitsfeldern, um mit frischer Kraft und muthiger Energie zu wirken,

so lange es Tag ist. Getrennt sind wir wieder; Viele auf hunderte von Meilen, aber als Ein Ganzes fühlen wir uns. Auch bei uns gilt das Sprichwort: „Einer für Alle, Alle für Einen!"

Die Conferenz in St. Charles war doch schön. Ich will nicht reden von der wirklich großartigen Gastfreundschaft, die in der kleinen Stadt zu finden ist; man sollte nicht meinen, daß in solch kleinem Orte so viel Liebe wohnt, so daß wir, um pleonastisch zu reden, mit offenen Armen empfangen und beinah mit Schluchzen wieder entlassen wurden. Und der Pastor der gastgebenden Gemeinde, in deren Mitte wir unsere Conferenztage zubrachten! Ja, der liebe Pastor, R. Wobus, ging allen seinen Leuten voran mit Opferwilligkeit, Dienelust und Leutseligkeit. Ein solches Verhalten muß rühmend anerkannt werden und kann nur dazu beitragen, das Verhältniß zwischen Pastoren und Lehrern zu befestigen und zu einem herzlichen und freundschaftlichen zu gestalten. Gott segne ihn und seine ganze liebe Gemeinde und vergelte ihm seine große Liebe mit reichem Segen! Noch viel anderes Schönes wäre zu berichten von collegialischer Freundschaft, von interessanten Vorträgen und Debatten, von einem gesegneten Gottesdienst, von dem constanten herrlichen Wetter rc. Doch das wissen ja die Collegen selbst, viel, viel besser als ich; darum will ich nur noch einen Punkt hervorheben, aus welchem noch eine Reihe anderer hervorgehen soll.

Von den schönen Dingen nämlich, die die Conferenz-Besucher genießen durften, war wohl das Beste die Eröffnungsrede unsres ehrw. Präses, H. Säger, über das Thema: „Habt Salz bei Euch," und „Ihr seid das Salz der Erde." Das Wort, das der liebe Präses so eindringlich in die Herzen seiner Collegen senkte, klingt mir noch jetzt nach, und ich möchte mir erlauben, in aller Kürze folgende Frage zu beantworten suchen: „Durch welche Mittel können wir Lehrer uns davor bewahren, ein dummes, d. h. faules Salz zu werden? Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß kein Lehrer absolute und ex-officio davor sicher ist. Im Gegentheil steht jeder Lehrer mehr oder weniger in Gefahr, ein solch dummes, faules, von den Leuten zertretenes Salz zu werden. Das lehrt die Weltgeschichte, die Kirchengeschichte, die Bibel, das Gewissen. Ich kann mir aber nichts Schrecklicheres denken, als einen solchen Lehrer, der, allen Charakters, aller Energie, alles Ideals baar, ein Spielball der Menschen, ja der Kinder seiner eigenen Schule wird, ein erbärmliches Subjekt, eine traurige Gestalt! Einst war er auch ein feuriger und tüchtiger Streiter, ein treuer Arbeiter im Reiche des Herrn. Und jetzt? — Ach, sein Anblick bietet das Bild größter Verkommenheit, ein Bild, welches einem gefühlvollen Menschen Thränen des Mitleids entlockt, während der Pharisäer mit verächtlichem Achselzucken und höhnischem Kopfaufwerfen vorübergeht, ohne dabei zu denken, daß er, der stolze Pharisäer, vielleicht über kurz oder lang dasselbe traurige Bild seinen Mitmenschen darbieten wird. Laßt uns nun folgende Mittel näher betrachten, die uns vor solch schrecklicher geistiger Fäulniß bewahren können. —

1. Selbstprüfung. Nicht nur, wenn der Lehrer zum heiligen Abendmahl gehen will, soll er sein Innerstes prüfen, sondern jeden Tag, ja jede Stunde. Je mehr er in sein eigen sündig Herz eindringt, muthig und entschlossen, Alles zu entdecken, was noch von allerlei Sünde darinnen versteckt ist, je mehr Entdeckungen er dann macht, desto milder, gerechter, unparteiischer und christlicher wird er dann die Thorheiten und Schwächen seiner Schüler strafen. Ja man kann dreist sagen, daß das altgriechische Wort: *Γνωθι σαυτὸν* die Basis eines gesegneten Unterrichts bildet, wenn der Lehrer in besonderem Sinn es auf sich anwendet. Die Kinder können nicht umhin, einen Lehrer zu lieben und zu achten, der so in stetiger Selbstprüfung steht, der sich selbst erst richtet, bevor er an die Bestrafung eines Unartigen geht. Bekanntlich haben ja Kinder ein scharfes Unterscheidungsvermögen, indem sie schnell genug ausfinden, in welchem Sinn und Geist der Lehrer steht. Sie unterscheiden sehr richtig und schnell zwischen einem Lehrer, der in Hochmuth und Aufgeblasenheit sie behandelt und einem solchen, der, weil er in steter Selbstprüfung steht, mit christlicher Demuth, himmlischer Geduld und unermüdlicher Liebe ihre Fehler rügt. Der Letztere ist kein beißender Pfeffer, sondern ein würziges Salz seiner Schule.

2. Von der Selbstprüfung gehen wir nun über zum zweiten Mittel: Studium.

Es gibt leider Lehrer, welche meinen, sie brauchen nicht mehr zu studiren, wenn sie aus dem Seminar getreten sind. In ihrer Aufgeblasenheit, Blindheit, Einbildung halten sie sich für sehr gelehrt, wenigstens gelehrt genug, einer Gemeindeschule vorzustehen, welche ja doch in den meisten Fällen nichts anderes ist, als eine Elementarschule, in welcher eben nur die Elemente des Wissens gelehrt werden. Solche Lehrer, die sich damit zufrieden geben, daß sie auf der Höhe dieser Elementarbildung stehen, sind noch weit unter dem Maßstab des normalen deutschen Volksschullehrers. Sie werden auch in ihrer Schule keine großen Erfolge erblicken können; es wird nicht vorwärts, sondern rückwärts gehen — bis zum dummen Salz. Es fehlt ihnen eben die Erkenntniß, daß sie im Verhältniß zu dem ungeheuren Gebiet des Wissens, doch erbärmlich wenig wissen; weil ihnen nun diese Erkenntniß fehlt, indem sie sich selbst für sehr klug und gelehrt halten, ermangeln sie auch des unermüdlichen Forsch- und Wissenstriebes, der nicht nur dem Lehrer im Besondern, sondern jedem gebildeten, geistig gesunden Manne eigen sein sollte. Die Nothwendigkeit für den Lehrer, sich noch weiter zu bilden, sich bis zum gediegenen Wissen in allen Zweigen seines Berufes durchzuringen, geht aber auch daraus hervor, daß er nicht, wie der Stubengelehrte, Kenntnisse für sich sammelt, um sich an ihnen zu erfreuen und mit ihnen zu glänzen, sondern daß er in der Folgerung seinen Schulkindern zu Gute Reichthum auf Reichthum an Wissen häuft. Je reicher der Lehrer, desto reicher der Schüler, je ärmer der Lehrer, desto ärmer der Schüler. Alles, was wir wirklich durch und durch kennen, kommt in irgend einer Weise unsern Schülern zu Gute. Das sollte uns eine kräftige Triebfeder sein, an Wissen zuzunehmen und unsern Schatz

zu bereichern, aus dem wir dann unsern Schülern Altes und Neues darbieten können.

Was soll man denn studiren? Nun vor Allem liegt uns evangelischen Lehrern die heilige Pflicht ob, die Bibel zu studiren. Da gibt es so viele interessante und gewinnbringende Studien zu machen, wie z. B. Charakterstudien der hervorragendsten Männer des Reiches des Lichts und der Finsterniß; geographische, chronologische, dogmatische Studien u. s. w. Die Liebe macht ja erfinderisch, so auch die Liebe zur Bibel. Dann gibt es noch eine Menge anderer Studien für den Lehrer, welche er ja nach Begabung und Neigung verfolgen kann; es sind dies die edlen Liebhabereien, wie Studien der Natur, der Geschichte, der Musik, der Mathematik u. s. w. Da soll eben ein jeder sich von seinem Genius führen lassen. Aber die Schule darf unter solchen Studien nicht leiden, indem der Lehrer etwa dieses oder jenes Lieblingsfach nach eigenem Gutdünken bevorzugt. Im Gegentheil muß er darauf bedacht sein, die Harmonie des Stundenplanes für die Schule genau inne zu halten; dann kann die Liebhaberei des Lehrers der Schule nützen. Außerdem gibt es noch sehr interessante Studien auf psychologischem Gebiet: z. B. mehrere Kinder der Schule von möglichst entgegengesetzten Naturen mit besonderer Sorgfalt zu beobachten. Ueber jedes dieser Kinder wird ein tägliches Memorandum der Licht- und Schattenseiten ihres Charakters aufgestellt; dann findet man immer neue Züge und kann beobachten, welchen Einfluß in Besonderem die Erziehung der Schule auf ihre Charaktere ausübt. Es wäre dies nicht nur eine interessante, sondern auch lohnende Arbeit, lohnend nicht mit klingender Münze, sondern was einem ächten Lehrer über Alles geht, mit pädagogischem Erfolg.

Endlich sollte der treue, evangelische Lehrer unablässig an der Verbesserung der ganzen Schulorganisation thätig sein, besonders da, wo er allein steht. Da gibt es immer neue Methoden zu prüfen, neue Wege zu suchen, auf denen man am schnellsten zum Ziele gelangen kann; es erfordert Arbeit und Studium um eine Schule dahin zu bringen, daß sie in kurzer Zeit möglichst viel leistet.

Doch mehr noch als solche Privatstudien nützt oft, besonders einem jungen Lehrer,

3. Der Umgang mit erfahrenen Collegen. Was ein treuer, junger Lehrer oft trotz eifrigen Denkens und Studirens nicht finden kann, offenbart ihm der Rath eines ältern Collegen. Sich abschließen gegen die Welt, in die Studien sich vergraben und, isolirt von aller collegialischen Gesellschaft, seinem Berufe nachgehen ist kein gesundes Ding und führt zu großer Einseitigkeit, Eigenliebe und Selbstüberhebung, während der Umgang mit Collegen einen Lehrer erfrischt, stärkt, läutert, in seinen eigenen Augen demüthigt und doch wieder ermuthigt. Es sollte jeder Lehrer solchen Umgang pflegen, entweder, daß er mit seinen Collegen von Angesicht zu Angesicht verkehrt, wenn möglich, oder bei zu großer Entfernung in brieflichen Verkehr mit ihnen tritt. In großen Städten dienen die Localconferenzen zu

diesem Zweck, die leider nicht immer besucht werden, wie sie sollten, sondern von einigen aus zweifelhaften Gründen gemieden werden. Liebe Collegen, laßt uns zusammenstehen und unsere Local- und Jahresconferenzen mit größerem Eifer besuchen. Laßt uns nicht fragen: „Was habe ich davon?" und mit verächtlichem Achselzucken uns davon machen, sondern fragen wir uns einmal ernstlich: „Was kann ich thun, daß die Conferenzen interessanter werden?" Würden wir immer darauf aus sein, auf das zu sehen, was des Andern ist, dann wären die Conferenzen immer gesegnet und interessant. Es gibt aber noch etwas anderes, das Etliche abhält, die Versammlungen zu besuchen, und dies ist eine gewisse Aristokratie unter den Collegen. Es gibt leider unter uns Lehrer, welche statt ihrem schwächeren Bruder zu helfen, gnädig auf ihn herabsehen und, wenn sie ihn je eines Wortes würdigen, dann wird gleich eine Inquisition daraus. Sie führen auch auf den Conferenzen das große Wort, und wehe dem, der ihnen widerspricht! Solche Anmaßung kann nichts Gutes wirken, kann höchstens abstoßen! Wir leben in einem Lande der Demokratie, wo einer wie der andere gleiche Rechte hat, und wir als Lehrer des Volks sollten unsern Schulkindern dieses demokratische Princip nicht nur beibringen, sondern wir sollten auch unter uns nach diesem Princip leben. Es gibt überhaupt keine von Gott gewollte Aristokratie, denn wir sind alle ebenbürtig, indem wir alle als Adamskinder demselben Stand angehören. Von der Aristokratie des Geistes allerdings muß man sagen, daß sie nicht nur ein erlaubtes, sondern auch ein logisch nothwendiges Ding ist. Nur soll das Verhalten solcher geistiger Führer derart sein, daß Niemand sich verletzt fühlen kann, indem sie gegen Alle dieselbe Freundlichkeit und Liebe beweisen. Laßt uns darum als Collegen in der rechten Demuth einer den andern höher achten als sich selbst. Dann werden die Conferenzen besser besucht werden und der Nutzen und Segen derselben für die einzelnen Lehrer wird größer und nachhaltiger sein. Wir kehren von der Conferenz wieder heim in unsere Arbeitsfelder, wo vielleicht viel Anfechtung und Kummer unserer wartet. Doch wir fühlen uns gestärkt, indem wir wissen, dieselben Anfechtungen leidet jeder von uns, und so blicken wir im Geist auf einander und stärken uns in der holden Eintracht.

Wenn wir uns fragen, woher für den Lehrer die meisten Anfechtungen kommen, so müssen wir antworten: „Sie kommen wohl daher, daß wir mit den Eltern unserer Schulkinder nicht genug bekannt sind. Und dies führt uns auf die

4. Hausbesuche. Es ist immer ein peinliches und schwieriges Ding, Kinder, besonders unartige Kinder, strafen zu müssen und nicht zu wissen, wie man mit den Eltern daran ist. Natürlich soll der Lehrer ohne Menschenfurcht die Disciplin seiner Schule aufrecht erhalten; aber man kann sich viel Kummer und Verdruß ersparen, dadurch, daß man in freien Stunden die Eltern der Schüler besucht. Wer das thut, der gewinnt viel; er lernt die näheren Verhältnisse kennen, unter denen die Kinder aufwachsen und so wird er dann das unartige Kind, das in Folge schlechter, häuslicher Erziehung so

geworden ist, milder und nachsichtsvoller beurtheilen, als dasjenige, in welchem trotz einer guten Erziehung in der Familie doch das Böse steckt. Aber nicht nur das; der Lehrer kann auch hie und da ein Wort fallen lassen, das vielleicht zur Besserung der ganzen geistigen Atmosphäre eines Hauses führen mag. Die Hauptsache aber ist und bleibt die, daß der Lehrer einen ungleich größeren Einfluß auf seine Schüler bekommt, wenn sie wissen, daß er mit ihren Eltern verkehrt. Die Leute lernen den Lehrer auch achten und schätzen und werden ihm in Zukunft keine Unannehmlichkeiten mehr machen, wenn ihr Junge Schläge bekommt, sondern sie werden vollständig mit dem Lehrer übereinstimmen und ihm durchaus freie Hand lassen. Laßt uns daher die Pflicht der Hausbesuche nicht versäumen, sie hat schon gute Früchte getragen, und wird noch um so herrlichere tragen, je fleißiger wir in der Erfüllung dieser Pflicht sein werden.

Doch — und das führt uns zum letzten Theil unseres Aufsatzes — darf sich der Lehrer nicht in unwürdige Vertraulichkeit mit irgend einem Manne der Gemeinde einlassen. Er muß immer geistig über seinen Leuten stehen, sonst verliert er nach und nach seinen Einfluß. Im Wirthshaus sitzen mit lustigen Brüdern, Karten spielen, Bälle besuchen, ein hoffärtiges Leben führen u. s. w., das sind Dinge, die kein Lehrer thun kann, ohne sich selbst und seinem Ansehen gewaltig zu schaden. Nein, der evangelische Lehrer soll das Muster eines tugendhaften Menschen sein. Er darf sich in moralischer Hinsicht keine, nicht die geringste Blöße geben; denn tausend Augen beobachten ihn scharf und suchen, ob sie nicht etwas zu tadeln an ihm finden können.

Der musikalisch tüchtige Lehrer soll sich hüten, in Verbindung mit weltlichen Gesangvereinen zu treten. Dadurch ist schon mancher zu Fall gekommen, daß er die Dirigentenstelle eines weltlichen Gesangvereines annahm. Immer weiter abwärts ging es dann, bis er zuletzt, der Kirche ganz entfremdet, denselben breiten Weg wandelte, wie die Weltkinder. Die Versuchung ist eine schwere, da ja bekannt ist, wie gut solche Gesangvereine ihren Dirigenten dotieren, und wie die meisten evangelischen Lehrer in finanzieller Hinsicht nicht glänzend gestellt sind. Hüten wir uns vor dem Annehmen solcher Dirigentenstelle. Und würde uns unter den günstigsten Bedingungen eine solche Stelle angetragen, so lasset uns den Muth haben, ein kategorisches „Nein" zu entgegnen! — Richten wir also unsern ganzen Lebenswandel ein nach Gottes Wort, so kann es nicht fehlen, wir werden ein würziges Salz sein und es durch die Gnade unseres Herrn immer mehr werden.

Rekapituliren wir noch kurz: Selbstprüfung, Studium, collegialischer Umgang, Hausbesuche, ein geordneter Lebenswandel bewahren uns vor geistiger Fäulniß; denn:

Selbstprüfung macht uns milde und gerecht, Studium fähig und tüchtig, collegialischer Umgang demüthig und stark, Hausbesuche machen uns einflußreich, und ein geordneter Lebenswandel macht uns zu angesehenen Bürgern. — Gott gebe seinen Segen zu dieser Arbeit und lasse sie nicht ohne Frucht!

Kirchliche Rundschau.

Eine neue Secte ist in Cincinnati entstanden. Dieselbe stellt sich als eine, allerdings von der Methodistenkirche verworfene Frucht der modernen Heiligungsbewegung dar. Daß falsche Heiligungsbestrebungen, verbunden mit geistlichem Hochmuth, die treibenden Kräfte hierbei bildeten, geht aus den Berichten des Apologeten über die Sache hervor. Er sagt: „Das Traurigste in dieser Geschichte ist, daß diese Personen einst geachtete und nützliche Glieder unserer Kirche waren, die sich eifrig nach der Heiligung des Herzens und Wandels, die im Worte Gottes als unsre Pflicht und unser Vorrecht geoffenbart wird, bestrebten und auch ihr Bekenntniß mit einem äußerlich tadellosen Wandel zierten. Ihr erster Fehltritt war, daß sie sich von den gewöhnlichen Gnadenmitteln der Kirche, als ungenügend für sie, absonderten und ihre eigenen Versammlungen in ihren Häusern hielten. Aus diesem Schritt gingen ganz folgerecht alle späteren, bis in die unerhörtesten Gotteslästerungen sich versteigernden Abirrungen hervor. Wer einmal über die von Gott eingesetzten kirchlichen Verordnungen und Gnadenmittel hinausgewachsen ist, der ist für allen Betrug des eigenen Herzens und des Satans bald reif. Die Kirche hatte viel Geduld mit diesen Personen, in der Hoffnung, sie würden zur besseren Einsicht kommen; schließlich aber, da diese Hoffnung eitel war, mußte sie zur Kirchenzucht schreiten, und am 17. Juni wurden fünf der Hauptleiter der schwärmerischen Bewegung vor ein Comite geladen, bestehend aus neun Laiengliedern anderer Gemeinden in der Stadt, und auf ihr eigenes Zugeständniß der Schuld, ohne daß sie bereit waren umzukehren, von der Kirche ausgeschlossen.

Gegen Alle wurde die Anklage erhoben, die Gnadenmittel gewohnheitsmäßig und vorsätzlich versäumt zu haben. Gegen Frau Martin und Frau Brooke wurde die weitere Anklage gemacht, durch falsche Lehre Zwietracht in der Gemeinde angestiftet zu haben. Die Spezifikationen unter dieser Anklage waren:

1. Daß sie lehren, Frau Martin sei Gott der Vater und Frau Brooke sei Christus, eins in ihrem Wesen, aber verschieden in ihrem Werk, und daß Frau Martin unter gewissen Umständen die Macht habe, Wunder zu wirken.
2. Daß Jesus von Nazareth, dem Fleische nach, in einem eben so reellen Sinne der Sohn Josephs gewesen sei, als der Sohn der Maria.
3. Daß die christliche Kirche die Stadt Babylon und die Hure sei, von welcher in der Offenbarung Johannis die Rede ist.
4. Daß eine absolute Vollkommenheit in diesem Leben erreichbar sei, und daß Frau Martin und Frau Brooke der Sünde unfähig und unfehlbar seien.

Das Verhör, welchem beinahe alle Anhänger der Angeklagten, etwa 30 an der Zahl, beiwohnten, wurde mit Ruhe und Würde geführt. Frau Martin und Frau Brooke bekannten sich zu Allem schuldig, sagten aber sie hätten „höheres Licht empfangen." Somit wurden sie aus ihrem eigenen Munde gerichtet.

Außerdem gaben sie noch vor, sie seien die zwei Zeugen in der Offenbarung, und lehren, die Schlange in dem Paradiesgarten sei der Mann gewesen, die Frau sei die höhere Schöpfung und des Sündenfalls unschuldig gewesen; daß die Briefe des Apostels Paulus, als des vornehmsten Sünders, mehr vom Teufel als von Gott inspirirt worden seien. Aus dem Umstand, daß ihr Vater „Abraham" und ihr Großvater auf der Mutter Seite „David" hießen, leiten sie den Schluß ab, daß sie der wahre „Samen Abrahams" seien und „aus dem Hause Davids" stammen.

Sie behaupten ferner, daß sie von der Geburt an den heiligen Geist besessen, daß sie niemals gesündigt oder einen Irrthum begangen haben, daß sie jetzt im Himmel seien, indem sie bereits ihre Auferstehung von den Todten und das Gericht durchgemacht hätten, daß die Prediger lauter Teufel seien, daß die 24 Aeltesten in der Offenbarung aus der Zahl ihrer Anhänger gewählt werden, daß sie ein größeres Werk thun als Jesus Christus, daß sie die größten Geister seien, welche die Welt je gesehen hat, daß das Cölibat

recht und die Ehe vom Teufel sei, daß keine Verbindlichkeiten, die sie der Kirche gegenüber oder in der Eheschließung auf sich genommen haben, gültig seien, wenn sie in Conflikt kommen mit ihren Pflichten unter sich und gegen ihren Gott."

Inwiefern nun diese Dinge mit den modernen Heiligungsbestrebungen zusammenhängen, läßt sich aus folgenden Betrachtungen des Apologeten ersehen: „Sie faßten die Heiligung zu sehr als ein persönliches Werk der Gnade auf, das sie von ihren Nebenmenschen und selbst ihren Mitchristen absonderte. Sie richteten ihr Augenmerk zu ausschließlich auf ihre eigene Person, und nicht genug auf die allgemeine Reichssache Gottes. So wurde ihr Gesichtskreis mehr und mehr beschränkt, sie bildeten einen Kreis für sich. Sie wurden einseitig in ihrem Studium der Schrift und in der Auslegung besonderer Schriftstellen. Sie fingen an tadelsüchtig zu werden, die Kirche und die Diener am Wort zu richten. Sie bedurften endlich keiner weiteren Belehrung von Außen her, sie hatten die direkte innere Erleuchtung von Gott und versäumten oder verschmähten die von Gott verordneten Mittel des Wachsthums in der Gnade und Erkenntniß.

Mit dem Verlust der Demuth, welche immer eine Grundbedingung wahrer Religion bleibt, wird man auch der Leitung des heiligen Geistes verlustig, (den man doch zu haben meint), und jedem Selbstbetrug eines eingebildeten Herzens und jeder Versuchung des Feindes preisgegeben. Mit diesem geistlichen Stolze ist das Lesen der Schrift nicht unvereinbar, ja, dies mag mit einer angenehmen Empfindung verbunden sein. Man verdreht aber die Schrift zu seinem eigenen Verderben. Wenn es nun endlich soweit kommt, daß man wähnt, eine absolute Heiligkeit erlangt zu haben, so daß man nicht mehr sündigen kann, so ist man selbstverständlich an den Schwindelpunkt gekommen, wo der Fall unvermeidlich ist. Denn jeder Gedanke des Herzens, jede Regung der natürlichen Lust muß heilig und recht sein. Da hört Gottes Wort auf, die Richtschnur des Glaubens und Handelns zu sein. Man ist sein eigener Richter und — Gott geworden."

Die durch Pater McGlynn eingeleitete Bewegung ist durch die persönliche Excommunication desselben, die wegen seiner Weigerung, sich in Rom zu stellen, über ihn verhängt wurde, keineswegs zum Stillstand gebracht, sondern in ein neues Stadium getreten, in welchem sie Blüthen treibt, die sie der Rong'schen Bewegung in Deutschland sehr ähnlich erscheinen lassen.

Unter ungeheurem Zulauf hat Dr. McGlynn in der Musikakademie in New York eine Rede gehalten, die den Berichten zufolge auf einen Katholizismus ohne Rom hinausläuft. Die dem excommunicirten Priester dargebrachten Ovationen spotten, nach dem Bericht der New Yorker Staatszeitung, jeder Beschreibung. Die St. Stephans-Gemeinde ist weit davon entfernt, von ihrem früheren „Rektor" abzufallen.

„Gott segne Sie, unsern geliebten Hirten, Wir stehen bis in den Tod zu Ihnen,
Vater McGlynn!"

stand in goldenen Buchstaben auf einem der drei weißseidenen Banner, welche von den Mitgliedern derselben in demonstrativer, nicht mißzuverstehender Weise in der Mitte der Bühne aufgepflanzt waren.

Patrick Gahan, der Redakteur des eingegangen „Catholik Herald", eröffnete die Versammlung mit der ironischen Bemerkung, er sehe an derselben, daß Dr. McGlynn der „bestisolirte" Mann in Amerika sei. Der Zweck der Versammlung sei, die Entheiligung des Sabbaths durch das von Rom begangene Verbrechen der Excommunication des Dr. McGlynn zu nichte zu machen und sie zu einem großartigen Triumph umzugestalten. Als die Zuhörerschaft bei Nennung Roms in lautes Zischen und Grunzen ausbrach, sagte der Redner: „Vertrödelt eure Zeit nicht mit dem Auszischen einer todten Schlange." Gahan unterbrach seine Rede, als Dr. McGlynn unter dem wahnsinnigsten Jubel der Anwesenden eintrat. Zwei Knaben schritten ihm voraus, welche aus Körben ihm Blumen auf den Weg streuten, während kleine Mädchen von allen Seiten ihm Blumensträuße überreichten. Die Versammlung hatte sich nun geradezu in den Zustand eines gelinden Wahnsinnes hineingeschrieen und -gejubelt, welcher gewiß zehn Minuten ohne Unterbrechung andauerte.

Gahan stellte McGlynn der Versammlung als „das Ideal eines amerikanischen Priesters vor." Darauf hielt McGlynn eine Rede, in welcher er sich in den schärfsten Ausdrücken gegen Rom wandte. In den katholischen Lehranstalten, und zwar im Schatten desselben Roms, welches ihn jetzt von der Gemeinschaft der gläubigen Katholiken und der Theilnahme an den heiligen Sakramenten ausschließe, habe er gelernt, daß ein Mensch, welcher gegen sein eigenes Wissen und Gewissen spricht, eine Sünde gegen Gott und den heiligen Geist begehe. Zurücknehmen sollte er, was er bei manchen Gelegenheiten gesagt und gelehrt habe. Er könne nichts zurücknehmen und wollte sich lieber der Theilnahme an den heiligen Sakramenten berauben lassen, als feig seiner Manneswürde entsagen und gegen Gottes Wahrheit sprechen.

Er verglich sich dann mit Galilei, welcher trotz Kerker und Todesdrohung bei seiner Ueberzeugung stehen geblieben sei und wandte sich gegen die katholische Geistlichkeit und ihr Oberhaupt mit folgenden Worten:

„Der Katholizismus ist immer besser gewesen, als diejenigen, die ihn verkünden; diese verdrehen ihn, legen ihn falsch aus und entstellen ihn. Sie erklären der gesunden Vernunft den Krieg und treiben die Gläubigen aus den Kirchen. Von der Dummheit, Käuflichkeit, den Fehlern und Verbrechen, welche von einer infamen, römischen Klerisei seit Jahrhunderten begangen wurden, sind die Blätter der Geschichte voll. Es sind dies jedoch die Verbrechen einer bloßen kirchlichen Maschine, mit ihrem Strohmann, dem Papst, an der Spitze, und jene ideale Kirche, welche Christus, unser Erlöser, gegründet, ist so himmelweit von der Kirche Roms verschieden, daß diese, anstatt die Menschen zu ihren Lehren zu bekehren, ganze Nationen aus ihrem Schooße vertreibt. In katholischen Ländern sind im jetzigen Jahrhundert die Völker soweit gekommen, die katholischen Geistlichen und ihr Oberhaupt in Rom von ganzem Herzen zu hassen und zu verabscheuen."

Ferner gedachte er spottend des Wunsches des Papstes, die katholische Kirche in Amerika durch Entsendung eines Nuntius nach Washington unter schärfere Controle zu bringen, und gab dann dem Gefühl der Freude über seine Excommunication Ausdruck, die ihm endlich die Freiheit wiedergegeben habe:

„Die Predigt, welche ich Ihnen heute halte, würde ich nicht von der Kanzel in der St. Stephanskirche aus halten, das gebe ich ohne Rückhalt zu. Hätte ich es je gethan, so wäre es auch die erste und letzte Predigt dort gewesen. Doch jene römische Maschine mit ihrem Papst auf dem verfaulten Thron, der so todt wie Julius Cäsar ist, hat einen groben Irrthum begangen. Sie hat mir die Freiheit wieder gegeben — ja in ihrer Dickköpfigkeit, Dummheit und dem gänzlichen Unverständniß für unsere Verhältnisse hat sie mich von meinem Amte entbunden und mir die ganze, ungebundene Freiheit wieder gegeben. Ich bin glücklich, daß dies geschehen, denn mein Wirkungskreis kann nun ein viel gedeihlicherer werden, und Rom hat dem Katholizismus hier unendlich Schaden gethan."

Der Katholizismus Dr. McGlynns scheint dem Deutsch-Katholizismus ziemlich ähnlich. Ob nun ein solcher politisch-nationaler Katholizismus hier einen besseren Boden und gegenwärtig günstigere Zeiten hat, das läßt sich im Voraus natürlich nicht berechnen.

Der Kampf um die größere Freiheit und Selbstständigkeit der evangelischen Kirche in Preußen ist, nachdem die verschiedenen Parteien ihre Versammlungen abgehalten haben, so ziemlich auf das literarische Gebiet übergegangen. Die Versammlung der Mittelpartei hat am 7. und 8. Juni in Potsdam stattgefunden. Prof. Dr. Köstlin von Halle referirte über die Frage: „Worin hat die evangelische Kirche in der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage ihre unentbehrliche Stärkung zu suchen?" Der Vortrag so wie die angenommenen Erklärungen des Geh. Raths Dr. Schrader waren im Ganzen eine Absage, sich an der Hammersteinschen Bewegung zu betheiligen, mit Ausnahme des Verlangens einer bessern Ausstattung der evang. Kirche mit Geldmitteln. Daß auch die Liberalen nicht für die Hammersteinschen Bestrebungen eintreten, liegt auf der Hand, ebenso wie das, daß man auch von dieser Seite mehr Staatszuschüsse verlangt.

Dabei muß man fragen, ob denn die so sehr verschiedenen Bestrebungen, die sich als

Verlangen nach größerer Freiheit bezeichnen, nicht in Conflict kommen werden, ehe man das Verlangte hat. Das zeigen die Beschlüsse des lutherischen Vereinstags in Stettin, der am 30. Juni stattgefunden hat. Man verlangt hier Freiheit für den Confessionalismus; für andere Standpunkte, selbst für den der Union, hat man kaum noch Duldung. Allerdings konnte man sich nicht verhehlen, daß bei einem etwaigen Umschlag der geistigen Strömung die Macht, die man für die gegenwärtigen Synodalorgane erstrebt, auf Leute von anderer Richtung übergehen könnte. Das spricht sich in folgender Resolution aus: „Die größere Freiheit der Kirche kann zur Tyrannei für sie werden, falls ungläubige oder halbgläubige Majoritäten in den Synoden sein sollten. Dem muß durch Sicherung des Bekenntnisses auf allen Stufen vorgebeugt werden."

Nun ist es Thatsache, daß in den Zeiten des Rationalismus die Sicherung des Bekenntnisses eine viel schärfere war als man sie heutzutage je zu Stande bringen könnte, und doch hatte der Rationalismus alles in Beschlag genommen.

Ferner wurde beschlossen: „Es muß wieder und wieder beantragt werden, daß das Gelübde der Provinzial- und Generalsynodalen dem lutherischen (resp. reformirten) Bekenntniß gerecht werde." Ferner: „Die Cabinets-Ordre von 1852, welche den Ev. Ober-Kirchenrath in lutherische und reformirte Mitglieder theilte, ist nun aufgehoben worden. Sie muß aber aus der Vergessenheit hervorgeholt und dahin gestrebt werden, daß sowohl die kirchlichen Behörden als auch alle Synoden für confessionelle Fragen sich gliedern."

Wenn in dieser Richtung vor- oder vielmehr rückwärts gegangen würde, so könnte das Resultat nur Auflösung der Union in Preußen sein. So weit werden aber die Positivunirten schwerlich gehen wollen.

Außerdem wird noch gefordert: „Wie der oberste Träger des Kirchenregiments bei seinem Regierungsantritt gelobt, die Verfassung des Reiches zu beobachten, so sollte derselbe auch eine ähnliche Erklärung in Bezug auf seine kirchliche Pflicht abgeben." Eine Erfüllung dieser Forderung wäre nichts anderes als Abschaffung des königlichen Summepiscopates und Ersetzung desselben durch eine Personalunion, so daß das Summepiscopat keineswegs mehr einen Theil der königlichen Rechte und Pflichten bilden, sondern die Rechte desselben von den königlichen ganz getrennt wären. So wie die Sache jetzt steht, schließt eben die Staatsverfassung und das Versprechen, dieselbe zu beobachten, die kirchlichen Pflichten des Staatsoberhauptes mit ein. Angesichts solcher Forderungen beruht die Versicherung, daß an dem Summepiscopat des Landesherrn nicht gerüttelt werden solle, entweder auf Unklarheit über die Folgen des Unternehmens oder auf Verhüllung der gesteckten Ziele. Daß sich Fürst Bismark einer derartigen Freiheit der Kirche nicht geneigt zeigt, ist kein Wunder; er ist viel zu konservativ, um mit derartigen bis jetzt noch nicht dagewesenen Ideen zu experimentiren.

Es zeigt sich hier wieder eine Wirkung der Zerrissenheit der evang. Kirche. Anstatt zusammenzustehen um das Erreichbare zu erhalten, will man Dinge, über die eine Verständigung schwer, wenn nicht unmöglich ist, erstreben und zwar jede Gruppe wieder etwas besonderes. Da kann es am Ende sein, daß schließlich alle leer ausgehen.

Die 10. Konferenz der Pastoren von Nordengland hat vom 6.—8. Juni in Bradford in Yorkshire getagt. Auch aus London war ein und aus Edinburgh waren zwei deutsche Pastoren erschienen, so daß die Zahl der Theilnehmer größer war als je zuvor. Schon im Jahre 1883 war der allerdings verunglückte Versuch gemacht worden, die sämmtlichen deutschen evangelischen Geistlichen Britanniens zu einer Konferenz zusammenzubringen. Neben einer Anzahl von theologischen Referaten wurde auch die deutsche Schulfrage besprochen. Pastor Wagner von London machte interessante Mittheilungen über die in gesegnetem Wirken stehende deutsche Schule daselbst (in Islington). Zugleich wies er darauf hin, daß die deutsche Schulfrage auch für diese Gemeinden eine Lebensfrage sei.

Für das nächste Jahr wurde die Konferenz von Pastor Wagner nach London eingeladen und es soll versucht werden sämmtliche deutschen evang. Pastoren Englands zur Theilnahme zu bestimmen.

Die große sog. Kaiserglocke im Dom zu Köln wurde am 30. Juni vom Erzbischof Dr. Krementz geweiht. Interessant ist es zu erfahren, wie man im Ceremoniell römischerseits doch bedeutendes, auch bei einer solchen Gelegenheit, leisten kann. Mit den Pontifikalgewändern bekleidet und mit Mitra und Stab ausgestattet, mischte der Erzbischof zuerst Salz mit Wasser und weihte dasselbe zur Abwaschung der Glocke. Während dessen recitirten die Zöglinge des Priesterseminars die Ps. 50, 53, 56, 66, 69, 84 u. 129, worauf die Abwaschung der Glocke theilweise durch den Erzbischof und im übrigen durch Assistenten innerlich und äußerlich auf Leitern ausgeführt wurde. Sodann wurden wieder fünf Psalmen recitirt: 143, 146, 148, 149 und 150. Hieran schloß sich die Salbung durch den Erzbischof an, zuerst die Außenseite an sieben Stellen in Kreuzesform mit dem hl. Oele unter Absingen des Ps. 28 und des Inneren mit vier Kreuzen mittelst des h. Chrysams unter entsprechenden Gebeten. Alsdann ward Weihrauch und Myrrhe, angezündet im Rauchfasse, unter die Glocke gestellt und Ps. 76 gesungen, dem ein Gebet des Weihenden und die Lesung von Luk. 10, 38—42 durch den Diakon folgte. Zum Schluß machte der Erzbischof nochmals das Kreuzeszeichen über die Glocke. Die Kaiserglocke wurde, entsprechend den älteren Glocken „Preciosa“ und „Speciosa“, mit dem Prädikat „Gloriosa“ bezeichnet. Die Glocke wiegt über 54,000 Pfund; ihr Klöppel allein 1600 Pfund, ihre senkrechte Höhe beträgt 14 Fuß. Der untere Durchmesser 11 Fuß. Der Ton wird verschieden als cis oder d aufgefaßt.

Wie der römische Kultus immer mehr zum Papstkultus wird, wenn auch in indirekter Weise, das geht aus einer Bekanntmachung des römischen Kardinalvikars hervor. Derselbe ordnete für das diesjährige Peter- und Paulsfest eine neuntägige Vorbereitungsandacht mit dem Zusatze an: „Der heilige Vater gewährt einen Ablaß von 100 Jahren, so oft einer an dieser Andacht theilnimmt, dagegen vollkommenen Ablaß dem, der zu dieser Andacht fünfmal kommt, in schuldiger Verfassung die heiligen Sakramente empfängt und in dem Sinne seiner Seligkeit betet. (Se. Seligkeit ist Titel des Papstes nach neuster Mode). Die Ablässe sind auch für Personen im Fegfeuer nutzbringend zu verwenden.“

Der Papst legt also die Verheißung der Sündenvergebung auf Gebete, die nicht im Namen Jesu, sondern „secondo la mente di sua Beatitudine,“ also im Namen des Papstes dargebracht werden.

Welche Aufmerksamkeit man lutherischerseits der Einwanderung zu Theil werden läßt und wie sehr man sich bemüht, dieselbe ganz dem hiesigen Lutherthum zuzuwenden, zeigt sich in einem Artikel der A. E. L. Kztg. Es werden dort zuerst die verschiedenen Adreßbücher der lutherischen Pastoren in Amerika besprochen und dann gesagt, daß der Strom der Auswanderung seinen Zufluß vornehmlich aus dem Norden von Deutschland erhalte, also aus den Gebieten der evang. luth. Kirche. „Auch das dürfte,“ heißt es weiter, „jetzt nicht mehr so unbekannt sein, wie es früher gewesen ist, daß auf diesem Wege unserer Kirche unzählige Glieder verloren gehen. Zu der kleinen Notiz in Lenkers Adreßbuch: „Die Presbyterianer unterhalten zwei, die Methodisten, die Baptisten, die Congregationalisten ebenfalls eine Anzahl von theologischen Seminarien, um die zu ihnen gehörenden deutschen Gemeinden mit Pastoren zu versorgen, und zum überwiegend größten Theil bestehen diese Gemeinden aus früheren Lutheranern, die in Amerika zu jenen Kirchengemeinschaften übergetreten sind,“ ließen sich noch manche andere Zeugnisse aus älterer und neuerer Zeit hinzufügen.“

Wir müssen nun unsererseits sagen, daß sich hätte hinzufügen lassen, daß auch die Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika ein theologisches Seminar unterhält. Das ging aber nicht wohl; denn angesichts der Thatsache, daß im Norden von Deutschland die Glieder der preußischen Landeskirche, die unirt ist, wiederum den größten Theil der „Gebiete unserer ev.-lutherischen Kirche“ einnehmen, könnte man es doch nicht gut als „Abfall“ bezeichnen, wenn dieselben sich Gemeinden der Evang. Synode von Nord-Amerika anschließen. Deßwegen hat man geschickter Weise sowohl von Seiten des Pastor Lenker als auch der A. E. L. Kztg. unsere evangelische Synode zu vergessen gewußt, so

daß es den Anschein gewinnt, als ob alle Einwanderer, die sich hier keiner luth. Gemeinde anschließen, nothwendig zu den Methodisten, Baptisten u. s. w. übergehen müßten.

Bemerkenswerth sind die Vorschläge, die gemacht werden, um zu ermöglichen, daß Pastoren in Deutschland ihre auswandernden Gemeindeglieder direct an einen lutherischen Pastor empfehlen können. Es heißt da: „Unsere kirchlichen Adreßbücher sind wohl gut; aber einmal muß man, um sie recht zu benutzen, zugleich ein klares geographisches Bild der betreffenden Gegend haben. Was nützt es, wenn mein Auswanderer nach Olive Branch im Co. Lancaster, Ohio, gehen will, daß ich weiß, in demselben County sind in Lincoln mehrere lutherische Pastoren; die beiden Orte liegen so weit von einander, daß mein Auswanderer, wenn ich ihn nach Lincoln empfehle, schwerlich seinen Auswandererpaß überbringen wird. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird er in die am Orte befindliche deutsche methodistische Gemeinde gerathen, und erst nachdem er in ihr eingebürgert ist, vielleicht erst nach Jahren, wird er erfahren, daß einige englische Meilen von ihm in dem benachbarten Saline Co. im Orte Crete eine gutlutherische Kirche liegt. Es sind also Specialkarten von jedem einzelnen Staate im Einwanderungsgebiet nöthig. Ferner giebt es unter der großen Anzahl lutherischer Pastoren in Nordamerika natürlich beständig viele Veränderungen; auch werden Gott sei Dank! jährlich viele neue Kirchen und Pfarrstellen errichtet. Es ist also eine beständige Ueberwachung des Personalbestandes, wenn auch nicht so wie bei dem ersten Entwurf erforderlich und erwünscht. Nach unserem Dafürhalten sollten nun je nach Bedarf in kleineren oder größeren Bezirken unserer heimischen lutherischen Kirchen besondere Beauftragte, etwa Pastoren, die mit der Auswanderung viel zu thun gehabt haben und sich für das Heil unserer lutherischen Auswanderer interessiren, mit solchem Kartenmaterial ausgerüstet und mit der Ueberwachung der Veränderungen betraut werden; sei es daß unsere Konsistorien, welche ja sonst dankenswerthe Anregungen in Bezug auf die Auswandererversorgung gegeben haben, dafür eintreten, was uns das Liebste sein würde, oder daß auch Vereine für Innere Mission sich der Sache annehmen. Die Beauftragten würden bald Material genug finden. Der lutherische Kalender von T. H. Diehl in Allentown, Pa., liefert ihnen jährlich ein neues Verzeichniß der lutherischen Pastoren in Nordamerika; die „Nachrichten über Amerika" aus Kropp ergänzen dasselbe im Laufe des Jahres und unterrichten ebenso wie der „Deutsche Ansiedler" über kirchliche Verhältnisse in Amerika; dazu käme noch manches andere. Eine schwerere Aufgabe würde es schon für die Beauftragten sein, auch über die Lehrstreitigkeiten und den Lehrstandpunkt der einzelnen Synoden drüben sich beständig unterrichtet zu halten.

Ist diese Einrichtung getroffen, so kann von den benannten Beauftragten jeder Pastor des Bezirks zu jeder Zeit Auskunft erhalten, und hiernach stellen wir uns nun die kirchliche Fürsorge für die Auswanderer im wesentlichen in folgender Weise vor. Jeder Pastor hat zuerst in seiner Gemeinde, sofern dieselbe irgendwie mit der Auswanderung zu thun hat, für die Sache Stimmung zu machen. Er hat in Predigt und Seelsorge darauf hinzuweisen, wie viele Auswanderer sich großer Untreue gegen ihre Kirche schuldig machen und damit ihr Gewissen schwer beladen, und zugleich darum bitten, daß kein Gemeindemitglied fortziehe, ohne sich so früh als möglich vorher an seinen Pastor zu wenden. Auch wird es gut sein, mit den Gemeindegliedern, welche drüben Verwandte haben, über deren Zugehörigkeit zur lutherischen Kirche zu sprechen. Kommt nun jemand, der auszuwandern beabsichtigt, so möge sein Seelsorger zuerst in seinem kirchlichen Adreßbuch, das billig jeder lutherische Pastor bei uns zur Hand haben sollte, suchen, ob das Reiseziel in demselben als lutherischer Kirchenort benannt ist. Meist wissen ja unsere Auswanderer vorher, wohin sie in Amerika sich wenden und zu Verwandten oder zu Bekannten gehen wollen. Giebt das Adreßbuch nicht genügende Auskunft, so ist es an der Zeit, sich an den obenannten Beauftragten um genauere Angaben zu wenden. Ist der lutherische Kirchenort, welcher dem Auswandererziele zunächst liegt, auf diese Weise festgestellt worden, so begnüge man sich nicht damit, dem Wegziehenden ein kirchliches Auswandererzeugniß mitzugeben, sondern man schreibe auch noch an seinen zukünftigen Pastor in Amerika eine Weltpostkarte und bitte ihn, den zu benannter Zeit in dem Orte

resp. in der namhaft gemachten Wohnung eintreffenden lutherischen Einwanderer aufzusuchen. Zugleich wird auch etwa acht Tage vor Abgang des Auswanderers eine Reichspostkarte an den Hafenmissionar des Hafenortes zu senden sein mit der Bitte, er wolle den Betreffenden zur benannten Zeit und Stunde am Bahnhof in Empfang nehmen."

Auf dieses oder etwas ähnliches ließe sich auch von unserer Seite hinarbeiten, da es unserer Synode keineswegs an Verbindungen mit Deutschland fehlt, und da die Einwanderung gegenwärtig wieder im Steigen begriffen ist, so würde die darauf verwendete Arbeit gewiß nicht verloren sein.

Schulnachrichten.

Die diesjährige Conferenz des deutschen evangelischen Lehrervereins von Nord-Amerika tagte am 19., 20. und 21. Juli in St. Charles, Mo. Di selbe wurde in der Kirche der dortigen evang. St. Johannis-Gemeinde am Dienstag Morgen durch Gesang, Verlesung eines Schriftabschnittes, Gebet und eine darauf folgende Ansprache an den Lehrerverein eingeleitet. Darnach wurden Herr Pastor Ph. Göbel, als der die evang. Synode auf unserer Conferenz vertretende Delegat, und sonstige Pastoren und Gäste vom Präses des Lehrervereins herzlich begrüßt. Hierauf verlas der Präses des Lehrervereins seinen Jahresbericht.

Ein Komite zur Prüfung des Jahresberichts, sowie auch einige andere Komiteen zur Prüfung sonstiger Berichte wurden ernannt. Eines dieser Komiteen wurde beauftragt, die von dem Nord-Illinois Distrikt dem Lehrerverein zugegangene Vorlage, bezüglich der Auflösung des Lehrervereins und der organischen Eingliederung aller innerhalb der Synode angestellten Lehrer in die zwölf Distriktssynoden, zu prüfen und darüber an die Conferenz zu berichten. Als dies Komite Bericht erstattete, war das Endresultat der Berathungen darüber seitens der Conferenz der Beschluß, daß der Lehrerverein von einer organischen Eingliederung in die Synode absehen und als deutscher evangelischer Lehrerverein von Nord-Amerika in seiner bisherigen Verbindung mit der Synode fortbestehen will. Sehr erfreulich ist ferner der Beschluß, daß der Lehrerverein seine Jahresversammlung nicht mehr im Monat Juli, wo die Sommerhitze die Conferenzverhandlungen und das gemüthliche Zusammensein der Kollegen so sehr beeinträchtigt, sondern in der Pfingstwoche, also in einer milderen und darum der Conferenzthätigkeit günstigeren Jahreszeit abhalten will.

Während der Conferenztage fand am Mittwoch Abend ein Gottesdienst statt, der ungeachtet der großen Hitze gut besucht war. Herr Professor Lüder vom Proseminar hielt die Predigt über Matth. 10, 32. 33: „Darum, wer mich bekennet 2c." Darnach hielt der Präses des Lehrervereins eine kurze Ansprache, in welcher der lieben St. Johannis-Gemeinde in St. Charles ein herzlicher Dank abgestattet wurde für die Gastfreundschaft und brüderliche Liebe, die sie dem Lehrerverein während der Conferenzzeit hat angedeihen lassen. Auch trugen die Kollegen des Lehrervereins während dieses Gottesdienstes abwechselnd einige schöne Lieder aus Hauschilds Männerchören vor.

Am Donnerstag Morgen wurden die Conferenzverhandlungen beendet, und Herr Pastor Göbel hielt noch eine ebenso herzliche als kräftige Schlußansprache an die Brüder des Lehrervereins und schloß dann mit Gebet und Segen.

Die von der theuren St. Johannis-Gemeinde dem Lehrerverein erwiesene besondere Gastfreundschaft und brüderliche Liebe und insonderheit auch das den Brüdern des Lehrervereins widerfahrene liebevoll thätige Entgegenkommen seitens des Pastors der Gemeinde, Rev. R. Wobus, werden gewiß nicht so bald vergessen werden und werden der Erfüllung des in einem kurzen Schlußworte von Herrn Pastor Wobus ausgesprochenen Wunsche, daß der Lehrerverein bald wieder nach St. Charles kommen möge, nicht im Wege stehn.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. October 1887. Nro. 10.

Pastorale Fragen.

(Eingesandt von P. Fr. Pfeiffer.)

VIII. Der Pastor in seinem Studirzimmer.

Damit betreten wir ein sehr umfangreiches und wichtiges Lebensgebiet des Pastors. Ist es rein unmöglich, diesem wichtigen Gegenstand in den wenigen Spalten einer Nummer unserer Zeitschrift gerecht zu werden, so kann uns das doch nimmermehr abhalten, demselben unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Für diesmal betrachten wir nur das zur eigenen Erbauung dienende Lesen des Pastors. Was für Bücher mag der Pastor in seinen stillen Stunden zum eigenen Nutzen lesen?

Es kann kaum eine andere Frage gestellt werden, die eine subjektivere Antwort hervorruft, d. h. eine Antwort, die nothwendigerweise von dem persönlichen Charakter und der Erfahrung des Antwortenden gefärbt ist. Dessen bewußt, werden wir nichtsdestoweniger versuchen, vollkommen einfach und frei zu sein in dem, was wir sagen.

Als Beleg dafür diene unsern Lesern gleich die Thatsache, daß wir als erstes Lesebuch zur Erbauung denselben die Bibel nennen, und zwar beide Testamente, und aus denselben besonders ausgewählte Stellen. Sind wir auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß alle Schrift von Gott eingegeben, der Erbauung dient, so sind doch einzelne Theile mehr dazu angethan als andere. Die vorzüglich geeigneten hier anzuführen, würde zu viel Raum und Zeit in Anspruch nehmen.

Daß die Bibel das beste Erbauungsbuch ist, ergibt sich naturgemäß aus ihrem eigentlichen Charakter. Was ist Erbauung, ächte Erbauung? Sie besteht in völliger Selbstübergabe an Gott, in bewußter Verschmelzung unseres Willens mit Gottes Willen. Das ist die eigentliche und höchste Idee der Erbauung. Sie ist eine That, oder ein Prozeß der Hingabe unseres Selbst. Der Apostel Paulus beschreibt ihn sehr treffend, indem er sagt: „Werdet umgebildet durch die Erneuerung eures Gemüthes, daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille!" Wahre Erbauung kann darum nicht eine blos innerliche That sein. Eine volle Hälfte davon muß auch äußerlich sein. Den ganzen Umfang derselben bildet die absolute Uebereinstimmung mit dem vollkommenen Gotteswillen.

Nun aber existirt kein Buch, das den Willen Gottes uns so offenbart,

wie die Bibel, so vollkommen, so lebendig, so lebenwirkend. Darum gehe geraden Weges zur Hauptquelle. Lerne den Willen Gottes daraus lesen und demselben gehorsam werden. Sprich Ja und Amen bewußt und vielleicht auch hörbar zu jedem Wink in Gottes Wort, darin sein Wille dir klar bewußt wird. Mache dein Bibellesen zu einem fortlaufenden Prozeß der Beugung deines Willens unter Gottes Willen, sei's aktiv oder passiv, wie's jeder einzelne Fall von dir fordern mag. Pausire bei jedem Punkte, wo du dir bewußt wirst eines geheimen Widerstrebens, oder wenn auch nur einer stumpfen Apathie, pausire — und bete, bis aus der Tiefe deines Herzens du jene Worte höchster Ergebung, in Getbsemane gesprochen, wiederholen kannst: „Dein Wille geschehe!" Erbauliches Schriftlesen kann in ächter Weise nicht geschehen, ohne daß es mit Gebet durchflochten wird.

Der Prediger findet es ganz besonders schwierig, so die Bibel als ein Erbauungsbuch recht zu gebrauchen. Ihm gestaltet sich ganz unvermerkt die Bibel zu einer Sammlung von Texten, die er durchzupredigen hat, statt zu einem Buch göttlicher Vorschriften, darnach er sein eigenes Leben zu gestalten hat. Gegen diese Richtung seines Gemüthes, auf die sein Beruf ihn immer wieder hindrängt, muß der Pastor fortwährend auf der Hut sein, sonst wird sein Bibellesen zu einem berufsmäßigen, statt zu einem erbaulichen.

Wirkliche und werthvolle erbauliche Eigenschaft wohnt keinem Gedanken des Gemüthes und keinem Gefühl des Herzens inne, wenn sie nicht darauf hinauslaufen, unsern Willen auf den Weg des Gehorsams gegen Gottes Willen zu leiten. Der Unterschied zwischen Pietismus und Pietät ist der, daß Pietismus nur subjektiv ist, und Pietät ist sowohl subjektiv als objektiv, und wenigstens so viel objektiv als subjektiv. Du sollst nicht ein Pietist, ein frömmelnder Mensch, sondern ein wahrhaft frommer Mann sein. Um gesunde Frömmigkeit zu nähren, gibts keinen erfolgreicheren Weg als den des thätigen Gehorsams. Der Pietismus ist ein Pilzgewächs, ein Auswuchs, der am üppigsten gedeiht und wuchert auf dem Boden bloßer Medidation, fälschlicherweise Erbauung genannt. Wie wir gesagt haben, sagen wir nochmals, daß in bloßer Medidation, sei ihr Gegenstand welcher er wolle, ohne praktische Einigung unsers Willens mit Gott, kein gesundes, kein annehmbares Element wirklicher Erbauung vorhanden ist. Nichts kann müssiger sein als die Idee, daß die Heiligung unseres Charakters in steigendem Grade zunimmt, durch tägliches, aber achtloses Lesen so vieler Verse oder selbst Kapitel der heiligen Schrift, in ungefähr derselben Weise, wie der Römling die Kügelchen seines Rosenkranzes abzählt. Gottes Gedanken in seinem Wort müssen aufgenommen, beurtheilt, angenommen, gebilligt werden. Der Wille Gottes in seinem Worte muß von dir zu deinem eigenen Willen gemacht werden; inkorporirt in deinem Charakter, umgesetzt in dein Leben. Selbstverständlich meinen wir nicht vollkommen, aber wenigstens dem Anfange nach und in gewissem Grade, — oder du hast deine Bibel als Erbauungsbuch nicht wirksam gelesen.

Außer der natürlichen Neigung des Pastors, die Bibel nur als eine Text-Sammlung für Predigten zu behandeln, gibt es eine andere Art des

Bibel-Studiums, welche sorgfältig von dem erbaulichen Studium der Bibel zu unterscheiden ist. Wir haben die exegetische und kritische Prüfung des biblischen Wortes im Auge. Exegetische Untersuchung der Schrift kann nicht mehr als die homiletische den Zwecken persönlicher Erbauung genügen. Doch solltest du den richtigen Sinn des Gelesenen erfassen können. Der rechte, Erbauung suchende Geist wird dich besorgt machen, daß du doch ja keine göttliche Offenbarung mißverstehen möchtest. Sei kein Mystiker! Lege keine fremde Meinung, weder deine noch die eines Andern, einem Schriftwort unter. Viel subtile und verfängliche Selbstgefälligkeit, sich selbst und Andern verborgen, liegt in jenem bibelanbetenden Pietismus, der mit Schriftworten sein Spiel treibt, Texte wählt, weit mehr mit der Absicht, seine eigenen Ideen auszudrücken, als redlich die gottgegebenen Gedanken zu finden und klar zu stellen. Gesunde Frömmigkeit verabscheut alle Gewalt, die den Worten Gottes angethan wird, um einen andern Sinn ihnen auszupressen, als der wirklich ihnen innewohnt. Gewissenhafte Exegese darf deshalb nicht blos, sondern sollte eigentlich das erbauliche Lesen der Schrift begleiten und leiten. Aber du mußt beständig auf der Hut sein, damit der Verstand nicht dem Herzen das Brot wegnimmt. Ebenso magst du bei deinem Bibellesen zum Zweck deiner Erbauung einen Text zu einer Predigt ins Auge fassen; aber auch dabei darf der Homilet nicht den Christen auf die Seite schieben.

Wir sind davon vollkommen überzeugt, daß die Bibel in dieser Weise als Erbauungsbuch treulich benützt, dem Pastor eine reiche Ernte nicht blos für sein eigenes geistliches Leben, sondern auch für sein Amt bringen wird, so daß er täglich sich überrascht und entzückt findet. Denn in der Erkenntniß der göttlichen Dinge ist das gelehrige und gehorsame Herz immer tiefer und weiser als der wißbegierige Kopf. Aber jeder Pastor ist auch eine Seele, die geheiligt und beseligt werden soll; und was wir hiermit hauptsächlich suchen, ist unsere Brüder im Amte zu reizen, für ihre eigene Person weise und treue Pastoren zu werden.

Sagte einst ein vortrefflich gebildeter Pastor, in einem liebenswürdigen Humor, aber auch heiligen Ernst auf ein Bücherbrett voll Bibeln in verschiedenen Ausgaben zeigend: „Dort ist meine Bibliothek" — so glauben wir doch nicht, daß Gott sein Buch darauf berechnet hat, alle andern Bücher zu verdrängen und überflüssig zu machen. Nein, wir sind vielmehr der Ansicht, daß zur Förderung persönlicher Frömmigkeit auch andere Bücher neben der Bibel mit großem Nutzen gelesen werden können. Doch genug für diesmal!

„Heilige uns, o Gott, in deiner Wahrheit!
Dein Wort ist die Wahrheit!"

Andeutung von Grundsätzen, pastorale Besuche betreffend.

1. Sei ganz besonders vorsichtig in deinem Umgange mit Frauenzimmern.

2. Behandle sie, jung und alt, verheirathet und unverheirathet, mit einer Achtung, die sich selbst achtet. Niemals veranlasse sie und niemals erlaube ihnen, öffentlich oder sonderlich, einer Freiheit in ihrem Betragen sich zu bedienen, dessen Schicklichkeit leicht in Zweifel gezogen werden könnte.

3. Zeige ihnen gegenüber, immer und überall, solche Unverdorbenheit und solchen Ernst, daß du niemals dich genöthigt findest, gegen Anklagen auf Unsittlichkeit dich zu vertheidigen.

4. Wenn du dich selbst erhaben glaubst über jegliche Versuchung in Beziehung auf Frauenzimmer, dann verdopple und verdreifache deine Wachsamkeit.

5. Wenn du ein Stadtpastor bist, dann waffne dich gegen die Gefahren, die deiner Tugend oder deiner Achtung drohen, die sich ergeben aus der Nöthigung, auch bei denen deine pastoralen Pflichten zu erfüllen, die du nicht kennst, und die dich vielleicht aus schlechten Motiven rufen lassen.

6. Waffne dich in jedem zweifelhaften Falle, nicht damit, daß du deine Dienste versagst, sondern daß du in Begleitung Anderer dem Rufe Folge leistest, um sowohl gegen Verleumdung als auch gegen Versuchung dich zu schützen.

7. Hüte dich, Besuche von Frauenzimmern ohne Begleitung in deinem Studirzimmer zu empfangen.

8. Bei deinen Hausbesuchen bemesse weislich die Zeit deines Aufenthalts so, daß das Verlangen nach deinem Wiederkommen gemehrt und nicht gemindert wird.

9. Sei ein so fleißiger und thätiger Mann, daß deine Leute von Zeit zu Zeit selbst erkennen, wie deine Zeit zu einem Hausbesuch gerechterweise und nothwendig beschränkt werden muß durch die Verpflichtung, auch Andere zu besuchen und die mannigfaltigen Pflichten deines Amtes in den verschiedensten Beziehungen zu erfüllen.

10. Andrerseits aber lebe nicht nach einer starren, mechanischen Regel in der Eintheilung deiner Zeit. Wenigstens lasse so Etwas nicht zur Kenntniß deiner Leute kommen, indem sie dir Geistesabwesenheit anmerken, oder du deine Konversation eilig führst und plötzlich abbrichst, weil wie ein Blitz die Erinnerung in dein Gemüth fällt, daß sofort einem anderwärts gegebenen Versprechen du gerecht werden mußt.

11. Halte das gesellschaftliche Element in deinem Besuche dem pastoralen untergeordnet, unaufhörlich dich selbst bewachend, damit nicht dein pastorales Gewissen verletzt werde durch Vernachlässigung deiner eigentlichen Pflicht.

12. Bestrebe dich, hier wie sonst überall, eine stets reinere, weisere und sichere Natürlichkeit zu verwirklichen vermittelst der nothwendig vorlaufenden Stufen eines wohl überlegten und ängstlich gehüteten Selbstbewußtseins.

13. Dein Ziel bei allen Hausbesuchen sei dir selbstbewußt ernst-religiös. Steure auf die Erreichung desselben los in solcher Weise, daß sie, gleich frei vom Aufsehenmachen wie von Zwang, vielleicht dann und wann flüchtigen Beobachtern als gar nicht religiös erscheint.

14. Pflege eine nüchterne Freundlichkeit und Heiterkeit in deinem Geiste und deinen Manieren, so daß dein Kommen und deine Gegenwart, wo immer du gehst und stehst, wie Sonnenschein begrüßt wird.

Johann Calvin.

Von Lic. F. Kattenbusch.

(Aus den Jahrbüchern für deutsche Theologie.)

(Schluß.)

Dieses ganze eigenthümliche Disciplin- und Strafsystem hat Calvin ausgesprochenerweise der Kirche vindicirt im Hinblicke auf die vermeinten Zustände der ersten Christenheit. Aber wenn diese in ihrem Kreise allerdings Polizei und Justiz ausübte, so war das durch die Nothlage bedingt, daß die Grundsätze des damaligen Staats noch keine christlichen waren. Die übrigen Reformatoren haben geurtheilt, daß in christlichen Völkern der Staat der Kirche die gefährliche Aufgabe, Justiz und Polizei zu üben, abgenommen und daß die Kirche jetzt nur noch durch die Mittel des Worts, der Ermahnung und Belehrung zu wirken habe. Nun ist aber zu bemerken, daß Calvin den Staat darum nicht minder in Anspruch nahm, weil er der Kirche resp. der geistlichen Behörde bereits ein gutes Theil staatlicher Funktionen übertragen hatte. In dieser Hinsicht darf es uns nicht beirren, daß er oft Staat und Kirche als zwei ganz verschiedene Gebiete hinstellt. Das sind sie ihm in der That äußerlich, relativ, sofern sie in Behörden repräsentirt sind. Aber nicht in Ansehung ihrer Idee und ihrer Aufgaben. In dieser Hinsicht hat der Staat nach seiner Anschauung keine Selbständigkeit neben der Kirche. Denn von ihr und von dem Evangelium, welches sie verkündet, hat er seine Normen und seine Ziele zu empfangen. Nicht äußerlich also unterstellt er den Staat der Kirche, aber innerlich, indem der Staat seine Mittel zu demselben Zwecke verwenden muß als die Kirche. So hat denn der Staat vor Allem die Kirche und ihre nothwendigen selbständigen Behörden und Gesetze anzuerkennen und mit seiner Gewalt zu schützen. In diesem Sinne geschieht es, wenn Calvin die ordonnances ecclesiastiques proclamiren läßt „im Namen von Syndiken und Rath mit dem auf den Schall der Trompete und der großen Glocke nach den alten Gewohnheiten versammelten Volk". Vollständig ist dieser Gedanke aber erst, wenn Calvin demgemäß verlangt, daß nun in der guten Stadt Genf nur der eine wahre, evangelische Glaube Duldung habe. In diesem Sinne hatte er schon 1536 von jedem Gliede des kleinen Staats beansprucht, daß er das Glaubensbekenntniß beschwöre. Was das bedeute, war daran zu ersehen, daß Jeder, der den Eid verweigere, aus der Stadt ausgewiesen werden sollte. Er hat dieses Experiment nicht wiederholt, als er zum zweiten Male die Zügel des Regiments in die Hand nahm. Aber er hat mit direkten Worten es ausgesprochen, daß der Abfall vom rechten Glauben zugleich Staatsverbrechen sei. So hat er denn in allen Fällen, wo die kirchliche Disciplin ihm nicht genügte, den Rath in Anspruch genommen, daß er die verdächtigen und überwiesenen Ketzer strafe und zwinge. Bekannt ist in dieser Hinsicht besonders der Servetprozeß, der mit der Verbrennung des unglücklichen Mannes endete 1553. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß gerade dieser Prozeß ganz im Sinne auch der andern Reformatoren gewesen ist. Melanchthon hat Calvin aus-

drücklich darüber belobt. Der einzige Luther hat den Grundsatz gehegt, man solle die Ketzer nicht neben dem, daß ihnen die göttliche Strafe drohe, auch noch auf Erden peinigen. Eine ganz eigenthümliche Forderung aber richtete Calvin an den Staat, indem er darauf drang, daß die Strafgesetze möglichst scharf formulirt und nachsichtslos executirt würden. Eine wahre, gottgefällige Obrigkeit kann nicht anders als strenge sein, meinte er. Der Mensch ist so gesunken, daß er ohne Furcht vor der Strafe sich allen Lastern hingiebt und schlimmer wird als das Thier. So ist es denn Pflichtvergessenheit der Obrigkeit, wenn sie nicht die härtesten Strafen androhen und gegebenen Falls auch vollziehen würde. Der Genfer Rath ist in der That auf diesen Gedanken eingegangen. Und es hat auf diese Weise zeitweilig ein wahres Schreckensregiment in Genf geherrscht. Die Kerker füllten sich um Verbrechen willen, die wir theilweise kaum als Unart betrachten würden. Selbst Kinder werden in's Gefängniß gesetzt, z. B. weil sie Karten gespielt. Der Kerkermeister erklärt 1545, er habe keinen Raum mehr. In den Jahren 1542—46 sind in Genf, einer Stadt von circa 20,000 Einwohnern, nicht weniger als 58 Todesurtheile vollstreckt, 76 Verbannungsdecrete ausgesprochen worden. Das hat Calvin mit Beifall begleitet. Der Grundgedanke solcher Einwirkung auf die staatlichen Organe war allerdings kein anderer als der theokratische. Als spezielle Vorbilder hat Calvin hier gewöhnlich die alttestamentlichen Verhältnisse angeführt Calvin schwankt eben vermöge seiner Auffassung der Bibel zwischen Vorstellungen, die er dem neuen und solchen, die er dem alten Testament entnahm.

Solcher Gestalt also war das System, welches Calvin nach seiner Rückberufung kurzerhand den Genfern zumuthete. Er hat in der That mehrere Jahre lang den Rath treulich auf seiner Seite gehabt und konnte schon auf reiche Erfolge hinblicken. Indeß es wäre doch mehr wie ein Wunder gewesen, wenn er nicht noch verzweifelte Kämpfe hätte zu bestehen gehabt ehe er jenes System wirklich durchgesetzt hatte. Das alte Genferthum hat sich denn auch in der That noch einmal mit der vollen Kraft eines, der um sein Leben kämpft, aufgelegt gegen die immer steigende Einengung aller Verhältnisse. Die Strenge des Reformators rief als Reaction ein entgegengesetztes Extrem hervor, jene libertinistische Partei, welche die alte Genfer Leichtfertigkeit auf die Spitze treibend die Zuchtlosigkeit zum Prinzip erhob und in der Theorie wie in der Praxis als die wahre Freiheit proklamirte. Aber auch ehrbare und ernste Männer konnten wohl erschrekken über das unerhörte System des Franzosen, und sie haben mitgekämpft für die Abwerfung der Tyrannei, die dieser Mann unter ihnen aufrichtete.

Neun Jahre hat der Kampf gewährt, wie eine Explosion im Jahre 1546 anhebend und sich fortwälzend bis 1555. Dann hatte Calvin den endgültigen Sieg davongetragen. Es ist ein denkwürdiges Bild, welches Calvin uns in diesem Streite gewährt. Er wich und wankte nicht von seinem Posten. Daß Gott ihn auf denselben gestellt habe, war ihm eine Gewißheit, die durch Nichts zu erschüttern war. Der Kampf war kein bloßer Wortkampf. Mehr als einmal haben tobende Volkshaufen gedroht

den verhaßten Fremden in die Rhone zu stürzen. Man hetzte die Hunde auf ihn, wenn er sich blicken ließ. Sein Name war ein Schimpfwort in der Stadt. Aber Calvin hat kein Jota nachgelassen und wenn er nicht konnte, wie er wollte, so hat er sich nicht auf Compromisse eingelassen, sondern seine Forderung aufrecht erhalten in dem Vertrauen, daß er schon noch Mittel und Wege finden werde, sie schließlich doch durchzuführen. Es ist ein Beweis für die einzigartige Macht seiner Persönlichkeit über die Gemüther, daß es doch nie zum Aeußersten gekommen ist, so oft auch das Volk es gedroht hat. Als der Anfruhr durch die Straßen tobte, hat Calvin sich ihm unerschrocken entgegen geworfen, und das Volk hat nicht gewagt ihn anzutasten. Nicht einmal ihn wegzusenden, konnte auch der feindseligstgesinnte Rath sich je entschließen. Es ist, als ob man ihn wie das Verhängniß der Stadt hingenommen hätte. Und so ist die Stadt denn schließlich unterlegen. Jahr aus, Jahr ein kamen Schaaren von Flüchtigen besonders aus Frankreich. Je mehr ihrer das Bürgerrecht in der Lemanstadt erwarben, um so zahlreicher wurde das Heer derjenigen, auf welche Calvin in jedem Sturm vertrauen konnte. Diese Fremdlinge empfanden die Genfer Enge als Freiheit und sie haben Mann für Mann zu Calvins Fahne geschworen. Im Jahre 1555 hat seine Partei zuerst wieder bei den Wahlen das Uebergewicht erlangt. Eine Revolution, welche die libertinistische Partei jetzt versuchte, endete mit ihrer Niederlage. Calvin war nicht der Mann danach, um den Sieg der Seinen ungenutzt vorübergehen zu lassen. Durch Anwendung einer unerhörten Strenge, mit Todesurtheilen und Verbannungsdecreten, mit vernichtenden Demüthigungen hat der ihm ergebene Rath seine Gegner jetzt ein für alle mal aus dem Felde geschlagen. Fortan war Calvins System gesetzlich gesichert und es hat sich nun auch immermehr durchgesetzt und eingebürgert in in der Denkungsart und dem Leben der Stadt. Es war buchstäblich ein neues Geschlecht, welches die Stadt jetzt immer vollständiger eroberte. Die Fremden besonders haben Calvin zum Siege verholfen und durch sie ist die Stadt, die sie gastlich aufgenommen, dem unerbittlichen Franzosen unterworfen worden.

Zum Schlusse dürfen wir nun nicht unterlassen, auch die Kehrseite des Wirkens des harten Reformators uns vorzuführen. Zu dem Zwecke müssen wir noch ein Auge werfen auf die Genfer Zustände, nachdem Calvin gesiegt hatte. Calvin hat seinen Sieg noch neun Jahre überlebt. Er starb 1564. Wir haben mancherlei Zeugnisse selbst von Gegnern des Reformators, daß das bezwungene Genf einen freundlichen, wohlthuenden Eindruck gewährt habe. In der That müssen ja auch dieselben Einrichtungen, die als bloße Forderung, welche keinerlei Herkommen entsprach, so hart und schier unerträglich schienen, sich ganz anders ausgenommen haben, nachdem sie einmal angenommen waren, nachdem sie Empfinden und Denken des Volkes erobert hatten und somit freie Sitte geworden waren. Sie hatten jetzt ganz dieselbe Berechtigung, wie jede Sitte, die sich wie immer gebildet hat. Wir dürfen unser Urtheil über das Genfer Leben in dieser Zeit nicht verwir-

ren mit der Frage, ob wir es nachbilden sollten. Betrachten wir es als Ausdruck der Stimmung und des Geschmacks der neuen Generation, die Calvin herangezogen, so werden wir die schönen Früchte, die es gezeitigt hat, willig anerkennen dürfen. Dieses neue Genfer Geschlecht, es ist wirklich ein durch und durch ehrbares, solides, arbeitsfrohes Geschlecht gewesen. Verbrechen hat es in diesem Genf kaum gegeben. So hat auch der Strafrichter hier nicht viel zu thun gefunden. Die Stadt ist wieder aufgeblüht und reich geworden; aber der Reichthum hat nicht üppig und leichtfertig gemacht. Wohl hat dieses Genf lange als das Muster eines geordneten, ehrenfesten und frommen Gemeinwesens gelten mögen.

Aber war nicht doch der Sieg Calvins und Alles dies, was er an trefflichen Folgen mit sich gebracht, zu theuer erkauft? Kann denn das uns wirklich versöhnen mit dem unerbittlichen Manne, der ein reiches, wenn auch zum Theil entartetes, nationales Leben einfach vernichtet? Ich will, um eine Antwort anzudeuten nur auf einen Umstand hinweisen. Es ist bekannt, wie der französische und niederländische, der schottische und zum Theil der englische Protestantismus in Calvin ihr geistiges Haupt verehren. Es ist nicht zu viel gesagt, daß jene protestantischen Kirchen sich nur erhalten haben, weil Calvin es zu Stande gebracht, ihnen seinen Geist einzuhauchen, in ihnen seine Institutionen einzubürgern. Der Prostetantismus im westlichen Europa hat unter ganz anderen Bedingungen sich entwickeln müssen, als der deutsche und der nordische. In den Ländern der lutherischen Reformation hat sich das weltliche Regiment meist ohne Sträuben für den Protestantismus entschieden. Hingegen haben jene Königshäuser die im Westen Europas herrschten, die Valois und Habsburger, die Tudors und die Stuarts, wenn nicht für immer, so doch auf lange hinaus feindselig zur Reformation sich gestellt. So hat der Protestantismus in diesen Ländern existiren müssen in Conventikeln und wie in der Diaspora. Wir kennen die Gefahren, denen jedes derartige Christenthum auf die Dauer ausgesetzt ist. Ohne feste Organisation nach außen, ohne scharfe Disciplin nach innen, ohne feste Normen, nach denen man Alles vorsichtig ordnete, hätte der Protestantismus in jenen Ländern sich nimmermehr erhalten können. Für diesen Protestantismus war der Calvinismus das Heil und die Rettung. Calvin ist sich dessen bewußt gewesen, daß er in Genf die Vorburg zu schaffen habe für die zerstreuten und gedrückten Glaubensgenossen zumal in Frankreich. Und wenn er in den Jahren des Kampfes die Neigung verspürte, die widerspenstigen enfants de Genève ihrem Verderben zu überlassen, so hat er sich vorgehalten, welche Bedeutung dieser Flecken Erde für die Sache des Protestantismus im Westen habe. Genf als Muster darzustellen für diese westlichen Kirchen, die Alles aus sich herausorganisiren mußten, das ist Calvins eigentlicher Gedanke gewesen, um dessen willen er Genf nicht hat fahren lassen. Praktisch zu zeigen, wie die christliche Gemeinde gestaltet sein müsse, daß eine solche Gestaltung kein Traumbild sei, das hat ihm vorgeschwebt, indem er das alte Genf vernichtet hat.

Calvin war der einzige in seiner Zeit, der keine Kirchthumspolitik in der Kirche trieb. Um dieses universellen Interesses willen und um der unleugbaren Mission willen, die er in der Geschichte des Protestantismus gehabt und erfüllt hat, gebührt Calvin der Platz an der Seite von Luther und Zwingli. Wir werden darum die Schranken seines Werkes nicht verkennen, die Schrecken, unter denen er ihm Bahn gebrochen, nicht beschönigen. Aber wenn es richtig ist, daß was Calvin gefehlt hat, er nicht aus Ehrgeiz oder bloßer Härte gefehlt hat, sondern in dem Gefühle der Pflicht und der Verantwortung gegenüber dem ganzen Protestantismus: warum sollten wir da nicht auch ihm zu Gute kommen lassen, daß irren menschlich ist.

Etliche Pastoralgrundsätze Bengels.

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

(Schluß.)

19. In Dingen dagegen, die unter die adiaphora (Mitteldinge) hinein laufen, als: Spielen, Tanzen u. s. w., muß man bedenken, daß es häufig übertrieben und der Bogen zu hoch gespannt worden ist. Man muß die Leute nicht nach sich schätzen. Man kann ihnen ja seine Augen, seine Einsich nicht geben. Die Leute sind so aufgewachsen, ihr Herz ist wie Leder, oft sogar wie Bein. Manches wird auch für eine Sünde gehalten, was nichts als eine leere Ceremonie ist, und sogar manche eigentliche Ausbrüche der Sünde zurückhält. Solche Sachen nimmt man freilich nicht mit in den Himmel, doch machen sie einem auch keine besonderen Schmerzen in der Buße, da der Mensch die Eitelkeit seines bisherigen Wandels erkennen lernt. Sie sind eben ein natürliches Ergebniß des unbekehrten Zustandes eines Menschen und fallen bei der Bekehrung von selbst weg. Man muß daher den Leuten nicht zuviel zumuthen und ausgelassenes Tanzen und ähnliche Excesse nicht mit Bitterkeit und allzu großer Gesetzlichkeit zu hintertreiben suchen, überhaupt in dergleichen Dingen keine allgemeine Regeln geben, sondern einen Jeden auf sein Gewissen weisen, und ihn warnen, ja nichts zu thun, wobei er eine innerliche Unruhe und Bestrafung hat. Gerade zu solchen Zeiten sollten wir fleißiger für unsere Gemeinden beten, das würde nicht ohne Nutzen sein; Gesetz dagegen richtet Zorn an. Dieses Alles schließet dann freilich nicht aus, daß man den Leuten nicht bei schicklichen Gelegenheiten seine eigentliche Meinung von der Sache erklären und ihnen sagen dürfte: sie seien, indem sie ihre Freiheit aufs Aeußerste behaupten, und nicht zugeben wollen, daß dergleichen Dinge ihnen schaden können, denjenigen vergleichbar, die auf den Rand eines Flusses so weit hinausgehen, als immer möglich ist, den Fuß zu setzen; sie mögen sich in Acht nehmen, daß sie nicht mit diesen Thorheiten, Genüssen und Eitelkeiten der Welt ihren Antheil am Himmel verscherzen und ihr Gutes hier schon hinnehmen; sie mögen bedenken, daß die Freude, die sie daran haben, ein Kennzeichen ihres unbekehrten Zustandes sei, und sie mit

ganz anderen Augen die Sache werden ansehen lernen, wenn einmal der Geist Gottes seine Arbeit an ihren Herzen beginne.

Endlich hat ein Seelsorger zu beachten, daß er die Beschaffenheit seiner Gemeinde nicht nach dem Unfuge beurtheilen dürfe, den einige böse Buben machen; denn wenn man auch aus einem Teiche nichts als Frösche quacken hört, so folgt daraus noch nicht, daß keine Fische darin sind.

20. Soll ein Seelsorger nicht bloß auf der Kanzel, sondern auch privatim bei dieser oder jener speziellen Gelegenheit auf Verleugnung der Welt dringen, aber nur nicht meinen, als müsse er gerade allemal alles Böse, das er sieht, sogleich bestrafen, sondern er soll darin nach Trieb des göttlichen Geistes handeln. Das eine Mal schweigt man stille und seufzet zu Gott, das andere Mal kriegt man einen Antrieb von innen und kann dann auch Andern einen Stoß mit Nachdruck versetzen.

21. Man muß Respekt vor einer ganzen Gemeinde haben und sich um ihretwillen genau an die gesetzliche Ordnung binden, so gehen hernach auch die Zuhörer eher in sich und richten sich nach der Ordnung. Man muß auch in äußerlichen Sachen eine genaue Accuratesse beweisen, die Leute schließen sonst von der Unbeständigkeit in dergleichen Dingen auf die Unbeständigkeit in der Lehre.

22. Ein Seelsorger soll sich besonders die Ersten (die Kinder) und die Letzten (die Sterbenden) in seiner Gemeinde angelegen sein lassen; die Ersten, weil er hier den meisten Segen seiner Arbeit erwarten darf, die Letzten, weil er nur noch so wenig Zeit hat, sein Amt an ihnen zu erfüllen.

Das geistliche Amt gibt zu thun, es ist keine Ruhebank.

Christi Reich ist ein Reich des Glaubens; es will durch Zeugen verbreitet werden, und diese müssen von oben herab bewährt und zuverlässig sein. Es ist kein Stolz, wenn man sein Amt so hoch anschlägt, als es ihm gebührt.

Wen der Herr einen unnützen Knecht heißt, der ist übel daran. Selig aber ist, wer sich selbst also nennet.

Mancher ist gegen fremde Leute sanft, weiß aber daheim um so weniger seinen Zorn zu mäßigen gegen das Weib und die Kinder. Ursache: diese fürchtet er nicht. Es beweiset einen hohen Grad von Sanftmuth, wer sich hier überwinden kann.

Ein Diener des Evangelii muß ein rechtschaffenes Herz haben. Das Herz ist es, warum Einer dem Andern, der vielleicht im Aeußern Jenem nichts nachgibt, dennoch vorgeht. Auf das Herz kommt es an, da muß es richtig sein.

Wer möchte gerne in seinem Amt so einem Raben gleich sein, der dem Elias Speise bringt, die er selber nicht kosten darf?

Es gibt nur ein Werk, das den Namen der „Schrift" und des „Buchs" verdient. Die übrigen verdienen nur in so weit Beachtung, als sie zum Verständniß dieses einen Buchs und zum Gehorsam gegen dasselbe mitwirken und nach diesem Muster eingerichtet sind.

Bei der Frage nach der Zukunft und nach den letzten Dingen soll es uns

nicht um Fürwitz, sondern vor allem um unsere Verwahrung zu thun sein. Alles muß auf Befestigung unserer Erkenntniß und Bekenntniß Christi hinzielen.

Beim Lehren kommt es nicht allein auf Gründlichkeit und Faßlichkeit im Vortrag, sondern hauptsächlich auf ausharrende Geduld an.

Buße ist nicht Menschenwerk; Gott muß es thun; das gibt Geduld. Es läßt sich nicht erzwingen. Wer es erzwingen will, wird desto weniger ausrichten. Schläfrigkeit ist aber auch nicht am Platz.

Nicht Vorurtheil, Haß, Zuneigung, Gunst soll das Handeln bestimmen. Es kommt Einen oft geschwind an, diesem oder Jenem etwas zu lieb oder zu leid zu thun; aber man muß bedächtlich handeln, und bedenken, was dem Willen Gottes gemäß ist.

Wir sollen uns nicht in Vergleichung mit Anderen beurtheilen, sondern einfach unsere unparteiischen Richter sein. Wohl dem, der sein Gutes auch vergessen kann.

Wer keine Ehre bei Menschen sucht, gewinnt immer so viel, daß er sich in göttlichen Dingen heilig, gegen Menschen gerecht, in Ansehung seiner selbst untadlich verhält, wenigstens in den Augen der Gläubigen, wenn es auch Andern nicht so vorkommt.

Wer sich selbst wohl verwahrt, der kann erst Andere verwahren.

Das sind keine rechten Pfarrer, welche, wenn sie könnten, alles lieber sein möchten, als das, was sie sind.

Rechtmäßige Belohnung ist nicht verboten; nur die Gemeinheit soll ferne bleiben, und dagegen eine uninteressirte Munterkeit herrschen, welche den Amtssegen, nicht aber den Lohn für Gewinn achtet.

Wer einer Gemeinde vorsteht, soll sein Amt darin suchen, daß er treibe was noth thut, nicht aber besonders mit hohen und tiefen Dingen sich einlasse.

Das ist der Weg, zu einem Ansehen zu kommen, und dasselbe zu behaupten, wenn Einer im öffentlichen Vortrag und im Privatgespräch, wie auch im täglichen Umgang in der Liebe, im Geist, im Glauben sich als Vorbild gibt.

Im Dienste des Evangelii ist das Beten ebenso wichtig, als das Reden. Wer also nicht beten kann, der ist auch noch kein rechter Diener des Evangelii, der Gottes Sache den Menschen und die menschlichen Angelegenheiten Gott vortragen soll.

Es ist die Pflicht der Kirchendiener, den Gehorsam oder Ungehorsam ihrer Zuhörer vor den Herrn zu bringen. Wer immerdar Jedermanns Gunst hat, der soll billig mißtrauisch gegen sich sein.

Aufmerken auf das, was um uns vorgeht, kommt Einem im Umgang äußerst wohl.

Das zarte Alter eignet sich am Besten zur Einprägung des kindlichen Glaubens, der hernach durchs ganze Leben hindurch eine Festigkeit verleihen kann. Das soll Einen zu fleißiger Arbeit an der Jugend antreiben.

Eine Frucht ist nicht dasjenige, was Einer etwa mit großem Fleiß Andern nachsagen lernt, sondern was der Mensch aus einer guten oder bösen Seelenart, welche alle innerlichen Kräfte durchdringt, als ein Baum hervortreibt. Eine da und dort zusammengelesene und der Zunge angebundene Lehre ist keine Frucht; sondern alles das, was ein Lehrer aus seinem Herzen herausnimmt und vorträgt in Rede und Wandel, als etwas, was aus seiner innersten Beschaffenheit fließt, wie die Milch, welche die Mutter aus sich selber darreicht.

Einen wahren oder falschen Propheten macht nicht die Rede allein, sondern die ganze Art, sich selbst und Andere mit sich durch den einen oder den andern Weg und Pforte ins Leben oder ins Verderben zu führen.

Auch die Apostel haben sich nicht dünken lassen, als ob sie es ergriffen hätten. Wie viel weniger die Kirche! Man sollte trachten, immer weiter zu kommen.

Lehrer, welche den Geist haben, müssen beim Reden sich nicht so streng an die Zeit binden, besonders bei feierlichen und seltenen Gelegenheiten.

Niemals soll ein Bote Gottes und Diener des Evangeliums mit Schelten anfangen, sondern mit Segnen.

Darauf, ob seine Zuhörer einen Lehrer gerne hören, beruht dessen Werth im Geistlichen keineswegs.

Wir dürfen nicht denken, daß wir wissen, was bei unseren Zuhörern anschlagen werde, sondern müssen alles aus der Hand des Herrn erwarten.

Es ist eine unsäglich große Verbindlichkeit, welche ein Bekehrter gegen denjenigen hat, durch welchen er ist gewonnen worden. Fürs Geistliche ist man das Zeitliche zu geben schuldig, aber nicht nach bürgerlichen Gesetzen.

Theilhaftig zu sein der Herrlichkeit, die offenbaret werden soll, das muß rechtschaffene Pfarrer reizen.

Johann Albrecht Bengel.

Von Prof. Dr. R. Kübel in Tübingen.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für Kirchliche Wissenschaft“.)

Am 24. Juni waren es zweihundert Jahre, daß Bengel geboren wurde. Wenn die evangelische Kirche „Heilige“ hätte, d. h. Leute, denen von der Kirche dieser Titel zudekretirt wird mit dem Zweck sonderlicher Verehrung, Bengel würde in die vorderste Reihe derer gehören, die wir also ehrten. Und wenn wir das Recht hätten, von Propheten Christi zu reden, ohne daß die sonderliche prophetische Berufung von den Betreffenden selbst sich zugeschrieben oder von uns bei ihnen nachgewiesen ist, so würde neben Luther und Spener kein anderer mit solchem Recht wie Bengel ein Prophet genannt. Namen thun freilich nicht viel zur Sache, aber sie drücken aus, was die Mit- und Nachwelt fühlt den Trägern solcher Namen gegenüber. Und das können wir gottlob! bei dem Jubiläum Bengels sagen: seiner eigenen bekannten Weissagung gemäß, daß er eine Weile werde vergessen sein, aber

wieder in's Gedächtniß kommen, gehört nunmehr sein Name zu den gefeiertsten in der edlen Reihe von Vätern und Meistern unserer Kirche und Theologie; oder, da „gefeiert" zu sein gar nicht Bengel's Art entspricht, sagen wir lieber: es ist ein Name, den niemand, der die Geschichte und ihn kennt, hören kann, ohne vor dem Mann sich zu neigen in tiefster Verehrung und Dankbarkeit, ohne zu dem Mann eine Liebe neu in sich zu erwecken, bei welcher man, wie selten anderen gegenüber, so ganz eigentlich das Gefühl hat: das ist Christi Geist, der Geist aus dem ewigen, himmlischen Heiligthum, der mich in meiner Beschäftigung mit diesem Mann, in meiner Ehrerbietung und Liebe ihm gegenüber berührt.

Bengel's Stellung in der kirchlichen und wissenschaftlichen Bewegung seiner Zeit ist insofern eine ganz eigenartige, als er einestheils wohl die Einflüsse derselbeu zeigt und ganz anders, als etwa die Hallenser und herrnhuter Pietisten, wirklich im Leben der Kirche und Theologie steht, und doch anderentheils allen damaligen Richtungen gegenüber vollständig frei, den meisten gegenüber fremd sich hält.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst jene Zeit, wobei wir als die mittlere Periode von Bengel's Wirken die Jahre 1730—40 annehmen. Die orthodoxe Restauration nach dem dreißigjährigen Kriege war ziemlich vorüber. Der Rationalismus war im Aufgehen, die Bahnbrecher der neuen Epoche der Philosophie waren längst aufgetreten, und einer derselben, Spinoza, hatte auch auf dem Boden der Bibelkritik scharfe Vorstöße geführt, wie auch andere Kritiker, z. B. Richard Simon längst ihre Ansichten veröffentlicht hatten. Im Todesjahre Bengel's wurde Semler Professor in Halle. Der Deismus in England hatte seine Blüthezeit im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts erreicht, zum Theil schon hinter sich. In Deutschland war Ch. Wolf der Stern, dem die große Welt huldigte; Demonstrabilität, Vernünftigkeit der Offenbarung und überhaupt der Religion mit den beiden Seiten, welche dieser Kanon enthält, einestheils der supranaturalen, sozusagen neuscholastischen Ponirung des Uebernatürlichen als vernünftig, mindestens zwar über-, aber nicht widervernünftig, und anderntheils der ganz oder halb rationalistischen Unterwerfung des Religiösen unter die Vernunft und damit letztlich Negirung des Uebernatürlichen, mit alledem Entleerung des Christenthums von seiner Lebensbedeutung und seinem Lebensgehalt, das war die herrschende Signatur der Theologie in Deutschland. Die Fahne des alten Glaubens, aber in neuer von den Orthodoxen nicht anerkannter Form, hielt fast nur der Pietismus hoch. Dieser stand zu jener Zeit in Blüthe, namentlich auch im Vaterlande Bengel's; doch fing schon die Zeit der Epigonen an. Spener war todt (1705), A. H. Francke bis 1727 in voller Thätigkeit, mit Bengel nahe befreundet; aber mit seinem Tod beherrschten doch sehr Geister zweiten Ranges das Gebiet des Pietismus. Der neue große Eroberer auf demselben, Zinzendorf, suchte Bengel's Freundschaft, fand aber mehr dessen Mißbilligung als Anerkennung. Jedenfalls eine gährende, innerlich umgetriebene Zeit, aus welcher ein Neues sich gebären zu wollen schien. In Bengel's früheste

Jugend fielen außerdem schwere äußere Drangsale, die Verheerung eines großen Theils seines Vaterlandes durch die Franzosen; seines früh verstorbenen Vaters Haus und Bibliothek ging in einer durch diese Feinde herbeigeführten Feuersbrunst zu Grunde. Aber in wenn auch nicht gerade harter, doch ernster Jugend wächst er zu dem Manne heran, den die Kirche brauchte. Keine Größe allerersten Ranges, kein Reformator, kein Erneuerer von Kirche und Theologie in dem Sinne, daß durch ihn die Kirche selbst nach ihrem großen Gesammtcharakter und die Theologie für den Lauf, den sie in ihren meisten und in ihren herrschenden Vertretern machen sollte, geändert, in neue Bahnen gelenkt, vollends etwa sofort mit der zündenden Allgewalt des Herosrufs einen neuen Ruck vorwärts geführt worden wären. Jenes Neue, das die Zeit gebären und das dann jahrzehntelang die Geister der großen Menge beherrschen sollte, lag in einer dem Bengel'schen Geiste fast ganz entgegengesetzten Richtung; die bloße Vernunft sollte zuerst ihre Triumphe feiern. Dann aber freilich, wenn die Krisis vorüber, sollte langsam, aber schön auch der Same aufgehen, den Bengel gesäet hatte. Ein Säemann für künftig zu sein, war seine Aufgabe. Seiner gährenden Zeit trat er nicht mit Neuem, sondern mit dem alten Bibelwort entgegen, aber in neuer, vertiefter, frischlebendiger Fassung und Anwendung desselben, einer Fassung, vermöge deren erst eine wirkliche Wissenschaft auf Grund und nach Maßgabe der Schrift möglich wurde. Und einem gelehrten und ungelehrten, frommen und unfrommen Geschlecht gegenüber, das seine Arbeit möglicherweise in redlichem Streben, doch auch größtentheils, bald selbst unter wissenschaftlichem Schein (Naturalismus, Eudämonismus ꝛc.), ohne tieferen Ernst, nur oder fast nur dem Diesseits widmete, dessen Christenthum sogar, namentlich im Herrnhutismus, den Himmel über der Erde, das Einst über dem Jetzt vergaß, hat Bengel die Jenseitigkeit und die Zukünftigkeit des Himmelreichs vor Augen gestellt, er der Mann mit dem Siegel der Ewigkeit auf der Stirn, so recht ein Fremdling hienieden und doch das Gegentheil dessen, was man gewöhnlich einen Asketen nennt, ein Pietist, der engeren Gemeinschaft der Gläubigen, den Stillen im Lande angehörend, auch nur von denen wirklich verstanden, welche diese engere Brüdergemeinschaft kennen und lieben, und doch ohne alles das, was sonst das Ungute am Pietismus ausmacht, ein Pietist, wie er Luther's Schilderung in der Deutschen Messe entspricht, über dem Kirchlein (ecclesiola) die Kirche (ecclesia) keineswegs vergessend und zurückstellend, ein Mann der Kirche, ja einer der Regenten seiner, der württembergischen Landeskirche, die es ja bis heute wie keine andere zu Stande gebracht hat, die ecclesiolas in ecclesia, nicht extra ecclesiam zu haben und zu pflegen, endlich ein Gelehrter, der neben den Gelehrtesten sich sehen lassen kann, nüchtern didaktisch und doch zugleich mystisch tief (vgl. seine Selbstcharakteristik bei Burk, „Dr. J. A. Bengel's Leben und Wirken.“ 2. Aufl. Stuttgart 1832, S. 240), ein Theolog im strengsten Sinne des Wortes, ein Bahnbrecher auf dem Gebiete der Textkritik und der Exegese des N. T. — das Wort „Gnomon“ besagt genug — und doch fern von Allem,

was sonst den Gelehrten, der auf dem Markte steht, kennzeichnet, auch hier seinem Wahlspruch, im Verborgenen zu sein (in occulto esse) getreu, nicht wirken wollend, aber lebend, zeugend und damit tiefer und länger als tausend Andere wirkend.

Vom Lebensgange Bengels, der ja, namentlich durch die „Vita", die dem „Gnomon" vorgedruckt ist, sowie die trefflichen Monographien Burk's und Wächter's, sowie sonstige Arbeiten (vgl. besonders Burk in der Real-Encyklopädie," 2. Aufl., und meine Abhandlung in Oehler's „Halte, was du hast" VIII, 6) bekannt ist, führen wir nur das an, was für die Charakteristik des Mannes, des Christen und Theologen so recht bezeichnend ist. Aus geistlicher Familie (sein Vater war Diakonus zu Winnenden in Württemberg, starb aber früh) entsprossen, durch seine Mutter ein Nachkomme von Joh. Brenz, war er ein frommer, stiller Knabe, der von sich sagt: „Ich bin so dahingegangen und habe gemeint, daß Niemand sonderlich auf mich achte, bin froh gewesen, daß ich nur so durchkäme." Von früh auf war er ein ernster Beter, gewissenhaft, kam ohne sonderliche Fehltritte durch, war und blieb aber so demüthig, daß er, wie er später zu Studenten sagte (Wächter, „Bengel und Oetinger", S. 31), stets andere höher achtete als sich selbst und dachte: „Dieser Mensch hat doch noch nicht so viel versäumt und noch nicht so viel Gnade verschleudert als ich." Inwiefern diese Gewissenhaftigkeit und Demuth ruht auf dem „Stich, den ihm die Ewigkeit gab", werden wir unten sehen. Mit 16 Jahren auf die heimathliche Universität gezogen, trat er dort, im Stift, der bestehenden studentischen, pietistischen Gemeinschaft bei, scheint aber zunächst das eigentliche punctum saliens einer solchen, die brüderliche Gemeinschaft der Heiligen, noch nicht erkannt oder erfahren zu haben, da er erst von Halle aus schreibt (1713): „Bis jetzt war ich fast nur für mich allein ein Christ; hier aber lerne ich einsehen, was es um die Gemeinschaft und Verbindung der Heiligen ist." Auch die pietistische Sitte des Tagebuchführens beobachtete Bengel. Für seine wissenschaftliche Entwickelung war in seinen akademischen Jahren das entscheidend, daß er theils durch die Arbeit für eine Disputation, wobei sein Neues Testament-Exemplar mit verschiedenen Lesarten überladen war (onustum variis lectionibus erat), theils durch den Auftrag, für einen Professor eine Bibelübersetzung zu korrigiren, auf die Menge der Lesarten im Neuen Testament aufmerksam wurde und von nun an mit deren Untersuchung und Werthung sich abgab. Besonders bezeichnend aber ist, daß ihm dieser Thatbestand, die Menge der Varianten, innere Anfechtung bereitete, weil dadurch die Gewißheit des Wortes Gottes zweifelhaft werde. Im Gebete flehte er um die Kraft, diese Anfechtung zu überwinden und die richtige Anschauung und das sichere Urtheil zu finden. Wie man das Formalismus nennen kann (Ritschl, „Geschichte des Pietismus" III, 72, mit welchem Schlagwort Ritschl überhaupt glaubt, Bengel's Ansichten in verschiedener Beziehung getroffen zu haben), ist uns unerfindlich. Charakteristisch ist auch, daß Bengel methodum theologiae cognovit ex Spenero de impedimentis studii theologiae, rationem tractandi Scripturae

Sacrae ex praefatione Franckii ad Novum Testamentum et manductione, und daß er seine akademische Laufbahn mit einer Disputation de theologia mystica schloß. Die Zeit zwischen dem Abgang von Tübingen 1707 und dem Eintritt ins definitive Amt (Denkendorf 1713) verbrachte er theils in Mezingen als Vikar, wo er, was ihm, wie er sagt, stets zugute kam (vgl. ähnliche Aeußerungen von Beck in meinem Artikel in der „Real-Encyklopädie" XVII, 693), den gustus plebejus ac popularis kennen lernte, theils in Tübingen als Repetent, dann auch als Vikar (sowie in Nürtingen), theils endlich in Stuttgart als Vicar. Ehe er sein Amt als Klosterpräceptor (Seminarprofessor) in Denkendorf antrat, ging er auf die bei württembergischen Theologen übliche wissenschaftliche Reise, und zwar nach Norddeutschland, um, wie er sagt, methodos Evangelicorum, Reformatorum, Jesuitarum, Scholasticorum artes et consilia, besonders auch solidas instituendae juventutis rationes kennen zu lernen. Am längsten und liebsten war er in Halle, wo ihn bald innige und bis an's Ende bleibende Freundschaft mit A. H. Francke (der ihn 1717 in Denkendorf besuchte), verband. Zurückgekehrt, trat er sein Amt mit einer Rede an De certissima ad veram eruditionem perveniendi ratione per studium pietatis. Mit Recht macht Ritschl sowohl auf die Aehnlichkeit als auf den Unterschied der hier und sonst hervortretenden Position Bengel's gegenüber den Pietisten, besonders den halle'schen aufmerksam. Beiden ist die pietas, sagen wir: die Furcht Gottes, der Weisheit Anfang. Aber für Bengel ist das, was den Hallensern eigentlich alles ist, das Gläubigsein eben erst Basis, Grundbedingung, und das wissenschaftliche Arbeiten erhebt sich erst auf dieser Basis in relativer Selbständigkeit, um dann erst zum Ziel der wahren eruditio zu führen. Wie sich Bengel freilich das Verhältniß des religiösen und des wissenschaftlichen Moments in diesem Erkenntniß- oder christlich-theologischen Bildungsprozeß näher dachte, können wir mehr aus gelegentlichen Aeußerungen als aus ausdrücklichen Lehrbestimmungen entnehmen (vgl. besonders die Abschiedsrede in Denkendorf bei Wächter, „Bengel und Oetinger," S. 116). Ich glaube, daß für ihn der entscheidende Gedanke hierbei der war, daß Einlebung in die H. Schrift, ebenso mit religiös-sittlichem Ernst als nüchternem Verstand und möglichst allseitiger, auch gelehrt forschender Arbeit von selbst in Einem den beiden Momenten die richtige Geltung und Befriedigung geben werde. Ein bezeichnendes, auch für manche heutige Methoden des theologischen Studiums bedenkliches Wort ist folgendes: „Wenn man schon vorher einen Geschmack an der H. Schrift hat, ehe man an die Philosohie kommt, um durch dieselbe seine Begriffe aufzuhellen, so geht es schon an, sonst aber ist's gefehlt. Vom Centrum aus kann man leicht alle Systeme, die im Umkreis stehen, übersehen. Wenn man aber immer zuvor alle möglichen Systeme durchmachen wollte, so wäre es eben, als wenn einer, der in eine Stadt gehen wollte, zuvor alle Pfützen in ihrem Umkreis austrocknen und alle Steine und Klötze, die im Wege liegen, wegräumen wollte. Geht er den geraden und gebahnten Weg, so kommt er viel schneller zum Ziel."

In den achtundzwanzig Jahren, die Bengel dem Grundsatz, nie selbst neue Stellen zu suchen, folgend, auch Rufe an Universitäten ausschlagend, in der bescheidenen Stellung zu Denkendorf verbrachte, hat er seine bibelkritischen und exegetischen Studien zu einem gewissen Abschluß gebracht. Im J. 1725 erschien zusammen mit einer Ausgabe von Chrysostomus' „De sacerdotio" sein „Prodromus N. T. adornandi", dem ähnliche kleinere Arbeiten folgten, 1734 sein „Aparatus criticus" zusammen mit der neuen Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, 1736 „Evangelienharmonie", 1740 „Erklärte Offenbarung Johannis", 1741 „Ordnung der Zeiten", 1742, allerdings erst nach der Uebersiedlung nach Herbrechtingen (1741) sein berühmtestes Werk, der „Gnomon." Ueber seine Verdienste für die Textkritik, seine Untersuchungen über die Handschriften, von denen, resp. deren Abschriften möglichst viele zu sammeln sein unverdrossenes Bemühen war, seine epochemachende Eintheilung der Kodices nach Familien (der asiatischen und afrikanischen), die von ihm zuerst klar aufgestellten und durchgeführten Grundsätze der Entscheidung über die Lesarten, z. B. daß die lectio difficilior in der Regel praeferanda, seine literarischen Kämpfe, besonders mit Wettstein, der seit 1713 („De variis N. T. lectionibus") sozusagen Konkurrent Bengel's in diesen Fragen war 2c., brauchen wir hier nicht ausführlich zu reden. Auf echt christliche Aeußerungen Bengel's betreffend die ihm von Gegnern vielfach angethane Schmach sei nur kurz hingewiesen; er wußte, was es heiße, Christi Kreuz zu tragen. Besonders charakteristisch aber ist für Bengel, daß es gar nicht bloß und in erster Linie das gelehrte Interesse war, das ihn zu diesen historischen und textkritischen Arbeiten trieb, sondern ganz unmittelbar das religiöse. Interessant ist, wie der jüngere Francke sich über diese, wie ihm schien, sehr unnöthigen Beschäftigungen äußerte, und Bengel dagegen sein Nachsehen in den „Brunnenstuben" (vgl. auch Ritschl, a. a. O., III, 73) vertheidigte. Gerade weil ihm die H. Schrift Gottes Wort ist, hält er es für Pflicht, aufs Gewissenhafteste zu forschen, wie Gott durch Paulus 2c. geredet hat; solche Fragen leichthin abmachen wäre Geringschätzung des Wortes Gottes. Und aus demselben Grunde ist er als Exeget so pünktlich, fast ängstlich bestrebt, theils mit Hilfe der Grammatik — man denke nur an die im „Gnomon" eine so große Rolle spielenden Kunstausdrücke — den genuinen Wortsinn zu ermitteln, theils durch pneumatisch-theologisches Forschen, namentlich mit Hilfe der analogia s. s. den Geistessinn so zu gewinnen, und kurz, aber treffend markig so zu bezeichnen, daß die Würde des Gotteswortes nicht darunter leidet, sondern allezeit die eine Herrlichkeit desselben hervorleuchtet. Die „Ehrenrettung der H. Schrift" war sein Zweck, aber wie er durch wirkliches Verständniß derselben erreicht wird, ein lebensmäßiges, ebensowohl sozusagen fachmännisches als praktisches Verständniß; und das ist ihm wahrlich in einer Weise, die kaum ihresgleichen hat, gelungen. Es ist kein schlimmes Zeichen der Theologie unserer Zeit, daß am „Gnomon" Niemand mehr vorübergehen kann, daß auch liberale Theologen in sein Lob einstimmen müssen, wenn dasselbe auch möglicherweise, wie das Ritschl's

etwas gemessen und reservirt lautet. Bekannt ist Wesley's begeisterter Preis desselben.

Im J. 1741 als Prälat (abbas) nach Herbrechtingen bei Heidenheim befördert, konnte Bengel auf dieser stillen Pfründe seinen Lieblingsbeschäftigungen um so ungestörter nachgehen; doch versetzte ihn 1747 seine Berufung in den ständischen Ausschuß wenigstens von Zeit zu Zeit auf den größeren, selbst den politischen Schauplatz. In jenem Stillleben reifte theils der „Gnomon" zur Vollendung, theils wurden die (pietistischen) Privaterbauungsstunden, die Bengel in Herbrechtingen (wie auch später in Stuttgart) hielt, der Anlaß zur Entstehung seiner ganz vortrefflichen „Sechzig Reden über Offenbarung", die 1747 erschienen. Abgesehen von den kirchengeschichtlichen Ausdeutungen und apokalyptisch-chronologischen Berechnungen sind nach seiner Ansicht diese Reden ein wahres Musterbuch von didaktisch-erbaulicher Schriftbehandlung. Wir können ihnen nur die betreffenden Schriften (Homilien) Menken's an die Seite stecken; aber der süddeutsche Bengel weiß mit klarer Texterklärung, die er mit dem norddeutschen Menken theilt, ganz anders als dieser unmittelbar religiöse Wärme und gemüthliche Auffassung zu verbinden; auch die Gebete bei den einzelnen Reden sind köstlich. Man muß biblisch-erbauliche Schriften damaliger Zeit vergleichen, vollends etwa Zinzendorf'sche, so lernt man vollends diese Nüchternheit, Klarheit, Keuschheit und zugleich Innigkeit schätzen. Ueber seine landständische (und dann auch konsistoriale) Thätigkeit äußert sich Bengel folgendermaßen: „Bei der Aufnahme in den landschaftlichen Ausschuß und in das fürstliche Konsistorium ward ich erst recht inne, was es ist, für das gemeine Beste eines Landes und der Kirche in demselben nicht nur überhaupt, sondern auch in so vielen und vielerlei besonderen Fällen wachen und Sorge tragen helfen. Die Verleugnung des eigenen Willens macht alle sonst beschwerliche Aenderung der Geschäfte leicht, und meine beständige Absicht war, Gottes Ehre zu befördern und zu retten. Gegen gnädigste Herrschaft war ich so gesinnt, wie es einem dankbaren Unterthan, einem getreuen Rath, einem gewissenhaften und für das werthe Vaterland zugleich geflissenen Landstand zukommt. Bei allem hielt ich mich für verpflichtet, nicht nur das Gute zu fördern, sondern auch dem Bösen nach Möglichkeit Abbruch zu thun". Gewiß herrliche Worte, die zeigen, wie wenig dem Pietismus an sich, vollends einem so gesunden, durchaus theoretisch und praktisch an der Bibel orientirten Pietismus, wie der Bengel's war, Weltflucht im Sinne des Mönchsideals eigenthümlich ist, wie sehr bei Bengel mit Weltflucht im Sinne von Jak. 1, 27 Pflicht-, Berufserfüllung in der Welt verbunden war.

Das angeführte Wort hat uns aber auch schon in die letzte Etappe in Bengel's Pilgergang hineinsehen lassen. Im J. 1749 wurde er Abt (Prälat) zu Alpirsbach mit dem Sitz in Stuttgart, wo er zugleich Mitglied des Konsistoriums war. In dieser Zeit fand seine endliche Kreirung zum theologischen Doktor statt, wofür er sich fein und nicht ganz ohne Ironie mit der Wendung bedankte, daß er wisse, wie werthvoll diese Würde namentlich für

einen Mann sei, der erst Eingang in der Nähe und Ferne gewinnen wolle. Von schriftstellerischen Leistungen fällt in diese Zeit besonders der „Abriß der s. g. Brüdergemeinde" (1751). Schon früher hatte Bengel Anlaß gehabt, sich über Zinzendorf und seine Anschauungen zu äußern; im Jahre 1733 hatte Zinzendorf ihn in Denkendorf besucht und war von ihm so erfaßt worden, daß er ihn den Propheten dieser Zeit nannte. Mehrere Schüler Bengel's, wie Oetinger, schlossen sich eine Zeit lang an Herrenhut an, und so hatte Bengel Verschiedenen gegenüber schon seine Ansichten über die Gemeinde ausgesprochen. In jener Schrift aber glaubte er zusammenfassend dies thun zu sollen; und mit ungemein persönlicher Milde und Ruhe, aber mit großer sachlicher Schärfe, wie sie der Ernst der Wahrheit gibt, spricht er sich, wenn wir es kurz zusammenfassen, dahin aus, daß zwar viel Einzelnes, wie die Heilands- und Sünderliebe, der Missionseifer u. dgl. lobenswerth an Zinzendorf sei, aber im ganzen sei es eine leidige Sache; Herrnhut thue nicht gut. Süßlich sentimentales Christenthum, bloses Genießenwollen des Heilands war nicht Bengel's Sache; er ist zu nüchtern, zu gesund, zu lebensfähig dazu. Außer dieser Schrift arbeitete er bis zu seinem Tode an der Uebersetzung des Neuen Testaments mit Anmerkungen, die aber erst als nachgelassenes Werk 1753 erschien. Er starb am 2. November 1752. Bekannt sind Oetinger's Worte: „er wollte nicht geistlich pompös sterben, sondern gemein, wie wenn man unter den Geschäften zur Thür hinausgeworfen wird. Seinesgleichen ist nicht in Würtemberg, aber freilich in seiner Art. Der Herr kennt alle die Seinen; seine Heiligen rangirt Er, nicht wir".

Eine Schule in dem Sinne, daß eine von ihm aufgestellte Lehrauffassung der christlichen Wahrheit in materialer Beziehung gleichsam zu der Fahne geworden wäre, zu welcher Jünger schwuren, und der sie dann wieder als Lehrer, Propaganda für ihr Bekenntniß, besonders in der Gelehrtenwelt und bei Studirenden machend, ja gar eine Partei bildend, folgten, hat Bengel nicht gestiftet. Dazu war er nicht blos zu selbstlos, zu biblisch, sondern auch nicht Systematiker genug. Aber eine Schule Bengel's in dem Sinne lebt gottlob! noch heute, als, zwar nicht ausschließlich, aber doch hauptsächlich durch seinen Einfluß viele Theologen (und Nichttheologen) christlich lebendige Wahrheitserkenntniß dadurch zu gewinnen suchten und suchen, daß sie ausgehend von wirklichem, rückhaltlosem, unverklausulirtem Glauben an die H. Schrift als Gottes Wort und als Wahrheit, speziell von der Ueberzeugung, daß diese Gotteswahrheit in der Bibel, sei es nun direkt oder indirkt, als ein wirkliches, in sich abgerundetes System vorliege, sowie von der Auffassung des Reiches Gottes als eines theils transscendenten, theils namentlich eschatologischen Organismus von göttlichen, in Christo entschlossenen Lebensgütern und Kräften diese biblische Wahrheit in wissenschaftlicher und populärer Darlegung, ebenso aber auch praktisch durch einen dem Bibelwort rückhaltlos folgenden, der Welt abgewandten, aber in der Welt seine Pflicht erfüllend, der Zukunft Christi zugewandten Wandel, sowohl als Ein-

zelne, als in Gemeinschaft, in letzterer Beziehung aber ohne Bindung an pietistische Formen, vertreten. Von Bengelianern in einem Sinne, wie etwa von Schleiermacherianern, Hegelianern, Baurianern 2c., kann man eigentlich nicht reden. Denen, die zur Bengel'schen Schule zählen können, ist Bengel theils weniger, theils viel mehr denn der Meister einer Schule; ersteres sofern von jurare in verba absolut gar keine Rede sein kann, letzteres sofern das Verhältniß ein viel innigeres, tieferes als das der Schüler zum Lehrer oder Meister ist. Bengel ist seinen Schülern sei es geradezu der geistliche Vater, sei es doch der Erschließer nicht von Wahrheiten, sondern von der Einen Lebenswahrheit, wie sie eben in der Bibel gegeben ist. In diesem Sinne aber gehören nicht blos die Württemberger, die man gewöhnlich die Bengel'sche Schule nennt, die Oetinger, der freilich dann eigene Wege ging, die Steinhofer, Rieger, besonders aber Ph. M. Hahn und in unserem Jahrhundert Beck mit seinen Anhängern hierher, sondern auch Männer wie G. Menken, Kollenbusch u. dgl. Ja, auch sonst viele, anders gerichtete Theologen sind insofern Bengels Schüler, als sie dankbar bekennen, durch ihn erst das Neue Testament in seiner Tiefe, Herrlichkeit, Lebenskraft verstehen gelernt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die erziehliche Wirksamkeit des Lehrers in Bezug auf das Wohlverhalten der Kinder außerhalb der Schule.

(Eingesandt von A. Breitenbach, Chicago.)

(Fortsetzung.)

Aber, wenn wir auch diese allgemeine Verantwortung ablehnen, so sind wir doch, einer wie der andere, bereit, in Gemeinschaft mit den übrigen Faktoren das Werk dergestalt zu fördern, daß wir die Kontrolle über die getroffenen erzieherischen Maßnahmen und die Lebensregungen der Kleinen auch auf die Zeit auszudehnen, zu welcher wir in keinem directen Verkehr mit den Kindern stehen, und wenn in dieser Weise Familie, Schule, Kirche und Obrigkeit, um mit Dörpfeld zu reden, sich zum Werk der öffentlichen Sittenzucht die Hand reichen, dann muß der bisher oft mangelhafte erzieherische Erfolg ein wesentlich höherer werden. Die Person des Lehrers hat man für diesen Theil der Zucht im alten Vaterlande von jeher in Anspruch genommen, weil man eben weiß, daß auf dem fraglichen Gebiete der Lehrer ein berufener Sachverständiger ist. Schon die alte Schulordnung der Oberlausitz in Schlesien vom Jahre 1770 besagt ausdrücklich, daß der Schulmeister, wenn er erfährt, daß die Kinder Unfug auf den Gassen verübt haben, oder wenn sonsten die Kinder unanständig sich bezeigen, „bei denen Eltern, mit welchen er einen vernünftigen Umgang pflegen soll, ernstliche Erinnerung zu thun, auch, wenn solches nicht verfangen wollte, es dem Schulinspektor anzuzeigen, und sie nach Befinden zu bestrafen.“ Die Verordnung vom 9. Juni 1835 besagte in § 79: „Auf das Verhalten der Kinder außer der Schule erstreckt sich die Wirksamkeit der Schulzucht so weit, als es von dem Lehrer beobachtet werden kann, nament-

lich auf den häuslichen Fleiß und auf die für denselben bestimmten Aufgaben, auf das Betragen der Schuljugend auf den Schulwegen, auf öffentlichen Plätzen, in der Kirche, bei Leichenbegleitungen, Hochzeiten und andern öffentlichen Festlichkeiten." Die Ausführungs-Verordnung zu dem jetzt im Königreich Sachsen geltenden Schulgesetze endlich sagt in § 47: „Die Schulzucht erstreckt sich auch auf das Betragen der Schuljugend auf dem Schulwege und auf den häuslichen Fleiß. Ebensowenig kann sich ein Lehrer der Verpflichtung entziehen, den Schüler bei gebotener Gelegenheit zu schicklichem und wohlanständigem Betragen außer der Schule überhaupt anzuhalten."

Wenn somit alle Faktoren darin einig sind, daß die Beihilfe des Lehrers nothwendig ist, wenn ein angemessenes Verhalten der Schüler auch außerhalb der Schule erzielt werden soll, und wenn schließlich auch die Lehrer selbst bereit sind, in dem gewünschten Sinne zu wirken, so muß man in erster Linie die Stellung des Lehrers derart kräftigen, daß seine Thätigkeit eine erfolgreiche werden kann. Da meine ich denn, daß man in allen Kreisen dahin wirken müsse, die Autorität des Lehrers unter allen Umständen und so weit als nur irgend möglich aufrecht zu erhalten. Wo Vater und Mutter in Gegenwart der Kinder absprechende Urtheile über den Lehrer aussprechen, wo unverständige Erwachsene auf öffentlicher Straße den Lehrer beleidigen, der rohe Knaben zur Verantwortung zieht, wo die Tagespresse, wie es leider auch hier zu Lande nur zu häufig geschieht, gern und mit Liebe alle Vergehen einzelner Lehrer breittritt, wo man ob jeglicher Kleinigkeit breitspurige Nörgeleien für nothwendig hält, da freilich wird die Autorität des Lehrers langsam, aber sicher unterbunden. Vielleicht ist es im Interesse unseres Gegenstandes auch beklagenswerth, daß Richter unseres Landes im gegebenen Fall gegen den Lehrer und nicht selten zu Gunsten der Schüler entscheiden. In dem Kulturkampfe um Sittlichkeit des heranwachsenden Geschlechtes ist der Lehrer in vielen Gemeinden der einzige zielbewußte, konsequent schaffende Faktor, in allen Orten aber ist er ein wichtiges und einflußreiches Glied in der Kette der Personen, die nach dem gemeinschaftlichen Ziele streben — darum gilt es die Autorität dieses Mannes so fest als nur eben möglich zu begründen, denn man bedarf derselben zu nothwendig!

Anderntheils aber erwächst gerade in unserer alles gleichmachenden Zeit dem Lehrer hieraus die Pflicht, durch ein immer taktvolles und allezeit männliches Verhalten sich die Achtung der Gemeinde zu erwerben und zu erhalten.

Trotz alledem aber verbleibt dem Lehrer eine sehr große Anzahl von Mitteln, um auf das Verhalten der Kinder außerhalb der Schule erziehlich einzuwirken. Am nächsten liegt ihm ja die gründliche Entwickelung des kindlichen Verstandes, die voraussetzt, daß der Lehrer im Unterrichte sich nicht früher befriedigt erklärt, als seine Kinder den behandelten Gegenstand vollständig verstanden haben, damit in den kleinen Köpfen kein Wirrwarr entsteht, sondern klare Begriffe sich allerwärts bilden. Denn nur klare Begriffe einzig und allein verbürgen die Möglichkeit zu klaren Schlüssen und Urtheilen, zu richtigem Denken.

Dieweil aber die Anregung zum Handeln beim Kinde viel weniger in den Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, als vielmehr in dem Gefühle zu suchen ist, wird es eine unserer obersten Pflichten sein, für die richtige Ausbildung des kindlichen Gefühls Sorge zu tragen. Wo die Entwickelung von Verstand und Gefühl normal ist, da wird der Grausame bald einsehen, daß die eigene Lust zu theuer erkauft ist um den Schmerz, den der andere erduldet; da wird der Neidische bald verstehen, daß der Verlust, welchen er dem Kameraden zu bereiten gedenkt, schwerer in die Wagschale fällt, als der Genuß, den er sich bereiten will, und so werden die kleinen Selbstsüchtigen ein Gefühl auch für die Zustände anderer Menschen erlangen, das in ihnen verhindert wurde durch die große Stärke, mit welcher die eigenen Interessen in ihnen angelegt sind.

Das schluß- und folgerichtige Denken und das bestentwickelte Gefühl reichen aber immer noch nicht aus, das Kind zu einem tadellosen Verhalten zu bringen. Jeder von uns wird eine Anzahl von Kindern haben oder doch kennen, welche ganz richtige Urtheile über das Falsche ihrer eigenen Handlungsweise abgeben, die auch das richtige Gefühl für das Unrecht besitzen, die sogar wünschen, das Richtige zu thun, die es aber trotzdem zu keinem kräftigen Streben bringen und denen dann, wenn die Stunde der Versuchung schlägt, immer und immer wieder der Muth für die Ausführung des sittlich Guten fehlt. Da gilt es, den Willen des kleinen Menschenkindes zu kräftigen, indem man ihm dort, wo nichts Unrechtes beigemischt ist, freien Spielraum zu eigenem Thun läßt, damit es die eigene Kraft kennen lernt. Man flößt ihm durch die Zuversicht, daß man Gutes von ihm erwartet, Muth ein zu einer erneuten Uebung seiner Kräfte, steigert allmählich die Anforderungen an sein Vermögen, damit schließlich das Bewußtsein von der eigenen Sittlichkeit ihm soviel Festigkeit und Sicherheit gewährt, daß er aus sich selber heraus und ganz freiwillig die unsittliche That meidet. Dabei wollen wir Erzieher uns aber hüten vor jenen Kuren des bekannten Dr. Eisenbart, bei denen man darnach trachtet, den Willen des Buben zu brechen und den trotzigen Gesellen zu einem windelweichen, handlichen Material zu gestalten. Ein Brechen der Kraft erzeugt stets Schwäche, entweder in der Form eines Feiglings oder eines Heuchlers, und in keiner dieser Gestalten erblicken wir das eigentliche Ziel unserer Thätigkeit, wohl aber darin, daß wir die von falschen Begehrungen geleitete Kraft nach und nach mit der Norm der Sittlichkeit in Uebereinstimmung bringen und in richtige Bahnen lenken. Geduld, großer, unendlicher Geduld bedarf ein solcher Schüler. Es sind uns aber auch gerade in solchen Elementen die lohnendsten Aufgaben gestellt; handelt es sich dabei doch gewöhnlich um Kinder, die später im Stande sind, etwas Tüchtiges zu leisten, und solche Kinder für das Gute zu gewinnen ist sicher eine ansehnliche Vermehrung des Vermögens der Menschheit.

Unter der Voraussetzung einer beständigen Aufmerksamkeit auf die Verstandes-, Gefühls- und Willensbildung des Kindes wird es von nicht zu unterschätzendem Werthe sein, wenn in gewissen Zwischenräumen die Aufmerksamkeit der Kinder auf die Vergehen gelenkt wird, welche sich öfter wieder-

holen und auf die Unterlassungssünden, deren sich die Schüler vielfach schuldig machen. Wenn außerdem auf die einzelnen Punkte dieser Zusammenstellung im Unterrichte bei jeder nur möglichen Gelegenheit hingewiesen wird, sei es in der Religion in Bezug auf das Quälen der Thiere, das Verspotten Erwachsener, sei es in der Heimathskunde in Bezug auf das Verhalten in Straßen, in Parks und freien Plätzen, sei es in der Schreibstunde, in der man einzelne Sätze schreiben läßt, oder in der Aufsatzstunde, die Gelegenheit zu einer schriftlichen Arbeit über diesen oder jenen Punkt giebt, so ist zu hoffen, daß diese Unterweisung nicht bloß werthloser Worterwerb bleibt, sondern nach und nach zur lebendigen That umgesetzt werden wird. Das Lehrer-Kollegium in Cöln a. Rhein hat für seine örtlichen Verhältnisse folgende Zusammenstellung *) entworfen und benutzt dieselbe in der Weise, daß die einfachen, bestimmten, inhaltlich leicht verständlichen Sätze jeden Sonnabend vorgelesen und zur passenden Zeit in der vorerwähnten Weise erläutert werden.

Wenn ich nun meine, daß der Lehrer außer dieser verhütenden, vorbeugenden und positiv schaffenden Thätigkeit sich auch der Korrektur der thatsächlich außerhalb der Schulzeit vorkommenden Streiche unterziehen soll, so leitet mich zu dieser Ansicht ein doppelter Grund. Wie schon vorher gesagt, ist wohl in allen Erziehungsfragen wenigstens der ältere, erfahrene Lehrer eine kompetente Persönlichkeit. Er hat zunächst die psychologische und pädagogische Vorbildung, welche ihn befähigt, neben der straffälligen Aeußerung des Willens auch die tiefer liegenden Ursachen der sittlich falschen That zu erkennen, so daß er von einem höheren, objektiveren Standpunkte aus an die Beurtheilung der That und an die Behandlung des Schülers herantritt. Der Schüler ist ihm anvertraut, so daß er auch tagtäglich, wo es immer nothwendig sein sollte, in besserer Weise auf das Kind einzuwirken vermag. Außerdem kennt er genau die Eigenschaften seiner Schüler, so daß die Wahrscheinlichkeit eines falschen Urtheils über das fragliche Vergehen und eines Irrthums in der

*) Anmerkung. Diese Zusammenstellung lautet: Schule zu Cöln a. Rhein; der nachstehende Text dieses Blattes ist den Kindern aller Klassen der Frei- und Stadtschulen jeden Sonnabend vorzulesen. Die einzelnen Punkte sind gelegentlich im Unterrichte zu besprechen. 1. Du sollst Erwachsene niemals necken oder verspotten. 2. Du sollst Häuser, Wände 2c. nicht bemalen, beschmutzen oder sonstwie beschädigen. 3. Du sollst auf den Straßen des Ortes keinen Drachen steigen lassen. 4. Du sollst nicht mit Steinen werfen. 5. Du sollst nicht vor dem fahrenden Eisenbahnwagen oder dem Eisenbahnzuge über die Schienen laufen. 6. Du sollst nicht Steine in die Pferdebahngeleise legen. 7. Du sollst dich nicht an im Fahren begriffene Wagen hängen. 8. Du sollst weder Obst, noch Gras, noch Blumen, noch Feldfrüchte stehlen. 9. Du sollst dich in später Abendstunde nicht auf der Straße umhertreiben. 10. Du sollst nicht an Orten baden, an denen dies verboten ist. 11. Du sollst nicht spielen, wo du den öffentlichen Verkehr stören kannst, wie auf Straßen, Fuhrwegen u. s. w. 12. Du sollst nicht Vogelnester ausnehmen oder sonst Thiere quälen. 13. Du sollst Straßen und Plätze nicht verunreinigen. 14. Auf Straßen und öffentlichen Plätzen sollst du dich ruhig verhalten. 15. Du sollst alles Papier, was im Schulhause, Schulhofe, auf Straßen und Plätzen liegt, aufheben. 16. Du sollst die Herren Lehrer und die dir bekannten erwachsenen Personen allezeit mit Anstand grüßen. 17. Du sollst deine Kleidung und deine Bücher immer sauber und in guter Ordnung halten. Das Lehrer-Kollegium.

Bemessung der Strafe eine geringere ist, als wenn den Kleinen ferner stehende Personen mit der Untersuchung kindlicher Streiche betraut werden. Alsdann bewegt mich aber auch ein von der Humanität diktirter Beweggrund zu meiner Forderung.

Viele Vergehen unserer Kinder sind von einer Tragweite, daß sie in Folge der Bestimmung der polizeilichen Verfügungen oder des Strafgesetzes geahndet werden müssen. Ist ein Kind auch nur einmal in die strafenden Hände der Polizei oder gar des Richters gefallen, so liegt in den obrigkeitlichen Archiven ein Aktenstück für dasselbe und es ruht auf dem Namen des bestraften Knaben ein Schatten, den er Zeit seines Lebens niemals los zu werden vermag, an den er in späteren Jahren immer und immer wieder erinnert werden kann. Was dagegen in den Räumen des Schulhauses sich ereignet, das tritt niemals so schroff über die Schwelle desselben und ist mit der Besserung des Kindes, die ja unser einziger Zweck ist, nicht nur vergeben, sondern auch vergessen.

(Schluß folgt.)

Die Frucht des anhaltenden Studiums.

(Eingesandt von H. Scherer.)

Die Vergangenheit sowohl wie die Gegenwart geben uns genügend Beispiele, welche beweisen, daß irgend eine ehrliche Beschäftigung des Menschen Bemühungen reichlich belohnt, wenn er sich alle dazu erforderlichen Kenntnisse völlig aneignet. Energie (Thatkraft, Wirksamkeit) — konzentrirte Energie — ist hier der Hauptfaktor. Nur durch anhaltendes Studiren, durch unermüdete Energie und Anstrengung ist der Fortschritt so weit gelungen, und zwar durch solche, die ihre volle Kraft, ja ihr ganzes Leben dazu widmeten. Das Genie oder die Fähigkeit allein hat noch nie etwas Großes hervorgebracht; sondern alle großen Entdeckungen und Enthüllungen sind durch anhaltendes Studium hervorgebracht worden. Um in dem Amt oder Beruf, den wir uns auserwählt haben, erfolgreich zu sein, müssen wir allen Fleiß, alle Aufmerksamkeit und alle Geistesgaben nur diesem Berufe widmen. Wollen wir Männer sehen, die uns als Beispiel dienen, — wir haben mehrere —. Da ist ein Kepler, ein Copernicus, ein Newton, die uns durch ihr unermüdetes Denken die Astronomie verständlich machten. Von dem Botaniker Linnäus wird erzählt, daß als bemerkt wurde, daß das Bauholz an den Schiffswerften in Schweden verfaule, er gerufen wurde, um ein Gegenmittel ausfindig zu machen. Und richtig, er fand, daß sich Insekten in dem Bauholz vorfanden, welche dasselbe verheerten. Er ließ das sämmtliche Bauholz in's Wasser legen, und der Schaden war geheilt. In der Naturwissenschaft haben wir einen Humboldt und einen Agassiz. In der Musik jene berühmten Künstler Mendelssohn, Beethoven, Mozart, Bach &c., deren Compositionen sehr viel zur Civilisation der Menschheit beitrugen. In der Staatswissenschaft zeichnen sich aus: Bismark in Deutschland, Richelieu in Frankreich und Pitt in England. In der Erfindung: Fulton, dessen scharfer Verstand der Welt das erste Dampfschiff gab.

Was kurz vorher „Fultons Thorheit" genannt wurde, durchfurcht jetzt die Gewässer des Weltmeeres als allgemeiner Träger der Geschäftswelt. Columbus, durch seine unerhörte Ausdauer, fand eine „neue Welt." Sein Beispiel, ein vorgenommenes Ziel zu erreichen, hat seitdem Manchem eine gute Lehre gegeben. Newton, als er gefragt wurde, durch welche Mittel er die großen Entdeckungen zu Stande gebracht habe, antwortete: „Wenn ich der Menschheit einen Dienst geleistet habe, so habe ich's nichts Anderem zu verdanken, als dem Fleiß und dem beharrlichen Nachdenken." Jener Knabe, welcher — neun Jahre alt — den Römern ewigen Haß schwur, zeigte nachher der Welt, — indem er seinen Lebenszweck ausführte — wie die schneebedeckten Alpen zu passiren seien. Genug der Beispiele. Es ist ja allerdings nicht des Lehrers Sache, die Geheimnisse des Weltalls zu enthüllen, oder eine Welt zu erobern; doch dessenungeachtet, ist des Lehrers Beruf eben so nobel, und eben deshalb sollten wir Lehrer alle unsere Kräfte nur für diesen Beruf verwenden. Wer den Lehrerberuf nur aus lohnsüchtigen Beweggründen betreibt, begeht ein großes Unrecht. Der Lehrer sollte nicht zu jener Klasse gehören, die nur ihr Eigenes sucht, sondern zu jener edlern Klasse, welche andere Menschen zu bessern und zu veredeln sucht. Um den Unterricht in der Schule anziehend und lehrreich zu machen, ist sorgfältiges Nachdenken und weises Planiren vonnöthen.

Einige Aphorismen,

welche zur Charakteristik Friedrichs des Großen (Friedrich II.) nach pädagogischer Seite hauptsächlich von Wichtigkeit sind.

Aus einem Referate: „Friedrich II. nach pädagogischer Seite."

Von Dr. Horst Keferstein (Hamburg).

(Rheinische Blätter.)

1. Die Erziehung der Jugend ist eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staates, da an ihr das Gedeihen, die moralische wie die intellektuelle Kultur der Völker hängt.

2. Die Erziehung macht erst den Menschen zum wahren Menschen; die in ihn gelegten Bildungskeime müssen durch sie zur Entwickelung gebracht werden.

3. Die Erziehung vermag zwar viel, aber es sind ihrer Wirksamkeit doch auch Schranken gezogen. Das innerste eigenthümliche Wesen eines Jeden wird durch keine Erziehung völlig umgestaltet werden können.

4. Die Erziehung ist, vermöge ihrer Wichtigkeit, die Angelegenheit aller sittlichen Gemeinschaften: also des Staates, der Kirche, der Ortsgemeinde und der Familie.

5. Unterricht und Erziehung müssen Hand in Hand mit einander gehen.

6. Die Hauptaufgaben des Unterrichts sind a. Klarheit und Selbständigkeit des Denkens und Urtheilens, also logische Schärfe des Geistes; b. werthvolle, in's Leben eingreifende, dasselbe fördernde Kenntnisse; c. geschmackvoller sprachlicher Ausdruck; d. Freude an geistiger Fortbildung; e. richtige

moralische Werthurtheile; f. folgerichtiges, bewußtes, sittliches Handeln; g. Erweckung eines frommen Sinnes.

7. Die höchste Aufgabe der Bildung ist die Hervorbringung des sittlichen Handelns. Handeln steht höher als Wissen, und das Wissen soll nur zum Rechthandeln führen, als der Hauptbedingung des menschlichen Glücks.

8. Zur Erzeugung der wahren Intelligenz dient im allgemeinen die rechte Methode des Unterrichts. Dieselbe offenbart sich u. a. in der richtigen Auswahl des Lesestoffes, also z. B. in Ausscheidung alles Unwesentlichen, zu fern Liegenden, in der das Interesse der Schüler befriedigenden und belebenden, zur Selbstthätigkeit herausfordernden, den Thätigkeitstrieb reichlich berücksichtigenden Lehrweise.

9. Die praktische Nützlichkeit des Lernens ist an dem mannigfachen Werth der Wissenschaft — und Kunst — für das Gedeihen der Gesellschaft von Staaten und Völkern zu erkennen. Dies Gedeihen liegt theils im materiellen, theils im geistigsittlichen Gebiete.

10. Die zum Lehramt Berufenen bedürfen einer entsprechenden Fachbildung. Dieselbe erstreckt sich theils auf das rein Wissenschaftliche, also z. B. auf die zu lehrenden Sprachen, theils auf die Technik des Unterrichts. Nach beiden Seiten haben sich Kandidaten des Lehramts einer Prüfung zu unterwerfen.

11. Außerdem ist vom Lehrer eine tadellose sittliche Haltung zu fordern, da er ja durch sein persönliches Beispiel erziehen soll.

12. Jedes Kind aus dem Volke soll Schulbildung erhalten. Der Staat beansprucht die allgemeine Schulpflichtigkeit auch der Kinder der Aermsten.

13. Dem Schulzwang entspricht eine auf's genaueste organisirte Schulverwaltung, die sich auf alle denkbaren Bedürfnisse des Schullebens und die Bedingungen für dessen Gedeihen einläßt.

14. Die Lehrgegenstände der Landschule sind in der Hauptsache Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion, Muttersprache (stilistische Uebungen), Gesang, gemeinnützige Kenntnisse (wofür ein Realienbuch zu gebrauchen). Dem Religionsunterricht wird ein besonders weiter Raum überwiesen. Zu ihm gesellen sich die Führung der Kinder zum Gottesdienste durch den Lehrer, die kirchlichen Katechisationen mit Kindern und Erwachsenen u. s. w.

15. Die Disciplin sei in der Schule zwar strenge, aber nicht pedantisch. Der jugendliche Sinn soll geschont und nur dem unbedingt Gemeinen, Schlechten mit aller Strenge entgegen getreten werden.

Schlußbemerkung des Referenten.

Die persönlichen philosophischen Ansichten Friedrichs über die menschliche Seele, die Unsterblichkeit, die Beziehungen zwischen Religion und Moral, die Motive der Sittlichkeit und besonders über die Dogmen der christlichen wie anderer Religionen sind nicht unmittelbar und unbedingt maßgebend gewesen für seine Schulpolitik, da sich der König vollkommen dessen bewußt war, daß man wohl zu unterscheiden habe zwischen den Fähigkeiten und geistigen Bedürfnissen der großen Menge und der zu freiem Gebrauche ihrer

Vernunft Fortgeschrittenen. Und gerade darin haben wir Friedrichs scharfen philosophischen Blick zu erkennen, daß er mit Besonnenheit seine Reformgedanken auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts zur Geltung zu bringen suchte.*) Worin trotz alledem der große König mit den Hauptforderungen auch der neueren Pädagogik in völligem Einklange stand, das fassen wir in folgenden Sätzen zusammen:

a. Die Schule ist nicht nur Unterrichts-, sondern zugleich Erziehungsanstalt. b. Der Unterricht bezwecke vornehmlich die geistig erhellende und sittlich veredelnde formale Bildung des Geistes. c. Der Unterricht führe zur Bildung eines sittlichen Charakters. d. Der Unterricht trete in möglichst nahe Beziehung zu den Bedürfnissen des Lebens. e. Der Unterricht führe zu geistiger Selbstthätigkeit. f. Der Unterricht sei frei von allem Mechanismus und todtem Gedächtnißkram. g. Den Menschen adelt weder Geburt noch Besitz, sondern das persönliche Verdienst. h. Alle ohne Unterschied haben Anspruch auf ein gewisses Maß geistiger Bildung. i. Die allgemeine Schulpflicht ist vom Staate, als dem Oberhaupt des Unterrichts- und Erziehungswesens, zu fordern. k. Das Recht auf den Lehr- und Erziehungsberuf ist unter staatliche Aufsicht zu stellen, denn der Staat ist auch Friedrich dem Großen wesentlich Kulturstaat.

Kirchliche Rundschau.

Die diesjährige Versammlung des Generalkonzils hat in Greenville, Pa., stattgefunden. Die meiste Zeit wurde von der Besprechung und Formulirung der schon seit einigen Jahren als Berathungsgegenstand vorliegenden Agende verwendet. (Vgl. Th. Ztschr. 1884, S. 300; 1885, S. 383; 1886, S. 379). Dieselbe soll nun soweit gelangt sein, daß sie bald herausgegeben werden kann. Die stärksten Differenzen zeigten sich in der Sache der innern Mission und des Kropper Seminars. Es wollen nämlich eine Anzahl von Synoden sich den Bestimmungen der allgemeinen Missionscomite nicht unterwerfen, sondern ihre Missionsgelder nach ihrem eigenen Ermessen für sich selbst verwenden. Das deutsche Missionscomite vermochte trotz aller Anstrengung nicht, die Anerkennung des Kropper Seminars als einer Anstalt des Generalkonzils durchzusetzen. Da auch die Pensylvania-Synode eine Unterstützung dieses Seminars abgelehnt hat, so wird dasselbe wohl keine große Zukunft vor sich haben und es sind damit auch die deutschen Pastoren innerhalb des Generalkonzils auf den Aussterbeetat gesetzt. Das ist die praktische Kehrseite der theoretischen Gleichberechtigung der Sprachen im Generalkonzil. P. Paulsen, der mit viel Arbeit und Opfern das Seminar in Kropp gegründet hatte, beklagt sich bitter über diese Handlungsweise des Generalkonzils. Es sei die Handlungsweise von Leuten, die wohl essen, aber nicht bezahlen mögen und von welchen ein Wirth gesagt habe, „solche Gäste kann ich viel haben.“ Er wisse deutsche Gemeinden genug, die seine Kandidaten begehrten, wenn aber das Generalkonzil nichts für seine Anstalten thun wolle, dann könne er auch keine Kandidaten für dasselbe ausbilden.

*) Anmerkung der Redaktion. Wenngleich, wie aus dem Gesagten zu schließen ist, Friedrich II. für sich und andere mit ihm auf gleichem Standpunkte der Philosophie Stehenden das positive Christenthum, den Glauben an das seligmachende Evangelium irrthümlicher Weise nicht zu bedürfen wähnt, so erachtet er es doch für nothwendig, daß der großen Menge im Volke solches nicht vorenthalten, und darum auch die Jugend darin unterrichtet und erzogen werde. Indeß bleibt es ewig wahr: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.

Die in der norwegisch-lutherischen Synode in Folge des Gnadenwahlstreites unvermeidlich gewordene Trennung der Missourier und Antimissourier innerhalb dieser Synode wird sich nun verwirklichen, da von einer Versammlung der Antimissourier beschlossen worden ist, aus der Synode auszutreten. Den Hauptanstoß zur endlichen Ausführung dieses Schrittes hat nach einer dem Beschlusse beigefügten Motivirung, die Erklärung der missourischen Majorität gegeben, daß sie die Fortführung des Seminars in Northfield nicht dulden wolle.

Der Beschluß auszutreten war von den bei der Synode in Stoughton, Wisc., anwesenden Antimissouriern gefaßt worden. Am 27. und 28. Juni haben dieselben eine Versammlung in Northfield gehalten, auf welcher 30 Pastoren und etwa 70 Laien zugegen waren. Die Fakultät des Seminars berichtete über den derzeitigen Stand der Anstalt, daß letztes Jahr 33 Studenten die Anstalt besuchten, von denen 21 in das eigentliche Seminar aufgenommen waren. In die Kassen für Lehrergehalt u. s. w. waren etwa $7000 eingegangen, während die Ausgaben nur $4600 betrugen. Es wurde beschlossen, das Seminar wie bisher fortzuführen, ohne daß man sich als besondere Synode organisire. Wahrscheinlich gedenken die Antimissourier sich mit einer andern luth. Kirchengemeinschaft zu vereinigen. In dem Seminar soll eine neue Kollege-Klasse eingerichtet werden, der zu berufende Lehrer soll $1200 Gehalt bekommen, während der Gehalt der beiden bisherigen Professoren Dr. Schmidt und Böckmann auf $1500 festgesetzt wurde. Ferner sollte ein dritter theologischer Lehrer angestellt werden.

Das bisher von Dr. Schmidt herausgegebene Blatt „Lutherske Vidnesbyrd" wurde von der Versammlung übernommen. Außerdem wurde das Direktorium des Seminars beauftragt, zu einer passenden Zeit eine Versammlung der bereits aus der Norwegischen Synode Ausgetretenen und solcher, die noch austreten wollten, zu berufen.

Die deutschen Karmelitermönche wollen in Louisiana eine Kolonie gründen, wozu sie bereits 2000 Acker Land angekauft haben. Eine Anzahl der jüngern Ordensbrüder sollen zunächst die Vorarbeit für die Kolonie besorgen, indem sie einen Ziegelofen bauen und Ziegel zum Bau des Klosters und der Schule brennen. Sobald die nöthigen Vorarbeiten vollendet sind, soll die ganze Kolonie nachrücken.

Nach Rom citirt wurde der Bischof Laughlin von Brooklyn, der älteste Bischof der katholischen Kirche in den Ver. Staaten, um, wie es heißt, sich auf die Beschuldigung der Insubordination zu verantworten. Der Bischof hatte sich mit einem Geistlichen seiner Diöcese, dem Vater J. J. Crimmins, verfeindet, weil derselbe sich geweigert, eine Pfarrwohnung für die Kirche „St. Mary of the Immaculate Conception" im Ost-Distrikte bauen zu lassen, als die Gemeinde tief verschuldet war. Vater Crimmins war suspendirt worden, appellirte an die verschiedenen geistlichen Gerichte und bekam schließlich in Rom Recht. Als der Bischof die Ordre von Rom erhielt, den Geistlichen wieder in sein Amt einzusetzen, soll er die Dokumente zerrissen und die Papierstücke ins Feuer geworfen haben. Aus diesem Grunde soll der Bischof nach Rom citirt worden sein; doch glaubt man in Anbetracht seines Alters und seiner langjährigen Dienste nicht, daß ihm eine besondere Strafe bevorsteht. Möglicherweise wird ein Coadjutor für seine Diöcese mit dem Nachfolgerechte ernannt werden. Die Anhänger des Bischofs behaupten zwar, daß letzterer nur deßhalb nach Rom reise, um über die Angelegenheiten seiner Diöcese persönlich zu berichten, was jeder Bischof alle zehn Jahre thun müsse. Da aber die Zeit seines Besuches nach Rom, um dort Bericht zu erstatten, erst in einigen Jahren um ist, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der Bischof im nächsten Herbst durchaus nicht freiwillig die Reise nach der „Ewigen Stadt" unternehmen wird. (N. Ztg.)

Der Besuch des Präsidenten der Vereinigten Staaten bei dem Kardinal Gibbons sowie die Einladung zur Theilnahme an der Konstitutionsfeier in Philadelphia, die an den Kardinal ergangen ist, sind der Gegenstand verschiedener Betrachtungen und Befürchtungen protestantischerseits geworden. Es wird darauf hingewiesen, daß der Präsident seine Visite bei Kardinal Gibbons in Begleitung mehrerer Kabinetsglieder abgestattet habe; ferner daß weder Kardinal noch Präsident als Privatpersonen an der Feier

theilgenommen hätten, sondern der Kardinal eben die römische Kirche und Kurie repräsentire, deren Bestreben gegenwärtig immer mehr darauf gerichtet ist, in die innere Politik der Nationen einzugreifen, um sich wiederum eine politische Weltstellung und eine weltliche Herrschaft zu sichern. Ebenso wird bemerkt, daß der Kardinal jedenfalls nicht aus reinem Interesse an der Verfassung der Ver. Staaten an dem betr. Feste sich betheiligt haben könne, indem eben Leo XIII. in seiner Encyclica Grundsätze proklamire, die der Verfassung der Ver. Staaten geradezu widersprechen.

Nun mag allerdings die Sache nicht so gefährlich sein, wie sie von Manchen angesehen wird, aber so viel ist jedenfalls sicher, daß wenn Kardinal Gibeons auch noch nicht wegen Errichtung einer Nuntiatur in Washington unterhandelt hat, so hat er doch wenigstens einmal den politischen Boden sondirt, um zu sehen, wie weit man im Purpur der römischen Kirche gehen kann, ohne daß die nichtrömische Bevölkerung der Ver. Staaten in allzugroße Aufregung geräth.

Der Evangelische Bund hat seine constituirende Versammlung am 16. u. 17. August in Frankfurt am Main gehalten. Der Zweck des Bundes ist zunächst der Widerstand gegen die immer mehr um sich greifende Macht Roms. Das mußte ja jedem auch nur halbwegs Einsichtigen klar sein, daß der Kulturfriede für Rom nichts anderes zu bedeuten habe, als eine weitere Bekämpfung des evangelischen Glaubens, zwar von einer andern Seite und mit anderen Mitteln als vorher, aber mit um so größerer Energie, als man nun dem Staate gegenüber freie Hand hat.

Da aber ein erfolgreicher Widerstand gegen Rom nicht denkbar ist ohne ein Zusammenhalten der verschiedenen Theile und Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands, so will der Bund auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wecken und stärken. Obwohl der evangelische Bund bei seinem Entstehen — der Aufruf des provisorischen Vorstandes ist vom 15. Januar 1887 datirt — sowohl von Seiten der confessionellen wie der positiv unirten Partei heftig angegriffen und als ein in seiner Grundlage verfehltes Unternehmen hingestellt wurde, so hat doch die Mitgliederzahl bis Mitte August 10,000 erreicht. Namentlich ist der Süden und Südwesten Deutschlands stark vertreten. Während Mecklenburg-Schwerin nur 2 Mitglieder zählt, Bayern 17, Hessen 79, Oldenburg 161, Königreich Sachsen 214, so kommen auf Württemberg 1064, auf Elsaß-Lothringen 335, auf Preußen 5475, davon stellt wiederum die Rheinprovinz 2107, die Stadt Berlin 203, die Provinz Schlesien 201, Pommern 101 u. s. w. Unter den 10,000 Mitgliedern sind etwa 2000 Geistliche, 8000 Laien, 127 Professoren, 577 Schullehrer, 98 Aerzte u. s. w.

Was man hauptsächlich gegen den evangelischen Bund vorbrachte, war einerseits, daß man — wie das von den Angreifern selbst gesagt wurde — „die Vorstände der beiden" (nämlich der confessionellen und positiv-unirten Partei) „offenbar geflissentlich übergangen hat," andererseits, daß das Bekenntniß des evangelischen Bundes „zu Jesu Christo als dem eingeborenen Sohn Gottes, als dem alleinigen Mittler unseres Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation" doch zu unbestimmt und allgemein gehalten sei, indem die Bekenntnißschriften nicht mitgenannt seien. Nun ist es freilich ganz richtig, daß ein derartiges Bekenntniß als theologische Grundlage einer evangelischen Kirchenbildung in keiner Weise ausreichend wäre, aber darum handel es sich auch nicht, die evang. Kirche besteht ja schon längst. Wollte man aber erst dann gegen die römische Kirche Front machen, wenn man sich über die Bekenntnißschriften endgültig verständigt hat und nur in Gemeinschaft mit solchen gegen Rom kämpfen, die alle genau die gleiche Stellung zu den Bekenntnißschriften einnehmen, dann könnte man es gleich von vornherein aufgeben. Was seiner Zeit Luther in Schmalkalden geäußert hatte: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst", das hat recht verstanden heute noch seinen guten Sinn. Wenn nämlich die verschiedenen evang. Confessionen sich, bis jetzt wenigstens, noch nicht auf positiver evangelischer Grundlage einigen können, so könnten und sollten sie wenigstens in der Abweisung alles römischen Wesens und aller Herrschaftsansprüche der Kurie einig sein.

Daß der evangelische Bund seine Stellung so aufgefaßt hat, geht aus der Erklärung hervor, daß der Bund durchaus nicht beabsichtige, an dem Bekenntnißstand der einzelnen deutschen evangelischen Landeskirchen auch nur das Geringste zu ändern.

Was aber das Bekenntniß zu Christo dem eingeborenen Sohn Gottes betrifft, so ist nach dem, was die Deutsche evangelische Kirchenzeitung, die sonst dem Bunde nicht sympatisch gegenüber steht, berichtet, „auch aus hervorragender Laien Mund deutlich in den Frankfurter Tagen bezeugt worden, wenn irgendwie von einer Seite an Jesum Christum den wahrhaftigen Gottes und Menschensohn, den Eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit getastet und ihm seine Göttlichkeit zu beeinträchtigen gewagt würde, dann wäre ein Zusammengehen und Ineinswirken auf keinen Fall möglich und erreichbar."

So lange die Sache so steht, scheint keine Gefahr vorhanden zu sein, daß der evang. Bund sich von theologischen Falschmünzern ins Schlepptau nehmen, und anstatt zu Bekämpfung römischer Uebergriffe und zur Pflege evangelischer Gemeinschaft zu dienen, sich zur Untergrabung der christlicher Wahrheit mißbrauchen lasse.

Freilich, der theologische Parteihader hat sehr tief gefressen und wie nicht blos von Katholiken, sondern auch von Lutheranern der evang.Gustav-Adolf-Verein bekämpft wird, weil er eben evangelisch ist, so wird es dem evangelischen Bund selbst dann, wenn er sich voll und ganz ohne alle Vorbehalte und Hintergedanken auf den Boden des Evangeliums stellt, nicht an Angreifern fehlen, denen das „lieber papistisch als calvinistisch" zwar nicht mehr über die Lippen kommt, aber in einer andern Form immer noch im Blute steckt.

Das 50jährige Jubiläum des evang. hessischen Predigerseminars in Friedberg wurde am 26. u. 27. Juli unter zahlreicher Betheiligung aus Nah und Fern gefeiert. Die größte Zahl der Festtheilnehmer waren ehemalige Schüler des Seminars, deren es bis jetzt etwa 700 gehabt hat, da der Kursus nur einjährig ist und das Universitätsstudium nicht ersetzt, sondern voraussetzt. Außer dem Festgottesdienst in der Stadtkirche und der eigentlichen Festfeier in der Burgkirche fand noch eine besondere Feier statt, bei der Uebergabe einer von früheren Schülern gestifteten Orgel im Seminarsaale.

Ebenfalls das 50jährige Jubiläum wurde gefeiert von dem Pfarrwaisenhaus in Windsbach in Bayern, einer Anstalt, die in mancher Hinsicht unserm Proseminar verwandt ist. Es war nämlich im Jahre 1836, daß Dekan Brandt in Windsbach einen „Aufruf an die Geistlichkeit Bayerns und an alle christlichen Menschenfreunde" ergehen ließ, es möge ein Pfarrwaisenhaus, also eine Heimstätte für Pfarrwaisen, sowie auch Pfarrerssöhne gegründet werden. Am 20. Sept. 1837 wurde bereits das neugebaute Haus, zu dem die Stadt Windsbach den Bauplatz geschenkt hatte, und zu dessen Bau die Gaben von allen Seiten zusammengekommen waren, eingeweiht. Mit drei Pfarrwaisen und vier Pfarrerssöhnen wurde die Anstalt eröffnet. Ein Kandidat Insp. Ulmer war der Hausvater, die Schwester des Stifters der Anstalt, Frl. Sophie Brandt, die Hausmutter. Die Zahl der Zöglinge stieg indeß sehr bald, indem sowohl Pfarrwaisen wie unverwaiste Pfarrsöhne eintraten; soweit der Raum reichte, wurden auch Söhne von Nichtgeistlichen aufgenommen. In den verflossenen 50 Jahren haben etwa 200 Pfarrwaisen, 720 sonstige Zöglinge und etwa 200 Stadtschüler der Anstalt angehört, die sich nach und nach zu einer fünfklassigen Lateinschule mit Vorbereitungsklasse erweitert hat, und ihre Zöglinge an die Gymnasien abgibt. Die Pfarrwaisen werden ganz unentgeltlich aufgenommen, die Pfarrerssöhne zahlen einen ermäßigten Preis, während die Söhne von Nichtgeistlichen zwar den vollen aber sehr mäßigen Preis zu bezahlen haben.

Die Jubelfeier fand am 2. August statt. Von überall her hatten sich frühere Zöglinge der Anstalt eingefunden, einer sogar aus Puebla in Mexico. Die früheren Zöglinge hatten 5000 Mark zu einem Jubiläumsfond gesammelt, aus dessen Zinsen bedürftige Angehörige der Anstalt unterstützt werden sollen. Die früheren Stadtschüler haben als Jubiläumsgabe eine Büste des Stifters der Anstalt aufstellen lassen, die nach dem Festgottesdienst enthüllt wurde. Die Festpredigt hatte Consistorialrath Stählin unter Zugrundlegung von Joh. 14, 18: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch," gehalten.

Daß die gegenwärtigen Bestrebungen und Ziele der Kurie rein politischer Art sind, zeigt sich deutlich an der Unermüdlichkeit, mit der man die Frage nach der weltlichen Herrschaft des Papstes immer wieder vor Fürsten und Völker bringt. So hat der Kardinal-Staatssekretär ein Rundschreiben — das direkt von Leo XIII. stammen soll — an die Nuntien gerichtet, in welchem die von Leo XIII. an Italien gerichtete Aufforderung „aus eigenem Antriebe die beleidigte Gerechtigkeit und die gegen die Unabhängigkeit des hl. Stuhles gerichteten Schläge wieder gut zu machen," eine unzweifelhafte Auslegung erhält. Es wird als eine von den „Feinden des Friedens und den im Hasse gegen die Kirche Erzogenen" ausgehende Verdrehung bezeichnet, wenn die päpstliche Allocution vom 23. Mai d. J., die von Versöhnung mit dem Königreich Italien redet, so aufgefaßt wird, als sei der Papst bereit auf den Kirchenstaat zu verzichten. Durch kein Wort und keinen Akt habe er Anlaß zu der Meinung gegeben, als wolle er „auf jene höchsten Güter" (So wird die weltliche Herrschaft genannt. D. R.) „verzichten, welche zurückzufordern er und seine Nachfolger nie und nimmer aufhören können."

Während dieses Rundschreiben nur für die Fürsten bestimmt war und eigentlich gar nicht veröffentlicht werden sollte, so wird auf der andern Seite durch Verbreitung einer Petition das italienische Volk in Bewegung zu erhalten gesucht. Die an das italienische Parlament gerichtete Petition wünscht, daß „man das erhabene Haupt von 300 Millionen Geistern und Herzen und den ersten und ehrwürdigsten Bürger Italiens wieder in die Lage versetzt, in der er der Macht niemandes unterworfen ist und volle und wahre Freiheit genießt, wie es die Gerechtigkeit in jeder Beziehung verlangt und wie es den wahren staatlichen und gesellschaftlichen Interessen des italienischen Volkes durchaus entspricht." Damit aber dieses phrasenhafte Schriftstück wenigstens den Komiteen, welche Unterschriften sammeln, nicht unverständlich bleibe, hat man in einem an dieselben gerichteten vertraulichen Circular erklärt, daß der Zweck der Petition die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes sei. Das Ganze wird nur den Erfolg haben, daß es von der römischen Agitationspresse als ein recht bequemer Beweis für die Rücksichtslosigkeit der italienischen Regierung benützt werden wird, die natürlich auf derartige künstlich fabricirte Volkswünsche keine Rücksicht nehmen wird.

Im Nordosten Deutschlands geht die römisch-katholische Kirche natürlich mit andern Mitteln vor, als in Rom, derselbe Geist ist es aber doch. In Oliva bei Danzig wird mit absichtlicher Beleidigung der Evangelischen das Glockengeläute bei den katholischen Beerdigungen so lange unterbrochen, als der Leichenzug an der evangelischen Kirche vorbeizieht. Zu Donausberg, gleich Oliva in der „Kassubei" gelegen, durchbohrte beim Brande des evangelischen Schulhauses ein katholischer Feuerwehrmann in dem eben geretteten zum Lutherfeste vom Kaiser in alle evangelischen Schulen geschenkten Lutherbilde die Lutherfigur. Noch schlimmeres geschah im Kreise Flatow: der am Weihnachtsheiligenabend 1885 von dem evangelischen Lehrer zu Obodowo gehaltene Schulgottesdienst ward in roher Weise gestört, ein 12jähriges Kind so geschlagen, daß es binnen 24 Stunden starb. In der Nacht vom 3. zum 4. April 1887 wurde durchs Fenster in das evangelische Pfarrhaus zu Zempelburg geschossen, zu welcher That sich ein Katholik bekannte. Und zu Smazin, wiederum in der Kassubei, wo die Gustav-Adolf-Kirche 1865 am 19. November eingeweiht ward, wurde an einem Sonntag-Nachmittage von drei trunkenen katholischen Burschen das eiserne Kirchhofsthor gebrochen, mehrere Gräber geschändet, hölzerne, eiserne, steinerne Denkmäler, darunter das dem Kinde eines früheren Geistlichen errichtete, zerschlagen. Ehe der Frevel entdeckt wurde, waren die Frevler nach Amerika verschwunden.

Das Traurigste aber ist noch, wenn die evangelischen Kirchenbehörden eine bis zur Feigheit gehende „Friedensliebe" gegenüber den römischen Umtrieben an den Tag legen, wie dies z. B. in Braunsberg in Schlesien geschehen ist. Die dortige evang. Gemeinde ist der römischen Proselytenmacherei so sehr ausgesetzt, daß sie dadurch in ihrem Bestande bedroht ist. Der Pastor dieser Gemeinde wurde dadurch, daß er die Umtriebe der römischen Katholiken bloßstellte, in einen Zeitungs- und Broschürenkampf verwickelt und schließlich römischerseits wegen Beleidigung verklagt. Die Braunsberger Strafkammer

lehnte, da die Klage auf gröblicher Mißdeutung beruhte, einstimmig ein weiteres Verfahren gegen den evang. Pastor Löfflad ab. Der die Klage vertretende Staatsanwalt hatte sich damit zufrieden gegeben und ebenso war eine Beschwerde beim Oberstaatsanwalt als unbegründet abgewiesen worden. Somit war also der Pastor vor dem Gericht vollständig gerechtfertigt. Nachdem nun das alles geschehen war, erhielt Pastor Löfflad von seinem Consistorium einen „ernsten Verweis" und die Ankündigung unfreiwilliger Versetzung. Wenn die Sache nun so steht, daß ein evang. Consistorium sich derart indirekt in den Dienst Roms stellt, daß bedarf es nicht mehr blos äußerer Reformen, eines größeren Maßes von Freiheit u. s. w., sondern einer gründlichen Schärfung der Gewissen, damit man wenigstens halte, was man hat.

Pastor Gustav Werner, über dessen aufopfernde und segensreiche Thätigkeit die Th. Ztschr. von 1886, Februarheft, Seite 47 ff. ausführlich berichtet hat, ist am 2. August dieses Jahres nach längerem Leiden entschlafen.

P. Philipp Göbel von St. Charles, Schatzmeister unserer evang. Synode und langjähriger Vorsitzender der Aufsichtskomite unseres Prediger-Seminars ist den 29. September entschlafen.

Schulnachrichten.

Die durch Lehrer Döhring's (Glied des evang. Lehrervereins) Resignation vakant gewordene Schulstelle an der evang. Petri-Gemeinde in Kansas City, Mo., ist durch Lehrer W. Bauer wieder besetzt worden.— Die durch Lehrer Buck's Resignation erledigt wordene Schulstelle an der evang. Lukas-Gemeinde in Burlington, Iowa, ist durch Lehrer Herzog wieder besetzt worden. — Die durch Lehrer Maier's Resignation vakant gewordene zweite Lehrerstelle an der evang. Zions-Gemeinde in St. Louis, Mo., ist durch Lehrer Wicht (Glied des evang. Lehrervereins) wieder besetzt worden.

Lehrer Frost (Glied des evang. Lehrervereins), der im Juni d. J. das Lehrerseminar in Elmhurst absolvirte, hat die ihm überwiesene zweite Lehrerstelle an der evang. Salems-Gemeinde in Chicago, Ills., übernommen. — Lehrer Martin, der im Juni d. J. unser Lehrerseminar absolvirte, hat Stellung erhalten an der evang. Johannis-Gemeinde in Detroit, Mich. — Lehrer Schmidt (Glied des evang. Lehrervereins), der im Juni d. J. unser Lehrerseminar absolvirte, hat die ihm überwiesene zweite Lehrerstelle an der luth. Emmanuels-Gemeinde in Brooklyn, N. Y., abgelehnt und hat die Schulstelle an der evang. Salems-Gemeinde in St. Louis, Mo., übernommen. — Lehrer Scholz, der im Juni d. J. das Abiturienten-Examen im Seminar zu Elmhurst bestanden, hat nach längerem vergeblichen Warten auf Anstellung an einer Gemeindeschule, Stellung gefunden an der Oeffentl. Schule in Evansville, Ind. — Lehrer Buck hat wieder Stellung gefunden an der evang. Pauls-Gemeinde in Osage, Nebr. — Lehrer Clauß (Glied des evang. Lehrervereins) hat die an der I. evang. Gemeinde in Burlington, Iowa, vakant gewordene Lehrerstelle übernommen. — Lehrer Döhring ist berufen worden als Lehrer an die von Lehrer Clauß neu gegründete Gemeindeschule der evang. Immanuels-Gemeinde in Sedalia, Mo., und hat diese Berufung angenommen.

Einer der fünf Lehrerzöglinge, die im Juni d. J. das Abiturienten-Examen bestanden, ist bis jetzt noch ohne Stelle. Es ist dem Präsidium des Lehrervereins bis dahin noch nicht gelungen, ihm eine Schulstelle innerhalb unserer Synode überweisen zu können. Wir erlauben uns, darauf hinzuweisen, daß es synodale Pflicht ist, auch jedem der im Proseminar ausgebildeten „Lehrerzöglinge" ein für ihn passendes Arbeitsfeld anzuweisen und auch dem Schwachen aufzuhelfen, und bitten zugleich, daß Pastoren und Lehrer mit dafür Sorge tragen wollen, daß dem jungen Manne eine für ihn passende Lehrerstelle überwiesen werden kann.

Notiz. Die Beamten des Evang. Lehrervereins zeigen hiermit an, daß sie sich genöthigt sehen, Lehrer H. Degginger von der Mitgliedschaft des Vereins bis zur nächsten Jahres-Conferenz zu suspendiren, und wird solches auch in der nächsten Nummer des Friedensboten veröffentlicht werden. H. Säger, Präses.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. November 1887. Nro. 11.

Johann Albrecht Bengel.

Von Prof. Dr. R. Kübel in Tübingen.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft".)

(Schluß.)

Suchen wir Bengels theologische und christliche Stellung zu charakterisiren, so ist von den zwei oben hervorgehobenen Punkten, sagen wir: dem Eschatologismus und dem Biblicismus der erstere nur im allgemeinen, dies aber allerdings voll und ganz, jedoch nicht in der Einzelfassung zum Eigenthum derer geworden, die wir zu Bengels Schule rechnen können. Wie Bengel selbst über seine apokalyptischen Entdeckungen, besonders die Fassung der Zahl 666 als Bezeichnung der Dauer des (päpstlichen) Antichristenthums (von 1143 bis 1809) und die eigenthümliche Ansicht vom s. g. Non-Chronus (Offb. 10, 6 ff.) = 1036 Jahren 2c., gedacht hat, ist bekannt. In merkwürdiger Weise ist hier ineinander ein gewisses prophetisches Selbstbewußtsein, daß er nicht ohne göttliche Erleuchtung auf seine Theorie gekommen, und das ehrlich demütbige Geständniß, daß dieselbe das Ergebniß ebenso einfältigen wie sorgfältigen Forschens gewesen sei. Und das köstliche Wort sei ihm ja nicht vergessen: „Wer mich nach etlichen besonderen Materien, die ich in meinen Schriften abgehandelt, schätzen wollte, der möchte mich nicht von allem Fürwitz lossprechen. Nun habe ich mir zwar angelegen sein lassen, das was mir unter die Hände kam, anderen aufs getreulichste mitzutheilen, für mich selbst aber suchte ich beständig, wie meine Bekannten wissen, meine Seelennahrung in den gemeinsten katechetischen Grundwahrheiten mit aller Einfalt und ohne Grübelei. Glaube, Hoffnung, Liebe, Sanftmuth, Demuth war die Hauptsache." Damit also, daß die biblisch-positiven Theologen unserer Zeit, namentlich auch die Beck'sche Schule, von welcher Auberlen mit seiner reichsgeschichtlichen Auffassung der Apokalypse noch Bengels kirchengeschichtlicher am nächsten steht, in Beziehung auf das Verständniß der Apokalypse fast durchaus endgeschichtlich denken, haben sie nicht aufgehört Bengels Schüler zu sein. Im Glauben an und in der tiefen Verehrung vor dem Schlußbuche der H. Schrift sind sie mit Bengel ebenso eins, wie in der Ueberzeugung, daß Ausschauen und Sichbereiten auf die Parusie ein durchaus integrirendes Stück echtchristlicher Theologie ist. Und hierin sind mit den Biblisch-Positiven gegenwärtig gottlob! alle Positiven eins. Und man kann die scharfe Scheidung, welche diese

Position zwischen ihnen und den Liberalen wie Vermittelungstheologen macht, für welche die eschatologischen Lehrstücke eigentlich kein Objekt der Glaubensüberzeugung und Glaubenswissenschaft sind, nicht entschieden genug hervorheben. Auf welcher Seite aber das Neue Testament ist, wird kein Zweifel sein können. Bengels und seiner Schüler Stellung zur Apokalypse ist nur eine Konsequenz ihrer Stellung zur ganzen Bibel, speciell zum Neuen Testament, der Eschatologismus die nothwendige Folge des Biblicismus. Es ist nicht richtig, wenn man (so Ritschl auch in seiner neuen Darstellung Bengels, a. a. O. III, S. 72 ff., wo er übrigens in sehr anzuerkennender Weise seine frühere, in der „Christlichen Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" 2. Auflage gegebene modificirt) als die Basis dieses Biblicismus die Ansicht von „der Inspiration der Schrift bis auf die Worte hin" darstellt. Jedenfalls sollte dieser Satz sofort durch den anderen ergänzt werden, daß von der mechanisch-äußerlichen Inspirationstheorie der Orthodoxen sich bei Bengel nichts findet. Ich habe überhaupt eine eigentliche Inspirations*theorie* bei ihm nicht entdeckt, am ehesten gibt die Vorrede zum "Gnomon" eine solche. Daß er die H. Schrift für Gottes Wort im vollen Sinne und in Betreff von allem in ihr hält, ist sicher; gerade Gottes Finger, die göttliche Kraft in allem, auch dem Kleinsten nachzuweisen, ist sein Bestreben, und Harmonistik, nicht blos für die Evangelien, sein Bemühen, und man darf wohl sagen, seine Kunst, obgleich wir ihm nicht immer zu folgen vermögen. Er steht, kann man etwa sich ausdrücken, so zur ganzen Bibel, wie die neutestamentlichen Schriftsteller zum Alten Testament standen; und von diesen hat er seine Exegese gelernt. Daß aber seine Anschauung eine weit geistigere als die seiner Zeitgenossen ist, kann z. B. seine Bemerkung zu Jak. 2, 14 ff. zeigen, wo er bei aller Harmonistik die individuelle Verschiedenheit der paulinischen und jakobinischen Lehre anerkennt. Anderentheils folgt aus jenem allerdings von Bengel statuirten Uebergreifen des Göttlichen über das Menschliche bei den Inspirirten diejenige Einheit der Bibel, kraft deren sie einer Kugel vergleichbar, ihrem Inhalt nach ein festgeschlossenes System von Lebenswahrheit ist, und diejenige Art von Wahrheit ihres Inhalts, die man biblischen *Realismus* nennt.

In ersterer Beziehung ist es sehr interessant, Ritschl's frühere, im ganzen auf v. d. Goltz's Aufsatz (in den „Jahrbücher für deutsche Theologie", Jahrg. 1861) ruhende Darstellung („Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung". 2. Aufl., S. 606 f.) mit seiner jetzigen („Geschichte des Pietismus", III. 74 ff.) zu vergleichen. Dort sagt er, das herrliche System in der Bibel, das Bengel meint, sei ein nach der Eschatologie gerichteter und chronologisch berechneter Entwurf der Ordnung der Heilsgeschichte, womit aber die Versöhnung und Rechtfertigung ihre centrale Stellung verliere. Ja, wenn die Heilsgeschichte zugleich kosmisch orientirt werde nach der Erschaffung der Welt im Anfang und nach der Neubildung der Welt am Schlusse der biblischen Bücher, so werde ein Materialismus in die Theologie eingeführt, welcher für die reformatorische Rechtfertigungslehre so wenig Verständniß zuläßt, wie Zinzendorf's sinnlich bedingte Pantasie. Und an

einer andern Stelle (II. 19) heißt es: nicht alle nachweislichen urchristlichen Hoffnungen und Lebensformen seien nothwendige Glieder der kirchlichen Theologie. In seiner neuen Darstellung nun nimmt Ritschl den Satz zurück, als ob Bengel alles, was die Bibel lehre, besonders in Betreff der oeconomia divina von Anfang bis Ende als „ein auf einer Raumfläche aufzutragendes Lehrsystem" denke; vollends habe Goltz unrecht, wenn er den Unterschied Bengel's von der Orthodoxie dahin bestimme daß letztere nichts lehre, was nicht in der Bibel begründet sei, Bengel aber alles gelehrt wissen wolle, was in der Bibel begründet sei, Bengel aber alles gelehrt wissen wolle, was in der Bibel als Hauptsache hervortrete. Vielmehr sei der Ausdruck „System" für die biblische Wahrheit bei Bengel ein ungenauer; er meine darunter nur „den in regelmäßigen Zeitabschnitten geordneten Zusammenhang der Heilsgeschichte", also etwas Historisches mit wesentlichem Einschluß der Eschatologie und so, daß das Ganze in ein chronologisches System gebracht sei. Wir halten diese neuere Darstellung Ritschl's nicht für unrichtig, aber nicht für vollständig. Ein dogmatisches System findet Bengel sicher nicht in der Bibel, aber ein blos geschichtliches „System" auch nicht. Wenn Ritschl beifügt, Bengel verwechsle die Urkunden, aus denen ein solches System erkannt werde, mit diesem selbst (der Ausdruck Ritschl's S. 77 ist nicht ganz scharf: „Verwechselung" wovon und womit?), so ist damit von seinem Standpunkte aus als ein Vorwurf für Bengel die Hauptsache getroffen (vgl. auch die Stellen Bengel's in der Anmerkung bei Ritschl S 75): Die Bibel selbst ist für Bengel ein System einmal, aber nicht blos mit ihrem Inhalt, und zwar mit ihrem ganzen, dem Lehrinhalt so gut wie dem Geschichtsinhalt, sodann auch sie selbst als Buch. Ganz wie in der Natur die vielen Individualitäten durch den Einen Geist zu einem lebensvollen und lückenlosen Ganzen verbunden sind, so die Bibel mit ihren verschiedenen Schriften; da fehlt keines und darf kein Glied fehlen; man braucht aber auch nichts weiter, es ist ein integrum im Ganzen und Einzelnen. Und so auch ihre Lehre. Jede Schrift trägt zum Ganzen etwas, und zwar Integrirendes bei, also darf für den, der wirklich die ganze lebendige Schriftwahrheit erfassen will, ja keine Schrift und kein Stück einer Schrift beiseite gelassen werden. Wir können nun freilich, weil Bengel kein systematisches Werk ausgearbeitet hat, nicht sagen, wie weit er die Konsequenzen dieser Anschauungen gezogen, und inwieweit Systeme, wie sie zuerst Ph. M. Hahn und in unserer Zeit Beck von diesen Prämissen aus entworfen haben, ganz seinen Ideen entsprechen. Aber seinen Intentionen entsprechen sie sicher; namentlich ist Hahn's Betonung des Königthums Christi als Centrums der biblischen Wahrheit gewiß im Sinne Bengel's, der ja diesen Gedanken Zinzendorf gegenüber so sehr zu maßgebender Geltung gebracht sehen wollte.

Auch in Beziehung auf den anderen Punkt, der zum Biblicismus Bengel's gehört, den s. g. biblisch-transscendentalen Realismus hat erst ein Schüler Bengel's, Oetinger, dieser aber sicher über den Meister hinausgehend,

die volle systematische Konsequenz gezogen. Getreuer in Bengel's Fußstapfen wird in dieser Beziehung Beck einhergehen. In dem Titel „biblisch-transscendentaler Realismus" ist nun aber ein Doppeltes enthalten, was man genau auseinanderhalten muß. Einmal der transscendentale Realismus selbst, d. h. die gewöhnlich mystisch-theosophisch genannte Anschauung, daß die Himmelswelt, sonderlich die Person Christi, am speciellsten sein (mit seiner Leiblichkeit verklärtes, aber nach dieser Lehre als etwas Sonderliches im Himmel befindliches) Blut die Lebenssubstanzen und Kräfte realiter, ja sagen wir physice und selbst materialiter, letzteres Wort jedoch in pneumatisch-, nicht sinnlich-substantialem Sinne genommen, enthalte, aus denen wir, und zwar durch reales, substantiales Ueber- und Einströmen derselben aus dem Jenseits ins Diesseits, leben. Diese Anschauung tritt nicht blos in dem berühmten Exkurs des "Gnomon" zu Hebr. 12, 14, sondern besonders in den Schriften über die Apokalypse hervor, wo ganz deutlich ist, daß Bengel die in der Vision geschauten himmlischen Dinge als realiter im Himmel vorhanden faßt, aber ja nicht sinnlich, sondern „geistlich," sodaß sie zugleich symbolische Bedeutung haben, was aber an sich ihrer, sagen wir: lokalen Realität keinen Eintrag thut. Ich verweise z. B. auf die Ausführungen über Tempel, Altar im Himmel (vgl. seine „Sechzig erbauliche Reden über die Offenbarung Johannis." Stuttgart 1835—37, S. 118. 123. 187), den Satan im Himmel (S. 340 f.). Andererseits freilich ist zuzugeben, daß Bengel gerade in der Deutung der apokalyptischen visionären „Realitäten" keineswegs konsequent ist; die symbolische Deutung schlägt oft, ja meistens so vor (besonders bei den Gerichten; vgl. auch „Stern" = namhafter Lehrer; „Meer" = Abendland u. dgl.), daß die realistische sehr zurücktritt. So wage ich in der That nicht, Bengel eine wirklich abgerundete, systematische Anschauung realistischer Art etwa nach Art Beck's zuzuschreiben, obgleich die Grundlinien dazu vorhanden sind. Was aber die zweite Seite dieses Realismus, eben die biblische, d. h. das betrifft, daß die Aussagen der H. Schrift als solche durchaus, um bekannte moderne Termini zu verwenden, Seinsurtheile enthalten, so objektiv realistisch, wie sie lauten, verstanden werden müssen, so bekenne ich, daß ich auch hier mir nicht ganz klar geworden bin, ob Bengel so weit geht wie Beck. Was er z. B. zu Offb. 12 vom Satan im Himmel sagt, daß er wirklich bis dahin eine Stätte im Himmel gehabt, spricht allerdings für die Bejahung dieser Frage. Dagegen ist er gegenüber Bildern, wie vom Weinstock Joh. 15, unbefangen genug, sie einfach eben als Bild, nicht, wie Beck thut, als Ausdruck des realen himmlischen Urbildes des betreffenden irdischen Dinges, zu fassen. Der Exkurs zu Hebr. 12, 24 und auch die oft wiederkehrenden Erklärungen, wonach man Gottes Wort in der Bibel ja genau als das nehmen muß, als was es sich gibt, beweisen nicht, daß Bengel auch hier ein System gehabt hätte, das zuletzt, auf alles Einzelne gewendet, seinem exegetischen Geschmack widersprochen hätte. Dagegen wird Ritschl („Geschichte des Pietismus," III. 79 ff.) im wesentlichen Recht haben, wenn er diese Theorie Bengel's — den Ausdruck „Theorie" halten wir für zu weitgehend — für „nur dem Buchstaben des

Hebräerbriefes zu Liebe erdacht" hält. Nur scheint uns dies ein Lob, kein Tadel Bengel's; es ist, mag er nun dabei im einzelnen geirrt haben oder nicht, der Respekt Bengel's vor Gottes Wort in der Schrift, der ihn zu solchen „Theorien" bringt. Wie man aber dies einen „Verstandesformalismus" nennen kann, dessen „Einwirkung auf sein Gemüthsleben eine gewiß höchst seltene psychologische Thatsache und eine unübertragbare Eigenthümlichkeit ist," ist mir wieder unbegreiflich. Dagegen stimme ich wieder Ritschl im wesentlichen bei, wenn er glaubt, daß bei solchem biblisch-realistischen Verfahren, wie es eben erst Beck zur Konsequenz entfaltet, „für den Verstand in Anspruch genommen wird, was der Einbildungskraft zuzuweisen"; vielleicht schärfer ausgedrückt: es liegt eine Verwechselung von Anschauungen und Begriffen vor. Ersteres gibt die Bibel, nicht letzteres.

Alles aber, was wir an Bengel als Theologen ins Auge gefaßt, wurzelt in dem, was Bengel als Christ ist. Bengels persönliches Christenthum, sein Innenleben, sein Pietismus im Unterschied von dem sonstigen, besonders dem damaligen halleschen und herrnhutischen, seine Stellung zur Kirche, deren Symbolen und Ordnungen, sodann zur engeren Gemeinschaft, zum bürgerlichen Leben und dessen Pflichten, seine rührende Demuth und Bescheidenheit, Ruhe und Klarheit, Milde und Gerechtigkeit, besonders im Urtheil über andere ꝛc., das alles ist theils schon in dem Bisherigen berührt, theils so bekannt, daß wir es nicht für nöthig halten, hier näher darauf einzugehen. Besonders lehrreich ist seine Vereinigung von Konservatismus und Freiheitsforderung, aber eben für das in der hl. Schrift gegründete Pneuma, in der Frage über die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher.

Schließlich mögen noch einige Bengeliana ihn in der einen und andern Beziehung charakterisiren. Das echt pietistische, der Welt abgekehrte Wesen zeigt folgendes, vom modernen politisirenden Pietismus leider viel zu sehr vergessene Wort: „Auf die weltlichen Begebenheiten sehe ich nicht sonderlich, sondern sehe im Guten und Bösen vornehmlich auf das Geistliche und die Hauptsache. Und was mit Deutschland vorgeht, ist gegen die Hauptsache wie ein Graben gegen einen Strom." (Burk, a. a. O., S. 301.) Eine Ergänzung hierzu bildet freilich das früher angeführte Wort über die Pflichten im Staats- und Kirchenamte. In anderer Beziehung geht gegen spiritualistischen Pietismus wie auch die bloße subjektivistische Frömmigkeitstheologie das Wort (Wächter, a. a. O., S. 91): „Es gibt rationes superiores, quibus carnalia elevantur ad forum Spiritus. Das ist sehr schrecklich, da kann die Sünde auf der einen Seite weichen, und hat desto gefährlichere Schlupfwinkel auf der anderen." Sodann: „Die Lehre vom innern Wort (verbo interno) wird noch gewaltigen Schaden thun, wenn einmal die Philosophen anfangen sich ihrer zu bedienen; sie werden den Kern ohne die Hülsen haben wollen, d. i. Christum ohne die Bibel, und werden so aus dem Subtilsten ins Gröbste fortschreiten, ohne zu wissen, wie es ihnen geht." Ein anderes, in moderner Zeit wohl zu beherzigendes Wort ist: „Der Stand der Passivität, davon Tauler und andere schreiben, ist vielen, die sich und andere

zu viel treiben, gar zu unbekannt. In demselben geht oft in einem Augenblick mehr in einer Seele vor als sonst in ganzen Monaten, und das ist dann viel dauernder als das Erzwungene und Erkünstelte" (Burk, a. a. O., S. 104). Ein merkwürdiges Ineinander, gewiß ein Zeichen gesunden Christenthums, ist diese Innerlichkeit, wie er ja auch auf die Einsamkeit viel hielt, und andererseits die Opposition gegen das bloße Genießenwollen der Heilandsgabe nach herrnhuter Art. Allbekannt sind ja wohl seine Worte über die „Gnadenblicke"; sie sollen, sagt er, „nicht perpetui sein, sondern das robur in futurum geben, wie die Mahlzeit zur Arbeit. Wir sind nicht in der Welt, immer delicias zu genießen, aber wohl einen ruhigen Seelengrund und Frieden. Es ist oft ein Mensch unter dem Gedräng lauterer und steht in tieferer Dependenz von Gott, als wenn er unangefochten ist. Gott hält die Seinen nicht in Vergnügen, sondern in Uebung; ich will die Süßigkeiten borgen, bis in die Heimath." Endlich zum Schluß das Wort, das so recht in das Geheimniß von Bengel's Christenthum hineinsehen läßt: „Mein Leiden war (nicht die Schmach, womit man mich überschüttet, ꝛc., sondern) meistens geistlich und verborgen, sachte und anhaltend; und sonderlich gab mir bisweilen einen geschwinden Stich die Ewigkeit, die der Mensch vor sich hat, da ohne peinliche Furcht vor dem Weh, ohne wirkliche Freude auf das Wohl die Ewigkeit an sich selbst mit ihrer großen Wichtigkeit mein Innerstes durchdrang und schärfer durchläuterte, als keine Widerwärtigkeit zu thun vermag." Man höre, wie hierüber Ritschl urtheilt, und sage ich, ob hier ein Verstehen können und wollen Bengel's vorliegt: „Wenn dieser quälende Eindruck einer Abstraktion ohne Inhalt und Anschaulichkeit nicht eine durch körperliche Krankheit bewirkte Erregung war, so verräth diese Angabe, daß in Bengel's Geist eine Disposition zum Formalismus als Sache des Gemüths vorhanden war, welche in diesem Fall mit unwiderstehlicher Gewalt wider seinen Willen sich geltend machte." Der Gedanke, der ernste Selbstvorhalt: „es gibt eine Ewigkeit, ein ewiges Leben!" das sich Durchdrungen fühlen und Durchdringen lassen von Gottes Leben, Gottes Heiligkeit, von den Kräften einer oberen und einer künftigen Welt soll ein Formalismus, soll ein sich Abgeben mit leeren Abstraktionen sein! Ist das Gefühl: „Gott ist gegenwärtig"; sind Psalmworte wie: „Ich fürchte mich vor dir, daß mir die Haut schaudert"; sind Lieder wie: „O Ewigkeit du Donnerwort" Formalismen und Abstraktionen? Ja, ist die Ewigkeit selbst d. h. das Gottesleben eine Abstraktion? Wie sieht man doch an derartigen Aeußerungen, daß das, was einen Bengel und Aehnlichstehende von solchen scheidet, die so wie Ritschl hier urtheilen, nicht die Wissenschaft ꝛc., sondern die Religion, die Art von Christenthum ist, die dort und hier vertreten ist. Doch genug. Der Mann mit dem Ewigkeitssinn soll uns einer der theuersten Gottesknechte bleiben, sein Leben und Wirken ein Gnomon hin zur Schrift und hinaus auf die Ewigkeit. Ein Denkmal nach moderner Art ihm zu setzen, ist sicher nicht in seinem Sinn; durch seine Schriften etwas von seinem, von dem Bibelgeist, den er wie wenige andere lebenskräftig vertritt, in uns walten zu lassen, das sei unser Denkmal für ihn.

Kurzer exegetischer Beitrag zu Matth. 11, 2—6.

(Von P. Alb. Thiele.)

Nachfolgende kurze Untersuchung wurde auf der Herbstversammlung der Milwaukeer Pastoral-Conferenz zu Menomonee Falls, Wisc., dargeboten. Da aber jedes Glied der Conferenz eine kurze schriftliche Exegese dieser Stelle zu liefern hatte, so war äußerste Knappheit und Kürze geboten. Für die Exegese ist Tholucks Synopse benutzt worden.

Unsere Untersuchung selbst wird sich auf die Erörterung und Beantwortung der beiden Hauptfragen beschränken:

1. Hat Johannes der Täufer an dem HErrn Jesu, als an dem verheißenen Messias, wirklich gezweifelt?
2. Wodurch stärkt ihm der HErr den Glauben, daß er der verheißene Messias ist?

1. **Hat Johannes der Täufer an dem HErrn Jesu, als an dem verheißenen Messias, wirklich gezweifelt?** Diese Frage wird von dem Einen bejaht, von dem Andern verneint — und beide Seiten begründen ihre Ansicht. Hören wir Diejenigen, die sich dafür entscheiden, daß Johannes der Täufer an dem HErrn, als an dem verheißenen Messias, wirklich gezweifelt habe, so scheint für diese Ansicht zunächst der wichtige Umstand zu sprechen, daß Johannes eine Gesandtschaft seiner Jünger zu Jesu abordnet, dem HErrn die Frage vorzulegen: „*Σύ εἶ ὁ ἐρχόμενος,**) *ἕτερον προςδοκῶμεν;*" (Bist Du der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?) Sodann aber scheint dafür der Schluß der Antwort des HErrn zu sprechen, V. 6: „*μακάριός ἐστιν ὃς ἐὰν μὴ σκανδαλιςθῇ ἐν ἐμοί*" (Selig ist, der sich nicht an mir ärgert).

So kommt es also darauf an, diese beiden Stellen genau und recht zu untersuchen, um zu entscheiden, ob Johannes der Täufer an dem HErrn Jesu, als an dem verheißenen Messias, wirklich gezweifelt hat oder nicht? Die Anfrage betreffend, so lag Johannes der Täufer aus dem bekannten Grunde (cf. Matth. 14, 13 ff. und die Parallelstellen) seit Monaten im Gefängniß der Grenzfestung Machärus. Ein Jahr war bereits seit dem Auftreten des HErrn vergangen; der Täufer sah seinen Tod in der Nähe; noch immer aber sah er keine Bestätigung, kein Anzeichen an und in den Thaten des HErrn, daß Jener, über den er das Bekenntniß abgelegt hatte: „*Ἴδε ὁ ἀμνὸς τοῦ θεοῦ ὁ αἴρων τὴν ἁμαρτίαν τοῦ κόσμου*" (Siehe, das ist Gottes Lamm usw. Ev. Joh. 1, 29), der verheißene Messiaskönig sei. Ueberdies werden von den Propheten alle Segnungen des Messias gleichsam in einem Blick der

*) *ὁ ἐχόμενος* wahrscheinlich „der nach allgemeiner Erwartung Kommende," ähnlich wie auch Hebr. 10, 37: „Denn noch über eine kleine Weile, so wird kommen, der da kommen soll und nicht verziehen:" *ἔτι γὰρ μικρὸν ὅσον, ὅσον ὁ ἐρχόμενος ἥξει καὶ οὐ χρονιεῖ.* Wörtlich: „Denn noch eine wie kleine, wie kleine Zeit! der Kommende wird kommen und nicht verweilen." Das Particip. praes. für Particip. fut. von dem, was man bestimmt, bald erwartet. Möglicherweise wurde auch der erwartete Messias überhaupt „der Kommende" d. i. „der da kommt" genannt, cf. Ps. 118, 26: „Gelobet sei der da kommt im Namen des HErrn!" bei dem Einzug des HErrn in Jerusalem. Matth. 21, 9.

Gleichzeitigkeit zusammengefaßt („in simultaner Erscheinung") ausgesprochen, ohne die verschiedenen Zeiten und Zeitunterschiede zu berücksichtigen. Das Gesetz der Beschränkung auf gewisse Zeiten wird erst später kund und offenbar — so auch den Jüngern nur ganz allmählich, am deutlichsten erst denen, die das Gericht über Jerusalem, die Zerstörung Jerusalems, erlebten, welche sie früher als gleichzeitig, ja identisch mit dem Endgerichte der Welt angesehen hatten. So erwartete auch Johannes der Täufer, der Erste im neuen Bunde, gleichsam die Brücke zwischen dem alten und dem neuen Testament, daß der Messias auch gleich das Endgericht vollziehen und sein Reich aufrichten werde; eine Erwartung, die er durch die Werke, die der HErr bisher gethan, und von denen er gehört hatte, nicht bestätigt fand. Ist es da nicht psychologisch ganz erklärlich, daß er deshalb seine Jünger zum HErrn sandte mit der Frage: „Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten?" wodurch er nicht sowohl seinen Zweifel ausdrücken, als vielmehr Jenem die Bitte übermitteln wollte, die Wartezeit zu Ende gehen zu lassen und ihm noch vor seinem Tode, den er schnell nahen sah, durch gewisse Thatsachen die selige Gewißheit zu schenken, das Heil, auf das alle Frommen des alten Bundes von Jacob an bis auf Simeon gewartet hatten, sei nun erschienen, der HErr nehme die letzte Sichtung vor und richte sein ewiges Friedensreich auf, sowie ihn selbst diese selige Zeit noch erleben zu lassen! Außerdem war für Johannes und seine Jünger in der so gefahrvollen Zeit eine Stärkung seines und ihres Glaubens erwünscht und nöthig; diese suchte er für sich und für sie durch seine Frage an den HErrn zu erlangen.*) Ein wirkliches Zweifeln, d. h. ein Schwanken zwischen Nein und Ja, wäre auch wohl kaum vereinbar mit dem hohen Lobe der Standhaftigkeit, das der HErr dem Johannes gleich darauf V. 7 spendet: „Kein vom Winde bewegtes Rohr," *„χάλαμον ὑπο ἀνέμου σαλευόμενον,"* also „kein schwankendes Rohr," Bild eines zweifelnden, schwankenden (zwischen Gewißheit und Ungewißheit schwankenden) Menschen. Da auf des HErrn Frage V. 7: „Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wollet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet?" die Antwort nur lauten kann: Nein! ein solches findet ihr in Johanne nicht, ein solcher ist er nicht! so weist der HErr vielmehr selbst es damit ab, daß Johannes ein schwankendes Rohr, ein Zweifler sei und zweifle. Das ist unser gewichtigster Grund dagegen, daß Johannes an Jesu, als an dem verheißenen Messias gezweifelt habe, und daß dieser Zweifel der Grund seiner Anfrage sei. Auch das Wort des HErrn V. 6: *„Μαχάριός ἐστιν ὃς ἐὰν μὴ σκανδαλισθῇ ἐν ἐμοί,"* kann uns so wenig irre machen, daß es vielmehr zur Begründung unserer Meinung dient. Denn gleich nachdem der HErr dieses Wort gesprochen hatte, begann er zu dem Volke von Johanne zu reden, daß er kein schwankendes Rohr (Zweifler), kein Höfling, vielmehr ein Prophet, ja noch mehr als ein Prophet sei, sein eigener

*) Damit weisen wir die Meinung ab, als ob diese Anfrage nur wegen der Zweifel der Jünger des Johannes geschehen sei, da der HErr seine Antwort direkt an Johannes den Täufer selbst richtet, Vers 4: *Πορευθέντες ἀπαγγείλατε Ἰωάννῃ ἃ ἀχούετε χαὶ βλέπετε.*

Vorläufer, so daß er in diesem Zusammenhange keine Warnung für Johannes, den Täufer, mit V. 6 ausspricht, als vielmehr ein Lob: „Selig ist, der nicht an mir Anstoß nimmt," und solch Einer ist Johannes der Täufer, deshalb auch noch das in den folgenden Versen enthaltene Lob über ihn.

So können wir in der Frage des Johannes (in Verbindung mit der Antwort Jesu und dessen nachfolgendem Zeugniß des Lobes über ihn) keinen Grund dafür finden, daß Johannes der Täufer an Jesu, als an dem verheißenen Messias, gezweifelt habe, vielmehr erkennen wir darin nur seine Sehnsucht nach größerer Gewißheit und Bestätigung seiner Hoffnung und allenfalls noch eine indirecte Bitte und Aufforderung an den HErrn, sein königliches Auftreten zu beschleunigen, daß er es selbst noch auf Erden erleben möchte, bevor er scheiden müßte.

2. Dafür scheint noch überdies die Art und Weise der Antwort des HErrn, durch welche er seinen Glauben stärken will, daß Er der verheißene Messias ist, zu sprechen. Dem Hohenpriester antwortet der HErr auf die Frage: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du aussagest, ob du seist Christus, der Sohn Gottes?" mit einem: „Du sagest es!" einem kräftigen, einfachen „Ja!" Desgleichen dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus auf dessen Frage: „Bist du der Juden König?" mit einem: „Du sagest es!" einem kräftigen, einfachen „Ja!" Aber Johanni gegenüber lautet seine Antwort anders. Ihn verweist er auf die leiblichen und geistigen Heilswunder als Zeichen des anbrechenden Messiasreiches, wobei auch die sichtbaren, leiblichen Heilswunder nur die Unterpfänder und Symbole der geistigen Heilswunder sind, denn daß unter „Blinden, Aussätzigen, Tauben, Todten" gewiß und vor Allem die „geistig" Blinden, Aussätzigen, Tauben, Todten gemeint sind, erhellt aus dem Zusatze: „*καὶ πτωχοὶ εὐαγγελίζονται,*" „den Armen wird das Evangelium geprediget," wobei Er doch offenbar vor Allem die „geistlich" Armen im Auge hat, welche er in dem ersten seiner (8) Makarismen selig preist, Matth. 5, 3: „*Μακάριοι οἱ πτωχοὶ τῷ πνεύματι ὅτι αὐτῶν ἐστὶν ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν.* *)

So deutet also der HErr für Johannes, den Täufer, darauf hin, daß seine leiblichen Heilungen Unterpfänder und Symbole für sein geistiges Heilswerk sind, und indem Er ihn damit von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren erhebt, seine alttestamentlichen und noch irdischen Messiashoffnungen in neutestamentliche, geistige und himmlische verklärt, führt Er ihn vom Sehenwollen und Hoffen zum stillen Gehorsam des Glaubens, der sich an des HErrn Wort hält, wenn er auch nichts sieht, und stärkt ihm gerade damit den Glauben, daß Er, Jesus, der verheißene Messias ist, derselbe, der nach seiner Auferstehung zu dem wirklich zweifelnden Thomas gesprochen hat: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!"

*) Dabei soll von uns keineswegs bestritten werden, daß bei dem Doppelsinne des Wortes עֲנָוִים im Alten Testamente und bei dem Fehlen hier der näheren Bestimmung: „*τῷ πνεύματι*" der HErr die alte Erfahrung: „Noth lehrt beten!" bei dem Worte: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt" mit in's Auge gefaßt haben m g.

Beiträge zum Kirchenrecht.

Eingesandt von P. Dobschall.

III. Einleitung in die Synodalstatuten.

Als die Grundlage alles in unserer Synode geltenden Rechtes sind die Statuten derselben anzusehen. Dieselben haben ihre gegenwärtige Gestalt auf der in Chicago, Ill., tagenden Genenral-Conferenz des Jahres 1877 am 2. Oktober erhalten. Allerdings findet sich dieses Datum nur als Notiz auf dem Umschlage des im Synodal-Verlage erschienenen Abdruckes. Auch ist derselbe nicht durch die Ausfertigung beglaubigt, wie solche durch Stat. § 55 a lin. 2 und 3 für wichtige Synodal-Dokumente vorgeschrieben wird. Indessen waltet unter sämmtlichen Synodalen nicht der mindeste Zweifel ob, daß dieser Abdruck unversehrt die auf jener Conferenz festgestellten Statuten enthält, und so legt Referent eben jenen Abdruck in Ermangelung einer authentischen Ausgabe den nachfolgenden Erörterungen zu Grunde. Ebendiese letzten werden auch darthun, daß seit dieser Zeit keine Veränderung des statutarischen Rechtes durch Revision oder durch Anhängung von Zusätzen (Stat. § 82) stattgefunden hat.

Wenn augenscheinlich der Text der Statuten nicht in den Händen jedes Synodalgliedes ist, wenn jeder Pastor persönlich, jede aufzunehmende Gemeinde aber durch den bevollmächtigten Vertreter mit Unterschrift und Handschlag sich zur treuen Erfüllung derselben zu verpflichten hat, so erscheint der Wunsch begreiflich, es möchten die Beamten der Generalsynode urkundlich den Text der jetzt geltenden Statuten nach Vorschrift von § 55 a lin. 3 feststellen und dieses Dokument dem Synodal-Archive einverleiben, gleichzeitig aber diese Urkunde zur allgemeinsten Kenntniß bringen durch Aufnahme eines Abdruckes in den Synodal-Kalender für 1889; denn der Wortlaut dieses Grundgesetzes ist offenbar nicht blos für die unmittelbaren Synodalglieder (Pastoren und Gemeinden) sondern auch für die mittelbaren, für die Glieder der Synodalgemeinden, von besonderem Interesse. Denn alle Glieder und Bediensteten der Synode, seien es Personen oder ganze Gemeinden, seien es einzelne Distrikte oder die General-Synode, ja sei es die General-Conferenz, die in außerordentlichem Falle nach Vorschrift von Stat. § 28 in der Gesammtheit aller ihrer einzelnen Glieder sich versammelt, stehen unter den Bestimmungen dieses synodalen Grundgesetzes, nicht über denselben. Ebenso haben sich Glieder anderer Kirchengemeinschaften den Satzungen der Statuten zu unterwerfen, sofern sie von der Synode Recht nehmen, z. B. wenn sie einen Synodal-Pastor oder eine Synodal-Gemeinde anklagen. Die Bestimmungen der Statuten können daher auch niemals von irgend welcher Instanz für besondere Personen oder für besondere Fälle außer Kraft gesetzt werden. Vielmehr genügt der rechtzeitig erhobene Einspruch eines einzigen Synodalgliedes die statutenwidrige Handlung rechtlich unmöglich zu machen. Ist sie trotzdem geschehen, oder ist sie erfolgt, weil der Protest aus irgend welchem Grunde zu spät eingelegt wurde, so genügt dieser Wider-

spruch jedenfalls dazu, um solche Handlung als rechtswidrig zu beklagen. Ob weitere Folgen: die Ungültigkeit der Handlung, die Wiederherstellung des früheren Zustandes (restitutio in integrum), die Entschädigung des Beschädigten, die Ahndung des begangenen Frevels u. s. w., sich hieraus ergeben, oder ob, wo bona fide gehandelt oder seitdem Verjährung eingetreten ist, es bei dem nun einmal Geschehenen sein Bewenden haben soll, wird in letzter Instanz die General-Synode zu entscheiden haben. Freilich kann es nicht fehlen, daß sie manchmal Richterin in eigener Sache sein wird. Indessen, je enger ihr Gewissen bei der Beurtheilung des eigenen Thuns ist, je mehr sie sich bewußt bleibt, wie das Aufgeben eines Jota's (Matth. 5, 18) des Bekenntnisses gleichbedeutend mit dem Anfange des Sterbens ist, desto gnädiger werden die Gerichte Gottes sein, mit denen die Synode steht oder fällt (1 Cor. 11, 31).

Wenn gottlob seit dem fast fünfzigjährigen Bestehen der Synode in der Geschichte derselben nicht ein einziger Fall zu verzeichnen ist, wo mala fide von dem statutarischen Rechte abgewichen worden ist, so sind einzelne wenige Fälle anzuführen, wo Organe der Synode in gutem Glauben ihrer Berechtigung nicht statutenmäßig gehandelt haben. Wenn Referent etliche derselben hier anführt, so will derselbe damit nicht Einspruch gegen den Rechtsbestand derselben erheben, sondern vor den Gefahren warnen, die aus einer weniger scharfen und unausgesetzten Beachtung der Statuten entspringen. Drei Beispiele mögen hier erwähnt werden. Wenn der Name unserer Synode nach Stat. § 1 lautet: Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika, wenn trotzdem in dem amtlichen Blatte derselben, in dem Friedensboten, das Epitheton: „Deutsche" beharrlich am Kopfe der Zeitung weggelassen wird, so ist solche kürzere Schreibung (etwas Anderes ist hierin nicht zu erblicken) dennoch bei Ueber- und Unterschriften von synodalen Urkunden, Publikationen u. s. w. ebensowenig zuläßig, als wenn man den andern Namen „Evangelisch" weglassen wollte. Allerdings können im Verlaufe des Textes ganz kurze Bezeichnungen z. B. unsere Synode, die Synode u. s. w. Verwendung finden. Der volle, amtliche Name darf aber da nicht fehlen, wo die Synode mit andern Kirchengemeinschaften, überhaupt mit der Außenwelt in Verkehr tritt, wie dies unzweifelhaft in öffentlichen Blättern geschieht. Wenn diese Weglassung ganz sicherlich bisher ohne irgend welche Tendenz geschah, so kann doch dieses Präcedenz von solchen, die einen allmäligen Uebergang unserer Synode in das englische Sprachgebiet erwarten, als erste Stufe dieses Ueberganges angesehen und benutzt werden. Einen schmerzlichen Beweis dafür, wie das Bewußtsein, daß die Synode nach ihrer Verfassung (Stat. § 3) ihre Thätigkeit ausschließlich auf die deutsche Bevölkerung der Ver. Staaten zu beschränken hat, bereits im Osten schwindet, liefern die diesjährigen Verhandlungen des Ohio-Distriktes (Protokoll für 1887, Seite 11). Derselbe lehnte nämlich das Gesuch der First English Evangelical Congregation at Alleghany, Pa., um Aufnahme in den Synodalverband nicht ohne Weiteres ab, indem er auf die sta-

tutenmäßige Unmöglichkeit das Gesuch zu gewähren hinwies; vielmehr wurde die Gemeinde nicht ohne Hoffnung auf Gewährung ihres Antrages auf das nächste Jahr vertröstet. Referent hofft, daß inzwischen sämmtliche Glieder des Distrikts sich von der Unmöglichkeit der Aufnahme einer nicht-deutschen Gemeinde überzeugt haben werden.

Nach Stat. § 3 hat unsere Synode die Aufgabe die evangelische Kirche unter der deutschen Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu verbreiten. Wenn trotzdem die Synode gegenwärtig zu ihren vollberechtigten Gliedern zwei Gemeinden in Canada zählt, so wird sich auch fernerhin kein Synodalglied finden, welches hiergegen Einspruch erhebt. Indessen ist darauf hinzuweisen, daß der gegenwärtige Stand des statutarischen Rechtes eine fernere Erweiterung des geographischen Synodalgebietes, etwa durch die Circumscription eines Distriktes: „Canada" nicht gestattet, daß auch eine in diesem Sinne erfolgte Revision von § 3 der Statuten nicht im Interesse der Synode sein würde; denn dieses verlangt eine Beschränkung aller Kräfte der innern Mission auf das ohnehin übergroße Gebiet der Vereinigten Staaten.

Was aber den Verfasser dieses Aufsatzes besonders zum Schreiben desselben veranlaßt hat, ist ein Irrthum, der sich vielfach in synodale Kreise eingeschlichen zu haben scheint. Es ist dies die Meinung, daß die in dreijährigen Perioden zusammentretende General-Conferenz zu aller und jeder Zeit, insbesondere auch gelegentlich der Berathung von Spezialsachen, wie Heidenmission, Zusammensetzung des Direktoriums der Lehranstalten u. s. w. die Vollmacht habe, eine Außerkraftsetzung der Statuten (Protokoll für 1886, Seite 31, Absatz 3, Zeile 11), eine Ergänzung derselben (a. a. O. Seite 52, Beschluß 7), die Nichtanwendung derselben (a. a. O. Seite 49, Beschl. 8) u. s. w. eintreten zu lassen. Solcher Irrthum kann in seinen Folgen für die Synode sehr verhängnißvoll werden, da er die Berathungen der General-Conferenz nicht unter die Verfassung der Synode, sondern über dieselbe stellt.

Offenbar wirkt ein mittelmäßig gutes, aber nahezu unwandelbares Gesetz, das eben durch seine Unwandelbarkeit nach und nach zur Sitte geworden ist (z. B. die äußerliche Sonntagsheiligung in den Ver. Staaten), viel segensreicher als ein gutes Gesetz, das in kurzer Zeit einem besseren und dieses wieder einem besseren weichen muß. Darum werden Verfassungsgesetze, wie auch diese Statuten, mit außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln umgeben, welche voreilige und stetig sich wiederholende Aenderungen sehr erschweren, andere aber, welche die Existenz des Organismus in Frage stellen, geradezu unmöglich machen. So wenig nämlich auf verfassungsmäßigem Wege die Ver. Staaten von Amerika (so lautet ihr Name) sich in eine Monarchie umwandeln können, wie solches nur auf dem Wege der Gewaltthat denkbar ist, so wenig kann Paragraph zwei der Statuten, der das Bekenntniß der Synode, also ihren Lebensnerv enthält, auf ordnungsmäßigem Wege eine Aenderung erleiden. Dasselbe gilt von Paragraph zweiund-

achtzig. Denn dieser spricht die Unverletzbarkeit von § 2 aus und gibt außerdem den Weg an, auf welchem die Aenderung des übrigen statutarischen Rechtes alleinig zu erlangen ist. Eben diese beiden Paragraphen bilden daher den Kanon, nach welchem zweifelhaft gewordene, statutarische Bestimmungen auszulegen sind. Ebenso ist es klar, daß diese letzten nur insofern rechtsgiltig sind, als sie diesem Kanon nicht widersprechen.

Aber auch die statutenmäßige Aenderung des synodalen Grundgesetzes birgt Gefahren in sich, die jeder Synodalfreund wohl zu beachten hat. Die Constitution von Alt-England ist nahezu ein halbes Jahrtausend, diejenige unseres Landes in diesem Jahre gerade ein ganzes Jahrhundert alt, dagegen hat das unglückliche Frankreich in derselben Zeit etwa 30 verschiedene Verfassungen erlebt. Eine unwandelbare Constitution ist der fruchtbare Acker, auf welchem gute und zeitgemäße Gesetze erwachsen und vergehen, um durch jüngere ersetzt zu werden. Solcher Acker will gepflegt und bearbeitet, aber er will nicht in seinen Grundvesten erschüttert sein. Auch in unserer Synode wird es nothwendig, die Statuten streng von andern Gesetzen, Ordnungen, Instruktionen, Weisungen der General- und der Distrikts-Synoden, Anordnungen der Synodalbeamten, der Inspektoren der Lehranstalten, der Senioren unter den Zöglingen u. s. w. zu sondern. Was allen diesen dem Range nach so verschiedenen gesetzlichen Ordnungen gemeinschaftlich ist, das ist der unbedingte Gehorsam, den sie innerhalb ihres Geltungsbereiches zu beanspruchen haben. Was sie ihrem Range nach so vielstufig ordnet, ist die Unmöglichkeit oder Möglichkeit ihrer Umstoßung, sowie der große oder kleine Bereich ihrer Geltung. Den ersten Rang nehmen nun, wie bereits nachgewiesen, die beiden kanonischen Paragraphen der Statuten ein. Wie die statutarischen Bestimmungen zweiten Ranges eine Aenderung erleiden dürfen, lehrt § 82. Derselbe lautet: Die Deutsche Evangelische Synode von Nord-Amerika behält sich das Recht vor, die gegenwärtigen Statuten mit Ausnahme von Kapitel I § 2 zu verändern oder mit Zusätzen zu versehen. Jedoch darf dies nur geschehen, wenn ein oder mehrere Distrikte eine solche Revision und Abänderung dieser Statuten bei der General-Synode beantragen und in derselben wenigstens zwei Drittel der stimmberechtigten Glieder für solchen Antrag stimmen. Eine zwiefache Aenderung des statutarischen Rechtes ist in diesem Paragraphen in Aussicht genommen; sie kann erfolgen entweder durch Revision oder durch Beigabe von statutarischen Zusätzen. Wird eine Revision d. h. eine Durchsicht der bisherigen Statuten beantragt, so kann die Annahme dieses Antrages nur die Ausfüllung von Lücken, die Beseitigung von Dunkelheiten, schärfere Fassung einzelner Bestimmungen u. s. w. zur Folge haben, aber sie kann auch eine radikale Umgestaltung des ganzen statutarischen Materials, Ausmerzung des Bisherigen und anderweitige Aenderung desselben u. s. w. veranlassen. In jedem Falle werden die bisherigen Statu-

ten vollständig durch die Revision abrogirt, und neue treten an die Stelle, die im äußersten Falle mit den alten vielleicht nur § 2 und § 82 gemeinschaftlich haben. Natürlich bedarf das neue statutarische Recht in seiner Einleitung der Bescheinigung, daß es auf verfassungsmäßigem Wege entstanden ist, und ist dies wie überhaupt der ganze Text der neuen Verfassungs-Urkunde durch die vorschriftsmäßege Ausfertigung (Stat. § 55 al. 3) zu beglaubigen.

(Schluß folgt.)

Die Aufgabe der evangelischen Predigt.

(Eingesandt von P. C. Kißling.)

In einem früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift (cf. Märzheft 1887 p. 72 ff.) habe ich einige Gedanken „über die Form der Predigt", so zu sagen über das Kleid der Kanzelrede ausgesprochen. Daß wir mit einer formvollendeten, gut stilisirten, schwungvollen Rede unsere Predigtaufgabe nicht vollständig gelöst, ja daß wir damit erst die Peripherie unserer Aufgabe gestreift haben, ohne in das Centrum einzudringen, liegt auf der Hand. Denn so nothwendig auch ein Kleid und so hülfreich zur Gewinnung eines günstigen Eindrucks der gute Schnitt eines Kleides ist, die Hauptsache ist es nimmermehr, die Hauptsache ist immer die Persönlichkeit, welche in dem Kleid sich präsentirt. „Der schlechte Rock wird schön durch mich," pflegte ein geistreicher Mann zu sagen. Wer über der Form den Inhalt, über den Zuschnitt, daß ich so sage, den Stoff der Predigt vernachlässigt, der degradirt sich, um mich eines paulinischen Ausdrucks zu bedienen, zu „einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle". Eine glänzende Schale ersetzt nimmermehr den wohlschmeckenden Kern. Da aber — Gott Lob — die Predigt heutzutage wiederum im Mittelpunkte unseres Amtes steht, da die Gemeinden nicht nur treue Seelsorger, sondern vorzugsweise auch tüchtige Prediger suchen, so wird es wohl nicht unnöthig sein, wenn wir uns einmal über die eigentliche Aufgabe, über das innerste Wesen, über den Kern einer guten, evangelischen Predigt zu verständigen suchen.

Suchen wir uns zunächst auf Grund der Schrift den Begriff der Predigt klar zu machen. Von unserem Heiland heißt es Marc. 1, 15: Nachdem Johannes überantwortet war, kam Jesus nach Galiläa, predigend – κηρύσσων – das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbeigekommen; thut Buße, ändert euren Sinn und glaubet an das Evangelium. Als ein κήρυξ, als ein Herold trat Jesus auf unter seinem Volk in göttlichem Auftrag, um ihm Gottes Willen kund zu thun und ihm den Anbruch des Gottesreiches, das in ihm erschienen ist, zu verkündigen und ihm die Bedingungen kund zu thun, unter welchen allein der Eintritt in dieses Reich ermöglicht ist: μετάνοια und πίστις, Buße und Glauben. Hier haben wir schon in kurzen Worten eine wesentliche Seite der christlichen Predigt ausgesprochen. Christliche Prediger sollen Herolde sein, die nicht in ihrem eigenen Namen, sondern im Namen des Herrn, der sie gesandt

hat, den Menschen den Willen Gottes kund thun. Näher bestimmt wird diese Predigt durch den öfters wiederkehrenden Ausdruck: εὐαγγελίζεσθαι, d. h. eine gute Botschaft verkündigen. Schon im alten Testament findet sich neben קָרָא Jes. 40, 6 auch בִּשֵּׂר Jes. 52, 7: fröhliche Botschaft, gute Nachricht, willkommene Zeitung bringen, sogar mit dem verstärkenden Zusatz: טוֹב. Jesus war der unübertrefflichste εὐαγγελίστης, der מְבַשֵּׂר κατ' ἐξοχήν. Er hat der Welt die freudenreichste, beglückendste, trostvollste Botschaft gebracht, die je auf diesem Erdenrund vernommen worden ist, daß nämlich in seiner Person, im Glauben an seinen Namen, Heil und Leben, Friede und Seligkeit beschlossen ist. Und dieses Amt eines Evangelisten, eines Botschafters an seiner Statt, 2 Cor. 5, 20, hat er seinen Jüngern übertragen. Botschafter, Leute, die eine gute Botschaft bringen, und die eben darum auch mit Freudigkeit ihren Mund aufthun, sollen die Prediger sein! Von jedem rechten Prediger muß gelten, was einst David von Ahimaaz sagte: „Es ist ein guter Mann und bringet eine gute Botschaft." 2 Sam. 18, 27.

Es scheint mir durchaus nicht überflüssig zu sein, gerade diesen Punkt besonders zu betonen und hervorzuheben. Wir werden ja vielfach von den Leuten angesehen als Friedensstörer und Unruhstifter — was wir allerdings, wie sich noch zeigen wird, in gewissem Sinn sein müssen — als Leute, die den Menschen ihr Glück, ihre Erdenlust und Erdenvergnügen rauben und nehmen wollen. Und man möchte manchmal den Leuten mit Paulus zurufen: „Bin ich denn euer Feind geworden, daß ich euch die Wahrheit sage." (Gal. 4, 16.) Dieser betrübenden Erscheinung gegenüber sollen wir es uns angelegen sein lassen, mit allem Nachdruck zu betonen, daß wir nur Gutes predigen und Heil verkündigen im Namen Jesu. Oder was kann es für ein größeres Gut geben, als daß wir den Todesmenschen Leben bringen und Leuten des Jammers und Verderbens die Quelle aller Kraft zeigen? Durch alle unsere Predigten muß dieses „Gutespredigen" hindurchklingen, selbst die erschütterndsten, zermalmendsten Bußpredigten nicht ausgenommen. Denn was haben unsere Bußpredigten für einen andern Zweck, als eben unsere Zuhörer zum Heil zu rufen und ihnen zu zeigen, wie kreuzunglücklich sie sind, so lange sie ihre eigenen Wege gehen, und wie selig sie werden können, wenn sie die dargebotene Heilandshand ergreifen? Gewiß, Gesetz und Evangelium gehören zusammen, aber das Evangelium, die frohe Botschaft, muß doch die Hauptsache sein, denn das Gesetz ist nur der nothwendige Durchgangspunkt, um innerlich frei und selig zu werden. Unsere Zuhörer müssen unter jeder Predigt den Eindruck haben, den der Sänger des lieblichen 23. Psalms mit dem eigenthümlichen Ausdruck bezeichnet (nach dem hebräischen Grundtext): G u t e s u n d H e i l v e r f o l g e n m i c h! Wer sollte sich eine solche Verfolgung nicht gefallen lassen? Und doch zeigt uns die Erfahrung, daß die Meisten sich vor dieser seligen Verfolgung fürchten und darum dieser Glücksbotschaft und Heilsnachricht so viel als möglich aus dem Wege gehen. Wie ist das zu erklären? Nun ich denke — wenn mir diese Erinnerung gestattet ist — an die Kriegsjahre 1870 und 71 zurück. Mit welchem Jubel und un-

sagbarem Entzücken haben wir die Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatz vernommen und unseren Jubel in alle Lüfte gerufen, daß die Erde erzitterte! Man wird es mir nun ohne speciellen Nachweis glauben und in der Natur der Sache begründet finden, daß dieselben Siegesnachrichten einen ganz verschiedenen Eindruck in Frankreich hervorriefen, daß sich dort wenig von diesem Sturm des Entzückens merken ließ. Wer wollte es auch anders erwarten? Jeder Jubelruf der Deutschen war ein Todesstoß in das Herz des Feindes. — Oder, um ein biblisches Beispiel anzuführen, nach der verlorenen Philisterschlacht, 1 Sam. 4, wird sogar der Unglücksbote, der Eli den traurigen Ausgang der Schlacht verkündete, ein מְבַשֵּׂר, also ein Heilsbote, genannt. So scheint es mir nun auch mit dem Evangelium zu sein. Das Evangelium ist eine gute Nachricht, eine Siegesbotschaft ohne Gleichen, aber wie verschieden wird sie aufgenommen? Die Freunde, die sich um den himmlischen König schaaren, jauchzen darob, die Feinde wenden sich zornig und verächtlich ab. Je mehr das Evangelium sein Gut anpreist, desto mehr spüren sie, wie viel ihnen fehlt, und das wollen sie nicht wissen, nicht glauben. Je heller das das Evangelium ihnen in die Augen leuchtet, desto dunkler erscheinen sie sich selber, und hier liegt, meines Erachtens, der nervus rerum ihrer Verachtung des Seligsten, was es gibt. Unglücksboten, wie es keine andern mehr gibt, sind wir allerdings für die, die ihr Heil einzig und allein im Diesseits suchen. Das Evangelium ist den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Ander ein Geruch des Todes zum Tode. Das liegt aber nicht an uns, sonderu am Evangelium und an denen, die es von sich stoßen. Aber trotz alle dem — gute Botschafter müssen wir seiu, nur nicht zu viel Donner vom Sinai her, nur nicht Feuer vom Himmel fallen lassen wollen, wie die Donnersöhne (υἱοὶ βροντῆς), wo der Herr Christus hell und freundlich seine Gnadensonne scheinen läßt! Daß die Menschen nicht sind, wie sie sein sein sollen, daß sie trostlos, friedlos, heillos sind, das spüren sie selber, es ist unsere angenehme Aufgabe ihnen zu sagen, daß sie es so gut haben könnten, wenn sie nur wollten. Die Sage ist ja bekannt von der Wette zwischen dem Sturm und der Sonne. Im Sturm knöpfte der Wanderer schaudernd seinen Rock zu, unter den warmen Sonnenstrahlen wurde es ihm so wohl und leicht zu Sinn, da öffnete er einen Knopf nach dem andern.

In dem Ausdruck Botschaft liegt aber dann weiter ausgesprochen — wie bereits oben angedeutet — daß der Prediger nicht in seinem eigenen Namen auftreten, nicht seine Worte, seine eigene Weisheit an den Mann bringen darf. Hier liegt auch der Unterschied zwischen der geistlichen und der profanen Rede. Der weltliche Redner ist bemüht, seinen Zuhöreru seine Ueberzeugung beizubringen, sie mit aller Ueberredungskunst, die ibm zu Gebote steht, auf seine Seite herüberzuziehen, er ist daher vielfach auch nicht besonders wählerisch und scrupulös in der Wahl der Mittel, die ihm zur Erreichung seines Zweckes dienen können. Dagegen der geistliche Redner hat die Aufgabe, die Seelen, die er vor sich hat, im Namen Gottes zum Himmelreich einzuladen, ihnen die frohe Botschaft zu bringen: Die Nacht ist vergangen, der Tag aber

herbeigekommen; freilich nicht ohne die ernste Mahnung: Darum lasset uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts (Röm. 13, 12). Ueber alle unsere Predigten müssen wir, wenn sie rechter Art sind, die Worte setzen können: „So spricht der Herr." Es liegt im Begriff der christlichen Predigt, daß sie Verkündigung des geoffenbarten Willens Gottes ist.

Dadurch sind auch die sogenannten „freien Prediger", die Prediger des halben oder ganzen Unglaubens gerichtet. Wer der Ansicht ist, das alte Evangelium vertrage sich nicht mehr mit den modernen Anschauungen, es müsse, wenn auch nicht geradezu ganz preisgegeben und als veraltet über Bord geworfen, oder höchstens als ein anachronistisches Curiosum betrachtet, als ein überwundener Standpunkt angesehen, so doch wenigstens modernisirt und bedeutend modificirt, dem Geschmack unserer Zeit angepaßt und mundgerecht gemacht werden, der hat überhaupt nicht mehr das Recht, eine Kanzel zu betreten. Es ist ein Widerspruch, ja ein lästerlicher Frevel, Gottes Wort vor sich liegen zu haben, und doch seine eigenen Meinungen und Anschauungen zu predigen. Die Furcht ist unbegründet, als beraubten wir uns durch die einfältige Predigt des Evangeliums, wie es in Gottes Wort steht, des Einflusses auf die Menschen unserer Zeit, die einerseits durch den heutzutage in voller Blüthe stehenden Kultus des Genius, durch die Selbst- und Kreaturen-Vergötterung, andererseits durch den vererdenden Materialismus abgekommen sind von der lauteren Schriftwahrheit. Eben darum ist es die höchste Zeit, daß dem Geschlecht unserer Tage seine hohe Bestimmung, sein göttlicher Adel, seine königliche Würde wieder nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht wird, deren es sich selber freventlich beraubt. Es ist heilsam, daß über dem Rennen und Jagen nach Erwerb und Genuß, nach Erdenglück und Erdenheil, über einem Geschlecht, dessen Wahlspruch: panem et circenses, Brod und Spiel lautet, die Glocken der Ewigkeit kräftig geläutet werden. Heilsam ist es auch, daß den Hochmuthsnarren unserer Zeit, die in ihrem bodenlosen Größenwahnsinn mit Faust aufrufen: Ich bin's, bin Faust, bin Deinesgleichen, es wieder zum demüthigenden Bewußtsein gebracht wird: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Wer aber statt dessen mit dem armseligen Geklingel seiner „klingenden Schelle" seine Zuhörer regalirt, dem gilt das Wort des Herrn durch den Propheten Jeremias (23, 32): „Siehe, ich will an die, so falsche Träume weissagen und predigen dieselben, und verführen mein Volk mit ihren Lügen und losen Theidingen, so ich sie doch nicht gesandt und ihnen nichts befohlen habe und sie auch diesem Volk nichts nütze sind."

Aber mit alle dem haben wir den Begriff der wahren, evangelischen Predigt noch nicht erschöpft. Wenn wir die Apostel fragen, was sie sind, wofür sie sich halten, so antworten sie einstimmig in vollem Chor: „Wir sind Zeugen." Es ist ein Lieblingsausdruck der Apostel. cf. Act. 2, 32; 3, 15; 10, 39. 41; 13, 31; 23, 11; 26, 16. Jesus selber wird in der Apocalypse der treue und wahrhaftige Zeuge genannt, 1, 5 und 3, 14. Dazu ist er in die Welt gekommen, daß er die Wahrheit zeugen soll, Joh. 18, 37; sein Zeugniß ist wahr, Joh. 8, 14. „Sein ganzes Leben," sagt Beck, „ist ein fort-

laufendes, Gott verherrlichendes und dem Heil der Menschheit gewidmetes Zeugniß in Wort und That, unter beständigem Widerspruch der Sünder, lehrend und lebend, handelnd und leidend ist er ein Zeuge der göttlichen Macht-, Liebes- und Wahrheits-Fülle." Und so hat er auch seine Apostel ausgesandt, daß sie seien seine Zeugen bis an das Ende der Erde, Act. 1, 8. Es ist bemerkenswerth, wie die Apostel immer und immer wieder mit großem Nachdruck betonen, daß sie nicht leere Luftgespinnste, nicht eitle Phantasiegebilde zum Besten geben, sondern daß sie von allem, was sie reden, selber Zeugen gewesen sind, und daß sie bereit waren, dieses ihr Zeugniß mit dem Tode zu besiegeln. Zeugen der Auferstehung sind die Apostel. Und darin faßt sich auch unsere Hauptaufgabe zusammen. Wir sollen Zeugen sein! Dazu sind wir berufen.

Daraus folgt zunächst, daß die Persönlichkeit des Predigers durchaus nicht von seiner Verkündigung losgelöst und getrennt werden kann. Gerade im geistlichen Stand spricht die Persönlichkeit eine große Rolle. Der Mann und sein Amt dürfen durchaus nicht geschieden werden. Das geht wohl in einem weltlichen, aber nicht im geistlichen Amt. Ein Advokt hat seiner Pflicht genügt, wenn er durch seine blendende Beredsamkeit den beabsichtigten Eindruck auf die Geschwornen hervorgebracht hat, daß der Angeklagte unschuldig ist. Ihn selber braucht die Sache durchaus nicht innerlich zu berühren. Er spricht als Advokat, nicht als Mensch. Mit seinen Gefühlen, mit seiner Stimmung hat der vorliegende Fall durchaus nichts zu schaffen. Aber wehe dem Prediger, der ebenfalls so verfahren wollte! Im geistlichen Stand muß Mann und Amt unlöslich Eins sein.

Zeugniß ablegen kann nur der, der etwas selber erlebt, erfahren hat, der selber dabei gewesen ist. Wer Zeugniß ablegt von etwas, wovon er innerlich nicht gewiß und überzeugt ist, der ist ein Lügner. Darum berufen sich die Apostel immer wieder darauf, daß sie Zeugen gewesen sind von Jesu Worten und Thaten, Leiden nnd Sterben und Auferstehen, daß sie seine Herrlichkeit selber gesehen haben! Sind die Apostel nicht in beneidenswerther Lage uns gegenüber? Wir können uns doch auf keine solche Erfahrungen berufen? Muß sich unser Zeugniß nicht auf das Zeugniß Anderer, nämlich Jesu selbst und seiner Apostel stützen? Und dennoch muß es mit uns dahin kommen, daß wir mit den Aposteln in Wahrheit sprechen können: Wir sind deß alle Zeugen. Wir müssen innerlich durchdrungen, überzeugt sein von der Wahrheit, von der Lebensmacht des Evangeliums; wir müssen es an unserm eigenen Herzen erfahren haben, daß das Evangelium von Jesu Christo eine Kraft Gottes ist, selig zu machen Alle, die daran glauben. Wir müssen Jesu Wort zu dem unsrigen machen können: Wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben, Joh. 3, 11, und mit den Aposteln sprechen: „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben." Act. 4, 20. Wo diese innerliche Erfahrung fehlt, so lange wir nicht im Stande sind, ein solches lebenskräftiges Zeugniß abzulegen, so lange reden wir wie der Blinde von der Farbe, so lange tappen wir selber im

Dunkeln und eben deßhalb sind wir so lange auch nicht im Stande, unsere Zuhörer zum Licht zu führen, so lange bleibt unsere Rede, mag sie noch so geistreich, blumenreich, citatenreich sein, ohne Saft und ohne Kraft! Welch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen dem, was wir selber erlebt und dem, was wir nur vom Hörensagen wissen! Wie lebendig, wie hinreißend, wie packend wird unsere Rede, wenn wir etwas Selbsterlebtes schildern! Welch einen ganz andern Eindruck wird es hervorrufen, wenn ich Jemand noch frisch unter dem Eindruck des Erlebten meine eigene Erfahrung mit überströmenden Worten, mit flammendem Auge erzähle, als wenn ich mich erst auf ein on dit berufen muß: ich habe es da oder dort gehört, so oder so soll's gewesen sein. Aber für die Wahrheit kann ich nicht bürgen. Es könnte auch etwas übertrieben sein! — Es könnte nicht schaden, wenn wir einmal darauf hin unsere Predigten untersuchten und prüften, ob sie darum oft so schaal, so kalt, so seicht, so wenig einschlagend und durchschlagend sind, weil sie uns nicht aus tiefstem Herzen quellen, weil sie kein wahres Zeugniß sind, sondern im besten Fall äußerlich angelernte Orthodoxie, kurz, weil wir nicht reden, was wir mit den Augen des Glaubens gesehen, erfahren haben! Ich erinnere beispielshalber an die Pfingstpredigt des begeisterten Petrus, deren Erfolg sich in den 3000 Getauften offenbarte. Woher dieser riesige, überraschende Erfolg? Was gab dieser Predigt diese zündende, unwiderstehliche Gewalt über die Herzen? Das war die Macht des Zeugnisses! Die Predigt des Petrus war kein rhetorisches Meisterstück nach unserem Begriff. Ob sie in den Augen der meisten Homiletiker Gnade gefunden hätte, ist zweifelhaft. Es fehlt die Disposition, das I., II., III., worin wir uns oft selber übertreffen. Aber etwas Anderes hat Petrus dafür, was uns, leider Gottes, so vielfach abgeht. Mit blitzenden Augen, mit zündenden Worten, ein lebendiger Zeuge seines auferstaudenen Heilandes steht Petrus da und bezeugt dem erschütterten Volk, daß Gott diesen Jesus, den sie vor ein paar Wochen zum Tode geschleppt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat! Diesem begeisterten Petrus sah man es an, man fühlte es ihm ab, daß er in der That für etwas einsteht, was er selber mitgemacht, was sein ganzes Herz, seine feurige Petrusnatur in Aufruhr versetzt hat, daß er bereit sei, jeden Augenblick, nicht etwa seinen Herrn wieder zu verleugnen — das liegt weit hinter ihm — sondern sein Haupt zum Pfand für die Wahrheit seiner Aussage, seiner Verkündigung einzusetzen. Fürwahr, diese Predigt war ein besser Schwertstreich, als den er einst dort im Garten nach des Malchus Ohr geführt hat! Diese Macht des Zeugnisses, die eher an den Einsturz des Himmels glaubt, als an die Möglichkeit einer Widerlegens desselben, muß man auch uns anmerken. Von dem berühmten Londoner Baptistenprediger Spurgeon sagt Funke einmal: „Man hat das beruhigende Gefühl, daß dieser Mann jeden Augenblick, falls es nöthig sein sollte, für das Evangelium, das er predigt, seinen Kopf auf den Block legen würde!" Ob unsere Zuhörer unter unsern Kanzeln während unserer Predigten wohl auch immer dieses „beruhigende Gefühl" haben?

(Schluß folgt.)

Die erziehliche Wirksamkeit des Lehrers in Bezug auf das Wohlverhalten der Kinder außerhalb der Schule.

(Eingesandt von A. Breitenbach, Chicago.)

(Schluß.)

Sind wir nunmehr, wie ich glaube, einig in der Ansicht, daß sich der Lehrer der Untersuchung auch der Fälle von Thorheiten widmen soll, die außer der Schulzeit sich ereignen, so sind vor allen Dingen Maßregeln zu treffen, durch die er möglichst genau über das Wohlerhalten der Kinder orientiert wird.

Ich meine damit keineswegs, daß der Lehrer mit Hilfe seiner Schüler ein Spioniersystem organisieren soll, sondern ich schlage vor, Einrichtungen zu treffen, ähnlich denen des Schulcollegiums zu Cöln a. Rh., welche die Lehrer dort durchgeführt haben. Ein sehr großer Theil der tollen Streiche wird durch die Polizeiorgane bei dem Vertreter der Ortspolizei, dem Gemeinde-Vorstande angebracht. Da geht denn das zwischen diesem und den Hauptlehrern getroffene Abkommen dahin, daß sämmtliche Anzeigen der Schutzleute, welche Schulkinder betreffen, den Hauptlehrern zur Entschließung vorgelegt werden. Der Herr Polizei-Anwalt hat somit auf einen Theil seines Strafrechtes verzichtet und der Behandlung der einzelnen Hauptlehrer überwiesen. Sie untersuchen nach Eingang der Anzeige den vorliegenden Fall, besprechen sich in zweifelhaften Fällen mit den Klassenlehrern und diktieren alsdann entweder die angemessene Strafe, oder verwarnen und ermahnen das Kind, oder sie sprechen dasselbe straf- und kostenlos frei.

Schon aus dieser Darstellung ist ersichtlich, daß Seitens des Polizei-Anwaltes den Lehrern vollständig freie Entschließung überlassen wird. So sehr ich bereit bin, in diesem Sinne mich im Interesse der öffentlichen Moral mit der Behandlung der Vergehen meiner Schüler abzugeben, die außerhalb der Schulzeit vorkommen, so entschieden würde ich mich doch weigern, vorausgesetzt, daß es in meiner Hand läge, eine von irgend einer Behörde bestimmte und festgesetzte Strafe vollziehen zu lassen. Die in dem 1. Hefte der „Entscheidungen" abgedruckte Verordnung des preußischen Cultus-Ministers vom 5. Dezember 1874 spricht sich übrigens ganz in diesem Sinne aus, wenn sie sagt, daß der Lehrer zwar Schulstrafen zu vollziehen, die „Vollstreckung einer vom Schulvorstande speziell dekretierten Schulstrafe abzulehnen" aber das unbenommene Recht habe. Ein Lehrer muß eben das Recht besitzen, die Strafe mit Berücksichtigung der Individualität des Kindes selbst zu bestimmen. Besser ist es, wenn man ihm überläßt, zunächst den vorliegenden Fall zu prüfen. Er thut das nicht in der Weise, daß er die Kinder zum Geständniß prügelt oder durch allerhand Drohungen zum Jasagen zwingt, sondern indem er zunächst den Thatbestand in ruhiger Weise feststellt und dann die Motive der That zu erkennen sucht, ob eine schädliche Einwirkung durch schlechten Umgang, Mangel an Aufsicht, Unkenntniß, Uebermuth, Leichtsinn oder Rohheit zur That geführt haben, und ich persönlich strafe nie, wenn ich kein Geständniß erziehlt habe, selbst dann nicht, wenn

Zeugen mit erdrückenden Aussagen vorhanden sind. Liegt nun ein Geständniß vor, so hüte man sich vor ellenlangen Reden; ein paar kurze, derbe Vermahnungen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, sind viel besser am Platze; schon Luther sagt ja, man könne einem Menschen in einer Stunde mehr predigen, als er in drei Jahren auszuführen vermöge; bedenken Sie doch auch, je mehr ein Bube heult, desto weniger bildet er sich Grundsätze, ja, desto willensunkräftiger ist er in der Regel. Vor allen Dingen aber hüte man sich vor den sittlichen Rührungen, worauf die Mütter so sehr viel zu geben pflegen. Die Erschütterung verschwimmt, ohne auch nur das Grundgerüst des Charakters berührt zn haben. Ein derbes „du sollst" ist besser, als eine lange, noch so schöne Rede; denn Gutzkow hat sehr recht, wenn er sagt: „Grob ist besser als fein, bei Handtüchern, wie bei der Erziehung."

Damit ist keineswegs gesagt, daß der Lehrer ob jeder übermüthigen Aeußerung kindlichen Lebensmuthes mit dem Bakel oder Sträp dazwischen schlage. Ein Wink mit der Hand wird oft genügen, die nach dem Schulschlusse allzulaut jubilierende kleine Schaar zur Raison zu bringen, und wir werden nicht nöthig haben, die nach stundenlangem straffen Sitzen des freien Gebrauchs ihrer Glieder sich freuenden Jungens zu dem gezwungenen paarweisen Nachhausegehen anzuhalten. Ein ernster Blick wird hinreichen, die Burschen, welche mitten auf der Straße im lustigen Ringkampfe ihre Kräfte zu messen unternehmen, zur Ruhe zu verweisen und ein warnendes Wort in Bezug auf die leicht möglichen Folgen wird ausreichen, das Schneeballen am ungehörigen Platze zu vermeiden. Freilich müssen wir dieses warnende Wort aussprechen mit dem nöthigen Nachdruck, obgleich vielmehr mancher von uns mit inneren Bedauern ausrufen möchte: „Der schöne Schnee!"

Wenn so der Ausbruch des kindlichen Uebermuthes durch ein warnendes Wort gerügt wird, gebührt dem leichtsinnigen Streiche schon der ernste Tadel und bei öfterer Wiederholung die strenge Strafe. In vielen derartigen Fällen hat sich der kleine Schwerenöther zum Laufen hinter die Schule, zum Losbrennen von Feuerwerk durch gute Freunde oder getreue Nachbarn verleiten lassen. Ein Knabe hat im Moment der lebhaften Erregung vergessen, sich die Tragweite seines Feueranzündens im Aborte klar vor die Seele zu führen und andere Burschen beschwichtigten das mahnende Gewissen mit der Behauptung, daß der liebe Gott das Gras auf den Wiesen, die Früchte auf dem Felde und das Obst auf den Bäumen allen Menschen zur Freude wachsen lasse, weßhalb sehr viele derartige Entwendungen eben so wenig für Diebstahl gehalten werden, wie das Angeln ohne die dazu nöthige Berechtigung. Diese Fälle bedürfen außer des ernsten Tadels um so mehr der aufklärenden Worte, wenn, wie das leider öfter vorkommt, diese Vergehungen auf direktes Gebot der Eltern oder Pflegeeltern zurückzuführen sind. Wiederholen sich aber die auf dem Leichtsinne basierenden dummen Streiche, wie bei verzogenen Kindern und leidenschaftlichen Gesellen häufig geschieht, dann frei-

lich müssen dieselben streng gehalten und unter Umständen zu einschneidendem Wehe verurtheilt werden. Hat ein solches Kind den Kelch des Leidens erst ernstlich gekostet und sich endlich einmal, wenn auch zunächst aus Furcht, überwunden, so hat der Lehrer in der Regel gewonnen.

Zu allen Zeiten aber und unter allen Umständen sind Ausbrüche von Rohheit und Gemeinheit, von Grausamkeit und Bosheit mit strenger Strafe zu belegen. Für Thierquäler, für Kinder, welche sich geschlechtlicher Sünden schuldig machen, oder die aus Neigung stehlen, gibt es nur eine Strafe, das ist der Stock oder Sträp, der dann aber auch mit Energie zur Anwendung gelangen muß.

Die Thätigkeit der Schule in dieser Richtung hat zumeist den Zweck, das Haus und die Familie zu unterstützen. Leider ist es in Folge des Mangels an Energie, die nur zu häufig unsere Familienerziehung kennzeichnet, wie auch in Folge unserer sozialen Zustände nöthig, daß der Familie öfter als es wünschenswerth ist, Schutz und Unterstützung gewährt wird, und als der naturgemäßesten Autorität sind wir gerne bereit, den Eltern diese Unterstützung zu Theil werden zu lassen, allerdings mit dem Bedauern darüber, daß das erwachsene Publikum dem strafbaren Verhalten der Kinder gegenüber seine Pflichten nicht erfüllt. Ich habe in früheren Jahren Kinder bei den Ohren genommen, die fortgesetzt Feuerwerkskörper auf die Schienen der Pferdebahn legten und dadurch die Pferde und das Dienstpersonal stundenlang in Unruhe versetzten, und ich mußte erleben, daß die Erwachsenen die Kinder trotzdem zur Wiederholung der Heldenthat anspornten. Als ich endlich Ruhe geschaffen, gingen Erwachsene hin, mir zum Trotz, und legten Feuerwerkskörper eigenhändig in die Schienen — da habe ich mich im eigenen Interesse dieser Leutchen gefreut, daß mir kein Strafrecht in Bezug auf Erwachsene zustand. Collegen von mir, die Unregelmäßigkeiten der Kinder auf der Straße rügten, wurden von Vorübergehenden gröblich insultirt und jeder von Ihnen, m. H., wird wohl schon bemerkt haben, daß Erwachsene mit aller Seelenruhe den Thorheiten der Jugend zusehen, dieselben vielleicht sogar noch veranlassen, fast niemals aber abwehrend dazwischen fahren. Hier muß vor allen Dingen Wandel geschaffen und den Erwachsenen ihre Pflicht und ihr Recht in das Gedächtniß gerufen werden.

Unter den Fällen, welche sich auf den Schutz der Familie beziehen, spielen eine große Rolle die Klagen der in ein und demselben Hause wohnenden Kinder über einander. Sie alle, m. H., kennen dieselben! Wo sich die Mütter entzweit, da wird jede Gelegenheit benützt, durch Vermittlung des Lehrers den Kindern der feindlichen Partei eine Lection ertheilen zu lassen. Da gilt es dann, mit feinem Takte das von der Rache diktirte Geschrei von der berechtigten Klage zu unterscheiden, denn ich habe vielfach die Erfahrung gemacht, daß die meisten dieser angeblichen Unbilden sich heben durch gegenseitige Verübung, und daß gemeiniglich die strengere Verfolgung der einen Klage sofort die Anbringung einer zweiten Klage von der gegnerischen Partei zur Folge hat. Außerdem finden die meisten aller dieser Fälle ihre psychologische Er-

klärung in dem Verhältniß, in welchem die streitigen Parteien zu einander stehen und ihre mechanische Ursache ist nur zu oft in einer Anreizung durch Erwachsene zu suchen. Ich bin in allen diesen Fällen vorsichtig und strafe gewöhnlich nur dann, wenn ein eingestandener Insult gegen Erwachsene vorliegt.

Ein überaus großer Theil der beklagenswerthen Vergehen der Kinder wurde nur dadurch möglich, daß eine geregelte, konsequent durchgeführte Aufsicht fehlte, unter deren schirmenden und schützenden Hut die Kleinen zur sittlichen That geführt werden, welcher Erfolg keineswegs dadurch beeinträchtigt wird, daß er angestrebt worden ist auf dem Wege der Gewöhnung. Es wird darum für ein Verdienst gelten, wenn Einrichtungen geschaffen werden, durch welche eine derartige Aufsicht auch über die Schulzeit der Kinder hinaus durchgeführt wird. Für das vorschulpflichtige Alter haben wir ja in großen Städten hie und da die Kleinkinderschule, Kindergärten 2c., und wenn man auch hie und da den Fröbel'schen Instituten öfters den Vorwurf gemacht hat, daß ihre Einwirkung auf die Seele des Kindes eine zu mechanische geworden, so bleibt doch immer noch die Aufsicht und gute Gewöhnung, die Arbeit und das Spiel übrig, deren jedes wesentliche Förderungsmittel in sich schließt.

Für die schulpflichtigen Knaben hat man in Deutschland schon seit einer Reihe von Jahren an den oft gefährlich werdenden Mittwoch- und Samstag-Nachmittagen für eine zweckmäßige Beschäftigung gesorgt, an der jeglicher Knabe sich in vollständig zwangloser Weise betheiligen kann. An den Mittwoch-Nachmittagen z. B. geht es unter der Leitung eines Lehrers in das Bad zur Sommerzeit in den Fluß, zur Winterzeit dagegen in das Schwimmbassin. An den Samstag-Nachmittagen versammeln sich dagegen regelmäßig gegen 100, oft noch mehr Kinder, die unter der Leitung eines Lehrers fröhliche Spiele ausführen, leichte Bewegungsspiele die Kleinen, schwierigere Ballspiele die Großen. Ich habe nicht nöthig, noch besonders zu betonen, daß es sich bei diesen Spielstunden nicht allein um eine mechanische Aufsicht, sondern auch zu allermeist um den positiven Nutzen handelt, der durch das geregelte Spielen im erzieherischen Sinne gewonnen wird.

In einem noch höheren Grade wird dieser Gewinn in den sogenannten Schreibegärten und durch den Kinderhort geschaffen, namentlich in letzterem, in welchem Knaben und Mädchen Gelegenheit erhalten, ihre Schularbeiten zu fertigen und in welchem denselben in glücklicher Abwechslung segensreiche Arbeit und frohgemuthes Spiel, wie auch anderweitige Anregung in Hülle und Fülle geboten wird. Derartige Einrichtungen verdienen unsere Sympathien, verdienen, daß wir ihnen unsere Unterstützung in vollem Umfange in moralischer Beziehung sowohl, wie durch thatsächliches Eingreifen zu Theil werden lassen, und wo diese Institute fehlen, da möchte ich rathen, die Agitation zu eröffnen, daß ganz oder theilweise, im Großen oder im Kleinen, diese Einrichtungen zum Segen der Kinderwelt geschaffen werden. — — Damit bin ich am Ziele. — —

Ich habe nichts Neues ausgesprochen über die alte Klage und nichts

Neues vorgeschlagen zur Abwehr des alten Uebels, das sich fortgeerbt von Geschlecht zu Geschlecht. Aber, wenn wir uns wieder die Summe aller Uebelstände vor die Seele geführt, so haben wir doch trotz aller tausendfachen Mißverhältnisse neben und bei dem Uebel auch die Mittel zur Heilung gefunden, was uns die Gewißheit gibt, daß die Menschheit nicht an unheilbaren Krankheiten leidet. Gewaltsames Eingreifen duldet das Uebel nimmer, denn die kindliche Seele läßt sich nicht auf mechanischem Wege in künstlich hergestellte Formen pressen; es gilt vielmehr in langsamer, steter Entwicklung, Schritt für Schritt, beharrlich und mit Ausdauer dem Ziele nachzustreben. Das gilt im einzelnen Falle und gilt im Hinblicke auf die Gesammtheit, aber es wird der treuen Arbeit in jedem Falle hier wie dort, sicher gelingen, ein kleines Ziel zu erreichen, dessen wir uns um so mehr freuen wollen, je mühevoller die Arbeit gewesen, die zu demselben geführt hat. Als die Lebenden haben wir die Arbeit zu verrichten und den Boden zu bereiten, auf dem eine kommende Zeit mit glücklicher Hand den Samen streuen wird. Schämen wir uns dieser Arbeit doch ja nicht, und lassen wir uns nicht entmuthigen durch Enttäuschungen aller Art und oft nur geringe Erfolge; für die Anbahnung einer bessern Zukunft des Einzelnen und der Gesammtheit ist dieses unser Schaffen doch von ungemeiner Bedeutung. Wir selbst werden kaum allerdings erst die ersten Strahlen der Morgenröthe erblicken; aber „wenn die Wahrheit eine Macht, und wenn das lebendige, gläubige Gefühl der warmen Menschenbrust, die an Glück und Frieden, an Harmonie der Natur und der menschlichen Bestimmung, an eine ewige Liebe der gütigen Gottheit glaubt, wenn dies Gefühl eine Wahrheit ist, so wird diese Zeit kommen!" (Lorenz Stein.)

Thesen:

1. Die Schule ist nicht nur Unterrichts-, sondern auch Erziehungs-Anstalt.

2. Das Ziel aller Erziehung in ethischer Beziehung, die sittliche Selbstständigkeit, wird bei den meisten Kindern nicht erreicht, weil eine große Zahl frühzeitig entstandener Neigungen und Begierden noch nicht überwunden ist; die Zahl dieser falschen Gebilde wird um so größer sein, je bunter und aufregender das Leben der Umgebung sich gestaltet und je schwächlicher die häusliche Erziehung gehandhabt wird.

3. Weil den meisten Kindern die sittliche Selbstständigkeit fehlt, ist das Verhalten der Schüler außerhalb der Schule sehr häufig ein unrichtiges.

4. Der Lehrer ist nicht der einzige Erzieher; er trägt in Folge dessen nicht die alleinige Verantwortung für das Gelingen oder Mißlingen der Erziehung; derselbe ist aber jederzeit bereit, in Gemeinschaft mit den Eltern, der Kirche und — wenn es sein muß — auch mit der Staatsbehörde das Verhalten der Kinder auch außerhalb der Schule zu beeinflussen.

5. Die Vorbedingung eines gedeihlichen Wirkens in diesem Sinne ist eine allseitige Unterstützung der Autorität des Lehrers.

6. Die Thätigkeit des Lehrers im Speziellen erstreckt sich A. auf Erziehung zu sittlich gutem Verhalten, auch außerhalb der Schule durch a) gründliche Entwicklung des Verstandes und Gefühls, b) möglichste Kräftigung des Willens, c) öftere Zusammenfassung der häufig vorkommenden Vergehen und gelegentliche Erörterung derselben beim Unterricht.

B. Auf Untersuchung und Behandlung aller ihm zur Kenntniß gelangenden Fälle tadelnswerthen Verhaltens seiner Schüler, indem er a) warnt bei Ausbrüchen des Uebermuthes, b) ernst tadelt bei leichtsinnigen, dummen Streichen, c) streng straft bei Beweisen von Rohheit, Grausamkeit ꝛc.

C. Auf Unterstützung resp. Begründung von Anstalten und Einrichtungen, welche den Kindern eine geordnete Aufsicht angedeihen lassen. (Spielstunden, Kinderbewahranstalten, Kinderhorte ꝛc.)

Wunde Punkte im Rechenunterricht.

(Eingesandt von H. Brodt.)

Der Volksschullehrer des 19. Jahrhunderts ist gewohnt über die Unterrichts- und Erziehungsweise anderer Jahrhunderte abzuurtheilen und wegwerfend zu sprechen. Zwar blickt er nicht mit Unrecht voll Stolz auf die Errungenschaften, welche die neuere Pädagogik unter der Pflege tüchtiger Schulmänner sich zu eigen gemacht hat; denn kaum eine andere Wissenschaft hat solche Fortschritte und Erfolge aufzuweisen; aber er vergißt, daß die Keime zu solcher Entwickelung doch schon in früheren Jahrhunderten gelegt worden sind, und daß wir jetzt vielfach ernten, was wir nicht gesäet haben. Wenn er sich daher auf's hohe Pferd setzt und diese oder jene Eigenthümlichkeit in der Erziehungs- und Unterrichtsweise seiner Vorgänger mit lächelnder und überlegener Weise kritisirt, so begeht er damit ein Unrecht gegen die Pädagogen früherer Jahrhunderte, unter denen es Männer gegeben hat, deren Methode im Großen und Ganzen noch vor der scharfen Kritik unserer Zeit Stand hält, Männer, die ihresgleichen kaum in der Neuzeit finden, Männer, durch deren Wort und Wirken wir uns noch in mancher Hinsicht das Gewissen schärfen lassen könnten. Ich erinnere nur an Comenius und Pestalozzi, und jeder wird mir beipflichten. Sind sie es nicht gewesen, die das Fundament, auf dem die ganze neuere Pädagogik ruht, gelegt haben, indem sie die Anschauung als die einzige Grundlage aller Erkenntniß priesen? Daß es in den Schulen jener Zeit oft noch sehr traurig aussah, daß man den Unterricht noch so wenig auf die Anschauung gründete, war nur eine Folge davon, daß die Ideen jener großen Männer noch nicht genügend Platz gegriffen, noch zu wenig Verkörperung gefunden hatten. Aber wer von uns wäre kühn genug zu behaupten, daß das Prinzip der Anschaulichkeit, obwohl es ja allgemein als das allein richtige anerkannt worden ist, nun auch in allen Schulen der Jetztzeit angewandt und konsequent durchgeführt werde; wer hätte noch nicht die traurige Erfahrung gemacht, daß es auch in der Jetztzeit und namentlich hierzulande noch eine ganze Menge Lehrer giebt, die durch ihren Unterricht beweisen, daß jenes Prinzip ihnen dem Buchstaben nach wohl bekannt ist, daß sie den Geist desselben aber nicht erfaßt haben. Auf den verschiedensten Unterrichtsgebieten können wir diese für unsern Stand recht beschämende Betrachtung machen, aber auf keinem Gebiete in so auffälliger Weise, wie auf dem in Rede stehenden, auf dem Gebiete des Rechenunterrichts. Wenn irgendwo, so gibt es auf diesem noch eine ganze Anzahl wunder Punkte, deren Berührung, Untersuchung

und Heilung, so schmerzhaft sie dem oder jenem auch sein mag, vorgenommen werden muß, wenn eine spätere Zeit uns nicht mit Recht den Vorwurf der Oberflächlichkeit oder gar des Unverstandes machen soll. In Folgendem sollen nun einzelne dieser Punkte berührt werden.

Da war vor Kurzem ein Kollege bei mir, der stellenlos umherirrte und diese Gelegenheit benutzte, um verschiedene Schulen, deren Lehrer und ihre Methode kennen zu lernen. Er erzählte unter anderem, daß er zuhörte, als ein Lehrer neueingetretenen Schülern die erste Rechenlektion ertheilte. Jener Lehrer habe damit begonnen, daß er seine Schüler von 1 bis 100 zählen ließ, sie hierbei aufmunterte, antrieb oder beschämte, je nachdem er sich von diesem oder jenem Mittel mehr versprach. Zum nächsten Tage gab er ihnen auf, von hundert rückwärts zu zählen, und für die schriftliche Beschäftigung schrieb er den Kindern die Ziffern vor und veranlaßte sie, dieselben nachzumalen. Wird dieses Verfahren, das doch jedes anschaulichen Momentes bar ist, nur von wenigen Lehrern deutscher und englischer Schulen angewandt, oder hat jener Lehrer noch viele Genossen im Lande der Freiheit — vielleicht gar unter uns? Ich will nicht hoffen, daß sich in unserer Mitte Collegen finden, die so oder doch ähnlich bei ihrem ersten Rechenunterrichte vorgehen. Es giebt aber noch genug Lehrer, die keine andere als die eben beschriebene Weise kennen; dafür spricht der Umstand, daß so viele Kinder aus andern Schulen in unsere Schulen eintreten, die die Zahlwörter von 1 bis 100 und darüber der Reihe nach mechanisch hersagen können, aber selbst bei den ersten zehn nicht wissen, wie viele Einheiten sie mit denselben bezeichnen. Frage man nur einmal nach, wie viele Lehrer beim ersten Rechenunterricht von der Russischen Rechenmaschine oder einem ähnlichen Veranschaulichungsapparat Gebrauch machen. Es sind in der That nur wenige; vielleicht liegt in einem verstaubten Schranke ein solcher Apparat, der von einem strebsameren Vorgänger hinterlassen wurde; aber der Nachfolger weiß nicht, wie er ihn benutzen soll. „Mit dem Ding," äußerte einst ein Kollege, „versteh ich mich nicht recht; ich kann ohne die Rechenmaschine besser fertig werden." (Das sollte wohl heißen: Ich bin zu bequem, mir die nöthige Einsicht in eine mir völlig fremde Methode zu verschaffen; meine alte Methode anzuwenden ist bedeutend leichter für mich.) In der That ist es ja leichter für den Lehrer, die Arbeit der Auffassung, des Zahlenverständnisses dem Schüler zu überlassen; aber es geht dann im Rechnen nicht blos bedeutend langsamer, sondern ich behaupte sogar, daß nicht besonders befähigte Schüler gar nicht voran kommen. Die Erfolge entsprechen hier ganz genau der Arbeit des Lehrers und dem von ihm angewandten Fleiße. Wo man nichts oder doch nur sehr wenig säet, da kann man doch unmöglich eine reiche Ernte halten. Daher kommt die Erfahrung, die man in den meisten Schulen macht, daß nämlich die Erfolge im Rechenunterrichte der darauf verwandten Zeit durchaus nicht entsprechen. Dasselbe möchte ich auch allen Lehrern an einklassigen Schulen zu bedenken geben, die da vorgeben, sie hätten über der Arbeit mit den Großen nicht Zeit, sich mit den Kleinen zu beschäftigen. Das ist jedenfalls eine ganz verkehrte Ansicht; denn welchen Pflänz-

lingen wendet der Gärtner mehr Sorgfalt zu, den größeren oder den kleineren? Und aus welchem Grunde pflegt er die kleinen sorgfältiger? Nun, er weiß gar wohl, daß sie leicht geknickt und beschädigt und so für jede weitere Pflege untauglich gemacht werden können, während die größeren schon selbstständiger sind und deßhalb schon öfter als jene sich selbst überlassen bleiben mögen. Wer der Kleinen versäumt, der schädigt die Schularbeit in ihrem Fundamente, der stumpft die Schüler für jeden weiteren Unterricht ab. Wenn die Rekruten nicht ordentlich ausexerziert werden, so schlägt sich das Heer sehr schlecht.

Erste These: Es ist verkehrt, wenn Lehrer es unterlassen, den Anfängern im Rechnen das nöthige Verständniß der Zahlen durch Vorführung von Objekten beizubringen; denn dadurch rauben sie diesem Unterrichte die Hauptbedingung seines Erfolges, nämlich die anschauliche Grundlage.

Mit dem zuerst besprochenen Punkte hängt ein zweiter sehr nahe zusammen. Wer ein vollständiges Zahlverständniß haben soll, dem darf die volle Einsicht in das dekadische System unsrer Zahlen nicht fehlen, der muß die beiden Sätze verstehen: „Zehn Einheiten einer Ordnung bilden eine Einheit der nächst höheren Ordnung“ und: „Eine Einheit einer Ordnung enthält zehn Einheiten der nächst niederen Ordnung.“ Wie viele Schüler gibt es selbst in den höheren Stufen der Volksschulen des 19. Jahrhunderts noch wohl, denen diese Einsicht ganz fehlt, die, wenn sie beim Subtrahiren auf der Tafel an eine Null im Subtrahendus kommen, wissen, warum sie nicht bei dieser, sondern bei der nächsten Ziffer borgen, und warum diese Null dann als eine Neun gilt. Wie viele giebt es, denen die Fähigkeit, eine Zahl in ihre dezimalen Einheiten zu zerlegen, ganz abgeht, die nicht einmal angeben können, wie viele Zehner eine 3—4stellige Zahl hat, und beim Operiren mit größeren Zahlen erst recht nicht wissen, mit welchen Größen sie sich beschäftigen. Wo aber den Schülern diese Einsicht in das dekadische System fehlt, da kann kein bewußtes, verstandesmäßiges Rechnen, sondern nur ein mechanisches Spiel mit todten Ziffern stattfinden. Aber wessen Schuld ist es, wem ist es zuzuschreiben, wenn der Rechenunterricht so herabgewürdigt wird? Nur der betreffende Lehrer hat schuld, weil er es unterlassen hat, den Schülern Einsicht in das Zehnersystem zu verschaffen. Darum muß beim Rechenunterricht jede Gelegenheit benutzt werden, diese Einsicht zu vermitteln. Das geschieht durch Veranschaulichung mit der Rechenmaschine, mit Geldstücken, Fingern rc., durch fleißiges Zahlenlesen und -schreiben, durch Zerlegen der Zahl in ihre Einheiten, durch Multiplikation und Division mit 10, 100, 1000 u. s. w.

Zweite These: Es ist verkehrt, wenn Lehrer ihren Rechenunterricht nicht so ertheilen, daß der Schüler zur vollen Einsicht in das dekadische System gelangt; denn dadurch verhindern sie das schnelle und verstandesmäßige Operiren mit Zahlen. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der McGlynnstreit hat innerhalb der römischen Kirche noch ein Nachspiel gehabt. Da nämlich die Exkommunikation des Pater McGlynn seinen Einfluß vergrößert hat, anstatt ihn zu brechen, so ist der eifrigste Beförderer dieser Maßregel, der Generalvikar der Erzdiöcese New York, Preston, seines Amtes enthoben worden. An die Stelle dieses dem Dr. McGlynn schon länger feindlich gesinnten Generalvikars ist ein früherer Hilfsgeistlicher der St. Stephans-Gemeinde, Dr. Charles C. McDonnel, getreten, der heute noch gegen seinen ehemaligen Vorgesetzten wohlgesinnt sein soll.

Dr. McGlynn selbst will Kapital aufbringen, um in allen größern Städten Amerikas ein tägliches Blatt herauszugeben, im Interesse seiner socialistischen Bestrebungen.

Ein Standbild Henry Ward Beechers soll in Brooklyn errichtet werden. Das betr. Komite hat zu diesem Zweck bereits $25,000 in Händen.

Die diesjährige Hauptversammlung des Gustav-Adolfvereins hat in Nürnberg stattgefunden, wo der Verein schon einmal vor 25 Jahren getagt hat.

Das Fest nahm seinen Anfang am Nachmittag des 13. September durch eine öffentliche Begrüßung im großen Rathhaussaale. Der Vorstand des Lokalkomites, Pfr. Lösch, sprach den ersten Willkommgruß aus. Ferner begrüßten Konsistorialrath Burger aus Ansbach im Namen des Konsistoriums und Regierungsrath Götz als Vertreter der königl. Regierung von Mittelfranken die Versammlung. Der Bürgermeister der Stadt Nürnberg wies zwar darauf hin, daß die Stadt nicht rein protestantisch sei, daß aber dennoch der Verein in allen Kreisen auf sympathische Aufnahme rechnen könne, da er gegen keine Konfession vorgehen, sondern nur seine Glaubensgenossen in Liebe versorgen wolle.

An diese Versammlung schloß sich ein Festgottesdienst in der alten Sebalduskirche an, deren Räume bis auf den letzten Winkel gefüllt waren. Die Predigt hielt Hauptpastor Dr. Hölscher aus Leipzig. Der Text war: 1 Joh. 4, 16—21; das Thema: Die heilige Losung des Gustav-Adolf-Vereins: „Bleibet in der Liebe. Denn sie ist 1. unseres Herzens Schatz und höchste Seligkeit, 2. unserer Kirche Schutz und freudigster Trost, 3. unseres Vereines Trutz und reichste Kraft."

Die eigentliche Festpredigt hielt am nächsten Tage Konsistorial-Präsident Dr. von Stählin über Röm. 8, 31. 32. Das Thema war: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Unser Kampf- und Siegeslied: wie es aus der Tiefe der Geschichte in die Tiefe unserer Herzen klingt."

Die beiden Hauptversammlungen wurden in der Aegidienkirche gehalten. Im Westtheil der Kirche waren die Festgaben aufgestellt, unter denen vier Glocken, zwei Harmoniums und ein Altar mit prächtigem Altarbild besonders in die Augen fielen. Außerdem hatte die Nürnberger Jugend beim Schluß des Abendgottesdienstes in der Sebalduskirche eine Anzahl Festgaben dargebracht. Die Kinder der Kindergottesdienste — Sonntagschule würden wir sagen — überbrachten Bibeln, die Konfirmanden heilige Gefäße, die Handelsschüler einen Kelch; ein Schüler des Gymnasiums eine reich ausgestattete Abendmahlskanne, die er mit einer lateinischen Ansprache übergab.

In der ersten Hauptversammlung wurde nach den üblichen Ansprachen und Erwiderungen der Jahresbericht durch den Schriftführer Dr. v. Criegern erstattet. Der Verein besteht aus 14 Haupt- und 1781 Zweigvereinen, unter denen sich 17 neugebildete befinden. Auch acht neue Frauenvereine haben sich gebildet, so daß die Zahl derselben 429 beträgt. Auch drei neue Kindervereine sind entstanden. Die Einnahmen betrugen im Ganzen 802,491 Mark, 91,399 Mark mehr als im Vorjahre. Seit seiner Gründung im Jahre 1832 hat der Gustav-Adolf-Verein Unterstützungen im Betrage von 21,158,636 Mark ($5,-072,694) gewährt. Als dringende Bedürfnisse wurden genannt der Bau von 314 Kirchen, 142 Schulen, 110 Pfarrhäusern, sowie die Abtragung über drei Millionen Mark (über $800,000) Schulden, mit denen die Diasporagemeinden belastet sind.

Von Berichterstattern aus Elsaß, der Schweiz, Ungarn, Siebenbürgen, Mähren, Belgien, Spanien, Italien und Brasilien wurden die Nothstände der evangelischen Christen in der Diaspora dargelegt, um die Herzen zur Theilnahme und Mithülfe zu erwecken.

In der zweiten Hauptversammlung referirte zuerst Dr. Fabri über die Verhältnisse der Evangelischen in Südamerika namentlich in Brasilien. Seine Bitte an den Centralvorstand ging dahin, das Werk der kirchlichen Versorgung der evangelischen Christen auf diesem Gebiete in Angriff zu nehmen. Darauf erfolgte die Abstimmung darüber, welcher von den drei vorgeschlagenen Gemeinden die diesjährige Hauptgabe von 18,000 Mark ($4230) zufallen solle. Die Gemeinde Ramsau in Steiermark vereinigte die meisten Stimmen auf sich; die beiden andern Gemeinden Elversberg in Rheinpreußen und Hayingen-Algringen erhielten je 6077 Mark ($1430). Hayingen-Algringen erhielt außerdem noch von dem Magdeburger Frauenverein die Summe von 5000 Mark. „Vielen Zuhörern," so lautet der Bericht weiter, „trieb es Thränen in die Augen, als nach dieser Verhandlung der Pfarrer Hilpert aus Ramsau die Tribüne bestieg, um weinend vor allem Gott seinen Dank darzubringen mit den Worten: „O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund." Was er dann auch den Menschen dankend von seinen evangelischen Christen erzählte, war derart, daß man denselben die Erlangung des reichen Geschenkes von Herzen gönnt."

Außerdem wurden noch an zwei verschiedenen Abenden Festversammlungen gehalten; ein Ausflug nach Fürth auf der erstgebauten Eisenbahn Deutschlands und eine Feier auf der „alten Veste," jenem geschichtlich merkwürdigen Berge, den im Jahre 1632 Gustav Adolf vergeblich seinem Gegner Wallenstein zu entreißen suchte, beschloß die Zusammenkunft.

Unter dem Titel der Bestrebungen für größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche haben natürlich die allerverschiedensten An- und Absichten Platz, und sie treten mehr hervor als es wohl den Urhebern der Hammersteinschen Bewegung lieb sein dürfte. Man hat allerdings von seiten der Leiter der Bewegung die Forderung bischöflicher Verfassung entweder wieder fallen gelassen oder nicht hervorgehoben, aber wo es bei Manchem hinaus will, läßt sich doch nicht verbergen. Man möchte, wie das in jeder von Parteien durchsetzten Gemeinschaft ist, wohl alle mögliche Freiheit haben, kann sich aber doch nicht verbergen, daß dieselbe der Gegenpartei ebenfalls zu Gute kommen würde. Daher ist denn auch der Streit darüber, für wen die zu erstrebende Freiheit sein soll, schon da. „Für d i e g a n z e, die wirkliche Kirche Freiheiten und Rechte fordern, hieße zugleich für das Fleisch und die Welt sorgen neben Gottes Ehre; das ist Sünde!" Die Landeskirche hat nie für sich als solche, „sondern nur für ihre Funktionen und Institutionen, soweit sie der Wahrheit dienen, und für ihre Glieder, soweit sie in der Wahrheit stehen, Ansprüche zu erheben."

Als erstes Ziel sei daher ins Auge zu fassen „die Wiederherstellung eines lediglich durch Gottes Wort bestimmten, also freien, geistesmächtigen Hirten- und Oberhirtenamtes aus dem jetzigen bloßen Predigt- und Verwaltungsamt heraus. Aus den Predigern, die das Evangelium nur verkündigen, das Himmelreich und den Weg dahin nur zeigen, müssen wieder Pastoren werden, die das Evangelium handeln an den Seelen, das Himmelreich auf- und zuschließen im Beichtstuhl."

Was nun unter dem Oberhirtenamt zu verstehen sei, das wird, allerdings nicht mit ganz denselben Worten wie sonst, aber deutlich genug gesagt: „Das Regiment, die Leitung der ganzen Kirche muß in den Händen derer ruhen, die am geistesmächtigsten sind, und muß die Macht haben, die dem heiligen Geiste, dessen vornehmste Werkzeuge die Leiter und Aufseher sind, in der Kirche Gottes gebührt. Wer diese Männer beruft ist prinzipiell gleichgültig, nur daß sie nach A. C. Art. 14 rite vocati seien! Denn der heilige Geist, der ursprünglich Bischöfe eingesetzt hat, hat damit zwar nicht die Bischofsstühle für Prälaten geschaffen, wohl aber es als unerläßlich bezeugt, daß Männer an der Spitze der Gemeinden, der einzelnen wie der gesammten stehen, welche nicht blos die persön-

liche Befähigung, sondern auch die amtliche Macht haben die Heerde zu führen und zu schützen, welche also einerseits von der Staatsgewalt unabhängig sind, andrerseits unbeschadet des Wahlrechtes der Gemeinde und Privatpersonen über alle Diener der Kirche geistlichen und weltlichen Standes soweit Verfügung haben, daß sie ihr Hirtenamt auch wirklich auszuüben im Stande sind."

„Das zweite zu erstrebende Ziel ist die Aufrichtung bekenntnißmäßiger Ordnungen in der Kirche dauernden lapidaren Ausdruck zu geben. Man unterschätzt diese Ordnungen weit, wenn man sie nur als untergeordnete, aus Zweckmäßigkeitsgründen nöthige, menschliche Hülfsmittel betrachtet. Sie sind gerade so menschlicher Natur, solche aus Erde gebaute Kanäle für den heiligen Geist, wie die aus dem Menschenherzen herausgeborene Predigt."

Wir haben von dem betreffenden Artikel soviel als der Raum gestattete wiedergegeben, denn er ist in der That interessant, auch wenn man diesen kirchenpolitischen Bewegungen nur als parteiloser Zuschauer gegenübersteht. Zunächst macht das Ganze den Eindruck, daß die gleich einem Lichtnebel schimmernden, unbestimmten Ausdrücke einen sehr massiven Kern einhüllen, der allerdings noch nicht reif genug ist, um sich von dieser Hülle bestimmt und klar zu scheiden. Sodann aber kommen einem sowohl die Gedanken, wie die Ausdrücke als alte Bekannte vor, die man nur an einem Orte trifft, wo man sie nicht, oder wenigstens noch nicht gesucht hätte. Gedanken und Worte des angeführten Artikels sind vielfach derart, daß sie aus den Schriften des Puseyismus entnommen zu sein scheinen. Die wahre Kirche, wird dort gesagt, ist nicht sowohl Lehrkirche als Sakramentskirche. „Die Sakramente und nicht die Predigt, sagt das Vorwort zum ersten Band der Traktate, „sind die Quellen der göttlichen Gnade." Ferner „Gott theilt durch die Absolution eine innere Gnade und die autoritative Vergewisserung seiner Vergebung mit und zwar durch den Priester." Sowie in dem angeführten Artikel auf das rite vocati, auf die in rechtmäßiger Form geschehene Berufung der Bischöfe der Hauptnachdruck gelegt wird, so sagt auch der 35. Traktat der Puseyiten: „Kraft der apostolischen Kommission steht jeder Bischof an der Stelle eines Apostels der Kirche und versieht sein Amt durch die Geistlichen, die er ordinirt." Ebenso an einer andern Stelle: „Die Bischöfe wurden die Kanäle für die Mittheilung der Gnade und Wahrheit an die einzelnen Gemeinschaften." Auch das puseyitische Merkmal der Kirche, ihre Autonomie, findet sich in der Forderung der Unabhängigkeit der Bischöfe von der Staatsgewalt.

„Die stehenden kirchlichen Ordnungen" sind auch nach traktarianischer Lehre von hoher Bedeutung. Sie sind die beste Methode, die Lehre fortzupflanzen, die beste Art, das Geistliche und Himmlische uns nahe zu bringen, ein stetes Zeugniß gegen die Sünde, und als alte, wohlbekannte Einrichtungen von besonderer Einwirkung auf das Gefühl."

Vollends aber ist der in dem betreffenden Artikel festgehaltene Begriff der Kirche ganz und gar der puseyitische. Die Kirche ist die Summe der Ordnungen, die zur Vermittlung der Heilsgüter gestiftet worden sind. Aus der sichtbaren Kirche geht die Gemeinschaft der Gläubigen hervor, und konsequenter Weise müßte dann auch gelten: Außerhalb dieser sichtbaren Kirche ist kein Heil.

Als erster Schritt zur Erreichung des in dem Artikel genannten Zieles ist folgendes bezeichnet: „Da die preußische evangelische Landeskirche aus der lutherischen und reformirten Bekenntnißkirche komponirt ist, so würden infolge solcher Reformarbeit diese beiden Gemeinschaften wieder auseinandertreten, jedoch nicht getrennt und geschieden, sondern soweit vereinigt, als es die Verschiedenheit des Bekenntnisses zuläßt."

Wenn man den Verfasser dieser verklausulirten These fragen würde, wie weit die beiden Kirchen auseinander zu treten hätten und in welcher Richtung er die seinige weiter zu führen gedächte, so würde man wohl keine Antwort erhalten. Man braucht es aber auch gar nicht, denn man kann deutlich sehen, daß er zwar in der Richtung von Berlin nach Oxford geht, aber dennoch dem gegenwärtigen Zug der Zeit folgend auf dem Wege nach Rom ist.

Die 34. **Katholikenversammlung in Trier** ist, wie einer der Festredner sich ausdrückte, „ein Schauspiel für Engel und Menschen“ gewesen, bei dem allerdings Windthorst seine Rolle meisterlich zu spielen verstanden hat. Der Kulturfriede schien ja Windthorst entbehrlich zu machen, die selbständige Regierung des „Laienpapstes“ war Leo XIII. manchmal recht unbequem, von Rom aus war er zur Ruhe verwiesen worden, und ein Ruhen ist für einen solchen Geist, der wie Windthorst nur vom Gegensatz lebt, gleichbedeutend mit dem Tode. Er hat es aber meisterlich verstanden, wieder ein neues Feldgeschrei auszugeben und Viele glauben zu machen, er kämpfe für Rom, während er eigentlich ebenso für seine eigene politische Größe kämpft, wie Leo XIII. für die Wiederherstellung seiner politischen Herrschaft. Der Kampf darf nicht aufhören. Darum mußte Graf Ballestrem in Windthorsts Diensten erklären, daß der jetzige Zustand nur ein Waffenstillstand mit Demarkationslinie sei, und sich für diese ihm von der kleinen Excellenz eingegebenen Erklärung von eben dieser kleinen Excellenz sehr theatralisch umarmen und küssen lassen, da eben Windthorst sich doch nicht selbst umarmen und küssen konnte, was jedenfalls noch ein interessanteres „Schauspiel für Engel und Menschen“ gewesen wäre. Windthorst selbst kündigte an, daß nun der Kampf um die Schule beginnen müsse. Einigermaßen wird ihm auch schon wieder auf evangelischer Seite secundirt, indem gesagt wird, daß er zwar nicht ganz Recht, aber auch nicht so ganz Unrecht habe, und hinzugefügt wird: „Und endlich sind auch wir der Meinung, daß hinsichtlich der Schulaufsicht die Gesetzgebung wieder in Fluß kommen muß. Da im Schulaufsichtsgesetz an die Kirche gar nicht gedacht ist, so dürfte eine Revision nöthig sein, bei welcher an sie gedacht wird.“ Es ist eben heute noch wie zu Aesops Zeiten: Trotzdem der Löwe die Beute immer für sich selbst behält, so findet er dennoch jedesmal wieder einen Begleiter, wenn er auf die Jagd gehen will.

Leo XIII. wurde mit einer Ergebenheitsadresse und der Forderung der Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft abgefunden. Dafür hat er dann seinen Segen gegeben. Das gehört eben einmal zu den „Formalitäten des Dienstes“ einer Katholikenversammlung, die allerdings der Menge des katholischen „Volkes“ imponiren, aber in ihrem Werth von den leitenden Persönlichkeiten selbst keineswegs überschätzt werden. Leo XIII. würde es viel lieber hören, wenn Bismarck die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes verlangte und Windthorst hat, um diese „geistliche Dekoration“ seiner Politik zu erhalten, dieselbe zum großen Theil aufgeben müssen.

Ob die Forderung der Rückkehr der Jesuiten nach Deutschland für Windthorst auch zum „Schauspiel“ gehörte, läßt sich freilich nicht ganz genau sagen. Bis jetzt hat er sie nicht nöthig gehabt, um seine Herrschaft über die Ultramontanen Deutschlands zu erhalten, und es ist außerdem noch sehr fraglich, ob sie nicht die Herrschaft auch über Windthorst beanspruchen würden. Aber verderben will er es nicht mit ihnen und eine derartige Höflichkeit kann ihn, da der Jesuitenorden von Reichswegen verboten ist, zunächst in keine Gefahr bringen.

Bemerkenswerth war übrigens, daß der „westfälische Bauernkönig“ Freiherr von Schorlemer-Alst sich hatte in Trier entschuldigen lassen, dagegen aber in Dortmund auf dem Handwerkertage den konfessionellen Hader entschieden verurtheilte. „Bleiben Sie einig,“ sagte er, „lassen Sie sich durch nichts in dieser Einigkeit stören, vor allem auch nicht stören durch die konfessionelle Hetze, die man vielfach versucht hat und die ich offen als ganz unpatriotisch und schmachvoll für unser Vaterland bezeichne. Wir müssen unsere Ueberzeugung gegenseitig achten und das, was uns trennt, in Liebe ertragen und austragen, ohne ein verletzendes Wort, ohne Haß und Bitterkeit.“ Wenn nur dergleichen ehrliche und aufrichtig gemeinte Worte auch recht beherzigt würden.

Daß man in Trier des „heiligen Rockes“ nicht ganz vergaß ist selbstverständlich. Der Bischof von Luxemburg forderte unter großem Jubel der Anwesenden eine baldige Ausstellung desselben zur Verehrung. Bischof Korum gab indeß eine ausweichende Antwort, er hielt jedenfalls die Sache nicht für zeitgemäß, wenn er auch überzeugt sein mag, daß der „heilige Rock“ zu Trier mindestens ebenso ächt ist, als die zwanzig andern „heiligen Röcke.“

In Rußland ist der orthodoxen Geistlichkeit das Rauchen und Schnupfen sowie das Kartenspielen verboten worden. Daß das aber nicht in Folge der Abnahme des Aberglaubens innerhalb der russischen Kirche stattfindet, sondern wohl andere Gründe hat, läßt sich leicht denken, auch wenn man nicht wissen sollte, daß im Polizeigebäude zu Libau in Kurland am 19. April 1887 die Einweihung der in den verschiedenen Zimmern angebrachten Heiligenbilder in Gegenwart der Militär- und Civilbehörden stattgefunden hat.

Schulnachrichten.

(Aus dem Lehrer-Boten.) Im Seminar in Neuwied, Königreich Preußen, ist eine sehr schlimme Geschichte passirt. Die Seminaristen sollten die schriftliche Entlassungsprüfung bestehen. Um bei derselben ein recht günstiges Ergebniß zu erzielen, suchten sie sich aus dem Arbeitszimmer des Direktors die Prüfungsaufgaben zu verschaffen. Ihrer fünf drangen bei Nacht mittels eines Nachschlüssels in die Wohnung und das Arbeitszimmer des Direktors ein. Die Sache kam aber durch eine Ungeschicklichkeit seitens der Seminaristen und durch den Sohn des Direktors, der wegen Unwohlseins in der betreffenden Nacht aufstehen mußte und das Geräusch in seines Vaters Zimmer hörte, an den Tag und brachte den Betheiligten anstatt des erhofften Gewinns eine schwere Strafe. Da alle Abiturienten um die That wußten, sind sie sämmtlich durch Verfügung des Königl. Provinzialschulkollegiums von der Anstalt verwiesen und ist den fünf Hauptschuldigen nahe gelegt worden, einen anderen Beruf zu erwählen. Die Verweisung von der Anstalt schließt reversmäßig von selbst die Verpflichtung zur Zahlung von Unterrichtskosten und zur Rückzahlung der empfangenen Stipendien in sich.

Frankreich. Auf dem jüngst in Paris stattgehabten zweiten Kongreß der französischen Volksschullehrer wurde u. a. beschlossen, in jedem Kanton und in jedem Departement einen Lehrerverein zu bilden, welche Vereine wiederum einen Landesverband mit einem Centralausschuß an der Spitze zur Wahrung der gemeinschaftlichen Interssen ins Leben rufen sollten. Auf den über diesen Beschluß seitens des Direktors des Volksschulwesens an den Unterrichtsminister erstatteten Bericht hat der letztere an die Rektoren (Bezirksschulräthe) ein Rundschreiben gerichtet, in welchem auseinandergesetzt wird, daß die Regierung eine derartige Organisation von Staatsbeamten zu einem riesigen Fachverein (Syndikat) als unstatthaft ansehe und mit aller Strenge zu verhindern wissen werde. Die von den Lehrern selbst gewählten Leiter und Vorstände würden bald in Gegensatz und Streit mit den amtlichen Vorgesetzten des Unterrichtswesens gerathen; deßhalb könne eine derartige Organisation neben der vom Parlament eingesetzten nicht geduldet werden.

Eine Frage und deren Beantwortung. Hat unser evang. Lehrerverein bezüglich derjenigen Lehrer, welche eine Zeitlang Glieder des Vereins gewesen, aber aus moralischen Gründen haben müssen suspendirt, oder ausgeschlossen werden, noch Pflichten zu erfüllen? Auf Grund der Schrift „Ja.“ Die Liebespflicht gegen Verirrte ist beschrieben im Brief Jakobi, Kap. 5, 19. 20. „Liebe Brüder, so Jemand unter euch irren würde von der Wahrheit, und Jemand bekehrte ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehrt hat von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden.“ Aber wie? Nun, wo sich die Gelegenheit darbietet, sollen wir diesen und jenen der Verirrten mündlich oder schriftlich in Ernst und Liebe warnen und mahnen. Und ferner: Mögen wir doch des Einen und Andern in unserm Gebete fürbittend vor dem Gnadenthrone gedenken; denn „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.“ Jak. 5, 16. Die Erfüllung solcher Liebespflicht seitens der Brüder unseres Lehrervereins ist gewiß auch ein Opfer, dem Herrn gefällig.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XV. December 1887. Nro. 12.

Beiträge zum Kirchenrecht.

Eingesandt von P. Dobschall.

(Schluß.)

Indessen ist es eine eigene Sache mit dem Antrage auf Revision. Soll dieselbe sich nur auf die zuerst geschilderten Correcturen und Einschaltungen beschränken, so wird wegen Geringfügigkeiten für mindestens vier Jahre, wie nachher gezeigt werden wird, ein großer Apparat in Bewegung gesetzt. Soll aber wirklich mittelst Revision eine radikale Umgestaltung vorgenommen werden, so übernimmt der beantragende Distrikt für die Folgen seines Revisionsantrages schwere Verantwortung. — Leichter durchführbar ist daher die andere Aenderung des statutarischen Rechtes, nach welcher eine Vermehrung desselben in § 82 durch Anhängung von Zusätzen in Aussicht genommen wird. Es bleibt alsdann das bisherige statutarische Recht nach Form und Inhalt vollständig unangetastet, und wird demselben der neue Zusatz ohne organische Verbindung einfach angehängt. So würde es sich z. B. vielleicht empfehlen, das statutarische Recht um einen „Ersten Nachtrag zu den Statuten, betreffend die Regulirung des synodalen Schulwesens" zu vermehren. Aber auch hier droht die Gefahr, daß die äußerlich hinzugethanen Bestimmungen nicht mit dem bisherigen Leibe der Statuten organisch zusammenwachsen, und daher als todte Glieder störend, nicht befruchtend auf den Organismus wirken.

Immerhin aber nehmen die Statuten in § 82 diese doppelte Art der Veränderung in Aussicht, und fragt es sich, welche einleitenden Schritte zu thun sind. Zunächst steht das Recht der Initiative nach § 82 ausschließlich den Distrikten und zwar jedem einzelnen derselben zu. Zwar scheint es, als wenn dieses Recht der Initiative von Stat. § 34 (cf. § 30) nur der Mehrheit der Distrikte, nicht einem einzelnen eingeräumt würde. Dies ist aber, wie später gezeigt werden wird, nur Schein. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde einzig der kanonische § 82 maßgebend sein. Aus demselben folgt zunächst, daß der Antrag „auf Revision und Abänderung der Statuten bei der Generalsynode" nur formell, etwa mit den Worten zu stellen ist: „Der Distrikt X trägt hiermit bei der General-Synode des Jahres 18.. auf Revision der Synodalstatuten an." Etwaiges Material, das der beantragende Distrikt zur

Unterstützung seines Antrages und um der beabsichtigten Revision frühzeitig eine bestimmte Directive zu geben, beibringen will, ist in den Motiven beizufügen. Dabei ist jedoch wohl zu beachten, daß nur über den Wortlaut des Antrages, niemals über die Motive abgestimmt, beziehungsweise ein Beschluß gefaßt werden kann. Wiederholt der Distrikt Y vor dem Zusammentritt der General-Conferenz diesen Antrag, so unterstützt er denselben. Indessen ist solche Unterstützung nicht nöthig, da § 82 ausdrücklich auch einem einzigen Distrikte das Recht der Initiative einräumt. Der Antrag des Distriktes X darf übrigens nicht in dem gedruckten Sitzungs-Protokoll versteckt sein, sondern er ist schriftlich nach § 55 al. 2 auszufertigen und dem Synodalpräses besonders einzureichen. Als spätester Termin dieser Einreichung ergiebt sich naturgemäß die Zeit der Versendung des betreffenden, gedruckten Sitzungs-Protokolles an die Synodalglieder. Nunmehr ist der Synodal-Präses bis zum Zusammentritt der nächsten General-Conferenz hinsichtlich der geschäftlichen Behandlung desselben vollständig autonom. Die etwaige Vorberathung desselben in Pastoral-Conferenzen, Distrikten, besonders niedergesetzten Commissionen u. s. w. wird sich in diesem Stadium der Sache, ebenso wie bei der Erledigung des Antrages, nicht bloß mit der Revisions-Bedürftigkeit, sondern auch vornehmlich mit der Opportunität einer derzeitigen Vornahme zu beschäftigen haben. Wird die beantragte Revision mit der erforderlichen Majorität von zwei Dritteln der Stimmen beschlossen, so ist für die weitere Behandlung der Sache § 34 in Verbindung mit § 30 maßgebend. Nunmehr haben sämmtliche Distrikte materielle Vorschläge zur Statuten-Revision während des folgenden Trienniums einzureichen; hierbei kann jeder Distrikt über das in den Motiven des Antrages beigebrachte Revisionsmaterial hinausgehen, oder auch dasselbe einschränken oder sich vollständig gegen die Revision ablehnend verhalten. Geschähe das Letzte von der Mehrheit der Distrikte (§ 34), so ist die Revision endgiltig verworfen. Würde genau die Hälfte sich gegen dieselbe, die andere dafür aussprechen, so würde dies gemäß der auch im Naturrechte begründeten vis inertiæ als Ablehnung zu gelten haben. Stimmt aber die Mehrheit derselben durch Beibringung von materiellen Revisions-Vorschlägen für dieselbe, so dienen dieselben der nächsten General-Conferenz als brauchbares, aber nicht einziges Material, um die endgiltigen, neuen Statuten festzustellen. Auch hier ist zur Feststellung jedes einzelnen Paragraphen, so wie bei der endgiltigen Schlußabstimmung über das Ganze eine Majorität von zwei Dritteln der Stimmen (§ 82 und § 34) erforderlich.

Nicht so umständlich gestaltet sich die Sache, wenn seitens eines Distriktes in der oben geschilderten Weise nicht die Revision der Statuten, sondern deren Vermehrung „durch Beigabe eines Statuten-Nachtrages" beantragt wird. Hier hat der beantragende Distrikt dem Synodal-Präsidium sofort den Entwurf des Statuten-Nachtrages einzureichen. Gelingt es dem Antragsteller, vor dem Zusammentritt der General-Conferenz die erforderliche (§ 34) Anzahl von Distrikten zur Unterstützung des Antrages zu bewegen, so wäre

die Erledigung des Antrages in einer einzigen General-Conferenz zu ermöglichen. Statuten-Nachträge regeln naturgemäß nur eine einzige, wichtige Materie. Soll eine zweite, dritte Sache statutarisch geregelt werden, so ist ein zweiter, dritter Nachtrag erforderlich.

Vielleicht ist es nicht unnöthig darauf hinzuweisen, daß der Beginn der Rechtskraft überall bei Emanation von Statuten, Gesetzen, Instruktionen und andern Ordnungen besonders auszusprechen ist. Der Eintritt dieser Rechtskraft wird sich je nach der Sache verzögern; so wird er sich bei Einführung von Prüfungsordnungen für die Lehranstalten auf einen mehrjährigen Zeitraum ausdehnen.

Man sieht, daß die Aenderung der Statuten nur schwierig zu bewerkstelligen ist, aber das liegt in dem Wesen derselben. Wohl von denselben sind die Gesetze der Synode zu unterscheiden, die jede General-Conferenz zahlreich bringt, die aber auch als solche besonders formulirt, datirt und ausgefertigt werden sollten. Solch ein Gesetz ist z. B. die Theilung unsrer Synode in elf Distrikte durch die General-Conferenz von 1886.

Genug. Referent fürchtet, daß mancher der Amtsbrüder nur mit geringem Interesse den rechtlichen Auseinandersetzungen gefolgt ist. Sie meinen, wir sind Männer und Prediger des Evangeliums und keine Advokaten; diesen überlassen wir gern all die zahlreichen Spitzfindigkeiten, die mit der Entscheidung von Rechtsfragen verbunden sind. Sehr wohl. Evangelium ist besser denn Gesetz. Auch dürfen wir uns hierbei nicht einmal des Wortes getrösten: Wohl dem Manne, der Lust hat zum Gesetz des Herrn und redet von seinem Gesetze Tag und Nacht. Der Weg dieses Gerechten führt zu Bächen lebendigen Wassers, an welchem herrliche Früchte reifen zu seiner Zeit. Denn sein Gesetz ist ohne Wandel. Kirchenrecht aber und auch unser Synodalrecht ist menschliche Ordnung, die erst von der göttlichen abgeleitet ist. Auch auf diese bezieht sich das Wort des Meisters: So ihr nun in dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer wird euch das Wahrhaftige anvertrauen?

Die Aufgabe der evangelischen Predigt.

(Eingesandt von P. E. Kißling.)

(Schluß.)

Freilich müssen wir uns hier vor einem gefährlichen Abweg, vor einer argen Täuschung hüten. Erzwingen, künstlich machen läßt sich das nicht. Nichts widerlicheres als eine forcirte Begeisterung, der man das Gemachte anmerkt! Vielmehr wird die innere Begeisterung, das innerliche Durchdrungensein und Ergriffensein von der Wichtigkeit und Wahrheit unseres Zeugnisses sich von selbst die anfassende, begeisternde Wärme des Ausdrucks schaffen. Das „Machen“ ist überhaupt im Christenthum vom Uebel. „Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel,“ spricht Johannes. Da gilt sowohl für unser inneres Leben als auch für unser äußeres Wirken:

„Nehmen" läßt sich Gott nichts, aber geben will er allen denen, die ihn demüthig, einfaltsvoll darum bitten! Uud wer sich so das rechte Zeugniß in Herz und Mund hat geben lassen, dem wird es dann auch nicht an der nöthigen Wärme und Begeisterung fehlen. Hier gilt Göthe's Wort:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen Die Herzen aller Hörer zwingt;
Sitzt ihr nur immer, leimt zusammen, Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewunderung von Kindern oder Affen, Wenn euch darnach der Gaumen steht,
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Das „von Herzen gehen" ist die Hauptsache, dann wird es auch durch's Herz gehen! Darum wollen wir uns die Mahnung gesagt sein lassen:

Such Er den redlichen Gewinn, Sei er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn Mit wenig Kunst sich selber vor.

Zeugniß abzulegen, das ist die Aufgabe, das Herz der evangelischen Predigt. Aber wovon? Aus dem Bisherigen erhellt deutlich, von nichts anderem als von dem Heil in Christo. Das sollen wir fort und fort den Menschenkindern unter ihrer Mühe und Arbeit, unter ihrer Sorge und Unruh bezeugen und in solchem Zeugniß nicht müde werden, daß ein Heiland da ist, um uns aus aller Sorge und Unruh herauszuheben, ein Retter von Sünde und Tod! Wir sollen uns nicht so lang damit aufhalten, den Menschen zu beweisen, daß sie einen solchen Retter brauchen, oder daß in Christo thatsächlich dieser Retter erschienen ist, sondern wir sollen einfach bezeugen: „Jesus ist kommen ein Opfer für Sünden", „Jesus ist kommen, die Quelle der Gnaden" und das Uebrige dem Herrn überlassen, in dessen Namen wir solches Zeugniß ablegen und der die Verheißung gegeben hat, daß sein Wort nicht leer zurückkommen soll. Also, was ich damit sagen will, ist das, wir sollen weniger Apologetik und Polemik in der Predigt treiben! Es mag ja manchmal angebracht sein, daß man sich mit dieser oder jener Richtung des Zeitgeistes mit wenigen Worten auseinandersetzt — aber notabene nur dann, wenn man deutliche Beweise davon hat, daß diese oder jene antichristliche Richtung in unserer Gemeinde seinen unheilvollen Einfluß äußert, — aber im Allgemeinen müssen wir hauptsächlich positives Evangelium predigen, wenn unsere Gemeinden wirklich erbaut werden sollen. Das Polemisiren und Apologetisiren ist ja vielfach auf der Kanzel eine beliebte Sache. Und es will mir scheinen, als bringen wir dabei Sachen auf die Kanzel, von denen unsere meisten Zuhörer keine Ahnung haben. Und der Grund davon? Ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich behaupte, der Grund davon liegt vielfach in einem Gefühl von Stoffmangel, an Gedankenarmuth. Es ist einem manchmal ordentlich erwünscht, daß man sich mit dem Unglauben auf der Kanzel herumbalgen kann. Manche Predigt und manche Prediger wären fast zu bedauern, wenn jeder Grund zur Polemik wegfiele. Womit wollten sie auch die Zeit des Gottesdienstes ausfüllen? Es ist viel leichter, gegen wirkliche oder fingirte Gegner verschiedene Luftstreiche zu führen von unsrer sichern Burg, der Kanzel,

aus, als sich gründlich in das Wort Gottes zu versenken, um den Leuten wirklich reine Perlen darzubieten, anstatt sie mit dem Glanze unseres Schwerts zu blenden. In seinen „englischen Bildern in deutscher Beleuchtung" erzählt Funke folgende lehrreiche Geschichte (pag. 228): „Ein origineller Christ kam aus der Kirche und wurde gefragt, ob er sich erbaut habe? Antwort: „Die Predigt war sehr schön und orthodox und der Pastor voll heiligen Zorns. Er hat erst den bösen Darwin todtgemacht; darauf Hegel und Schleiermacher mit wirklichen oder vermeintlichen Keulenschlägen bearbeitet. Darauf hat er sich mit dem Zeitgeist und mit dem Protestantenverein herumgeschlagen; ich aber und die armen Dienstmädchen, Schneider und Handschuhmacher, desgleichen die Hausfrauen, die sich abgehetzt hatten, um noch glücklich in die Kirche zu kommen, — wir warteten auf Brod vom Himmel; aber es kam nicht! Wir gingen hungrig heim und waren ärmer als wir vorher gewesen waren." Diese sarkastische Kritik kann uns Pastoren viel lehren. Die Leute wollen Brod haben, wenn sie kommen, nicht Polemik, nicht Apologetik, sondern Brod zum Leben."

Liegt im Begriff des Zeugnisses — wie oben bemerkt — die Selbstständigkeit, in welcher man das Erlebte schildert, so folgt daraus auch die Pflicht der Selbständigkeit gegenüber den gegenwärtig geradezu fluthartig anschwellenden Erzeugnissen der Homiletik. Damit soll gesagt sein, ein Prediger habe die Pflicht, sich freizuhalten von der fatalen Angewohnheit — um mit Albert Knapp zu reden — „aus fremden Predigten zu spicken und sich an allerlei homeletischen Magazinen zu wärmen," sondern er soll „das Material der Predigt unter dem Beistand des Herrn redlich und unmittelbar aus der Fülle der heiligen Schrift selber schöpfen." Unlängst las ich irgendwo den sicherlich auf eindringender Sachkenntniß beruhenden Satz: „Gerok und Ahlfeld seien gegenwärtig die Märtyrer der Homiletik." Ahlfeld erzählt bekanntlich selbst einmal, daß er in einer fremden Kirche, wo er auf der Durchreise dem Gottesdienst beiwohnte, mit seiner eigenen Predigt erbaut worden sei. Was wohl der betreffende Pastor für ein Gesicht gemacht haben würde, wenn er hernach von der Anwesenheit seines Doppelgängers während des Gottesdienstes Kunde erhalten, oder wenn er gar sein Ideal persönlich gekannt und von der Kanzel herab erkannt hätte! Gewiß ein Photograph hätte da ein lohnendes Objekt seiner künstlerischen Thätigkeit gehabt. Es wäre wohl ein dankbares Geschäft diesen Punkt mit etlichen instruktiven Beispielen aus dem täglichen Leben zu illustriren, aber exempla odiosa sunt. Der Vorwurf, den einst Göthe dem christusgläubigen Lavater machte, daß er dem tausendfachen Geflügel unter dem Himmel alle köstlichen Federn ausraufe, um seinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken, läßt sich — mutatis mutantis — wohl auch hier anwenden. Auch das „Ragout von Andrer Schmaus," porträtirt prachtvoll das hier in Rede stehende Thun und Treiben. Die Sache hat einestheils etwas Komisches oder, sagen wir besser, etwas Tragikomisches. Noch fataler wird die Tragikomödie, wenn es dem betreffenden Redner mit der Predigt, mit der er glänzen will, geht, wie dem kleinen David in Sauls

Waffenrüstung, die ihm bekanntlich viel zu groß war, so daß er sprach: Ich kann nicht darin gehen. Und das wird wohl meistens der Fall sein. Denn warum sollte sich Jemand fremder Mittel bedienen, wenn er es eben so gut selber fertig bringt? Wer gehen kann braucht keine Krücken. Aber der Gegenstand, von dem wir reden, hat doch seine sehr ernste Seite, und das veranlaßt mich, diese heikle Sache, die man so gern mit dem Schleier zudeckt, überhaupt hier zur Sprache zu bringen. Denn es ist doch offenbar eine Unredlichkeit, wenn ich eine fremde Arbeit für die meinige ausgebe, ebenso unredlich als wenn ich ein geistreiches, fremdes Werk unter meinem Namen drucken lasse. In Deutschland wird der Nachdruck fremder Werke als Diebstahl bestraft. Und ich denke, einem Mann sollte das Gewissen schlagen, wenn er in dem Augenblick, wo er als ein Diener der Wahrheit vor seiner Gemeinde steht, mit solchen unlautern Mitteln operirt. Und dann ist eine solche Handlungsweise der schlagendste Beweis, daß der betreffende Redner kein wahrer Zeuge ist. Denn was ich selbst erlebt habe, wovon ich unmittelbar selbst Zeuge gewesen bin, das muß ich doch besser und eindringender schildern können, wenn ich überhaupt zurechnungsfähig bin, als wenn ich es nur nothdürftig aus andern Quellen zusammenstopple. Es soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß jede eigene Predigt, objektiv betrachtet, besser sei als eine fremde, sondern die Meinung ist die: meine eigene Ueberzeugung muß ich mit meinen eigenen Worten besser ausdrücken können, als wenn ich mir Gedanken und Worte erst von außen her mühsam und mangelhaft für die kurze Zeit des Gottesdienstes borge und aneigne. Eine rechte Predigt kann überhaupt — meines Erachtens — nicht ein halbes Dutzend mal gehalten werden. Vollends aber den Zuhörern in der Kirche eine Predigt halten, die schon vor 20, 30 Jahren gedruckt worden ist, heißt eben so viel als einem Gast ein Stück Brod aufwarten, das schon ein halbes Jahr in der Schublade gelegen ist. Warum sollten wir uns auch mit altem, gestandenen Wasser begnügen, während die Quelle so reichlich strömt? In Zeiten von Wassermangel mag man aus der Noth eine Tugend machen, aber, Gott Lob, noch ist die Quelle nicht am Versiegen: „Es rieselt so helle Vom Felsen die Quelle.“ Es gilt nur zu schöpfen! Es ist wahr, das Produciren ist durchaus keine Kleinigkeit. Und Jahrelang Sonntag für Sonntag eine oder gar zwei Predigten zu machen und zu halten, ist sicherlich keine ganz leicht zu lösende Aufgabe. Aber haben wir nicht die Verheißung, daß der Herr uns Alles geben werde, worum wir ihn bitten — also doch wohl auch die Predigt — und daß sein Geist uns in der Stunde der Noth — aber wohlgemerkt nur dann, nicht aber um unsere Trägheit zu unterstützen — das rechte Wort geben werde? Sollten wir, die wir doch von unsern Zuhörern verlangen, daß sie ihr Vertrauen nicht wegwerfen sollen, in unseres Herrn Verheißungen ein so großes Mißtrauen setzen, daß wir ihm nicht zutrauen, daß er sein Wort an uns wahr mache? Und dann, wenn es wirklich nicht geht — die Gaben sind verschieden — so gibt es noch andere Wirkungskreise, in denen man Gott dienen und seinen Mitmenschen nützen kann. Aber wer mit einer fremden Predigt auf der

Kanzel steht, der kann unmöglich ein gutes Gewissen haben, und noch viel weniger kann er mit aufrichtigem Herzen Gott um Segen zu seiner Verkündigung bitten, oder er gleicht den Banditen in Italien, die Gott um Schutz und Beistand anrufen, wenn sie auf ihr nächtliches Gewerbe ausziehen. Es soll mit alledem nicht gesagt sein, daß es verboten sei, ein treffendes Bild, ein gutes Gleichniß, einen feinen Gedanken zu entlehnen und zu verwerthen, das ist ganz in der Ordnung, denn der tiefste Brunnen kann schließlich ausgeschöpft werden, und daneben kann doch die höchste Selbstständigkeit bestehen. Aber gewarnt soll werden vor dem „Pflügen mit fremdem Kalbe," das bekanntlich schon Simson seinen Hochzeitsgästen zum Vorwurf gemacht hat. Und Kreibig ist — wie mir scheint — sehr berechtigt, auf die allzugroße Benützung fremder Predigten, bei der die eigene Originalität nicht etwa nur zurücktritt, sondern ganz verschwindet, das Wort des Herrn beim Propheten Jeremias (23, 30) anzuwenden: „Siehe, ich will an die Propheten, spricht der Herr, die mein Wort stehlen einer dem andern!"

Zum Schluß sei es mir erlaubt, die Hauptsache noch einmal kurz zusammenzufassen.*) Das innerste Wesen der evangelischen Predigt besteht in der christlichen, fröhlichen Botschaft des Evangeliums! Und zwar muß diese Botschaft, wenn sie glaubwürdig und überzeugend sein soll, den Charakter des Zeugnisses an sich tragen. Zeugen aber sollen wir nicht von dem, was da und dort geschehen ist in der Welt, sondern von Jesu Christo. Er ist das A und das O, wie der ganzen Menschheitsgeschichte, so auch unserer Predigt, wenn sie überhaupt diesen Namen verdient. Die Zeit ist kurz und kostbar. Wir haben fürwahr keine Zeit zu verlieren. Wenn wir Sonntags die Kanzel betreten und die Leute ansehen, die alle zu dem seligen Ziel der Herrlichkeit in Christo Jesu berufen sind und die alle noch so himmelweit davon entfernt sind und jeden Augenblick Gefahr laufen, dieses Ziel nie zu erreichen, wie kann man da einen andern Gedanken haben, als diesen Leuten den zu zeigen, mit dem allein dieses Ziel erreicht werden kann, weil er allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist! „Was auch das Thema unsrer Predigt sei," sagt mit Recht Funke in seinen „Englischen Bildern in deutscher Beleuchtung" pag. 231, Eines muß nicht fehlen, wenn es eine christliche Predigt sein soll, nämlich daß Christus, der Retter da ist, und daß die Erlösung geschehen ist. In diesem Licht muß jedes andere Thema erscheinen und beleuchtet werden. Wir dürfen nie eine Predigt halten, die ein frommer, jüdischer Rabbi auch hätte halten können, und das geschieht doch oft. Wir dürfen nie eine Predigt halten, wobei ein

*) Der Schreiber dieser Zeilen weiß sehr wohl, daß die wahre evangelische Predigt wie das wahre Wort Gottes noch zahlreiche Seiten darbietet, die zu fruchtbaren und nutzbringenden Betrachtungen Anlaß geben könnten. Aber er hofft, einige wesentliche Seiten, die besonders heutzutage aller Beachtung und Berücksichtigung werth sind, wenn unsere Predigt unter unserm Geschlecht etwas schaffen soll für die Ewigkeit, in dem Obigen wenigstens angedeutet zu haben. Hinsichtlich der Mangelhaftigkeit nimmt er das alte Wort für sich in Anspruch: In magnis voluisse satis est. C. K.

sogenannter „liberaler" Prediger sagen könnte: Das unterschreibe ich Wort für Wort. Es muß so sein, daß, wenn ein Mensch da wäre, der in seinem ganzen Leben noch nie das Evangelium gehört hätte, in dieser Stunde vernimmt, daß ihm aus Sünde und Tod geholfen werden kann." So weit Funke. Nichts zu wissen als Jesum Christum, den Gekreuzigten, dessen Kreuz zwar den Juden ein Aergerniß und den Griechen, die nach Weisheit fragen, eine Thorheit, uns aber den Sieg über allen Jammer, Sturm und Wetter, Sünde, Tod, Teufel und Hölle bedeutet und verbürgt, das ist die große Kunst, aber auch das selige Vorrecht eines evangelischen Predigers. Ob dieses Zeugniß Beifall findet, oder ob es heißt: Was will dieser Lotterbube sagen? das ist nicht unsere Sache. „Haben sie den Hausvater Beelzebub geheißen, wie viel mehr werden sie seine Knechte also heißen." Es muß also gehen! Wir zeugen nicht, um Beifall zu erringen und Lob zu ernten, sondern um zu stärken, was sterben will, um zu retten, was noch zu retten ist.

Liebe Brüder! Unsere Zeit ist kurz; unsere Aufgabe ist groß; unsere Verantwortung ist ernst! Lasset uns festhalten an dem Bekenntniß der Hoffnung und nicht wanken, denn er ist treu, der sie verheißen hat!

Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge.

Matth. 20, 1—16.

Von J. L. Endres, Pfarrer in Nördlingen.

(Abdruck aus der „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft".)

Den Zweck, den der Herr mit diesem Gleichniß verfolgt, ersehen wir aus dem Zusammenhang und aus den beiden es umschließenden sentenzartigen Aussprüchen des Herrn Matth. 19, 30 und 20, 16.

Achten wir zuerst auf den Zusammenhang! Ein reicher Jüngling war zu Jesu gekommen und hatte ihn gefragt: „Guter Meister, was soll ich Gutes thun, daß ich das ewige Leben möge haben?" Der Herr hatte ihm geantwortet: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben und komm und folge mir nach!" Darauf war er betrübt hinweggegangen; denn er hatte viele Güter, und sein Herz hing an seinen Gütern.

Jenem, das Irdische festhaltenden und darum die Nachfolge Jesu ausschlagenden Jüngling gegenüber erscheint das, was die Jünger gethan haben, groß und anerkennenswerth. Sie haben alles verlassen und sind Jesu nachgefolgt. Sie haben alle Verbindungen abgebrochen, die sie hindern wollten, sie haben der Welt Feindschaft nicht geachtet. Ein starkes Bewußtsein davon erfüllt den Petrus, und hinblickend auf den weggehenden Jüngling spricht er: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür?" Er meint, das kann uns doch nicht unvergolten bleiben. Welchen Lohn willst du uns geben? Sicherlich werden wir die ersten sein im Reiche der Herrlichkeit, wie wir die ersten waren in deiner Nachfolge.

Und der Herr straft diese Erwartung nicht Lügen. Er sagt: „Wahrlich, ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt, in der Wiedergeburt, da

des Menschen Sohn sitzen wird auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geschlechter Israel." Er gibt ihnen eine große und herrliche Verheißung.

Und er dehnt seine Verheißung noch weiter aus. Sein Blick schaut in die Zukunft. Er sieht die tausendmal tausend, welche als seine Jünger in sein Reich eintreten, welche viele Beschwerlichkeit und Gefahren erdulden, viele Opfer sich auferlegen werden um seines Namens willen, und spricht: „Und wer immer (καὶ πᾶς ὅστις) verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Aecker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." Gut macht Stier schon an dieser Stelle darauf aufmerksam, daß hier zwischen einem zeitlichen und ewigen Lohn unterschieden wird; noch deutlicher geschieht dies Luk. 18, 30: „der es nicht vielfältig wieder empfahe in dieser Zeit, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben."

Der Herr sieht aber auch die Schaar derer, welche in hohem Gefühl dessen, was sie gethan haben, auf Lohn und Verheißung Anspruch machen und eingebildet auf ihr eigenes Verdienst anderen die Gnade mißgönnen, die Gott ihnen schenkt, eine Schaar, an deren Spitze sich Petrus gestellt hat mit der Frage: „Was wird uns dafür?" (Petrus ist hier, wie so oft, der Wortführer und Sprecher im Apostelkreise.) Darum fügt der Herr seiner Verheißung ein „Aber" hinzu. „Aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein." Und wodurch die Ersten Letzte werden können, wodurch es geschieht, daß solche, die früher in die Arbeit getreten sind und mehr geleistet haben im Reiche Gottes als andere, zurückgestellt werden hinter andere von geringerer Arbeitsleistung, das sagt er uns in unserem Gleichniß.

„Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg." Der Hausvater geht gleich am Morgen aus und später wiederholt, um Arbeiter zu gewinnen in seinen Weinberg. Daraus sehen wir, wie viel ihm daran gelegen ist Arbeiter zu bekommen. Der Weinberg ist das Reich Gottes, der Hausvater ist Gott. Wer sind aber die Arbeiter? Die Arbeiter sind wir oder sollten es doch wenigstens sein. Aber viele stehen noch dem Reiche Gottes fern und gleichen jenen Müssiggängern am Markte, die noch keine Arbeit übernommen haben. Das sind alle die, welche kein Auge und Herz haben für die Zwecke und Absichten des Reiches Gottes, alle, die blos irdischen Geschäften nachgehen und darüber ihrer Seele vergessen, alle, die der Freude und Lust und Ehre der Welt nachlaufen und darüber das Trachten nach dem Himmel und nach dem ewigen Leben versäumen. Zu solchen spricht der Herr: Kommet in meinen Weinberg und arbeitet!

Die Arbeiter sind demnach nicht blos die Apostel, Bischöfe, Hirten und Lehrer, diese allerdings ganz besonders, aber nicht ausschließlich. Wer wäre denn nicht zur Arbeit im Reiche Gottes berufen? Z. B. Vater und Mutter, sind sie nicht von Gott berufene Arbeiter, die in ihrem Hause dem Reiche Gottes eine Stätte bauen sollen? Oder Lehrer und Erzieher, sind sie nicht auch von Gott berufene Arbeiter, die in die zarten Kinderherzen die Keime der

Gottesfurcht und Frömmigkeit einsenken sollen? Was einer thut in Liebe zum Heiland, in treuer Berufserfüllung, am Krankenbett und in der Kinderstube, die stille Arbeit, die im Verborgenen geschieht, nicht mit Dienst vor Augen als den Menschen zu gefallen: es ist Arbeit im Reiche Gottes und bleibt nicht unbelohnt.

Aber die Arbeit geschehe nicht um des Lohnes willen! Von den erstberufenen Arbeitern heißt es: „Da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg.“ Diese ersten Arbeiter sagen nicht ohne weiteres: Wir wollen kommen. Nein, sie fragen, wie eben Petrus gefragt hat: Was wird uns dafür, wenn wir in die Arbeit eintreten? Sie haben sich einen Denar ausbedungen, einen reichlichen Tagelohn. „Der Denar,“ bemerkt Stier, „erscheint auch bei Tacitus noch als der übliche, reichliche Tagelohn für arbeitende Soldaten.“ Sie haben sich dem Herrn des Weinbergs gegenüber sichergestellt. Sie wissen nun, daß sie einen Lohn bekommen, und was für einen Lohn sie bekommen. Diesen Zug dürfen wir bei unserem Gleichnisse nicht übersehen. Nebe sagt mit vollem Recht: „Dieser Zug darf nicht hinwegexegesirt werden: es ist ein wesentlicher Zug in dieser Parabel.“ Von den anderen lesen wir nichts dergleichen. Sie hören des Herrn Ruf, der um die dritte, sechste und neunte und noch um die elfte Stunde, eine Stunde vor Feierabend, an die Verschiedenen ergeht: Gehet ihr auch hin in den Weinberg, ich will euch geben, was recht ist,“ und sie sind's zufrieden. Sie beweisen dem Herrn des Weinbergs ein Zutrauen, sie lassen ihm freie Hand. Wer in solcher Weise handelt, der kann gut oder schlimm fahren, je nachdem er es mit einem edelmüthigen oder mit einem niedrigdenkenden, eigennützigen Herrn zu thun hat. Wenn jene später berufenen Arbeiter hier jeden Vertrag für überflüssig halten, so müssen sie den Herrn für großmüthig und edelmüthig halten. Sollte das dem Herrn nicht gefallen? Sie denken wohl überhaupt weniger an den Lohn als an die Ehre, die es für sie ist, daß sie in dem Dienste dieses Herrn arbeiten dürfen, und wissen wohl auch etwas von dem Segen der Arbeit, welche mit freudigem Herzen geschieht. Nun kommt der Abend; nun wird der Lohn ausgetheilt. Der Herr spricht zu dem Schaffner: „Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn.“ Welchen Lohn werden sie empfangen? Wenn der Herr blos nach dem Recht mit ihnen handelt, blos äußere Rücksichten walten läßt, blos nach der Zeit den Lohn bemißt, dann wissen wir, was jeder bekommen wird. Die Ersten, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend, nach unserer Rechnung von Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr, also zwölf Stunden gearbeitet haben, erhalten den vollen Tagelohn ausbezahlt; die anderen aber in dem Verhältnisse weniger, als sie kürzere Zeit gearbeitet haben. Wenn der Herr des Weinbergs also thut, kann keiner sich beschweren; denn er hat jedem gegeben, was recht ist. Es ist aber ein gütiger Herr, und er nimmt nicht blos äußerliche Rücksichten, sondern schaut auch die Gesinnung und die Herzensbeschaffenheit seiner Arbeiter an. Es hat ihm gar wohl gefallen, daß die später Berufenen ihm keine Bedingung gestellt und nicht die Frage erhoben haben: „Was wird uns dafür?“ Darum

erweist er sich gegen sie über Erwarten freundlich. Sie sollen nicht vergeblich seinem Worte geglaubt, seiner Großmuth vertraut haben. Er läßt zuerst den Letzten ihren Lohn auszahlen, die noch nicht wissen, was sie bekommen werden, und zwar einen vollen Tagelohn, und so der Reihe nach allen bis zu den Ersten. Diese alle sind zufrieden und hocherfreut. Es denkt keiner daran zu murren oder zu klagen wider den Herrn. Es hat ja auch unter ihnen eine Verschiedenheit der Arbeitszeit und der Arbeitsleistung stattgefunden. Denn etliche haben eine, andere drei, andere sechs, andere neun Stunden gearbeitet.

Zuletzt kommen die Ersten an die Reihe, die Ersten nach der Zeit ihrer Berufung. Mit ihnen hat es der Herr nicht eilig. Sie wissen ja schon, was sie bekommen, sie haben ja einen Vertrag gemacht und sich den Lohn ausbedungen. Genau nach dem Vertrag handelt der Herr mit ihnen. Es bekommt ein jeder den versprochenen Denar, einen vollen Tagelohn. Da sind sie unzufrieden, sehen scheel auf die anderen und fangen an zu murren wider den Hausvater, denn sie hatten gemeint, sie würden mehr empfangen, und sprechen, innerlich ergrimmt: „Die Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben.“ Statt des Dankes, der sich geziemt hätte bei Empfang des Lohnes, zeigen sie dem Hausvater mürrische Mienen und stellen sich ungeberdig. Sie wären zufrieden mit ihrem Denar, wenn nur die anderen nicht auch einen vollen Denar bekommen hätten. „Wohl empfingen sie den zugesagten Denar,“ bemerkt Steinmeyer („Die Parabeln des Herrn“), „aber sie hatten sich inzwischen eine andere Rechnung gemacht. Sie haben bemerkt, was die Hand des Schaffners den ἐσχάτοις gereicht. Da schnellt denn ihre eigene Hoffnung über den bedungenen Preis hinaus. Aber sie sehen sich getäuscht. Da zeihen sie den Hausherrn einer ungerechten Parteilichkeit.“ Aber was thut der Herr? Er weist sie zurecht und weist sie hinweg. „Mein Freund,“ spricht er zu einem unter ihnen, dem Wortführer derselben, „ich thue dir nicht unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Hast du nicht diese Bedingung eingegangen? Nimm, was dein ist, und gehe hin (ὕπαγε!). Ich will aber diesen Letzten geben gleich wie dir.“ Oder hast du ein Recht mir Vorschriften zu machen über die Verwendung meiner Güter, über die Bezeigung meiner Gnade? „Habe ich nicht Macht zu thun, was ich will mit dem Meinen?“ wenn du das Deine bekommen hast? „Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“

Wie häßlich erscheint die Gesinnung dieser Arbeiter! Es ist der blasse Neid, der sie erfüllt, das ὀφθαλμὸς πονηρός, das scheel und mißgünstig blickende Auge. Die Ausleger (Stier, Nebe, Steinmeyer) weisen auf das Alte Testament, wo das böse Auge auch vom Neide gebraucht ist (Spr. 23, 6; vgl. 22, 9). Man könnte noch weiter zurückweisen auf das scheelsehende Auge Kains, mit welchem er auf das Opfer seines Bruders blickte, das Gott wohlgefällig aufnahm. An solchen neidischen, mit dem Hausherrn zuletzt noch hadernden Arbeitern kann dieser unmöglich ein Wohlgefallen haben. Und so weist er sie denn mit überlegener Ruhe und überführendem Wort, wogegen eine Einsprache nicht mehr aufkommen kann, von sich hinweg.

„Also," (οὕτως), fügt der Herr hinzu, das veranschaulicht uns dieses Gleichniß, „werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein. Denn viele sind berufen," berufen zur Arbeit im Reiche Gottes, und treten wohl auch in die Arbeit ein, „aber wenige sind auserwählt." Wenige sind so demüthig, so uneigennützig, so selbstverleugnend, so vertrauensvoll gegenüber dem Herrn, daß sie zuletzt des göttlichen Wohlgefallens theilhaftig werden oder bleiben und zur Seligkeit eingehen.

Der Inhalt des Gleichnisses ist klar genug; das Gleichniß redet eine ernste, eindringliche Sprache zu allen, zumal zu denen, die ein Amt haben in der Gemeinde. „Dies Gleichniß," sagt Luther, „trifft gar treffliche Leute, ja es erschreckt die allergrößten Heiligen, darum es auch Christus den Aposteln selbst vorhält." Und Steinmeyer bemerkt: „In den Arbeitern, wie sie murrend und hadernd erscheinen, erkennen die Jünger ihr Bild; gleichwie dort (im Gleichniß vom verlorenen Sohn) den murrenden Pharisäern in dem Spiegel des älteren Sohnes ihre eigene Gestalt gewiesen wird." Es enthält unser Gleichniß eine entschiedene Warnung vor Lohnsucht und Selbstsucht. Obgleich der Herr alle Arbeit in seinem Reiche reichlich und gern lohnt, so mißfällt es ihm doch ganz und gar, wenn er die Frage hört aus unserem Munde: „Was wird uns dafür?" Es mißfällt ihm, wenn man nur um des Lohnes willen arbeitet, nicht aus Liebe zum Herrn, nicht aus Freude zur Sache, nicht im Vertrauen auf seine Großmuth und herrliche, unaussprechliche Gnade. Wenn man also fragt: welche Arbeiter sind die ersten, gottgefälligen, auserwählten, so lautet die Antwort: diejenigen, welche am Morgen, beim Eintritt in den Weinberg, nicht mit dem Hausherrn um Lohn handeln und am Abend nicht eifersüchtig auf andere mit dem Hausherrn um den Lohn hadern.

Wir könnten hier abschließen, wenn nicht noch einige Fragen zu erörtern wären, welche man bei Besprechung dieses Gleichnisses aufgeworfen hat. Man hat gefragt: was ist die Tageszeit mit ihren zwölf Stunden? Und hat die verschiedenen Stunden der Berufung auf die verschiedenen Weltzeiten bezogen. Das ist in der älteren Zeit die gewöhnliche Auffassung gewesen. Augustin denkt bei den Ersten an Abel und Noah, bei denen der dritten Stunde an die Erzväter und ihre Zeitgenossen, bei denen der sechsten Stunde an Moses und Aaron, bei denen der neunten Stunde an die heiligen Propheten, bei denen der elften Stunde an die Christen. Aber es leuchtet ein, daß diese Deutung schnurstracks dem Gleichnisse entgegen ist. Das Gleichniß wird da aus allem Zusammenhang herausgerissen, die Warnung an Petrus geht verloren, worauf es doch in erster Linie abgesehen ist, und die richtige Anwendung auf die Gegenwart geht verloren. Luther hat nicht unrecht, wenn er dagegen einwendet: „Solch Geschwätz ist gut die Zeit zu vertreiben, weil man sonst nichts zu predigen hat." Nein, es gibt zu allen Zeiten erste und letzte, erste, welche letzte werden können, und letzte, welche erste werden können. Erste sind überall die, welche zuerst in ein Arbeitsfeld eingetreten sind, eine größere Arbeitsleistung aufzuweisen haben, in höherem Range stehen, auf höheren Lohn Anspruch zu haben scheinen.

Eher ginge es an, die verschiedenen Stunden auf die verschiedene Lebenszeit eines Menschen zu beziehen, wie dies häufig in Predigten geschieht. Aber auch diese Beziehung dient nicht zum besseren Verständnisse, sondern eher zur Verdunkelung des Gleichnisses. Im Gleichnisse ist nicht gedacht an Kinder, Jünglinge, Männer und Greise, sondern an Männer, und es ist nicht von der Berufung in das Reich Gottes im allgemeinen, sondern von der Berufung zur Arbeit im Reiche Gottes die Rede. Was von Arbeitern gilt, gilt natürlich auch von den Arbeiterinnen. Auch bei Diakonissen und ähnlichen Arbeiterinnen kommt ein Fragen nach Lohn und das böse Auge vor, das neidisch hinblickt auf andere, und thut also auch solche Warnung noth. Eine andere Frage, die nicht eingetragen wird, sondern die sich wirklich aufdrängt, ist die nach der Deutung des Groschens. Was ist unter dem Groschen zu verstehen, den auch die murrenden Arbeiter empfangen? Nimmermehr das ewige Leben. Wer dies darunter versteht, der bringt wieder durch eigene Schuld Schwierigkeiten in dies herrliche, an sich nicht dunkle Gleichniß. Schon Luther hat das Richtige gesehen, welcher die murrenden, scheelsehenden Arbeiter mit ihrem Groschen davontraben und verdammt werden läßt (wenn sie so bleiben), und sagt: „Darum, wenn man ja wollte scharf deuten, so müßte man den Pfennig das zeitliche Gut lassen sein, und die Hulde des Hausvaters das ewige Gut." Melanchthon, der Luther hierin folgte, hat zu den bonis temporalibus die spiritualia hinzugefügt, und Stier ist in neuerer Zeit entschieden für diese Ansicht eingetreten, dem sich Nebe in seiner Auslegung der evangelischen Perikopen des Kirchenjahres anschließt. Stier erinnert außer den mehr sichtbaren, ins Aeußere fallenden Belohnungen und Segnungen an den inneren, geistigen Genuß und Lohn, welcher alles Thun des Guten und Rechten unmittelbar in sich trägt, und an die Bewahrung vor Sünden und Schaden, welcher außerhalb des Reiches Gottes uns bedroht.

Daß dies die richtige Meinung ist, sehen wir aus den Worten des Herrn; denn er macht Matth. 19, 29 selbst diesen Unterschied zwischen zeitlichem Lohn und dem ewigen Leben, spricht am Abend sein Mißfallen aus über jene murrenden Arbeiter und drückt dieser Ansicht das Siegel der Gewißheit auf durch die Schlußsentenz 20, 16: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt." Wie sollten denn auch Menschen mit solch lohnsüchtiger, neidischer Gesinnung, die noch am Abend mit Gott hadern, eingehen können in das ewige Leben? Mit Recht hat man gefragt: Giebt es eine Seligkeit ohne das Wohlgefallen Gottes? und weiter: Wenn der Denar die Seligkeit ist und doch die Erstberufenen damit unzufrieden noch mehr erwarten, was gibt es denn noch Besseres als das ewige Leben? Wenn zuletzt noch gefragt wird, was ist unter dem Abend zu verstehen, da der Lohn ausgetheilt wird, so ist klar, daß im Gleichniß der Abend eines Arbeitstages gemeint ist, weshalb wir nicht an den Abend der Weltzeit, sondern an das Ende eines Lebenstages, eines Menschenlebens zu denken haben. Die Jünger stehen noch mitten in der Arbeit oder vielmehr erst am Anfang derselben. Regt sich jetzt etwas in ihnen von der gerügten eigennützigen und lohnsüchtigen Gesinnung, so sollen sie

über sich wachen und die Gefahr derselben erkennen. Würden sie dieselbe in sich nähren und bis zum Ende festhalten, so würden sie zuletzt das Wort hören, das der Herr hier dem Wortführer der Erstberufenen (Petrus) zuruft, und das er bei Beginn der Leidenszeit wieder dem Petrus zugerufen hat, als jener ihn abhalten wollte, den Kreuzesweg zu betreten, dasselbe Wort, mit dem er nach der letzten und frechsten Versuchung den Satan von sich gescheucht hat: ὕπαγε, hebe dich weg!

Was den Aposteln gilt, das gilt allen, die zu irgendeiner Zeit irgendwie durch Arbeitsleistung, Rang und Geltung als erste gegenüber den anderen erscheinen. Die Apostel haben die Warnung unseres Gleichnisses beherzigt. Es hat ihnen später nicht an Gelegenheit gefehlt, die Gesinnung zu bewähren, die hier der Herr von seinen Knechten verlangt. Thiersch erinnert an die Zeit, wo der Apostel Paulus in die Weinbergsarbeit berufen wurde. Der Mann, der nicht in der Begleitung Jesu gewesen war, der die Gemeinde Christi mit blindem Eifer verfolgt hatte, wird ein Mitgenosse ihres Amtes, erringt Erfolge, gewinnt eine Autorität, vor welcher die ihrige in Schatten trat. Aber sie haben ihm die rechte Hand dargeboten (Gal. 2, 9) und freudig und neidlos seine glänzende, erfolgreiche Wirksamkeit anerkannt. Unsere Parabel ist es gewesen, deren Stab und Stachel ihren Fuß auf diesen Friedensweg geleitet hat.

Ein heidnischer Dichter.

Aus einem Bericht von Missionar Matthissen in Calicut, Indien.

(Eingesandt von P. Behrendt.)

Das Lebensbild eines der berühmtesten tamulischen Dichter, Palanadu Pillay, liefert eine überraschende Illustration von den Zügen des Geistes Gottes auch in der Finsterniß des Heidenthums. Er lebte als ein reicher und sehr gewandter Kaufmann mit seiner Familie im Genuß aller weltlichen Freuden und Ehren, als er in seinem 40. Lebensjahre durch einen Traum aufgeschreckt wurde, in dem er sich von Shiva's Todesengeln zum Gericht fortgeführt sah. Die schreckliche Angst, mit welcher er die Rechnung seiner guten Werke aufzumachen suchte, zitterte noch beim Erwachen in seinen Gliedern nach und brachte ihn zum ernstlichen Nachdenken über sein bisheriges Leben.

Nicht lange darauf besuchte ihn ein heiliger Pilger, der ihm stillschweigend eine in alte Lappen eingewickelte öhrlose Nadel überreichte; Palanadu sah sie lange nachdenkend an und plötzlich erkannte er die Meinung des Heiligen, sein ganzes bisheriges Leben war nichts als leere Eitelkeit; Gott hatte ihn zum Menschen gemacht, er aber war nur Kaufmann gewesen! Diese Erkenntniß der Nichtigkeit erfaßte ihn mit solcher Macht, daß er seiner Familie erklärte, er wolle von nun an alles dran geben und nur noch Gott und seiner Menschenwürde leben. Seine Familie hielt ihn für verrückt oder von einem Teufel besessen und es wurden alle Ceremonien ausgeführt; als er aber fest bei seinem Entschlusse blieb, hielt man die Todtenceremonien über ihn und stieß ihn als Fremden aus dem Hause. Tiefbetrübt über die Herzlosigkeit der

Seinen und im Gefühl völliger Vereinsamung verließ er im gelben Gewand des Saniaſt seine Heimath und schreibt darüber später in seinen Gedichten:

Ein Aas! so nennt mich mit bitt'rem Verrath
Die Mutter, die mich zur Welt gebracht.
Fort, fort! schreit die Frau, die mit schwerem Geld
Ich mir als das Liebste erkauft in der Welt.
Die Brandstätt' umwandeln die Söhne schon,
Sie brechen die Töpfe in bitterem Hohn!
O Herr, deß eigen ich bin, außer Dir
Und Deiner Liebe, wer stehet zu mir?
Fort haben sie alle mich von sich getrieben,
Nur Du, mein Gott, bist mir geblieben!

Es war für den an Luxus und Wohlleben gewohnten Mann eine schwere Aufgabe, die Mühen und Entbehrungen des Bettellebens eines Saniaſt auf sich zu nehmen und als ein Fremdling und Pilgrim allem Wetter, Hunger und Durst ausgesetzt, das Land zu durchziehen. Er schreibt darüber:

Wie ein Geist ohne Ruh und Rast, wandle ich hin mit meiner Last,
Lieg wie ein Leichnam an jedem Ort, lächle freundlich zum harten Wort,
Eß, wie ein Hund, was man mir beut, bin ein Spielball für lose Leut',
Frauen, selbst sonst so liebereich, wenden sich von dem Wandrer bleich,
Doch wer auf wahre Weisheit sinnt, werde so anspruchslos wie ein Kind!

Strenge Fasten, anhaltende Andachtsübungen, tiefes Nachdenken über seine Stellung zu Gott sollen seiner Seele die Ruhe bringen, es wird eine gewisse Sehnsucht nach der himmlischen Heimath geweckt!

Soll ich das Land, wo kein Hunger mehr,
Deß Herrlichkeit Worte nicht nennen,
Wo verschwänden der sündlichen Lüste Heer,
Denn niemals erreichen können?
Wo heilige Freude füllt die Brust,
Da endet jed' trauriges Weinen.
Die Seele frei wird von Sündenlust,
Wann werd' ich da wohl erscheinen?
O Land, das alles an Glanz überstrahlt,
Das meines Herzens Verlangen
Der Seele in prächtigsten Farben malt,
Wann werd' ich dahin gelangen?

Dieses Landes nicht verlustig zu gehen ist sein beständiges Verlangen und sein Gebet um ein heiliges Leben und ein seliges Sterben:

Ein Gebet, o Gott, hab' ich, wenn's Alter nahet,
Wenn Gicht und Husten ohn' Aufhör mich plaget,
Wenn das Auge erlischet, das Wissen schwindet,
Und der Körper im Todeskampfe sich windet,

Mög' fromm mir ein Freund die Händ' im Erbleichen,
In Anbetung falten und Asche streichen
Auf Stirn, Brust und Arm, daß in frommer Weise,
Ein Gebet auf den Lippen, ich heimwärts reise!

Daß sein Verlangen nach Heiligung ein aufrichtiges, sein Kampf gegen die Sünde ein ernster und anhaltender war, das zeigt uns sein offenes Eingeständniß besonderer Sündenfälle und seine tiefgefühlte Buße und Demüthigung. Der beständige, aufreibende Kampf, den er gar nicht begreifen kann, treibt ihn mitunter zur Verzweiflung und zum Fatalismus; in müder Resignation schreibt er:

Was nützet das Weinen, die Thränen, was hilft mir die Schmerzensklag',
Kann Anbetung stillen das Sehnen, das heimlich im Herzen ich trag'!
Kann Frömmigkeit tödten die Sünden, ausreißen die Wurzeln der Lust?
Die täglich von neuem sich finden, aufwuchernd in meiner Brust?
Sei ruhig, du kannst nichts gewinnen; dem Fluch, wie dem Segen zumal,
Kann niemand auf Erden entrinnen, der Brama regiert das All!

Die andächtige Anbetung Gottes ist ihm Bedürfniß des Herzens, kein Verdienst vor Gott, welcher desselben nicht bedarf, er sagt:

Denen, die Geld besitzen, liegt Vortheil drin,
Doch dem gepriesenen Gelde wird kein Gewinn;
Also dem Betenden fällt zu aller Lohn,
Nichts aber gewinnst Du, Gott, im höchsten Thron!

Diese Andacht wird zu einer Herzensverbindung mit einer unsichtbaren Offenbarung Gottes im Herzen, welcher den Guru, „Lehrer," der ihn erleuchtet, Gott näher bringt und ihn in der Heiligung fördert, aber auch ihn persönlich liebt, ihn schützend umgibt und sich seinem Herzen Trost und Freude auch fühlbar macht. Es klingt beinahe evangelisch, was er über diesen Guru singt:

Mehr als die Schönheit der Frauen, durft ich im Heiligen schauen
Bin nun sein Eigenthum: gar herrlich bin ich gestiegen,
Darf nun ihm zu Füßen liegen, und ewig bleibt mir der Ruhm!
Mein Hirte, dir will ich gehören, kann Leben und Tod es mir wehren,
Daß ich im Himmel schon bin! Ich weiß, ich hab's nicht erfunden,
Du hast mich in Liebe gebunden, O, führe mich ganz zu Dir hin!

Es war natürlich, daß er bei seiner lebendigen Anbetung Gottes ein eifriger Gegner alles Götzendienstes war und mit ganzem Feuer der Begeisterung, oft in der gewöhnlichen plastischen Weise legt er sein Zeugniß dagegen ab:

Nicht den Bildern, aus kalten Steinen gehauen,
Blank in Metall gegossen und glänzend zu schauen,
Flitter jedoch und Schmutz nur, kraftlos und todt,
Nein, nicht ihnen, Anbetung gehört nur Gott,
Der im Herzen nur lebt und dessen Füße nur geben
Freude in diesem und Hoffnung für's künftige Leben!

Wir wissen nichts über das Ende dieses heidnischen Dichters; neben diesen Lichtstrahlen herrscht noch dicke heidnische Finsterniß in seinen Werken, aber sollte der Herr nicht das sehnsüchtige Verlangen seines Herzens freundlich angesehen haben! Tausende gedrückter Herzen seufzen auch heute noch in der Stille zum Herrn, o, daß das Licht des Evangeliums ihnen helle scheinen und der Geist Gottes ihnen das heilige Kind Jesu als ihren Erlöser und Seligmacher freundlich verklären wolle, auf daß sie im Lichte wandeln lernen!

Wunde Punkte im Rechenunterricht.

(Eingesandt von H. Brodt.)

(Schluß.)

Ein dritter wunder Punkt in der Methode mancher Lehrer soll in Folgendem kurz klargelegt werden. Wenn schon die fehlende Einsicht in das Zehnersystem ein mechanisches operiren mit Zahlen zur Folge hat, so wird solches noch mehr befördert, wenn die Schüler beim Ausrechnen angewandter Aufgaben zwar ein richtiges, regelrechtes Verfahren einschlagen, sich aber der Gründe für die Anwendung eines solchen nicht bewußt sind und die nöthigen Schlußfolgerungen nicht machen können, ja, bei Aufgaben, die in der Form ein wenig verändert sind, sich nicht zu helfen wissen, sondern probiren, ob sie die Antwort, die nach Art der meisten englischen Rechenbücher der Aufgabe beigefügt ist, nicht auf irgend eine Weise herausbringen können. Alles Regel- und Formelwesen kann daher nichts nützen; das einzig Richtige ist, den gesunden Menschenverstand des Schülers in Anspruch zu nehmen. Bei Entwickelung der Lösung halte man darauf, daß der Schüler die Schlüsse ganz klar und in der richtigen Reihenfolge mache, so daß das ganze Verfahren aus der Aufgabe heraus begründet wird. Das bloße Ausrechnen der Aufgabe und das Angeben des Resultates seitens des Schülers hat gar keinen Nutzen. Auch ist es nicht genügend, daß er sagt: „Diese Zahl addire ich zu jener, oder ich dividire, multiplizire sie mit jener, oder ich ziehe sie ab usw.“, sondern er muß klar legen können, warum er nach den Bedingungen, die in der Aufgabe gegeben sind, diese oder jene Operation vollzieht. Unter diesen Punkt gehören auch die kleineren Verstöße gegen klares Denken und richtiges Sprechen. Solche sind: 1. Verwechselung der Faktoren, anstatt z. B. zu sagen: Wenn 1 Pfd. 14 Cts. kostet, so kosten 50 Pfd. 50 mal 14 Cts., oder was dasselbe ist: 14 mal 50 Cts. — sagt der Schüler einfach: Wenn 1 Pfd. 14 Cts. kostet, so kosten 50 Pfd. 14 mal 50 Cts. — 2. Verwechselung von Theilen und Enthaltensein. Anstatt zu schließen: Wenn ich für 10 Cts. 1 qt. Bohnen kaufen kann, so kaufe ich für 70 Cts. (den 7. Theil) so viel mal 1 qt. als 10 Cts. in 70 Cts. enthalten sind — sagt der Schüler: Wenn ich für 10 Cts. 1 qt. kaufen kann, so kaufe ich für 70 Cts. den 7. Theil von 70 qt. = 10 qt. — 3. Sprachliche Fehler, z. B. 4 und 5 sind (statt: ist) 9; 5 mal mehr (statt: 5 mal so viel); 5 mal weniger (statt: den 5. Theil). Es versteht sich von selbst, daß auf Sicherheit in der Wiederholung der Aufgabe wie auf Kürze im

Ausdruck bei der Lösung derselben gehalten werden muß. Was die letztere anbetrifft, so sollte der Schüler nie allgemeine Ausdrücke statt der in der Aufgabe gegebenen bestimmten Zahlen gebrauchen, also nicht: 12 Pfd. kosten 12 mal soviel, sondern: 12 Pfd. kosten 12 mal x. (Hier folgt die Angabe des Preises in bestimmter Zahl.) In jedem Stücke und auf jeder Stufe muß der Schüler seine Kräfte gebrauchen lernen, damit diese stetig wachsen und zunehmen. Aber in wie vielen Schulen wird ein solcher formal-bildender Unterricht gegeben. Man braucht nicht große Reisen gemacht zu haben, um zu wissen, daß es mit dem formal-bildenden Unterricht in unserem vielgerühmten 19. Jahrhundert noch gar traurig bestellt ist. Die Folge davon ist, daß die Schüler von angelernten Regeln abhängig sind, die bald vergessen werden, und daß sie es nie zum selbstständigen Rechnen bringen und daher im praktischen Leben unbrauchbar sind.

Dritte These: Es ist verkehrt, wenn Lehrer beim Rechenunterricht nicht auf allen Stufen und in jedem Stücke darauf hinarbeiten, den Schüler zum verständigen Urtheilen und Schließen, zum klaren Denken und richtigen Sprechen zu führen; denn dadurch rauben sie dem Unterrichte seine formal-bildende Kraft und dem Schüler seine Selbstständigkeit und Brauchbarkeit fürs praktische Leben.

Ein vierter Fehler vieler Rechenlehrer liegt darin, daß sie den Rechenunterricht nicht elementar genug behandeln. Sie verfahren zu wissenschaftlich und zu gelehrt, geben zu viele theoretische Auseinandersetzungen, zu viele Definitionen und verkürzen so die Zeit für die Uebung, für das eigentliche Rechnen. Die sogenannte wissenschaftliche Methode gehört nun aber einmal nicht in die Volksschule; hier soll der Unterricht stets elementar gehalten sein. Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen wissenschaftlicher und elementarer Methode im Rechenunterrichte? Jedenfalls hat der wissenschaftliche Unterricht es auch mit den Elementen zu thun und der elementare Unterricht bleibt nicht immer bei den Elementen stehen. Der Unterschied liegt also nicht sowohl im Stoffe, welcher behandelt wird, sondern vielmehr in der Art und Weise der Behandlung. Während der wissenschaftliche von allgemeinen Begriffen und Prinzipien ausgeht und demzufolge mit Definitionen und Eintheilungen beginnt, einer streng logischen Entwickelung folgt, nach vollständiger Darlegung des Stoffes strebt, beginnt der elementare überall mit der Anschauung, faßt immer nur die Seiten des Unterrichtsgegenstandes in's Auge, die der Bildungsstufe des Schülers entsprechen, und beabsichtigt den Schüler allmälig zu heben und zu vervollkommnen. Wahrend der wissenschaftliche Unterricht in erster Linie das Wissen erstrebt, betont der elementare in erster Linie das Können. Bei jenem ist das Allgemeine, das Ganze, bei diesem das Besondere, das Einzelne der Ausgangspunkt. Es handelt sich also in der Volksschule nicht darum, ob die Schüler sagen können, was eine Zahl, Primzahl, zusammengesetzte Zahl, ein Bruch, Stammbruch, ächter oder unächter, gemeiner oder Dezimalbruch &c. ist, sondern es kommt darauf an, daß sie mit diesen Größen umzugehen verstehen. Es genügt vollständig, wenn sie

die Einsicht in die vorzunehmende Operation haben und es ist durchaus nicht nöthig, daß sie eine kunstgerechte Definition von den Begriffen, die dabei in Betracht kommen, geben können. Wie steht es nun aber in diesem Punkte in vielen Volksschulen aus? Den besten Anhaltspunkt dafür geben unsere Lehrbücher im Rechnen. Verlieren sich nicht die Verfasser der meisten in Schematismus und Systeme, anstatt den frischen Weiden und Quellen der praktischen Fertigkeit nachzuspüren? Wird in ihnen beispielsweise die Bruchrechnung nicht zu wissenschaftlich und schematisch behandelt? Sie beginnen mit der Definition des Begriffes „Bruch," gehen zu den verschiedenen Arten von Brüchen über und entwickeln dann die Regeln. auf denen die Operationen in der Bruchrechnung beruhen. Nach diesen Regeln wird dann gerechnet und gerechnet, und doch gibt es nicht wenige Schüler, die auf diese Weise nie zur Fertigkeit im Rechnen mit Brüchen kommen. Jedenfalls würde man viel bessere Früchte erzielen, wenn man, wie dies beispielsweise in meinem Rechenbuche versucht ist, schon früh anfinge, die Kinder mit Brüchen rechnen zu lassen, ohne das als etwas Besonderes hinzustellen. Das Verständniß für $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ ꝛc. ist selbst einem 6—7jährigen Kinde leicht zu erschließen; ohne irgend welche Regeln und Definitionen lernt es sehr bald mit Brüchen umzugehen. Und das ist und bleibt doch die Hauptsache im Rechenunterricht, daß das Kind das Verständniß der Aufgabe und die Fertigkeit, sie zu rechnen, besitze. Bei der wissenschaftlichen Methode wird die Fertigkeit durch zu viele theoretische Belehrungen nicht nur nicht befördert, sondern eher erschwert, weil die Zeit zur Uebung verringert wird.

Vierte These: Es ist verkehrt, wenn Lehrer den Rechenunterricht zu wissenschaftlich betreiben und zu viele theoretische Belehrungen in denselben aufnehmen; denn dadurch beschränken sie die Zeit für die Uebung, ohne welche die praktische Fertigkeit nicht erlangt werden kann.

Wenn ich im Folgenden die Reihe der wunden Punkte in der Methodik des Rechenunterrichts zu beschließen gedenke, so geschieht es durchaus nicht in der Ueberzeugung, daß derselben keine mehr vorhanden wären; im Gegentheil, es ließe sich noch manches Fehlerhafte und Tadelnswerthe in der Ertheilung des Rechenunterrichtes beleuchten; aber ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, daß die hauptsächlichsten methodischen Fehler nach Abschluß der nun folgenden Auseinandersetzung berührt sein werden. Manchem, der das von mir verfaßte Rechenbuch für Anfänger durchgesehen, ist es vielleicht aufgefallen, daß dasselbe gar keine Aufgaben für das eigentliche Tafel- (auch Ziffer- oder Regelrechnen genannt) enthält. Giebt es doch eine ganze Reihe von Rechenbüchern, die **nur** auf das eigentliche Tafelrechnen Rücksicht nehmen. Man geht daher wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß es noch sehr viele Rechenbücher giebt, die das Zifferrechnen als Hauptsache, das Kopfrechnen dagegen nur als Nebensache betrachten, jenem daher sehr viel, diesem aber nur einen kleinen Bruchtheil der für das Rechnen angesetzten Zeit widmen. Meiner Meinung nach ist das ganz verkehrt, ja ich behaupte, daß es der Tod für den Erfolg im Rechenunterricht ist, wenn man gleich zu dem sog. Regel-

oder Zifferrechnen greift; denn wo bleibt da die formale Beschulung des Kindes, zu welcher uns kein andrer Unterrichtsgegenstand solche Gelegenheit bietet, als gerade der Rechenunterricht; wo bleibt ferner die Fertigkeit, mit kleinen Zahlen im Kopfe umzuspringen, wie es das Leben doch von jedem Einzelnen so unerbittlich fordert? Alles Rechnen muß in erster Linie Kopfrechnen sein, das eigentliche Tafelrechnen muß nur ganz nebenbei einkommen; denn das Kopfrechnen ist als gymnastische Uebung für die Geisteskräfte des Schülers auch für andere Unterrichtsfächer von Bedeutung; ferner wird nur durch das voraufgehende Kopfrechnen das Tafelrechnen in der rechten Weise vorbereitet, und endlich hat jeder Mensch wohl überall seinen Kopf, aber nicht immer Schreibmaterial bei sich. Da möchte nun vielleicht mancher fragen, was denn die Kinder in der langen Zeit, in der sie auf Selbstbeschäftigung angewiesen sind, thun sollen. Nun dafür ist leicht gesorgt. Warum stellt man die Beschäftigung der Kinder auf der Tafel nicht in den Dienst des Kopfrechnens? Warum giebt man den kleinen Schülern nicht Aufgaben in der Form, wie sie mein Büchlein enthält, warum den größern nicht eingekleidete Aufgaben in kleinen Zahlen, wobei sie sich nur das Nothwendigste notiren und die Lösungen genau so machen, wie beim Kopfrechnen? Diese Art der schriftlichen Beschäftigung kann man auch mit dem Ausdruck „Kopfrechnen auf der Tafel," oder „Tafelrechnen ohne Anwendung von Formeln und Regeln" bezeichnen. Durch dieses Rechnen wird die Fertigkeit im Kopfrechnen, im Rechnen mit kleinen Zahlen, die im Leben meistens zur Anwendung kommen, bedeutend gesteigert. Besondere Stunden für das Kopfrechnen brauchen also auf dem Stundenplan nicht angesetzt zu werden, da fast alles Rechnen, ja selbst das auf der Tafel — wenigstens zum großen Theile — Kopfrechnen ist. Das eigentliche Zifferrechnen kann gar leicht an einigen Beispielen erklärt und in angewandten Aufgaben mit größeren Zahlen eingeübt werden, wenn die Schüler nur das nöthige Zahlverständniß und eine klare Einsicht in das dezimale System haben. Demgemäß sollte auch das Aufgabenbuch in erster Linie das Kopfrechnen auf der Tafel und erst in zweiter Linie das eigentliche Zifferrechnen berücksichtigen. In einem Rechenbuche, welches den Zahlenraum von 1—100 behandelt, bedarf es eigentlicher Zifferrechenaufgaben garnicht. Wer dagegen mit dem Zifferrechnen den Anfang macht und es während der Schulzeit mehr betont als das Kopfrechnen, der handelt vielleicht im Sinne der meisten Verfasser von Rechenbüchern und im Sinne solcher Eltern, die ihre Kinder gern mit großen Zahlen operiren sehen, aber nicht im Interesse des Kindes und seiner Vorbereitung fürs praktische Leben. Es macht einen überaus kläglichen Eindruck, wenn man selbst die besseren unter den früheren Schülern der Volks-, ja auch der höheren Schulen bei den kleinsten Aufgaben nach dem Schreibzeug greifen sieht.

Fünfte These: Es ist verkehrt, wenn Lehrer nur oder doch in erster Linie das eigentliche Tafel- oder Zifferrechnen betonen und darüber das Kopfrechnen versäumen; denn dadurch untergraben sie die Erfolge des Rechenunterrichtes, schädigen die Denkbildung des Kindes und hindern seine Ausbildung fürs praktische Leben.

Andeutungen

über einen wechselseitigen grammatikalischen Unterricht in der deutschen und englischen Sprache in unsern Gemeindeschulen.

(Eingesandt von H. Säger.)

Daß in unsern Gemeindeschulen nicht nur deutsche, sondern auch englische Grammatik in den Lectionsplan gehört, ist bezüglich der Concurrenz mit den Oeffentlichen Schulen und bezüglich der Nothwendigkeit, daß unsere deutsche Jugend eine gründliche Kenntniß beider Sprachen sich aneigne, ein Erforderniß unserer Zeit.

So wie es nun als die zweckmäßigste Methode anerkannt und in vielen unserer Gemeindeschulen geübt wird, daß im Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche und umgekehrt die Aufgaben und Uebungen in gehöriger Stufenfolge wechselseitig parallel neben einander laufen, so ist gewiß auch dieselbe Methode beim Unterrichte in der Grammatik beider Sprachen in unsern Gemeindeschulen zu empfehlen.

Eine derartige kurzgefaßte deutsch-englische Grammatik, in welcher nach dieser Methode die deutsche und englische Sprache behandelt wird, wäre als Lernbuch in den Händen der Schüler von großem Nutzen.

Es folgen nun einige Andeutungen betreffs des Inhalts und des Lehrganges einer solchen deutsch-englischen Schulgrammatik, die den Zweck haben, das Verlagskomite auf die Bearbeitung und Herausgabe eines solchen Schulbuches aufmerksam zu machen, die aber keineswegs beanspruchen, als Norm für den Inhalt und Lehrgang des Buches angesehen zu werden.

Deutsch-Englische Schulgrammatik.

I. Einleitende Erklärungen. Introductory Definitions.

Die deutsche Sprache besteht aus vielen Wörtern. Ein Wort besteht aus Silben; es giebt einsilbige, zweisilbige, dreisilbige und vielsilbige Wörter. Eine Silbe besteht aus Buchstaben; die Buchstaben werden eingetheilt in Selbstlaute und Mitlaute.

There are many words in the English Language. A word consists of syllables. A word of one syllable is called a *monosyllable;* one of two syllables, a *dissyllable;* of three syllabes, a *trisyllable;* of four or more syllables, a *polysyllable.* A syllable consists of letters; the letters are divided into *vowels* and *consonants.*

Die obigen Erklärungen sind auf dem Wege der Anschauung mittelst Beispielen zu entwickeln. Hierin nur eine kurze Andeutung.

Man schreibt an die Wandtafel das Wort Buch, und sagt den Schülern, „Buch ist ein Wort;" die Schüler wiederholen, „Buch ist ein Wort." Man schreibt an d. W. das Wort gehen, und fragt: Was ist gehen? Antw.: Gehen ist ein Wort. Man schreibt an d. W. die Wörter schön, Haus, oft &c. Fr.: Was sind schön, Haus, oft &c.? Antw.: schön,

Haus, oft sind Wörter. Lehrer: Die deutsche Sprache besteht aus vielen Wörtern. Schüler: Die deutsche Sprache &c.

Uebung. Schreibt 20 Wörter auf die Schiefertafel.

The teacher writes upon the blackboard the words, 'nice, remains, un-der-stand, be-ha-vi-or'. Teacher: 'The word nice has but one syllable.' Pupil repeats, 'The word nice etc.' Teacher: How many syllables has the word 'remains'? Pupil: The word 'remains' has two syllables. Teacher: 'Name the first syllable, the second one'. Teacher: How many syllables has the word 'understand'? Pubil: The word 'understand' has etc. Teacher: 'Mention the third one, the first one, the second one.' And so forth. Teacher: 'A word of one syllable is called a *monosyllable*, one of two syllables a *dissyllable* etc.' Pupils repeats: 'A word of one syllable is called a *monosyllable* etc.'

EXERCISES. Tell which are monosyllables, dissyllables, trisyllables, polysyllables, and why: — Pink, lily, ordinary, silvery, book, grammatically, relatives etc.

Let the Pupil write upon a slate four monosyllables, four dissyllables, four trisyllables, four pollysyllables.

Der Lehrer erklärt den Unterschied zwischen einem Selbstlaut und Mitlaut, indem er den Schülern mittelst Beispielen klar macht, wie ein Selbstlaut für sich selbst ohne Verbindung mit andern Buchstaben als Silbe ausgesprochen werden kann, ein Mitlaut dagegen nur in Verbindung mit einem Selbstlaute eine Silbe bilden kann. Man schreibt dann an die Wandtafel alle Selbstlaute: a, e, i, o, u; ä, ö, ü; au, ai, ei, äu, eu; und zeigt, wie dieselben eingetheilt werden in Grundlaute, Umlaute und Doppellaute. Nachdem die Selbstlaute dem Gedächtnisse übergeben sind, sagt man den Schülern, daß alle übrigen Buchstaben Mitlaute sind.

Uebungen. Nenne in jedem der folgenden Wörter erst die Selbstlaute, dann die Mitlaute. In, und, bleiben, Aufmerksamkeit &c.

Schreib auf die Schiefertafel 6 Selbstlaute, 12 Mitlaute.

Sind die obigen Erklärungen im Deutschen recht verstanden und durch mündliche und schriftliche Uebungen befestigt, so sind dadurch dieselben Erklärungen im Englischen also vorbereitet, daß sie von den Schülern desto leichter erfaßt werden.

II. Die Wortarten. The Parts of Speech.

Alle Wörter in der deutschen Sprache theilt man ein in 10 Classen, oder Wortarten, nämlich: Dingwörter, Geschlechtswörter, Fürwörter, Eigenschaftswörter, Zahlwörter, Zeitwörter, Umstandswörter, Bindewörter und Empfindungswörter.

There are in English 9 classes of words, called *Parts of Speech*, namly: *Nouns*, *Articles*, *Pronouns*. *Adjectives*, *Verbs*, *Adverbs*, *Prepositions*, *Conjunctions* and *Interjections*.

1. Dingwörter. *Nouns.*

Ein Dingwort ist der Name eines Dinges. August lernt. Der Knabe ist fleißig. Der Hund bellt. Er reist nach Deutschland. Die Blume ist schön. Die Wahrheit ist lieblich; die Lüge ist häßlich. Fliehe den Haß; übe die Liebe.

Lehrer: Lies den ersten Satz. Schüler: August lernt. Welches Wort in diesem Satze ist der Name einer Person? August. Lehrer: Eine Person ist im allgemeinen ein Ding; das Wort August ist der Name eines Dinges, also ein Dingwort. Welches Wort im zweiten Satze ist der Name eines Dinges? Knabe. Lehrer: Nenne das Dingwort im dritten Satze. Schüler: Hund. Warum ist das Wort Hund ein Dingwort? Weil das Wort Hund der Name eines Dinges ist. Welches sind die Dingwörter im vierten und fünften Satze? Deutschland, Blume. Lehrer: Nenne im fünften Satze die Wörter, welche keine Dingwörter sind. Schüler: die, ist, schön. Lehrer: Es gibt auch Dinge, die wir nicht sehen können, die wir uns aber denken oder vorstellen können. Nenne in den letzten zwei Sätzen die Dingwörter, welche Namen solcher Dinge sind, die man nicht sehen, sich aber denken kann? Schüler: Wahrheit, Lüge, Haß, Liebe.

Uebungen. Nenne in den folgenden Sätzen die Dingwörter. Das Pferd läuft schnell. Die Taube dort auf dem Dache gehört mir. Louis und Heinrich gehen mit einander zur Schule. Die Kuh gibt Milch. Ein Baum hat Blätter. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.

Schreib auf die Schiefertafel 6 Namen für Personen; 6 Namen für Thiere; 6 Namen für Länder; 6 Namen für Flüsse und Berge; 6 Namen für Dinge im Garten; 6 Namen für Dinge, die man nicht sehen, sich aber denken kann.

Alle Dingwörter werden mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben.

Schreibe die folgenden Wörter auf die Schiefertafel und verbessere die Fehler. Haus, thür, Nein, und, klein, Groß, Berg, Geld, weisheit, Hochmuth, Demuth, in, Mein, König, fürst, ist, Schön.

The word noun means name.

In the sentence, 'William is learning,' which word is the name of a *person?* Answer. *William.* — In the sentence, 'The child is playing,' which word is the name of a *person?* Answer. *Child.* — In the sentence, 'The dog barks,' which word is the name of an *animal?* — In the sentence, 'I live in Indiana,' which word is the name of a *place?* — In the sentence, 'The slate is mine,' which word is the name of a *thing?* — In the sentence, 'Truth is lovely,' which word is the name of something we cannot see, but can think of? Answer. *Truth.*

William, child, dog, Indiana, slate, truth are generally called '*objects.*' Therefore, '*A noun is the name of an object*'.

EXERCISES. Point out the nouns in each of the following sentences, and give the reason for supposing it such. Mary has gone. The boy is studying. The hen eats corn. The cow gives milk. A tree has leaves. A house has doors. A carriage goes on wheels.

Write upon a slate six names of persons; six names of animals; six names of places; six names of mountains and rivers; six names of things we cannot see, but can think of.

Eigennamen und Gemeinnamen. *Proper and Common Nouns.*

Ein Eigenname ist ein Name, der nur einem Dinge eigen ist; als: Heinrich, Lydia, Deutschland, Asien, Missouri, Ohio. Ein Gemeinname ist ein Name, der allen Dingen derselben Art gemein ist; als: Blume, Haus, Stern, Fluß, Berg, Sohn, Tochter, König.

Eine Darstellung der anschaulich katechetischen Entwickelung grammatikalischer Begriffe wird in der sogenannten deutsch-englischen Schulgrammatik nicht nöthig sein, sondern muß dem Lehrer überlassen bleiben, und wird deßhalb in den noch folgenden Andeutungen nicht mehr stattfinden.

Uebungen. Schreib auf die Schiefertafel 10 Eigennamen und 10 Gemeinnamen. Nenne in jedem der folgenden Sätze das Dingwort; sage, ob dasselbe ein Eigenname oder ein Gemeinname ist, und warum.

Georg ging über den Fluß. Mein Vetter wohnt in Indiana. Wien ist eine Stadt in Deutschland. Der König von Preußen ist zugleich Kaiser von Deutschland. In Arabien giebt es schöne Pferde. Georg Washington war Präsident der Vereinigten Staaten.

A proper noun is a name *peculiar* to an individual object; as, *Mary, Henry, Amerika, Buffalo, Mississippi.*

A common noun is a name *common* to all individuals of the same kind; as, *girl, boy, town, river, tree.*

Proper nouns always commence with a *capital letter.*

EXERCISES. Parse all the *nouns* in the following sentences; that is, tell which words are nouns, and which are *proper*, and which are *common*, and give the reason for your opinion.

Henry crossed the street. — *Henry* is a *noun,* because it is the *name of an object; proper,* because it is a name peculiar to *an individual object. River* is a *noun,* because it is the *name of an object; common,* because it is a name to all individuals of the same kind.

Corn grows in Indiana. America contains many cities. Franklin was a wise man. In Africa are large deserts. No man can be happy without God.

Write upon the slate the following nouns and correct the errors. Iowa, state, King, Father, Mother, son, charles, anna, girl, boy, Lady, Gentleman, Columbia, Paris, London, City, town.

2. Geschlechtswörter. *Articles.*

Geschlechtswörter bestimmen das Geschlecht der Dingwörter. Es giebt in der Sprache drei Geschlechter: das männliche Geschlecht, das weibliche Geschlecht und das sächliche Geschlecht. Dingwörter, vor welche man das Wort der setzen kann, gehören zum männlichen Geschlechte, als: der Mann, der Sohn, der König, der Löwe, der Baum, der Tisch, der Wind. Dingwörter, vor welche man das Wort die setzen kann, gehören zum weiblichen Geschlechte, als: die Frau, die Tochter, die Königin, die Löwin, die Blume, die Bank, die Luft. Dingwörter, vor welche man das Wort das setzen kann, gehören zum sächlichen Geschlechte, als: das Buch, das Kleid, das Gras, das Pferd, das Thier, das Haus, das Kind.

Der, die, das sind bestimmte Geschlechtswörter, weil sie das Geschlecht der Dingwörter bestimmt bezeichnen. Ein, eine, ein sind unbestimmte Geschlechtswörter, weil sie das Geschlecht der Dingwörter unbestimmt bezeichnen, als: ein Mann, ein König, eine Frau, eine Tochter, ein Buch, ein Haus. Man sagt: ein Fürst, ein Kind; Fürst ist männlichen Geschlechts und Kind ist sächlichen Geschlechts. Ein bezeichnet also das Geschlecht eines Dingwortes unbestimmt.

Uebung. Setze vor die folgenden Dingwörter zuerst das bestimmte Geschlechtswort, darnach vor dieselben Dingwörter das unbestimmte Geschlechtswort. Kaiser, Freundin, Mädchen, Sonne, Mond, Vogel, Rabe, Edelstein, Grube, Herrlichkeit, Licht, Ewigkeit, Bibel.

An article is a word placed before a noun, to show the manner in which it is used. There are *two* articles: THE, the *definite* article; and A or AN, the *indefinite* article. The definite article shows that the noun is used *definitly;* as, the horse, the boy, the girl, the tree. The indefinite article shows that the noun is used *indefinitly*; as, a man, a mother, an eagle, an apple, a cow, an hour.

A is used before words beginning with a consonant; as, a king, a lion, a fox, a house

An is used before words beginning with a vowel or silent h; as, an inch, an urn, an idle boy, an hour, an honor.

EXERCISES. Put the proper indefinite article before the following nouns: Carriage, owl, river, friend, enemy, youth, application, bay, ocean, hourglass, house.

Parse the articles in the following sentences: The roses in the garden. The rose is a beautiful flower. A daughter of the king. The son of the duke. An eagle's nest.

The is an article definite, because it shows that the noun is used definitly, and belongs to roses. *A* is an article indefinite, because it shows that the noun is used indefinitly, and belongs to flower.

3. *Gender.* Geschlecht.

There are four genders in the English Language; the *masculine*, the *feminine*, the *common*, and the *neuter*.

The *masculine* gender denotes males; as, father, son, Charles, brother, horse, ox.

The *feminine* gender denotes females; as, mother, daughter, Mary, sister, mare, cow.

The *common* gender denotes either males or females, or both; as, parent, child, cousin, people, animal.

The *neuter* gender denotes neither males nor females; as, book, rose, wisdom, cloud, ear, hand.

In English the gender is not distinguished by the Article; but is distinguished by the use of different words, by difference of ending, or by prefixing a distinguishing word. — Example. Boy, girl; actor, actress; he-bear, she-bear.

Exercise. Tell the gender, and why: — Brother, seamstress, parent, father, mother, son, daugther, child, gander, goose, snow, book, husband, wife, king, queen, teacher, master, miss, nephew, person.

4. Zahlform. *Number.*

Die Dingwörter können in der Einzahl oder in der Mehrzahl stehen. Ein Dingwort steht in der Einzahl, wenn nur **ein** Ding damit gemeint ist, z. B. Kind, Haus, Vater, Bruder. Ein Dingwort steht in der Mehrzahl, wenn mehre Dinge derselben Art damit gemeint sind, z. B. Kinder, Häuser, Väter, Brüder. Wenn ein Dingwort in der Mehrzahl steht, so wird das bestimmte Geschlechtswort die davor gesetzt, z. B. der Baum, die Bäume; die Blume, die Blumen; das Haus, die Häuser.

Uebungen. Bilde aus der Einzahl der folgenden Dingwörter die Mehrzahl. Der Stern, die Tochter, das Mädchen, der Teller, die Gabel, das Band, der Fluß, die Hand, das Grab, der Engel.

Bilde aus der Mehrzahl der folgenden Dingwörter die Einzahl. Die Fische, die Mütter, die Opfer, die Kräuter, die Himmel, die Geschenke, die Exempel, die Vorstellungen, die Bedingungen. Setze vor dieselben Dingwörter das unbestimmte Geschlechtswort, z. B. ein Fisch, eine Mutter u. s. w.

Schlußbemerkung.

Es ist nicht die Absicht des Einsenders, die Andeutungen bezüglich einer deutsch-englischen Schulgrammatik noch weiter fortzusetzen. Das Obige wird genügen, sich über den Zweck und Nutzen eines solchen Schulbuches ein Urtheil zu bilden. Auch die Ueberzeugung sei schließlich hier noch ausgesprochen, daß der Eine und Andere unter der Lehrerschaft unserer Synode im Vergleich zu der obigen Darstellung Gediegeneres wird leisten können.

Kirchliche Rundschau.

Die allgemeine Missionskomite der bischöflichen Methodistenkirche hielt ihre Versammlung von Mittwoch, den 9. Nov., bis Samstag, den 12. Nov., in New York. Die Bischöfe waren bis auf zwei erschienen. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen für das mit dem 31. Oktober 1887 endende Rechnungsjahr $1,044,795. Die Verwilligungen für das folgende Jahr betrugen $1,150,000. Für Afrika wurden $4000 verwilligt, außerdem dem Bischof Taylor $12,000 als Gehalt für die vier verflossenen Jahre. Für Mexico wurden im Ganzen $59,000 verwilligt, für Südamerika $58,500, für China $117,000. Für Deutschland ergab sich die Summe von $35,060, wovon $600 für eine Kapelle in Berlin und $14,000 zur Abtragung der Kapellenschuld bestimmt sind. Von den $14,000 der Schweiz sind ebenfalls $6000 für die Kapellenschuld bestimmt. Dänemark wurde mit $9838, Norwegen mit $15,142 und Schweden mit $29,492 bedacht. Sodann kam Indien mit im Ganzen $123,365 an die Reihe, worauf dann Bulgarien, „dem Schmerzenskinde der Missionsgesellschaft," nach eingehender Besprechung $2154 zugewiesen wurden. Die Summe für Italien wurde auf $52,237 festgestellt, für Japan $56,000 und für Korea $18,265.

Da über die Art der Umlagen der Collekten für die verschiedenen Konferenzen nichts berichtet ist, so läßt sich nicht sagen, wie viel von den Verwilligungen in den Konferenzen aufgebracht werden. Es werden z. B. die für Deutschland (das in einer Reihe mit Indien und China genannt wird) bewilligten $35,060 keineswegs ganz in Amerika aufgebracht und dann nach Deutschland geschickt, sondern das Meiste davon wird in Deutschland selbst von den betr. Gemeinden collektirt, aber unter den Bewilligungen mitgerechnet, weil Deutschland auch als Missionsgebiet behandelt wird.

In einer der Sitzungen wurde der Vorschlag gemacht, die Versammlung des allgemeinen Missionskomites nicht immer in New York, sondern auch in andern Städten zu halten. Außerdem wurde die Gründung von Stadtmissionsgesellschaften besprochen und empfohlen.

Eine Konferenz für Verbreitung des Evangeliums in den größeren Städten wurde unlängst in Philadelphia gehalten. Die Fragen, über die verhandelt wurde, waren: Die Wichtigkeit der Evangelisationsarbeit in den Städten und die besten Methoden dieser Arbeit. Es wurde von einem der Redner der Umstand betont, daß eben der Zustand der Masse des Volkes bestimmend ist für den Zustand der ganzen Gesellschaft. Die Kluft zwischen der Kirche und der Masse der Bevölkerung der Städte werde immer größer. So seien in Philadelphia zwar 700 Räumlichkeiten, in denen Gottesdienst gehalten werde, aber sie seien nur für ein Viertel der Bevölkerung genügend. Dabei seien die Kirchen nicht einmal frei, und der erste Schritt, der gethan werden müsse, sei die Freigebung der Kirchensitze für alle Gottesdienste. Ebenso wurde die Missionsarbeit in der Seelsorge für die einzelnen Familien besprochen, sowie die Wichtigkeit der Verbindung der Kirche mit den Massen des Volkes. Die Kirche dürfe vor dem Laster und der Armuth nicht den Rückzug antreten, sondern sie finde gerade diesen gegenüber ein wichtiges Feld ihrer Thätigkeit. Einer der Redner hatte die Missionsthätigkeit an der reichen und angesehenen Klasse zum Gegenstand. Die Armen könne man immer noch verhältnißmäßig leicht erreichen, aber die höhern Schichten der Gesellschaft schließen dem Evangelium die Thüre; sie seien viel zu „respectabel," als daß ihnen das Evangelium verkündigt zu werden brauche und es handle sich ebenso darum, für die Rettung der Reichen und Angesehenen zu arbeiten, wie für die der Armen. Die Kirchen seien zum Theil nur religiöse Clubhäuser. Ein andrer Redner bemerkte, daß sensationelles Predigen wenig Werth habe. Man müsse alle derartige Phantasterei aufgeben, da der Geist Gottes das Entscheidende sei. Nur die Verbindung, in der man mit Gott stehe, führe zur rechten Verbindung mit der Masse der Bevölkerung.

Der Zustand der englischen Staatskirche und ihre Zukunft wird je nach der Stellung der einzelnen Parteien sehr verschieden beurtheilt. Daß Ritualisten und Liberationisten um so befriedigter sind, je unhaltbarer die gegenwärtigen Zustände werden, ist leicht erklärlich. Um so besorgter ist die evangelische Partei. Der Bischof von Liverpool, Dr. Ryle, „der leitende Prälat" der evangelischen Schule in England, bespricht in einem kleinen Schriftchen die seiner Kirche drohenden Gefahren. Früher schrieb er ausgezeichnete Traktate über Gegenstände des christlichen Lebens. Seitdem er Bischof geworden ist, setzt er seine ganze Kraft daran, seine Kirche vor dem Untergang zu retten. Die Gefahr ist nach seinem Urtheil sehr groß. „Geht die Kirche" — so schreibt er — „auf dem Wege, den sie eingeschlagen hat, weiter, so wird England über kurz oder lang katholisch; wird die Kirche aber aufgelöst, so wird England über kurz oder lang heidnisch;" den jetzigen Zustand der Staatskirche nennt er unumwunden einen Zustand „des Chaos, der Verwirrung, der Anarchie. Die kirchlichen Gerichtshöfe werden nicht respectirt; der Bischöfe Gewalt erstreckt sich nur auf unwesentliche Dinge; die kirchliche Disciplin ist so gut wie aufgehoben."

Wenn nun aber Bischof Dr. Ryle eine Besserung nur von der königlichen Suprematie auch in kirchlichen Dingen hofft, so ist diese Hoffnung eine sehr schwache, denn die gegenwärtige kirchliche Strömung bewegt sich gerade in entgegengesetzter Richtung. Die von dem Erzbischof von Canterbury eingebrachte Patronatsbill wurde von Lord Grimthorpe als die revolutionärste kirchliche Maßregel seit den Tagen des langen Parlaments (aufgelöst 1653) bezeichnet. Durch diese Bill wird zwar den Gemeinden ein Protestationsrecht gegen den vom Patronat präsentirten Geistlichen eingeräumt, aber auch zu gleicher Zeit bestimmt, daß Proteste wegen angeblicher Heterodoxie und extravaganter Lehre kein Hinderniß für die Instituirung des Geistlichen bilden. Damit wäre natürlich dem Ritualismus allerorten in der englischen Staatskirche die Thür aufgethan.

So ziemlich das Gegentheil von dem, was Bischof Dr. Ryle sagt, berichtete, als „Reiseeindrücke und Beobachtungen" Rev. Reginald Starr bei einer Versammlung des Trinity-College in Toronto, Canada. Die Kirche Englands sei zu neuem Leben erwacht. Drei Hauptrichtungen werden angeführt, auf denen sich dieses Leben Bahn breche. Zuerst in der fast gänzlichen Abwesenheit des Parteigeistes. Man verstehe zu unterscheiden zwischen Sachen des Glaubens und der Meinung, und die verschiedenen Führer der Kirche brächten nur die Mannigfaltigkeit der Kräfte in der Einheit des Leibes Christi zum lebendigen Ausdruck. Dieser Einheit entspreche zweitens die Streitbarkeit der Kirche. Es wird dabei hingewiesen auf die großartige Thätigkeit, welche zwar nicht officiell von der englischen Staatskirche, aber dennoch vielfach von Gliedern derselben, auf dem Felde der äußern und innern Mission entwickelt wird. Ebenso wird bemerkt, daß seit dem Regierungsantritt der Königin sieben neue Bisthümer in England durch freiwillige Beiträge gegründet worden seien. Die Kathedralen werden wieder hergestellt und verschönert und zu volksthümlichen Gottesdiensten verwendet. (Es ist freilich nicht klar, ob mit diesen allgemeinen Ausdrücken die Thätigkeit der Ritualisten geschildert ist, die allerdings in ihrer Art der Kirchenschmückung bedeutendes leisten. D. R.) Die 12,000 Kirchenschulen sowie der Einfluß der Kirche auf die im Jahre 1870 gegründeten Regierungsschulen werden ebenfalls hervorgehoben und dann noch auf die bedeutende Vermehrung der Geistlichkeit, sowie auf die Verwendung der Laienkräfte im Dienste der innern Mission hingewiesen und gesagt: „Es ist, als hätte die alte historische Kirche des Landes sich gleich einem neugestärkten Riesen erhoben, um in verjüngter Kraft dem Volke des Landes zu dienen."

Als dritte Hauptrichtung, in der sich das neue Leben der englischen Kirche erweise, wird ihre „Elasticität" genannt. Was unter diesem schon an und für sich etwas elastischen Ausdruck zu verstehen sei, wird wohl am klarsten ausgesprochen in den Worten: „In den schützenden Armen der zu neuem Leben erwachten Mutterkirche Englands ist nunmehr Platz für einen jeden — vom Fürsten bis zum Landmann — vom zurückgekehrten Wesleyaner bis zum bekehrten Römling." Es scheint diese „Elasticität" der

Kirche zum Theil dasselbe zu sein, was Bischof Ryle als den Zustand des Chaos der Verwirrung und Anarchie bezeichnet.

Man wird dem Rev. Starr allerdings zu Gute halten müssen, daß ihm während seines Aufenthaltes in England vorzugsweise die Lichtseiten des englischen Staatskirchenwesens ins Auge gefallen sind. Aber das würde doch den Widerspruch seiner Auffassung mit der des Bischofs Ryle nicht ganz erklären. Die Lösung des Räthsels liegt vielmehr darin, daß Rev. Starr die Dinge im Lichte des Ritualismus betrachtet, wie sich das in seinem überschwänglichen Schlußworte zeigt. Die Kirche von England habe gleich einem Alpenstrom, der im Sommer sein schmales Bett zu enge finde, ihre Ufer überschritten und „die ganze Ebene menschlicher Verhältnisse überfluthet mit dem lebenspendenden und heilbringendem Strome des Wortes und der Sakramente — ja des inkarnirten Lebens ihres auferstandenen und aufgefahrenen Herrn.“ Gerade dieses letztere, daß Christus in der Kirche (d. h. in der hier allein anerkannten Episcopalkirche) ebenso inkarnirt sei, wie er persönlich in seinem Leibe, der getödtet wurde, inkarnirt war, ist eben durchaus ritualistische Anschauung. Wenn nun aber weiter gewünscht wird, daß die Kirche hier auch Antheil an diesem neuerwachten Leben erhalte, so hat dieser Wunsch, der sich ganz im Einklang mit der gegenwärtigen Zeitströmung befindet, Aussicht genug auf eine baldige Erfüllung.

Die römischen Klöster in England sind ein sprechendes Beispiel dafür, wie die römische Propaganda einerseits versteht sich einzuschleichen, andererseits aber auch vor keinen Gewaltmitteln zurückschreckt. Obwohl im Jahre 1829 nur Nonnenklöster in England gestattet wurden, Mönchsklöster dagegen verboten blieben, so sind nicht weniger als 67 Mönchsklöster errichtet und von der englischen Regierung geduldet worden. Nonnenklöster sind in England und Schottland — ohne Irland — nicht weniger als 232. Ueber dieselben werden unter Beibringung urkundlicher Belege Dinge berichtet, von denen man gewöhnlich glaubt, daß sie nur im Mittelalter möglich gewesen seien. Dem Gefängnißstil, in dem die Klöster erbaut sind, entspricht die Thatsache, daß sie im Innern nicht bloß Wohn-, sondern auch wirkliche Gefängnißzellen enthalten. Die „geistliche“ Macht der Obern wird vielfach durch die fünf- oder siebenschwänzige Katze ausgeübt, d. h. eine Peitsche mit fünf oder sieben Enden von geflochtenem Eisendraht. Als weitere Bußinstrumente dienen eiserne Ringe für Kopf, Arme, Beine und Leib, die an der Innenseite mit Stacheln versehen sind. Auch zum Stigmatisiren gibt es ein besonderes Instrument, die sogenannte „Nuß,“ mit welcher den Nonnen die fünf Wunden Christi auf die Hand oder die Stirn gedrückt werden. Es wird ferner nachgewiesen, daß Nonnen und Novizen gegen ihren Willen im Kloster zurückgehalten und eingekerkert werden und ihnen die Nahrung entzogen wird. Der Zweck dieser Gewaltmittel ist oft nur der, sie zu zwingen, ihr Vermögen dem Kloster zu vermachen. Ein derartiges Verfahren würde im gewöhnlichen Leben als „Raub“ bestraft werden, in den Klöstern wird es geduldet. Es wird deßhalb in der Schrift, welche diese Zustände aufdeckt, verlangt, daß die Klöster wenigstens von Zeit zu Zeit von Staatswegen revidirt werden sollten.

So groß aber auf der einen Seite die Hinneigung zum Katholicismus in England ist, so ängstlich ist man auf der andern Seite bestrebt jede formelle Anerkennung Roms seitens der englischen Regierung zu verhindern. Der Vorstand des protestantischen Bundes (Protestant Alliance) hatte aus einer Mittheilung des Sir George Errington an Sir George Campbell geschlossen, daß die englische Regierung beabsichtige eine Deputation nach Rom zu senden, um den Papst zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum zu beglückwünschen. Daraufhin hat derselbe an die Mitglieder des Bundes ein Circular geschickt, in welchem u. a. gesagt ist: „Es ist zu hoffen, daß Ihrer Majestät Regierung bei Zeiten gewarnt wird und sich entschließen wird, eine solche Absicht, wenn überhaupt gehegt, wieder aufzugeben. Eine solche Deputation an den Vatican ist ein direkter Schritt zur Herstellung von engeren Beziehungen mit der römischen Kurie. Das päpstliche kanonische Recht behauptet, daß der Papst eine indirekte weltliche Macht über alle Königreiche habe, daß er Königen ihre Reiche nehmen

und Unterthanen ihres Eides entbinden kann. Deßhalb verbietet der „Act of Settlement" die Gemeinschaft oder die Wiederaussöhnung (communion or reconcilition) mit dem römischen Stuhl. Eine offizielle Beziehung oder Annäherung an das Papstthum widerstreitet durchaus den Landesgesetzen, würde eine Gesetzesübertretung und ein Verfassungsbruch sein. Das Königreich von Großbritannien und Irland und der römische Stuhl können nur durch Gesandte Beziehungen unterhalten. Aber dem Rechtstitel des Throninhabers liegt die Bedingung zu Grunde, daß er nicht versöhnt werden oder eine Verbindung anknüpfen und unterhalten soll mit dem Stuhl oder der Kirche von Rom. Der Vorstand des protestantischen Bundes glaubt, daß eine etwaige im Namen Ihrer Majestät erfolgende Beglückwünschung des Papstes bei seinem 50jährigen Jubiläum einer Schmälerung der Souveränetät dieses protestantischen Königreichs gleichkommt und als loyale Unterthanen Ihrer Majestät bitten sie ernstlich, daß keine Schritte gethan werden möchten, welche eine Verletzung des Krönungseides und der Deklaration bedeuten."

Der Vorstand fordert dann noch die Gliedes des Bundes auf, nach Kräften dahin zu wirken, daß die Regierung und Gesetzgebung sich von Schritten fernhalten, welche zur Wiederaufnahme des diplomatischen oder überhaupt eines officiellen Verkehrs mit dem römischen Stuhl führen könnten.

Allerdings wird sich der Vorstand des protestantischen Bundes die Thatsache nicht verhehlt haben, daß die englische Regierung schon in unofficiellen Verkehr mit Rom getreten ist, wobei eben Lord Errington den Zwischenhändler machte, um den Papst zur Beruhigung der Irländer zu bestimmen, die dann aber gerade in dieser Hinsicht die Unfehlbarkeit des Papstes so wenig respektirten als das Centrum im Reichstag oder die Anhänger McGlynns. Nun ist allerdings die officielle Anerkennung als weltlicher Souverän ebenso sehr Lieblingswunsch bei Leo XIII. als es die Unfehlbarkeit bei Pius IX. war und es ist nicht unmöglich, daß die englische Regierung als Gegenleistung für die politische Anerkennung des Papstes ein kräftigeres Eintreten desselben für die Anerkennung der Oberhoheit Englands bei den Irländern hofft, mit denen die englische Polizei allein nicht fertig werden kann.

Der am 26. October dieses Jahres angezeigte Austritt Spurgeons aus der Baptistenkirche hat die ganze kirchlich gesinnte Bevölkerung Englands in Staunen und Aufregung versetzt. Ganz unvorbereitet war die Sache nicht. Schon wochenlang vorher hatte Spurgeon in seinem Blatt „„Sword and Trowel" Klagen über den Rückgang des Glaubens und die Hinneigung der baptistischen und kongregationalistischen Geistlichen zu unitarischen Anschauungen erhoben, so daß es den Anschein gewinnt, als hätten jene Artikel nur als Vorbereitung für seine Austrittserklärung dienen sollen. In einem Briefe erklärt Spurgeon: daß es einem Verrathe gegen unsern Herrn Jesus gleichkomme, auf Kosten der Wahrheit Einigung anzustreben. Thatsächlich gehörten die Gläubigen einer Gemeinschaft an, in welcher auch solche als vollberechtigt anerkannt würden, welche das Sühnopfer Christi und die Persönlichkeit des heiligen Geistes leugnen, welche den Sündenfall eine Fabel und die Gerechtigkeit aus dem Glauben unsittlich nennen und dafür halten, daß es eine weitere Prüfungszeit gibt nach dem Tode und eine schließliche Rettung aller Verlorenen.

Eine neue Denomination will Spurgeon nicht gründen. Er hält das für nicht nothwendig, so lange es noch Gemeinden gäbe, die sich selbst frei regieren und verwalten. Damit ist er allerdings auf dem äußersten Punkte des englischen Independentismus angelangt: der Auflösung aller kirchlichen Gemeinschaft in eine bloße geistige Verwandtschaft und alles kirchlichen Lebens im Geistesleben des Einzelnen. Daß ein solches Extrem wiederum das andere der bloß äußern Kirchengemeinschaft hervorruft und stärkt, ist selbstverständlich. Aus den Aeußerungen Spurgeons geht übrigens hervor, daß er auch das Freikirchenthum keineswegs schon als eine Schutzwehr gegen das Eindringen des Unglaubens betrachtet. Daß aber die Einzelgemeinde sich allein besser gegen ein solches Eindringen des Unglaubens wehren kann, mag sich wohl ebenso als eine Täuschung erweisen, wie sich die Meinung, daß das Dissenterthum gegen den Unglauben schütze, als eine solche erwiesen hat.

Die zweite Versammlung des internationalen katholischen Congresses für sociale Reform hat vom 4.—7. September in Lüttich getagt. Sein Zweck ist allerdings nicht die sociale Reform an und für sich, sondern diese soll, wie sich das ja von selbst versteht, nur ein Mittel werden, den römischen Katholicismus zu stärken, namentlich aber den Aberglauben zu wecken und zu verbreiten, daß die Herrschaft Roms die Umgestaltung oder doch wenigstens den Umsturz der socialen Verhältnisse verhindern könne und werde.

Erst im Verlauf des Congresses trat diese Tendenz deutlicher hervor. Der Bischof von Lüttich sprach sich am ersten Tage scharf gegen jene Arbeitgeber aus, welche die Arbeiter wie Maschinen und nicht wie Menschen behandeln. Die erste Pflicht der Arbeitgeber sei, ihren Arbeitern ein gutes Beispiel von Frömmigkeit, Bescheidenheit und Demuth zu geben. Es sei ein Fehler, vor den Augen der darbenden Arbeiter den größten Luxus zu entfalten, neben die ärmlichen Hütten prächtige Paläste zu stellen. Als Abhilfsmaßregel empfiehlt der Bischof die Staatshilfe, Einschränkung des Luxus, Einführung der Sonntagsruhe und vor allem das, daß die religiöse Erziehung (natürlich im Sinne Roms) die einzige Grundlage der Gesellschaft werde. Graf Loe, einer der Führer der rheinischen Ultramontanen, erklärte, man müsse den Katholicismus und seine Lehren dem Socialismus und seinen Irrlehren entgegensetzen. Etwas mehr praktischer Art war der Vorschlag des französischen Großindustriellen Harmel, überall christliche Arbeitervereine zu gründen. Msgr. Kernaret forderte als ersten und nothwendigsten Schritt die Abschwörung aller „Revolutionsideen" von der Freiheit der Arbeit, des Gewissens und der Religion. Damit aber auch die Komik nicht fehle, empfahl Pater Celestin, der Provinzial der belgischen Kapuziner, als Universalheilmittel für alle socialen Schäden die Ordensregeln des heil. Franz von Assisi, nach welchen sich die Welt von Anfang an hätte richten sollen. Der Pater ist allem Anschein nach mit seiner eigenen socialen Lage sehr zufrieden und macht eben seinen so „praktischen" Vorschlag aus eigener Erfahrung. Die Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaates zeigt den wahren Zweck dieser katholisch-socialen Bestrebungen ganz unverhüllt. Wenn aber als besondere sociale Maßregeln die Stellung der Zünfte unter den Schutz eines Heiligen, sowie Theilnahme der Zünfte an den Prozessionen vorgeschlagen werden, so ist das gut römisch; es ist nichts anderes als die Wiedereinführung des altrömischen Götzendienstes in christlich scheinenden Formen. In diese alten Schläuche, die nicht einmal mehr das Flicken aushalten, will man den socialen Most der heutigen Zeit fassen!

Ein eigenthümliches Fest hat vor einigen Monaten in Schlesien stattgefunden, nämlich die fünfzigjährige Gedenkfeier der Einwanderung der evangelischen Bewohner des Zillerthales in Tyrol nach Schlesien. Im Festzug zur Kirche gingen noch sieben der Eingewanderten, vier Frauen und drei Männer. Nach dem Festgottesdienst fand ein Festmahl statt, ebenso noch eine besondere Festfeier des Nachmittags. Ein Denkmal soll dem Gedächtniß eines der Eingewanderten, Namens Fleidel, der alle Verhandlungen bezüglich der Auswanderung mit der preußischen wie mit der österreichischen Regierung geführt hat, gewidmet werden.

Johannes Ronge, der schon lange vergessene Gründer des Deutschkatholicismus, ist am 23. October dieses Jahres in einem Wiener Krankenhause gestorben. Nur seine Todesnachricht ist es, die ihn zum letzten Male der Vergessenheit für eine kurze Zeit entrissen hat. Gerade an Johannes Ronge hat es sich gezeigt, wie eine an und für sich unbedeutende Persönlichkeit von den Wogen der Zeitereignisse hoch emporgetragen werden kann, aber dennoch ohne alle Wirkung bleibt, wenn der innere Gehalt fehlt. Die kirchenpolitische Lage zur Zeit des Auftretens von Ronge hatte mit der heutigen viele Aehnlichkeit. Der preußische Kirchenstreit, in welchem der Erzbischof von Köln, Droste-Vischering die Hauptrolle gespielt hatte, war beendigt — und Rom feierte nun seinen „Kirchenfrieden" durch die Ausstellung des „heiligen Rockes" in Trier. Daß in den 50 Tagen (vom 18. August bis 6. October 1884), während welcher der Rock ausgestellt wurde, über eine Million Pilger nach Trier kamen, konnte als Beweis dafür gelten, welche

Wurzeln der römische „Glaube“ im Volke geschlagen habe. Auf der andern Seite fehlte es auch nicht an solchen, die aus den verschiedensten Beweggründen nichts von dem Götzendienst Roms wissen wollten, die unzufrieden waren, aber ihrer Unzufriedenheit nicht öffentlich Ausdruck geben konnten oder wollten. Das zeigte sich deutlich an dem ungeheuren Aufsehen, welches der in den „sächsischen Vaterlandsblättern“ vom 15. October 1844 abgedruckte offene Brief Ronge's an den Bischof von Trier hervorrief. Der unbedeutende uud bis dahin unbekannte Ronge war mit einem Male ein berühmter Mann geworden. Dagegen zeigte sich die Unfähigkeit Ronge's, als es galt, den Elementen, die nur in ihrem Bestreben, von Rom loszukommen, einig waren, eine feste Gestaltung zu geben. Zumeist durch die Ueberhebung und Eitelkeit Ronge's wurden die wenigen wirklich religiösen Elemente, welche sich in der Masse des Deutschkatholicismus noch fanden, hinausgedrängt und so der Deutschkatholicismus zum Tummelplatz aller möglichen Geister, die nur verneinten, gemacht. Ebenso schnell als er sich erhoben, sank der Deutschkatholicismus wieder, und zwar viel weniger durch die Macht seiner Gegner als durch die Unfähigkeit seiner Führer, und man weiß heute kaum noch viel mehr von ihm als den Namen.

Die älteste lutherische Kirche in Amerika soll sich in Madison Co., Virginia, befinden. Im Jahre 1720 zogen nämlich 29 deutsche Familien, die vorher in den Goldminen von Germanna, Spotsylvania Co., Va., gearbeitet hatten, von dort weg und siedelten sich am Robertson Fluß in Madison Co., Va., an. Dort bauten sie im Jahre 1741 eine Backsteinkirche, die gegenwärtig noch steht. Die Orgel der Kirche wurde von Deutschland aus geschenkt, auch der König von Schweden gab dazu einen Beitrag. Ein Kaufmann in Lübeck schenkte silberne Kirchengeräthschaften, von denen allerdings im Laufe der Zeit verschiedene gestohlen wurden.

Schulnachrichten.

Lehrer Theod. Trost, Glied des evangelischen Lehrervereins, hat nach etwa zweimonatlicher Thätigkeit an der Gemeindeschule der evang. Salems-Gemeinde in Chicago, Ill., daselbst sein Schulamt niedergelegt und einen Ruf als Lehrer an die erste protest. Gemeinde in New Orleans angenommen.

Lehrer J. Marx, der im Juni d. J. unser Lehrerseminar absolvirte, hat nach viermonatlichem vergeblichen Warten auf Anstellung sich entschlossen, mittelst einer andern Beschäftigung sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Literarisches.

Der Gnadenwahlstreit will immer noch nicht zu Ende gehen. So ist denn auch unlängst wieder bei Tönnies, 14. u. Clinton Str., St. Louis, Mo., ein kurzes Schriftchen eines ungenannten Verfassers, der sich im Texte selbst als einen Ohioer bezeichnet, erschienen. Der Titel lautet: „Die verschiedenen Lehren von der Gnadenwahl und ihre Grundlagen. Von einem Lutheraner.“

Die ganze Darstellung des Schriftchens zeigt, daß es nicht für Theologen von Fach, sondern für Laien geschrieben ist. Darum sieht es so viel wie möglich von allen gelehrten Kunstausdrücken und dogmatischen Beweisführungen ab, und sucht die behandelte Frage in der einem Jeden verständlichen Sprache des alltäglichen Lebens darzustellen und durch Bilder aus der Jedem zugänglichen Erfahrung zu beleuchten. Ob das Schriftchen den Streit wieder von Neuem anfachen, oder ob es ein Schritt zu seinem Aufhören sein wird, läßt sich natürlich nicht sicher sagen. Wenn übrigens nicht Alles trügt, so wird es wohl das letztere sein, denn eines solch unfruchtbaren und verderblichen Streites muß man doch zuletzt müde werden.

Der Preis des obigen Schriftchens, das in seiner Art interessant und lesenswerth ist, beträgt 10 Cents.